BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36630618010019

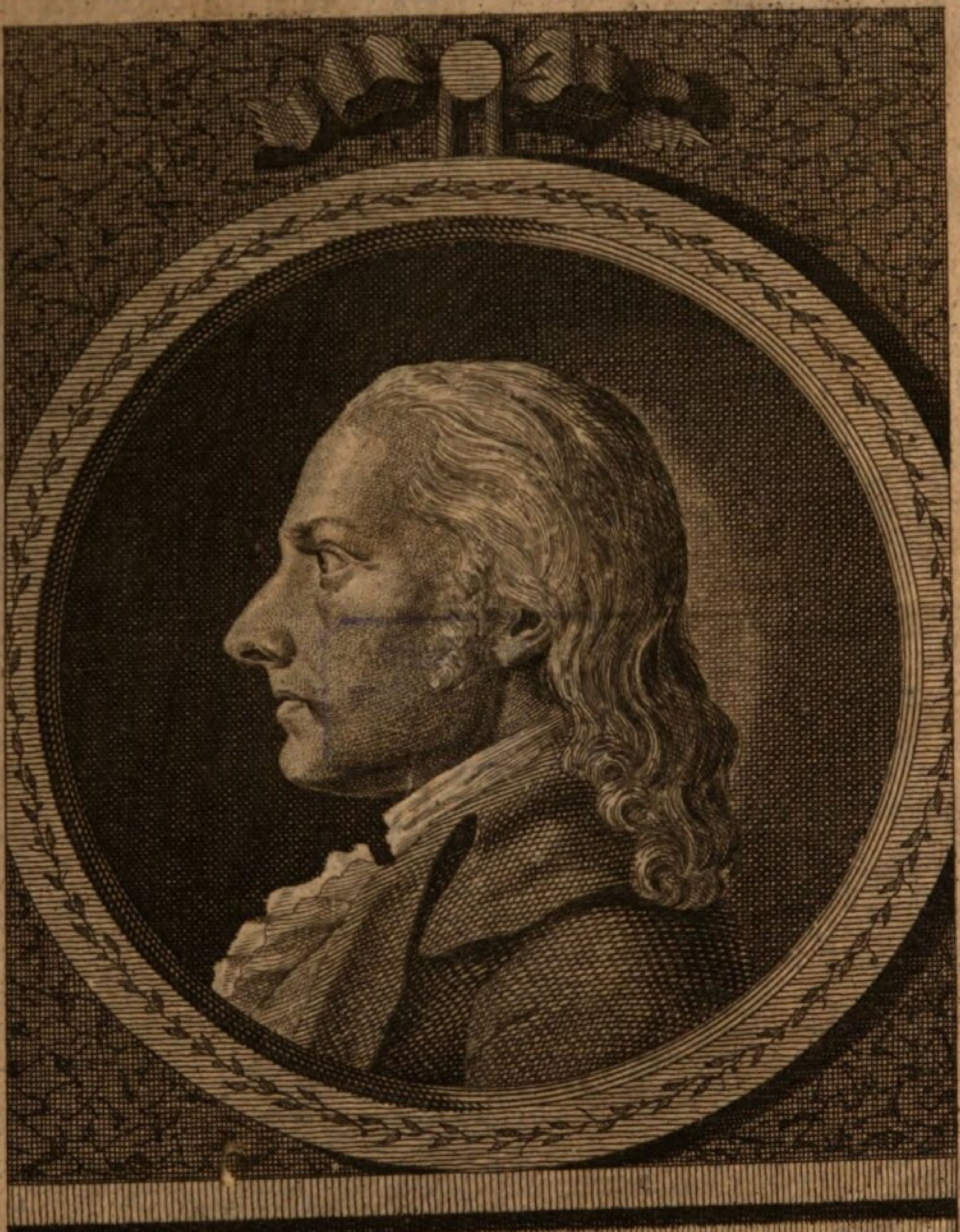
<36630618010019

Bayer. Staatsbibliothek

FS. F

Oec. 1032.-72
Oecon. Lex
14
~~Oec. gen. N= 21.~~
R

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



GERHARD ULRICH ANTON VIETH
öffentlicher Lehrer der Mathematik an der
Hauptſchule in Deſsau.
gebohren zu Hookſyl in der Herrſchaft Jever
1763 d: 8 Jan.

gezeichnet von Kolbe. geſtochen von Halle. Berl: 1796.

Staatsbibliothek

Oekonomiſch-technologiſche

Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Stats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft, und der Kunſt-Geſchichte,

in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der röm. kaiſerl. Akad. der Naturforſcher, der k. k. ökon. Geſellſch. in Krain, der ruſſ. kaiſerl. freyen ökon Geſellſch zu St. Petersb. und der kurf. maynz. Acad. der Wiſſ. Mitglied, der märk. ökon. Geſellſch. zu Potsd. Ehren-Mitglied, und Correſpondent, der kön. preuß gelehrt. Geſellſch. in Frankf. a. d. O. Beyſitzer, der Götting. deutſch. Geſellſch., der Oberlauſitzer Bienengeſellſch., u. der kurſächſ. ökon. Soc. in Leipz. Ehren-Mitglied, wie auch der ökon. patriot. Soc. in Schleſ. ordentl. Mitglied u. Correſpondent.

Zwey und ſiebenzigſter Theil.

Zweyte Auflage.

Von Leibes-Frucht, bis Leibes-Umfang.

Nebſt 32 Kupfertafeln auf $7\frac{1}{4}$ Bogen.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1805.

In der Buchhandl. des kön. preuß. geh. Commercien-Raths Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

L. L.

Leibes-Frucht, ein im Mutterleibe empfangenes Kind, welches, ſo lange ſolches noch im Leibe der Mutter verſchloſſen iſt, dieſen Nahmen hat; L. Embryo, Foetus (*); Fr. Fruit de ventre, Embryon, Fétus. In weiterer Bedeutung auch ein jedes Kind, ſo fern man daſſelbe als eine Frucht ſeines Leibes betrachtet. Kinder ſind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht iſt ein Geſchenk, Pſ. 127, 3.

Unter den verſchiedenen Hypotheſen, welche die Phyſiologen in Anſehung der Erzeugung vorgebracht haben,

(*) Einige machen einen Unterſchied zwiſchen Embryo und Foetus. *Embryo* nennen ſie die noch im Mutterleibe eingeſchloſſene Frucht; und *Foetus*, die eben izt auf die Welt gekommene völlig reife Leibesfrucht Noch Andere verſtehen, mit Drelincourt und Boerhaave, durch *Embryo* die erſte Grundlage des Menſchen, oder die im Ey enthaltene Frucht, ehe das Ey innerhalb der Gebärmutter angewachſen iſt; durch *Foetus* hingegen verſtehen ſie eben dieſelbe Frucht, wenn das Ey, vermittelſt der Zweige des Mutterkuchens, wirklich an die Gebärmutter angewachſen iſt.

haben, hat man noch bis izt dem Syſtem der Entwickelung vor den übrigen den Vorzug gegeben. Wenn bey dem menſchlichen Geſchlechte eine Empfängniß entſtehen ſoll, ſo muß der warme männliche Same in die Gebärmutter gebracht werden, ſich mit dem weiblichen vereinigen, und ein Ey befruchten. Iſt der warme Same des Mannes mit dem weiblichen vermiſcht, in dem Eyerſtocke angelangt, und hat ein von der Natur vorbereitetes reifes Ey angetroffen, ſo verrichtet er, vermöge ſeiner feurigen belebenden Kraft, ungefähr das, was ein Ferment bey der Gährung flüßiger Sachen verrichtet. Er ſetzt die Maſſe deſſelben in eine ſtarke Bewegung, und macht ſie dadurch zu einer ſchnellen Entwickelung fähig; er belebt und befruchtet alſo das Ey in dem Eyerſtocke ſelbſt, wie aus den Kindern, die in den Eyerſtöcken und Muttertrompeten gefunden werden, und aus der Uebereinſtimmung der Vögel erhellet, bey denen nach der Begattung zwar nur ein einzelnes Ey in die Gebärmutter fällt, da doch viele zugleich in dem Eyerſtocke befruchtet werden; ja, man hat unmittelbar nach der Befruchtung ſowohl in Menſchen als in den Thieren, die Trompeten ſelbſt mit männlichem Samen angefüllt geſehen. Das befruchtete Bläschen ſpringt auf, öffnet ſich mit einer deutlichen Spalte, und gießt endlich ein Stück geronnenes Blut aus. In dem Inwendigen dieſes Bläschens erwächſt nach der Begattung zuerſt ein flockichtes Fleiſch, welches hernach einer körnichten Drüſe ähnlich wird, und deſſen Körner durch ein zelliges Gewebe mit einander verbunden werden; eben dieſes Fleiſch wird allmählich feſter, füllt die Höhle des Bläschens aus, und verwandelt ſich endlich in eine Art von verhärteter Geſchwulſt, in welcher die Spalte und die Spuren derſelben noch lange ſichtbar bleiben. Dieſes iſt die allen Thieren gemeine gelbe Eyer-Drüſe, in welcher verſchiedene berühmte Männer einen gewiſ-

ſen

ſen, vor der Empfängniß gegenwärtigen Saft angenommen haben, der aber durch die Verſuche verworſen wird, indem in dem unbefruchteten Weibe oder Thiere noch keine gelbe Drüſe zugegen iſt. Nun wird das Ey durch die Spalte des Eyerſtockes heraus gedrückt, und durch eine abwechſelnde zuſammenziehende Kraft, die an dem Orte des erſten Berührens anfängt, allmählich gegen die Gebärmutter zu geſtoßen. Iſt aber dieſe Bewegung nicht ſtark genug, ſo bleibt es in den Muttertrompeten ſtecken, hängt ſich an, und entwickelt ſich weniger oder mehr, und verurſachet dadurch ſehr üble Zufälle; ja, es kann eine Entwickelung in dem Eyerſtocke ſelbſt vorgehen, wenn etwa die Bänder, welche die Frucht am Eyerſtocke halten, zu ſtark ſind, und man hat wirklich Leibesfrüchte in dem Eyerſtocke gefunden.

Es iſt eine ſehr ſchwere Frage: woher die erſten Grund-Theile des neuen Geſchöpfes entſpringen? ob ſie aus beyden Aeltern herſtammen? oder ob ſie bloß von dem Vater herkommen? oder ob die Leibesfrucht zwar ſchon in der Mutter liege, aber zuerſt durch den männlichen Samen belebt und verſchiedentlich gebildet werde, der dieſelbe aber daſelbſt ſchon gezeuget und gegenwärtig findet.

Die erſte Meinung, daß der Grundſtoff von beyden Aeltern herrühre, hat Hippokrates ſchon behauptet. Er ſagt: „Die Erzeugung kann unmöglich von „Einem herrühren; denn wie ſoll das, was nur Eins iſt, „etwas erzeugen, ohne ſich mit einem andern zu vermi„ſchen? — Da nun die Natur aller andern Dinge, und „ſelbſt des Menſchen, ſo beſchaffen iſt, ſo kann der „Menſch unmöglich Eins ſeyn, ſondern alles, was zur „Entſtehung beyträgt, muß auch eine ſolche Kraft im „Körper, wodurch es das Seinige beytragen kann, be„ſitzen. Der ſtärkſte männliche Same mit dem weiblichen „vermengt, giebt ein Knäbchen, und der ſchwächere giebt „ein Mädchen.“

In deu neuern Zeiten hat Hr. Graf v. Büffon daſſelbe Syſtem, nur etwas verändert, vorgetragen. Er ſagt: „Es giebt in der Natur eine Materie, die zur „Nahrung und Entwickelung alles desjenigen dient, was „entweder lebt oder wächſt. Dieſe erzeugende Materie „beſteht aus beſtändig wirkſamen organiſchen Theilen. — „In dem Samen der Thiere beyder Geſchlechter ſieht man „dieſe erzeugende Materie. Der weibliche Same iſt dem „männlichen überhaupt ähnlich, er zertheilt ſich auf die „gleiche Weiſe — er enthält eben ſolche organiſche Kör„per, und man ſieht in beyden ganz gleiche Erſcheinun„gen. — Beyde Geſchlechter haben alſo ihren Samen, „und in demſelben gebildete bewegte Theile, aus deren „Vereinigung die Leibesfrucht entſteht. Dieſe Theilchen „enthalten die Aehnlichkeit aller Theile des Vaters oder „der Mutter. Sie ſind von den erfahrnen Künſtlern der „Natur, von den rohen und ungebildeten Theilen der „menſchlichen Säfte abgeſchieden, und nach allen den „Theilen des Leibes der Aeltern abgedruckt worden. Hier„aus entſteht die Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern.“ Fragt man, wie dieſe Theilchen den innern Bau des väterlichen Leibes haben annehmen können, da ſie billig nur Abdrücke hohler Gefäße ſeyn ſollen, ſo antwortet Büffon: „Wir kennen die Kräfte der Natur „noch nicht alle, und ſie hat die Kunſt ſich vorbehalten, „innere Modelle und Abdrücke zu machen, die des Mo„dells ganze Dichtigkeit ausdrucken.“

Ariſtoteles war einer der erſten, welcher ſagte: „das männliche Geſchlecht liefere allein dasjenige, was „fruchtbar macht, und das weibliche gebe nichts, was „man dafür anſehen könne.“ Dieſe Theorie wurde noch mehr durch die Entdeckung der Samen-Thierchen in Gang gebracht. Dieſe Entdeckung haben wir Leeuwenhoek'en und Hartſoeker'n zu danken; und ſobald dieſe Entdeckung war gemacht worden, fiengen Engländer, Holländer, Franzoſen, Deutſche und Italiäner an, den Samen durch Vergrößerungs-Gläſer zu betrachten. Man fand mit Erſtaunen in dem Samen aller Thiere eine Menge dieſer Thierchen, und es war alſo

über

über deren Exiſtenz kein Zweifel mehr. Einige, die gern weiter ſehen wollten, als andere ehrliche Leute, ſahen ſogar ſchon unter der Hülle der menſchlichen Samen-Thierchen den völlig entwickelten kleinen Menſchen.

Man fieng nun auch an, das Blut und die andern thieriſchen Säfte mit gewaffnetem Auge zu unterſuchen, um darin ähnliche Thierchen zu finden; allein man fand nichts dergleichen. Andry ſagte von dieſen Thierchen, ſie fänden ſich nur in dem Alter, das zur Zeugung tüchtig iſt; in der erſten Jugend und im hohen Alter wären ſie nicht vorhanden; in Perſonen, welche mit veneriſchen Krankheiten behaftet wären, träfe man nur wenige an, und dieſe wären auch nur matt und meiſtens todt. In den Zeugungs-Gliedern derer, die zur Fortpflanzung unvermögend ſind, ſähe man kein einziges das lebte, ſie hätten bey den Menſchen einen dickern Kopf, in Verhältniß zu dem andern Ende, als bey Thieren, und dieſes ſtimmte mit der Geſtalt der Frucht und des Kindes überein, da der Kopf gegen den übrigen Theil weit größer iſt, als bey Erwachſenen; auch ſetzt er hinzu: die Mannsperſonen, welche ſich des weiblichen Geſchlechtes öfters bedienten, hätten wenige oder gar keine ſolche Thierchen; daraus erhelle alſo deutlich, daß die Fruchtbarkeit, die man ihnen zuſchriebe, bloß den männlichen Thieren zugehöre. Ihre Vertheidiger ſetzten weiter hinzu, daß dieſe einzige Begebenheit uns in der Erkenntniß von der Erzeugung weiter führe, als alles, was man ſich zuvor eingebildet hätte; denn das Schwerſte bey der Zeugung ſey: zu begreifen, wie etwas Lebendes hervor gebracht werde, alles übrige ſey nur zufällig, und man könne alſo nicht zweifeln, daß dieſe Thierchen nicht beſtimmt wären, Menſchen oder vollkommene Thiere von jeder Art zu werden. Sie ſagen ferner: Ein Samen-Wurm wird nach dem Eyerſtocke ge-

bracht. — Er geht durch den Stiel, welcher das Ey an den Eyerſtock hängt, in ſolches hinein, findet daſelbſt Nahrung für ſich bereitet, und alle Thierchen, welche nicht ſo glücklich geweſen ſind, dieſe Oeffnung des Stieles vom Ey zu treffen, kommen um; nur der, welcher gerade auf den rechten Weg gerathen iſt, gelangt zu ſeiner Verwandlung, und deswegen iſt eine ſolche erſtaunliche Menge Thierchen vorhanden. Wenn er einmahl hinein gekommen iſt, und ſich in das Ey geſetzt hat, kann kein anderer hinein — der erſte Wurm verſchließt den Weg völlig — oder kann eine Klappe an dem Eingange des Stieles vorhanden ſeyn, welche aufgehen kann, wenn das Ey noch nicht ganz voll iſt, aber wenn der Wurm das Ey angefüllt hat, kann ſich die Klappe nicht mehr öffnen, wenn gleich ein anderer daran ſtieße. Alsdann iſt der Samen-Wurm die nahrhafte Frucht, die Subſtanz des Eyes ernährt ihn, die Häute des Eyes dienen ihm zur Umhüllung, und wenn ihm in dieſem Eye Nahrung zu fehlen anfängt, ſo legt er ſich an die innere Haut der Gebärmutter, und zieht alſo ſeine Nahrung aus dem Geblüte der Mutter, bis er durch ſeine Schwere und durch die Vermehrung ſeiner Kräfte endlich ſeine Bande zerreißt, um in die Welt zu gehen. Nun war auf ein Mahl die ganze Fruchtbarkeit den Weibern genommen, und den Männern gegeben.

Allein, dieſem Syſtem ſtehen unendliche Schwierigkeiten entgegen. 1) Ob man nicht mit Recht der Natur eine ſchreckliche Verſchwendung zur Laſt legen könne, daß ſie in dem männlichen Samen eine ſo große Menge Thierchen erſchaffen, von denen bey jeder, auch der fruchtbarſten Begattung, ſo unzählig viele verloren giengen, indem ſich nur eins, oder einige wenige derſelben entwickeln könnten! Ob es nicht unweiſe gehandelt ſey, eine ſo unzählige Menge derſelben täglich bey den vielen unfruchtbaren Begattungen, die z. B. nach der Em-

Empfängniß nur bloß im wirklichen Eheſtande gehalten werden, ſo unendliche Millionen bey einem mit dem bösartigen Tripper behafteten Männchen verloren gehen zu laſſen? Ob es nicht grauſam und ungerecht ſey, bey jedem unfruchtbaren Beyſchlafe ſo viele Geſchöpfe ihrer Entwickelung zu berauben, und ſie gleich bey ihrem erſten Eintritt in das Leben erbärmlich wieder ſterben und umkommen zu laſſen? Ob dieſe vermeinte Einrichtung ſich zu der übrigens in der Natur bemerkten Sparſamkeit ſchicke? Die Verfechter des Syſtems antworteten: „daß die Natur nicht geizig „wäre, wo es auf Fortpflanzung der Geſchlechter an„käme; dies zeigte ſich uns täglich im Pflanzen-Rei„che, wo ſo unendlich viel Same von jeder Art mehr „wächſt, als wieder aufgeht. Es ſind deswegen ſo „viele Samen-Thierchen da, damit von den vielen ge„wiß eins, die kleine Oeffnung am Ey finde.“ Allein man hätte billig erwegen ſollen, ob nicht ein großer Unterſchied zwiſchen dem Samen der Pflanzen und der Thiere ſey? ob nicht offenbar der Same der Pflanzen, der für die Entwickelung verloren gehe, unendlich vielen Thieren zur Nahrung diene, wozu doch die verloren gehenden Samen-Thierchen nicht dienen könnten? Ferner, warum machte der Schöpfer die Oeffnung am Ey nicht größer? warum ließ er das Finden dieſer Oeffnung bloß vom Zufall abhängen? — 2) Ein wichtiger Einwurf liegt ferner in der Frage: warum denn kein einziges Samen-Thierchen bey der Begattung eines jungen Mannes und einer über funfzigjährigen Frau ſich entwickle, da doch hingegen bey der Begattung eines ſechzigjährigen und ältern Mannes mit einer noch jungen Frau dieſes geſchieht? Warum iſt denn eine Frau in der erſten Ehe unfruchtbar, und in der zweyten fruchtbar, oder umgekehrt? — 3) Hat der Entdecker der Samen-Thierchen, wie er ſelbſt mehrmahls geſtanden hat, bey allen ſeinen müh-

ſamen oft wiederhohlten Beobachtungen nie in dem Ey eines befruchteten Vogels oder eines Inſectes, auch nur die geringſte Spur von einem Samen-Thierchen geſehen, da es doch hier leichter wegen ſeiner Größe hätte müſſen entdeckt werden können. — 4) Jedes Inſect, das ſich aus einem Wurme in ein anderes Thier entwickelt oder verwandelt, muß ſich erſt verpuppen. Die Natur thut keinen Sprung. Der Wurm hat ſeine eigenen Werkzeuge zum Leben und zur Bewegung, dieſe muß er ablegen, und dafür andere erhalten; deshalb muß er ſich verpuppen. Wo ſoll ſich nun das Samen-Thierchen verpuppen, da es weder in der Gebärmutter, noch in dem Ey, einen trocknen Platz dazu findet? — 5) Die Aehnlichkeit der Kinder mit der Mutter, und die kenntlichen Merkmahle beyder Arten an den Maul-Thieren, oder denen Thieren, die von Aeltern einerley Art, aber zweyerley Gattung, herkommen, ſtehen dieſer Theorie entgegen. Iſt der Samen-Wurm vom Vater die Frucht, wie kann das Kind der Mutter gleichen? Enthält der Samen-Wurm eines Pferdes die Frucht, wie kann das Maulthier von der Natur des Pferdes und der Eſelinn zugleich ſeyn? — 6) Sind die Beobachtungen des Abtes Spallanzani gegründet, ſo fällt die ganze Theorie mit einem Mahle zuſammen. Dieſer unterſuchte den noch nicht lange in den Samen-Bläschen vorhandenen Saft, fand ihn bey ſeinen Verſuchen zur Befruchtung ganz tauglich, und erblickte doch nicht die mindeſte Spur von Samen-Thierchen darin; ja, er gieng noch weiter, er diluirte dieſen Saft, den er ſogar aus den Hoden der Fröſche nahm, und worin nicht die mindeſte Spur von Samen-Thierchen war, mit verſchiedenen Feuchtigkeiten ſo ſtark, daß er ſelbſt zweifelte, ob er noch zur Befruchtung tauglich ſey; und doch fand er zu ſeinem Erſtaunen, daß er noch im Stande war, Froſch-Eyer zu Hunderten zu befruchten. — 7) Die Samen-Würmer

mer ſcheinen bey allen Arten von Thieren in ziemlich gleicher Anzahl zu ſtehen, da man doch vermuthen ſollte, bey denen Thieren, wo die Menge der Jungen ſehr zahlreich iſt, als: bey den Fiſchen, Inſecten ꝛc. ſollten ſie häufiger ſeyn, als bey denen, die nicht ſo viele Junge haben, als: die Menſchen, Vögel ꝛc.; denn wenn ſie die unmittelbare Urſache der Fortpflanzung ſind, warum wäre zwiſchen ihrer Zahl, und der Menge der Geburten, kein Verhältniß? Ueberdies iſt die Größe der Samen-Würmer der Größe der verſchiedenen Arten von Thieren nicht gemäß; in den großen Thieren ſind ſie eben ſo klein, als in den kleinen. Dies iſt ein neuer Beweis, daß dieſe Würmer nicht die unmittelbare Urſache der Erzeugung ſind. — 8) Sind oft die Würmchen im Samen der nächſtverwandten Thiere in ihrer Bildung ſo gänzlich von einander unterſchieden, und andere von den unähnlichſten Thieren einander auffallend ähnlich. Es kann kaum eine größere Unähnlichkeit geben, als die zwiſchen den Samen-Thieren des Froſches in der Abbildung beym Hrn. v. Gleichen, und denen vom Waſſer-Molch bey Hrn. Spallanzani. Hingegen kann die Aehnlichkeit zwiſchen zwey Waſſer-Tropfen nicht täuſchender ſeyn, als die zwiſchen den Samen-Thierchen des Menſchen und des Eſels, in den Kupfern des erſtern von jenen beyden Beobachtern.

Da dieſes Syſtem nichts aushilft, ſo ſchlug man nothwendig den dritten Weg ein, daß man annahm, die Leibesfrucht liege in der Mutter, und zwar in dem Eyerſtocke, und werde durch den männlichen Samen belebt. Schon lange entdeckten verſchiedene große Zergliederer, die oben beſchriebenen Bläschen. Durch die Fortpflanzung des Geſchlechtes, vermittelſt der Eyer bey den Vögeln geleitet, hielt man dieſe Körper für Eyerſtöcke, die denſelben Dienſt, wie bey den Vögeln, thäten, nur daß die Eyer derſelben ſich im Mut-

terleibe ganz entwickelten, und alſo ein lebendiges Junges ſogleich aus der Mutter hervor träte, an ſtatt daß bey den Vögeln die noch nicht ganz entwickelten Eyer zu ihrer völligen Entwickelung der Brütung bedürften. Ferner iſt der Same der meiſten Pflanzen oder Vegetabilien nichts anders, als Eyer unter verſchiedenen Geſtalten, und alle dieſe Eyerchen müſſen durch einen gewiſſen befruchtenden Staub erſt zu ihrer Entwickelung fähig gemacht werden. Ja, hat uns nicht eine genauere Beobachtung der Inſecten gewiſſer Maßen belehrt, daß die Natur einige derſelben in Stand geſetzt habe, bald Eyer zu legen, und deren Ausbrütung der Sonne oder ſonſtigen Wärme zu überlaſſen, bald aber, je nach dem ihr Inſtinct ſie an die Nothwendigkeit erinnert, lebendige Jungen zur Welt zu bringen? Scheint uns hierdurch die Natur nicht gleichſam zeigen zu wollen, wie leicht es ihr ſey, theils in, theils auſſer Mutterleibe die kleinen künftigen Generationen ſich völlig entwickeln zu laſſen? Erweget man ferner, daß die Dotter im Eyerſtocke einer Henne befindlich ſind, wenn auch dieſe noch von keinem Hahn getreten worden iſt, oder nur ein männliches Thier ihrer Art geſehen hat; nun aber zeigt ſich bey bebrüteten Eyern, daß das junge Hühnchen unzertrennlich mit ſeinem Eyerdotter verbunden iſt. Die Häute des Hühnchens und ſeine Adern hangen ununterbrochen mit den Häuten und Adern des Dotters zuſammen; beyde machen ſo ſehr ein Ganzes aus, daß das eine ſich nicht ohne das andere denken läßt. Und da nun der Dotter vor der Befruchtung bey der Mutter vorräthig gelegen hat, ſo muß auch der, obſchon unſichtbare, Keim des künftigen Küchleins, als ein unzertrennlicher Theil des Dotters zugleich mit ihm präexiſtirt haben; ſo gewinnt durch dieſe natürliche und einfache Demonſtration dieſe Meinung die größte Wahrſcheinlichkeit. Man machte nunmehr den Schluß:

ein Menſch, oder doch der Keim deſſelben, war in dem Ey ſchon vorhanden, und der Same des Mannes diene nur dazu, ihn zur Entwickelung tüchtig zu machen, ihn in Thätigkeit zu ſetzen. Man erklärte nun aus dieſer Hypotheſe viele Erſcheinungen ſehr natürlich. Wenn mehr als ein Ey zugleich reif war, dann ſonderte ſich mehr als eins ab, und trat durch die Muttertrompete in die Gebärmutter, oder auch, wenn ein Bläschen zugleich mehr Keime enthielt, ſo giengen dieſe mit einem Mahle hinab. Wie konnte man natürlicher die Geburt der Zwillinge, Drillinge ꝛc. erklären? Diejenigen Eyerchen, welche beſtimmt waren, Knaben zu bringen, hielten Knaben-Keime in ſich. Die Mißgeburten erklärte man durch widernatürliche Hinderungen bey der Entwickelung, oder durch einen übermäßigen Nahrungs-Trieb nach dieſem oder jenem Theile des Körpers. Im erſten Falle entſtanden Mißgeburten aus Mangel, in leztem Mißgeburten durch Ueberfluß. Jenen fehlte eins oder mehr der gewöhnlichen Glieder ganz oder zum Theil; dieſe hatten ſie eben ſo überflüſſig.

Einzig mögliche Zeugungs-Theorie, oder die Erzeugung des Menſchen. Ein Leſebuch für Eheleute, Eheluſtige, Jünglinge, u. ſ. w. von einem ausübenden Arzte. Berl. 1792, 8. Der Verf. dieſer Zeugungs-Theorie dreht ſich um den Satz, den ſchon Hr. Grasmeyer, in einer zu Göttingen vertheidigten Diſſertation (*) aufgeſtellt hat, daß nähmlich die männliche Feuchtigkeit ſchon früher in der Mutterſcheide, noch ehe ſie in die innern Theile der Mutter gebracht wird, reſorbirt, und der ganzen Blut-Maſſe beygemiſcht, vermittelſt dieſer alsdann zu den Eyerſtöcken gebracht werde, wo Reiz und ſtarker Zufluß der Säfte das Losreiſſen des reifſten Eychens bewirke. Nach dieſer Theorie bringt

(*) *Paul. Fr. Herm. Grasmeyer* commentatio phyſiologico-medica de conceptione et foecundatione humana. Goett. 1790. gr. 8.
Eiusd. Supplementa quaedam ad commentationem de conceptione et foecundatione humana. Goett. 1791. 8.

dringt alſo der Same nicht, wie Andere behaupten, in die Gebärmutter, gelangt auch nicht zu den Trompeten, reizt ſie nicht und ſchwellt ſie nicht auf, und erreicht demnach den Eyerſtock nicht, ſondern bleibt in der Mutterſcheide, die eben deshalb mit Falten, Fibern, Nerven und Einſauge-Gefäßen verſehen iſt. Die erſtern verſtatten ihm einen längern Aufenthalt, ſo daß die Einſauge-Gefäße ihn um ſo viel gemächlicher aufnehmen und in das Blut führen können, wodurch es in ein Brauſen geräth, und ſo in die Adern des Eyerſtockes ſtröhmt. Hier ſchaffet es mehr Leben, Wärme und Aufſchwellung, wodurch jener ungemein weich wird; das reife Eychen deſſelben löſet ſich von ſeiner Hülſe ab, verläßt ſeinen alten Ort, wird von den Franſen der Trompeten gefaßt, und ſchlüpft durch ſie, gemeiniglich in 3 Tagen, in den Uterus, wo es ſich vermöge eines Stielchens anſetzt, und daſelbſt zum Foetus ausbildet.

So viel alſo die bisherigen Beobachtungen und Verſuche aufmerkſamer Zergliederer und Naturforſcher ergeben, ſo entſteht keine Befruchtung ganz ohne alle Begattung; ſo iſt der männliche Same das Mittel, welches die Eyerchen, es ſey nun in oder auſſer Mutterleibe, zu ihrer Entwickelung fähig macht; ſo kann keine Befruchtung Statt finden, ſobald dem Weibchen die Eyerſtöcke gänzlich fehlen; ſo dringt der männliche Same gewöhnlich in die Gebärmutter, und wenigſtens einem Theile nach in die Muttertrompete, um durch dieſe den Weg zu dem zur Entwickelung reifen Eye zu nehmen, vielleicht auch die Mutter zu den Veränderungen und Einrichtungen fähig zu machen, welche in der Folge zu der fernern Entwickelung des durch die Muttertrompete herabgeſenkten befruchteten Eyes nöthig ſind, es mag nun dieſes Ey ſchon völlig die künftige Frucht in einer flüſſigen unſichtbaren Geſtalt nach allen ihren Gliedmaßen enthalten oder nicht, oder bloß den erſten Keim in ſich ſchließen.

So viel von dem Stoffe; allein die Ausbildung, welche die ungeſtalte und rohe Maſſe der erſten Frucht in den prächtigen Bau des Menſchen umgießt, iſt mit eben ſo großen Dunkelheiten umhüllt. Die Alten

nah-

nahmen eine plaſtiſche Kraft an. Sie ſagten: „der „Geiſt, der in der luftigen Subſtanz des Samens be„griffen, von himmliſcher Wärme aber beduftet (oder be„ſprengt) iſt, und durch die Kraft, die er vom Vater em„pfängt, ſo wie auch durch die, die ihm vom Himmel „mitgetheilt iſt, in die weibliche Gebärmutter gebracht „wird, kocht die Materien, die von der Mutter dahin „gegoſſen worden, und indem er ſie nach ihrer Art „verſchiedentlich behandelt, macht er Werkzeuge. So „lange er dieſe verfertigt, heißt er die ausbildende „oder auswirkende Kraft; aber wenn nun die Werk„zeuge fertig ſind, daß er ſich ihrer bedienen kann, ſo „artet das, was vorher bildende Kraft war, indem es „ſich ihrer bedient, in die Seele aus."

Büffon nimmt eine Materie an, welche nährt und zeugt. Wenn dieſe Materie, die überall anzutreffen iſt, durch das innere Modell eines Thieres oder Gewächſes durchgegangen iſt, und eine bequeme Mutter antrifft, ſo bringt ſie ein Thier oder ein Kraut von dergleichen Gattung hervor; iſt aber die Mutter nicht bequem, ſo entſtehen daraus andere organiſirte Körper, die von Thieren und Pflanzen unterſchieden ſind, wie die bewegten und wachſenden Dinge, die man in dem Samen der Thiere antrifft, und in dem Waſſer, worin einige Gewächſe eingeweicht werden. Dieſe zeugende Materie beſteht aus beſtändig wirkſamen, organiſchen Theilen, deren Bewegung und Wirkſamkeit durch die unförmlichen Theile oder Materie überhaupt zur Ruhe und zur Feſtigkeit gebracht wird, und inſonderheit durch die oehligen und ſalzigen Theile derſelben. Sobald man ſie aber von dieſer fremden Materie befreyet, ſo geht ihre Wirkſamkeit wieder an, und zeugt verſchiedene Arten von Gewächſen und beſeelten Thieren, die ſich bewegen und ihre Stellen ändern. Wird dieſe Materie geſammelt, und in einem Theile des Leibes aufbehalten, ſo zeugt ſie in demſelben allerley Gewürme.

Sie nimmt von ſich ſelber allerley Geſtalten an, nach dem die Umſtände ſich verändern, und hat eine beſtändige Neigung gebildet zu werden. Es giebt keine vorher gebildeten Keime, und keine unendlich in einander geſchobene Abzeichnungen künftiger Thiere, ſondern eine gebildete beſtändig wirkſame Materie, die immer bereit iſt, ſich abzumodeln, eine Aehnlichkeit anzunehmen, und andere Dinge hervorzubringen, die dem ähnlich ſind, von welchem ſie angenommen worden iſt. Alſo können die Gattungen der Thiere und Pflanzen ſich nie erſchöpfen; ſo lange als es einzelne Thiere oder Pflanzen giebt, iſt die Gattung immer neu, und eben ſo neu, als ſie vor etlichen tauſend Jahren war, und alle Gattungen werden ſo lange von ſich ſelber dauern und bleiben, bis ſie durch den Willen des Schöpfers vernichtet werden.

Herr D. Wolf, in ſeiner Theorie von der Generation (*), nimmt eine ſogenannte weſentliche Kraft (Vis eſſentialis) an, von welcher er behauptet, daß ſie die Theile der Frucht an einander ſetze und dieſelben bilde. Nach ſeiner Meinung iſt ſie „diejenige Kraft, „durch welche in den vegetabiliſchen Körpern alles das„jenige ausgerichtet wird, weswegen wir ihnen ein Le„ben zuſchreiben; und aus dieſem Grunde habe ich ſie „die weſentliche Kraft dieſer Körper genannt, weil „nähmlich eine Pflanze aufhören würde, eine Pflanze „zu ſeyn, wenn ihr dieſe Kraft genommen würde. In „den Thieren findet ſie eben ſowohl Statt, wie in den „Pflanzen, und alles dasjenige, was die Thiere mit „den Pflanzen gemein haben, hängt lediglich von die„ſer Kraft ab. Die erſten Theile des zukünftigen Thie„res

(*) *Caſp. Frid. Wolff* theoria generationis. Hal. 1759, 4. 18½ B. n. 2 K. T.

Theorie der Generation in zwey Abhandlungen, erklärt und erwieſen von Caſp. Fr. Wolf. Berl. 1764, 8.

„res wären alle flüſſig und unorganiſch, nachher aber „durch dieſe weſentliche Kraft zuſammengeſetzt.“

Herr Hofrath Blumenbach (*) nimmt an: „daß „in allen belebten Geſchöpfen, vom Menſchen bis zur „Made, und von der Ceder bis zum Schimmel herab, „ein beſonderer, eingeborner, lebenslang thätiger, wirk= „ſamer Trieb liegt, ihre beſtimmte Geſtalt anfangs an= „zunehmen, dann zu erhalten, und, wenn ſie ja zer= „ſtört worden iſt, wo möglich wieder her zu ſtellen. „Ein Trieb, der ſowohl von den allgemeinen Eigen= „ſchaften der Körper überhaupt, als auch von den „übrigen eigenthümlichen Kräften der organiſirten Kör= „per insbeſondre gänzlich verſchieden iſt; der eine „der erſten Urſachen aller Generation, Nutrition und „Reproduction zu ſeyn ſcheint, und welchen er den „Bildungs=Trieb (Niſus formativus) nennt.“

Alle dieſe Theorien und Syſteme kommen darin überein: daß die Frucht nach und nach durch eine all= mähliche Anſetzung ihrer Theile gebildet werde; und dieſes iſt das Syſtem der Aneinanderſetzung, oder der Epigeneſie. Es iſt nicht zu läugnen, daß, dem erſten Anſcheine nach, dieſe Lehre viel Wahrſchein= liches hat. Die Geſetze der Schwere, der anziehen= den Kraft und des elaſtiſchen Triebes ſcheinen bey der Natur eine große Geneigtheit zu beweiſen, viele Kör= per mit gleichen Kräften zu verſehen, und viele Wirk= ungen

(*) Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, von D. Jo. Fr. Blumenbach. Gött. 1781, 8. 6 B.

Jo. Frid. Blumenbachii de niſu formationis et generationis negotio obſervationes nuperae. Accedunt tabulae aeneae. Goett. 1787, 4. 4 B. n. 2 K. T. Ed. nova, Goett. 1789.

Jo. Fr. Blumenbach über den Bildungstrieb. Gött. 1789, 8. 7¼ B. n. 3 Vign. Zweyte verm. Aufl. 1791, 7½ B.

Holländ. Ueberſetz. Verhandeling over de Vormdrift in de Vortteling. Amſt. 1789.

Engl. Ueberſetz. von D. Crichton: An eſſay on generation. Lond. 1792.

ungen nach gleichen Geſetzen zu bewerkſtelligen. Aus einem, dem Anſehen nach, gleichförmigen Waſſer ſcheidet ſich in der Kälte eine Menge erhitzter Theile, die, nach der Verſchiedenheit des Salzes, in dreyeckige, viereckige, und auch wohl fünfeckige Figuren, und durch deren Anlegung und Zuſammenhang in verſchiedene Arten ziemlich regelmäßiger Körper anſchießen. Berg-Kryſtall beſteht aus vollkommen ähnlichen Theilen, und man ſieht ganz deutlich, wie ähnliche Theilchen in ein Ganzes ſich zuſammenbilden, das ſeine beſtändige und ordentliche Bildung hat, ohne daß die geringſte Vermuthung von einem Samen oder einem Keime hier ſich einſchleichen könne. Allein, man kann mit Recht fragen: ob denn wohl in der ganzen organiſchen Schöpfung aus der bloßen Kryſtalliſation ein organiſcher Körper entſtehe? ob nicht der Haupt-Unterſchied zwiſchen den Mineralien und den organiſchen Körpern darin beſtehe, daß jene durch äuſſeres Anhäufen der kleinen Theile, dieſe aber durch innern Umlauf der Säfte, wachſen und zunehmen? und ob dergleichen Körper nicht durchgehends dicht und ſteif gefunden werden? Und was ſind organiſche, belebte und wirkſame Theile — Theile, welche die Pflanzen und Thiere gemein haben — und die doch an ſich weder Pflanzen noch Thiere ſind? — was iſt eine Kraft, die mit der Stoß-Kraft nichts ähnliches hat? was iſt ein äuſſeres oder inneres Modell? Dieſes ſind lauter Begriffe, die eben ſo dunkel ſind, als die Sache, welche man aufhellen will. Was macht denn dieſe bildenden Kräfte ſo gelehrt, ſo beſtändig in Hervorbringung der Thiere? Wenn eine bloß anziehende Kraft oder eine ausdehnende im Samen einen Menſchen oder einen Hirſch bildet, warum entſteht aus dieſer zu allen Geſtalten fähigen Materie niemahls an ſtatt eines Menſchen ein Affe, der doch mit dem Menſchen ſo viele Aehnlichkeit hat? Wie iſt es möglich,

daß

daß aus einem kleberigen Safte allemahl ein Thier, und allemahl ein Thier von der Art, zu welcher ſeine Aeltern gehören, wird?

Kann man ſich wohl ein inneres Modell oder Abdruck vorſtellen? Iſt es möglich, daß die Natur aus einer zähen Materie die Aehnlichkeit eines Vaters in ſeinen Adern unendlich verjüngen kann? Vermag dieſe Materie eine andere Geſtalt anzunehmen, als die Geſtalt der Zwiſchenräume der genährten Theile, zwiſchen welchen ſie geſeſſen hat? Machen ſolche Zwiſchenräume die perſönliche Bildung eines Menſchen aus? Kommt es von den Zwiſchenräumen her, daß Jener eine große Naſe, und Dieſer einen weiten Mund hat? Und ſind die Kinder im eigentlichen Verſtande ihren Aeltern ähnlich? Die Verſchiedenheit der Nerven und der zurückführenden Adern iſt ſo groß, ſo unendlich, daß man faſt keine Beſchreibung von ihr zu Stande zu bringen vermögend iſt, und bald glauben ſollte, die Natur arbeite nicht nur ohne Modell, ſondern auch ohne Grundriß, die Thiere aus, ob man wohl hierin gleichfalls zu weit gehen würde. Einem Zergliederer iſt bekannt, daß Millionen Gefäße in erwachſenen und zeugenden Menſchen fehlen, die in der Leibesfrucht noch da ſind. Sie hat große Nabel-Schlagadern, ein eyförmiges Loch, eine Bruſt-Drüſe, und viele andere Theile, die der Vater nicht hat — wie kann ſie alſo nach dem innern Abdruck des Vaters gebildet werden? Wir wollen annehmen, daß die Abdrücke der Zwiſchenräumchen der Augen, der Ohren und der Knochen in dem Samen zuſammenkommen; — wir wollen annehmen, daß ſie die Aehnlichkeit des Vaters haben; — dieſe gebildeten Theile ſchwimmen aber doch ohne Ordnung in dem flüſſigen Samen herum, und es iſt noch keine Urſache, keine Kraft da, die ſie in Ordnung bringt, die die Augen-Theilchen des Vaters mit den Augen-Theilchen der

Mutter, und zwar die von der rechten Seite, mit denen von der rechten, und die linken mit den linken vereinigt, die die Theilchen des Ohres an ihren Ort und ihre gebührende Entfernung vom Auge hinweiſet, die die Lage und das Verhältniß in allen Theilen aufs richtigſte ausmißt. Es fehlt ein Baumeiſter, der die tauſend einzelnen Abdrücke verſchiedener Theile in einer gehörigen Reihe der Länge des Körpers nach hinlegt, und nach dem wundervollen Plane eines menſchl. Körpers aufbauet, der hinderte, daß niemahls ein Auge an das Knie, oder ein Ohr an die Stirn geſetzt wurde, oder eine Zehe an die Hand, oder ein Finger an den Fuß ſich verirrt. Hier iſt eine Kraft nöthig, welche ſucht, welche auslieſet, welche einen Zweck hat, welche wider alle Geſetze der blinden Zuſammenfügung allemahl und unfehlbar einen gleichen Wurf wirft. Denn die meiſten Thiere empfangen bey der erſten Begattung, und gebären allemahl ordentliche Thiere, gegen deren Anzahl die Mißgeburten ſehr ſelten ſind. Wir finden in der ganzen Natur die Kraft nicht, die die einzelnen Theile, die Millionen von Millionen Adern, Nerven, Faſern und Knochen eines Körpers nach einem ewigen Grundriſſe zuſammen zu fügen weiſe genug wäre. Hat denn die Materie Abſichten, und iſt es ihr Einfall, daß die Augen-Kreiſe eines im dichten Waſſer ſehenden Fiſches runder, als des in der dünnen Luft ſehenden Menſchen, ſeyn müſſen? Iſt es der Schwere oder der Federkraft zu zuſchreiben, wenn dem ſprechenden und lernenden Menſchen der Geruch und der Geſchmack ſtumpf gemacht worden, den Thieren aber, die aus eigener Erfahrung die heilſamen oder ſchädlichen Eigenſchaften der Speiſen lernen müſſen, dieſe Sinne nebſt ihren Werkzeugen viel ſtärker und vollkommener verliehen worden ſind? War es unvermeidlich, daß alle Thiere zu der Zeit, da ſie gebären, auch Milch zeugen müſſen, und konnte

kein

kein anderer Bau durch den Wurf einer Materie erhalten werden, als der, der ſich ſo ausnehmend zur Ernährung eines neugebornen Thieres ſchickt? Alle dieſe Erſcheinungen geben uns die deutlichſten Spuren, daß die Leibesfrucht nicht nach Modellen, Abdrücken und Kryſtalliſation gebildet werden kann.

Geheime Kräfte, eine weſentliche Kraft ꝛc. annehmen wollen, beweiſet und erklärt die Sache nicht im mindeſten; es ſind bloße Nahmen, und man kann ſich keine deutliche Sache, ſondern bloß geheime Eigenſchaften (qualitates occultae) der Alten dabey denken. Eine ſolche weſentliche Kraft, oder ein Bildungs-Trieb, ſetzt immer eine neue Kraft voraus, die ihn aufweckt, und gleichſam in Thätigkeit bringt. Auch kann dieſe Kraft keinen Finger, oder ſonſt ein kleines knochiges und knorpeliges Glied, wenn es ganz abgeſchnitten iſt, erſetzen; wir können ſie demnach nicht als eine urſprüngliche bildende Grund-Kraft anſehen. Das Reproductions-Vermögen der grünen Arm-Polypen ſcheint keinen hinlänglichen Beweis davon abgeben zu können. Der Körper ſolcher Thiere und Thier-Pflanzen beſteht gemeiniglich nur aus einer einzigen Art von Materie, aus durchgehends homogenen Theilen, und es laſſen ſich davon auf andere Thiere und Pflanzen, die aus mehreren heterogenen Theilen zuſammengeſetzt ſind, eben keine ſichere Schlüſſe ziehen. Auch kann dieſe Erſcheinung eben ſo gut aus einer Entwickelung der Theile, welche durch die lebendigen thieriſchen Kräfte bewerkſtelligt worden iſt, hergeleitet werden, wie wir an dem Keime der menſchlichen Frucht wahrnehmen, welche durch die Befruchtung immer mehr und mehr entwickelt wird. Solchemnach iſt alſo das Syſtem der Erzeugung nach der Epigeneſie durch geheime Kräfte gar nicht wahrſcheinlich.

Daß blinde regelloſe Kräfte unmöglich ein ſo herrliches Meiſterſtück aufführen können, dieſes ſahe der

tiefdenkende geh. Rath Stahl ſchon längſtens ein. Er ſchuf ſich alſo einen Baumeiſter, welcher dieſe Aneinanderſetzung beſorgen mußte, und dieſer Bau-Meiſter war die vernünftige menſchliche Seele. „Dieſe iſt es, welche den Körper der Frucht in Mut„terleibe bauet, und die Symmetrie dabey beobachtet; „denn aus mechaniſchen Urſachen können wir dieſes „nicht herleiten, ſondern wir müſſen den Organismus „dabey zu Hülfe nehmen. Sie beſitzt auch Geſchick„lichkeit genug dazu; ſie hat eine ſo gute Erkenntniß „von einer guten Proportion, daß ſie auch die geringſte „Abweichung davon wahrnehmen kann. Wir ſehen „dieſes bey der Muſik; es darf nur ein wenig an dem „Verhältniſſe der Geſchwindigkeit der zitternden Be„wegung der Saiten fehlen, daß ſie ſich nicht genau „wie 1 zu 2 verhalten, ſo merken wir, daß die Octave „nicht recht geſtimmt iſt; und ſie wählt auch die ſchön„ſten Proportionen bey dem Bau unſers Körpers. „Auch iſt die Bildung der Frucht eine gewiſſe Thätig„keit, eine gewiſſe Bewegung; Thätigkeit und Beweg„ung in einem lebenden Körper hervorzubringen, wä„ren bloße Wirkungen eines immateriellen Weſens, ja „Leib und Seele ſtänden in einer ſo genauen Verbind„ung mit einander, daß keines ohne das andere beſte„hen könne, und da der Körper an und vor ſich in einer „verweslichen Materie beſtehe, ſo trage die Seele auch „Sorge für ſeine Erhaltung, und eben aus dieſer Vor„ſorge könne man ſchließen, daß ſie auch ſein Baumei„ſter geweſen ſey. Die Art und Weiſe wie die Seele „dieſes verrichtet, ſey nicht nöthig zu wiſſen. Iſt es „denn nicht genug uns zu überzeugen, wenn wir wiſ„ſen, daß es geſchieht, ob uns gleich die Art und Weiſe „unbekannt bleibt? Glauben wir doch, daß ein Kör„per den andern bewegt, ohne daß wir wiſſen, wie ihm „die Bewegung mitgetheilt wird. Genug, daß der „Grund, warum der Leib ſo und nicht anders gebauet

„iſt,

„iſt, in der Seele eben ſo wohl zu ſuchen iſt, als die „Symmetrie eines Hauſes ihren Grund in dem Bau-„Meiſter hat.“ So ſprechen die Stahlianer.

Allein, Erſtens: Da unſere Seele ein denkendes Weſen iſt, denken aber in dem Bewußtſeyn unſerer Handlungen beſteht, ſo folgt natürlich hieraus, daß unſere Seele ſich dieſer wichtigen Handlung, als der Bau ihres Körpers iſt, müſſe bewußt ſeyn. Fragt ein jeder vernünftiger Menſch ſich hierüber ſelbſt, ſo wird er auch mit der größten Anſtrengung ſeines Verſtandes es nie dahin bringen können, daß die Seele ihm nur eine einzige Vorſtellung, ja nur eine dunkle Idee, daß ſie ehedem ihren Körper gebauet habe, darſtellte. Iſt aber unſere vernünftige denkende Seele ſich dieſer wichtigen Handlung gänzlich unbewußt, ſo müſſen auch alle vernünftig denkende Männer über das Stahlianiſche Syſtem in Zweifel bleiben, und daſſelbe verliert unendlich viel an der Wahrſcheinlichkeit. — Zweytens: Kann der Bau unſers Körpers in Mutterleibe nicht anders geſchehen und durch die Seele verrichtet werden, als mit Hülfe der Lebens-Werkzeuge, des Herzens und des Umlaufes der Säfte. Nun zeigt aber die Erfahrung, daß die Bewegung des Herzens und der Kreislauf des Blutes willkürliche Bewegungen ſind, die dem Willen unſerer Seele ganz und gar nicht unterworfen ſind. Unter allen Menſchen in ſo vielen Jahrhunderten hat ſich nicht ein einziger gefunden, der dem Herzen nur einen Augenblick hätte befehlen können, der es in ſeiner Gewalt gehabt hätte, die allzu ungeſtümen Bewegungen des Blutes zu bändigen, oder, wenn ſie allzu matt ſind, aufzuwecken. Stehen aber dieſe thieriſchen Maſchinen, von welchen unſer Leben abhängt, nicht in unſerer Willkür, ſtehen ſie nicht unter der Herrſchaft der Seele, wie kann man nur mit einigem Scheine behaupten, die Seele habe ihren Körper gebauet? — Drittens, ſcheint die

Einrichtung und der Bau des Körpers die Weisheit der Seele weit zu übertreffen. Unſere Seele ſieht nur Einen Punct deutlich, und denkt nur Einen Begriff deutlich; will ſie aber zwey Dinge zugleich ſehen, zwey Begriffe zugleich betrachten, zwey Buchſtaben zugleich leſen, ſo verwirrt ſie ſich, irrt, und kommt mit keinem von beyden zurecht; auch ſo oft ſie mit Fleiß und Ernſt einer Arbeit obliegt, verſchließt ſie, ihrer Schranken bewußt, ſich gleichſam vor den Eindrücken der Sinne, ſieht nichts, hört nichts, und bringt die Muskeln in keine Bewegung. Nun aber müßte die Seele unendliche Dinge mit der größten Deutlichkeit zugleich überdenken, wenn ſie ſo viele Muskeln, ſo unzählbare Gefäße, ſo unzählige Faſern, nach den richtigſten Verhältniſſen der Meßkunſt bauen und regieren ſollte, und würde beſtändig neue, den beſten Meßkünſtlern ſelbſt ſchwer aufzulöſende Aufgaben, in Beherrſchung ihrer Muskeln aufzulöſen und auszuführen haben. Und doch muß man geſtehen, die Seele ſey ſich dieſer ganzen Arbeit unbewußt, und könne auſſerdem die ſchwerſten und abſtracteſten Begriffe überdenken, ohne daß die Sorge des Körpers ihre Betrachtungen ſtöre, noch ihre Betrachtungen ſie hindern, die nothwendigen Bewegungen des Körpers anzuordnen.

Es iſt alſo auch offenbar falſch, daß alle Bewegungen von der Seele entſpringen, und daß ohne ſie der Körper eine unbewegliche und träge Maſſe ſey. Denn die Reizbarkeit der Muskel-Faſern erfordert nicht das Daſeyn der Seele, indem ſie auch in todten Körpern fortdauert, und die Faſer nicht eher verläßt, als bis dieſelbe erkaltet und ſtarr iſt, obgleich ein aus dem Körper herausgeriſſener Muskel von allem innerlichen Zuſammenhange mit der Seele getrennt worden iſt.

So ſtark auch dieſe Gründe ſind, ſo machen die Gegner folgenden Einwurf: „Wenn die tägliche Er-

„fahr-

„fahrung beweiſet, daß die Einbildungs-Kraft der „Mutter einen augenſcheinlich ſichtbaren Einfluß auf „die Leibesfrucht hat, die Einbildungs-Kraft aber „offenbar eine Seelen-Kraft iſt, ſo muß die Seele bey „der Bildung der Leibesfrucht die Haupt-Rolle ſpielen. „Nun zeigen aber die Mutter-Mähler deutlich, daß die „Einbildungs-Kraft körperliche Theile gänzlich verun„ſtaltet, ja gar vernichtet; folglich muß die Seele auf die „Bildung der Frucht den größten Einfluß haben, und „den Bau beſorgen.“

„Ein vornehmes ſchwangeres Frauenzimmer gieng un„ter einem Maulbeer-Baume ſpazieren, und es trägt ſich „dabey zu, daß eine Maulbeere herunter, und ihr gerade „auf die Spitze der Naſe fällt; hiervon bekommt das Kind „auf der Spitze ſeiner Naſe eine Maulbeere, welche die „vollkommene Geſtalt und Farbe dieſer Frucht hatte.

„Ein Mann zitterte beſtändig an den Händen, weil „der Mutter, als ſie mit ihm ſchwanger war, ein großes „Unglück begegnet iſt, indem ihr Mann erſtochen wurde, „worüber ſie vor Schrecken und Entſetzen gezittert hat.

„Bey einer andern Perſon nahm man an einer Hand „nur zwey Finger wahr, weil ſich die Mutter an der Sche„re von einem See-Krebs verſehen hatte.

„Man findet auch Beyſpiele, daß ein Kind einen ver„ſtümmelten Arm bekommen hatte, weil die Mutter unter „der Schwangerſchaft über einen Bettler erſchrocken war, „der einen ſolchen verſtümmelten Arm hatte.

„Eine Bereiters-Frau im Holſteiniſchen ſahe, wäh„rend ihrer Schwangerſchaft, einen in einem Zimmer „ſchwebend hangenden Engel ſehr aufmerkſam an, und „machte ſich dabey auch oft allerley phantaſtiſche Vorſtell„ungen machen. Beſonders machte ſie ihre Anmerkun„gen über die Haare des Engels, welche auf der Stirn „wellenförmig, dabey aber ziemlich unförmlich lagen. „Sie kam nieder, und ihr Kind, ein Mädchen, hatte die „unförmlichen Haar-Locken im Fleiſche genau ſo plump „auf der Stirn abgebildet, als ſie in Holz auf der En„gels-Stirn vorgeſtellt waren.

„Eine ſchwangere Bäurinn ſahe während der erſten „Zeit ihrer Schwangerſchaft, unglücklicher Weiſe, einem

„Affen- und Bären-Tanze zu. Die Neugierde trieb ſie, „mit dem einen Affen genauere Bekanntſchaft zu machen. „Dieſer ſprang auf ſie zu. Die Bäurinn erſchrack heftig, „und gebar, nach 6 bis 7 Monathen, einen Sohn, der „mehr Affe als Menſch war, der die kleinen Affen Au- „gen, ein vorhangendes Geſicht und einige andere Affen- „Züge, übrigens aber Menſchen-Haut und Farbe hatte.

„Ein Bauer wurde von ſeinem Herrn den Tag nach „der Hochzeit ſpaßhaft gefragt: ob er einen Knaben fer- „tig habe? Der Bauer antwortete: Halb, Herr Amt- „mann! Seiner jungen Frau erzählte er die Frage, und „ſeine vermeintlich witzige Antwort; bediente ſich auch, „um ſeinen Witz anzubringen, bey der nächſten Liebkoſung „des Ausdruckes: er wolle nun die andere Hälfte fertig „machen. Die Frau machte ſich häufige Ideen von hal- „ben Knaben, und brachte einen halben Knaben zur Welt, „der zwey Lenden, gar keine Beine, und nur den linken „Arm hatte, den rechten aber nur bis an den Elbogen, „übrigens aber geſund und munter war und blieb, auch, „ungeachtet der einen fehlenden Hand, ein Schneider „ward.“

Um dieſen, dem erſten Anſcheine nach, ſtarken Einwurf gehörig zu widerlegen, fragt es ſich: was verſteht man durch Mutter-Mähler? Im weitern Verſtande heißen **Mutter-Mähler** alle diejenige widernatürliche Abänderungen an dem Körper eines Kindes, im Fall die Einbildungs-Kraft der Mutter davon Urſache ſeyn ſoll. Im engern Verſtande verſteht man die angebornen Abweichungen und Fehler der natürlichen Bildung, welche von der Einbildungs-Kraft der Mutter in der Oberfläche des Körpers des Kindes verurſachet werden. Ich nehme hier den Begriff im weitern Verſtande, und verſtehe alle angeborne Fehler der Bildung darunter, welche man gemeiniglich auf Rechnung der mütterlichen Einbildungs-Kraft ſchreibt. Solche Fehler können auf eine doppelte Art durch die Einbildungs-Kraft entſtehen. Entweder, es wird eine imaginariſche Idee lange mit großer Lebhaftigkeit unterhalten, oder durch einen da-

zu gekommenen heftigen Affect, z. B. Zorn, Furcht ꝛc. belebt. So können hierdurch in einer Perſon, die ſich nicht in geſegneten Umſtänden befindet, leicht geringere oder wichtige Veränderungen in dem Kreislaufe der Säfte erreget werden. Um ſo viel mehr kann bey einer Schwangern, welche in dieſem Zeitpuncte viel empfindlicher und reizbarer iſt, als ſonſt, der Kreislauf der Säfte beunruhiget, dieſe Unruhe auf die Frucht fortgepflanzt, und bey einer daher veränderten Ernährung mancherley Fehler in der Bildung des Kindes hervorgebracht werden. Oder, eine bey einer Schwangern plötzlich entſtandene imaginariſche Idee rührt die Leibesfrucht ſo lebhaft, daß ſie in ihrer Bildung eine vollkommene körperliche Aehnlichkeit desjenigen Gegenſtandes, welcher dieſe imaginariſche Idee erregt hatte, ausdrückt. Was den erſten Fall anbelangt, ſo räume ich gern ein, daß durch heftige Leidenſchaften eine Unordnung in dem Kreislaufe der Säfte verurſachet werden, und dadurch in dem zarten Bau der Frucht Fehler entſtehen können; aber den andern Fall, daß die lebhafte Einbildungs-Kraft ſolche vollkommene körperliche Aehnlichkeiten bilden könne, läugne ich gänzlich, und zwar aus folgenden Gründen.

1. Eine richtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehen. Man will zwar einmahl ſo etwas als einen Nerven an der Nabelſchnur geſehen haben, aber man hat ſich geirret, und ich darf nur hier einen der größten Anatomiker, den Hrn. v. Haller nennen, um der Sache ihren gehörigen Nachdruck zu geben. Da nun Empfindungen durch keinen andern Weg fortgepflanzet werden können, als einzig und allein durch die Nerven, ſo fallen die ſchnellen und lebhaften Wirkungen der Einbildungs-Kraft der Mutter auf die Geſtalt der Frucht, von ſelbſt weg. Vergebens beruft man ſich auf die Kleinheit der Nerven, und behauptet, daß die Erfahrung be-

ſtätige, daß auch noch da Nerven vorhanden wären, wo die Zergliederungs-Kunſt ſie nicht entdecken könne. Dieſe Einrichtung hat bloß in dem Muskel-Bau Statt, aber die Nabelſchnur und der Mutterkuchen beſtehen aus einem bloßen Zellen-Gewebe, und haben keine Aehnlichkeit mit dem Bau der Muskeln; ja, man findet keinen Haupt-Nerven-Aſt, der ſich nach dieſen Theilen verbreitet, und von welchem man nur von weitem vermuthen könnte, daß er einige Zweige nach dieſen Theilen abgebe. Vergeblich beruft man ſich auf das Daſeyn der großen Blut-Gefäße, und will aus der Analogie darthun, daß, wo ſolche große Blut-Gefäße wären, auch nothwendig Nerven ſeyn müßten. Denn die Verbindung der Nachgeburt mit der Gebärmutter iſt ſo beſchaffen, daß ſie ohne alle Empfindung davon abgelöſet, und ohne Schmerzen der Mutter gedrückt und zerriſſen werden kann; und ſehr oft trennt ſich die Nachgeburt bey dem Zuſammenziehen der ausgeleerten Gebärmutter nach der Geburt, ohne Wiſſen der Mutter, und zeigt ſich ſchon der Hebamme, welche ſie herausholen wollte. Dieſe Unempfindlichkeit findet auch bey der Nabelſchnur Statt, und beweiſet, daß keine Nerven von der Gebärmutter in die Nachgeburt nach der Frucht übergehen, woraus auch ſonſt bey der Abſonderung derſelben die grauſamſten Schmerzen und Convulſionen entſtehen müßten, welches aber nie geſchieht. Folglich iſt die Fortpflanzung der imaginariſchen Idee eine Unmöglichkeit. Vergebens ſuchen ſich die Gegner zu helfen, wenn ſie ſagen: „Geſetzt, es gehen auch keine Nerven von der „Mutter zu der Frucht über, ſo wiſſen wir doch, daß „bey dem Menſchen Puls- und Blut-Adern mit dem „Gehirne und dem ganzen Nerven-Syſtem in der in„nigſten und genaueſten Verbindung ſtehen; wir wiſ„ſen ferner, daß die Leibesfrucht durch die Nabel„Schlagader und den Mutterkuchen mit der Mutter

„ver-

„verbunden iſt, und daß alſo in beyden ein und eben „derſelbe Blut-Umlauf Statt hat. Nun können wir „ſchließen, die imaginariſche Idee äuſſert ihren lebhaf-„ten Eindruck auf das Nerven-Syſtem der Mutter, „dieſer Eindruck pflanzt ſich auf die Blut-Gefäße der „Nabelſchnur und des Mutterkuchens fort, verändert „den Kreislauf der Säfte und das Nerven-Syſtem „der Frucht, und bildet die körperliche Aehnlichkeit.“ Allein, dieſem ſetze ich entgegen:

2. Es iſt keine unmittelbare Gemeinſchaft zwiſchen den Gefäßen und dem Blute der Mutter, und den Gefäßen und dem Blute der Frucht. Die Mündungen der Gefäße des Mutterkuchens gegen die Gebär-Mutter ſind ſo klein, daß, wenn man dieſelbe durch die Nabel-Gefäße ausſpritzt, weder Terpenthin-Oehl, noch eine andere Feuchtigkeit, durch ſie dringt. Hingegen ſind die Gebärmutter-Gefäße von einer ſolchen Weite, daß man, währender Schwangerſchaft, einen kleinen Finger hinein bringen kann, und nach der Entbindung das Blut ſich ſtrohmweiſe aus denſelben ergießt. Eine Verbindung dieſer beyden Arten Blut-Gefäße iſt alſo unmöglich; denn dieſelbe findet nach dem Laufe der Natur nur alsdann Statt, wenn die Gefäße einen gleichen Durchmeſſer haben. Ja, der Puls der Frucht iſt von dem Pulsſchlage der Mutter verſchieden. Das Blut iſt weit flüſſiger, als das Blut der Mutter. Die Frucht lebt wirklich noch einige Minuten, ja wohl eine völlige Stunde, wenn die Mutter eines plötzlichen Todes ſtirbt; und ſie würde noch länger fortleben, wenn die Kälte des Leichnames nicht den Tod bey der empfindlichen zarten Frucht beförderte. Es iſt alſo keine ununterbrochene Uebereinſtimmung zwiſchen dem Leibe der Mutter und der Frucht; die Behauptung der Gegner beruhet daher auf einem Satze, der noch mehrern Beweiſes bedarf. Aber geſetzt,

dieſe Vereinigung der Blut-Gefäße finde Statt, ſo iſt doch

3. wahr, daß eine ſolche Fortpflanzung der imaginariſchen Idee der Mutter auf den Foetus dem Laufe der Natur ganz entgegen iſt. Alle Gegenſtände wirken auf unſere Sinne entweder unmittelbar, wie: im Gefühl und Geruch, oder mittelbar, indem ſie eine gewiſſe Materie in Bewegung ſetzen, als: beym Geſicht und Gehör. Hierzu werden Nerven erfordert, durch deren Canäle vermittelſt eines Stoßes der ſinnliche Eindruck zum Gehirn gebracht, der Seele vorgeſtellt, und nach Beſchaffenheit der Sache wieder durch das Nerven-Syſtem dem Körper eine Perception mitgetheilt wird. Hier aber iſt die Gemeinſchaft zwiſchen dem mütterlichen Gehirne, und dem Gehirne der Frucht, wegen Mangel der Nerven in der Nabel-Schnur und dem Mutterkuchen unterbrochen; es findet alſo die Mittheilung der imaginariſchen Idee keinen Platz, und die Mittheilung durch die Blut-Gefäße allein, iſt der Analogie und den Natur-Geſetzen entgegen. Geſetzt aber es wäre, ſo wird das Blut aus dem Herzen der Frucht in alle Theile derſelben gleichmäßig hingetrieben, und durch die Nabelſchnur wieder in die Blut-Adern, und von da in das Herz, geleitet. Es iſt alſo, nach den Geſetzen der Circulation, an keine Hervorbringung einer Mißgeſtalt an einem beſtimmten Theile der Frucht zu gedenken, und, aus eben dieſen Gründen, noch weniger an eine Aehnlichkeit des Mutter-Mahles mit dem Gegenſtande, welchen die Schwangere in Gedanken gehabt haben ſoll; ja, ſelbſt das in Unordnung gebrachte und mit Heftigkeit eindringende Blut der Mutter wird durch den Widerſtand der Nabelſchnur und des Mutterkuchens aufgehalten, und dadurch ſeine Heftigkeit vermindert.

4. Eine ſolche Einrichtung, wodurch die Einbildungs-Kraft ſo viel Macht beſitzt, widerſpricht den vollkommenſten Abſichten des Schöpfers. Eine ſchwangere Frau, welcher es aus gütigem Mitleiden ſehr nahe gegangen war, als man einen Miſſethäter, welcher gerädert werden ſollte, zum Gerichts-Platz führte, ſoll darauf ein Kind geboren haben, deſſen Knochen an denen Gegenden zerbrochen waren, welche man einem Uebelthäter mit dem Rade zu zerſtoßen pflegt, und in ſolchem Zuſtande ſoll es bis ins 20ſte Jahr gelebt haben. Dieſe arme gütige, zärtliche und mitleidige Frau hätte alſo ihr Kind durch ihre Einbildungs-Kraft gerädert! So wenig zärtliche Mütter dergleichen Beyſpiele, woran ſie ſelbſt Schuld ſeyn ſollen, werden ertragen können, eben ſo hart und ungerecht müßte man die Einrichtung des Schöpfers und der Natur nennen, daß er den Müttern eine ſo große Zärtlichkeit gegen ihre Kinder eingepflanzt, und ſie dennoch gezwungen hat, daß ſie ſelbſt die Urſache von ſolchem Unglücke derſelben ſeyn müſſen. — Doch nein, unſer Körper-Bau hat dieſe Einrichtung nicht, denn ſonſt müßte bey Melancholiſchen, bey Narren, bey Tollhäuslern, die lebhafte, imaginariſche Idee ebenfalls ſolche Veränderungen hervorbringen, ſo müßten dieſelben die zärtliche, empfindliche und reizbare Mutter treffen. Dieſes geſchieht nicht, ſondern die unſchuldige Frucht, dieſe ſoll leiden! Vernunft und Religion ſteht dieſer Meinung entgegen, und gebiethet uns dieſelbe zu verlaſſen.

5. Wäre die Macht der Einbildungs-Kraft gegründet, ſo würde es ja nur auf die lebhafte imaginariſche Idee einer Mutter ankommen, ob ihre zukünftige Frucht einen Knaben oder ein Mädchen vorſtellen ſollte; die Empfängniß wäre der Willkür der Frauens-Perſonen unterworfen; nur eine erhitzte Einbildungs-Kraft würde erfordert, um eine Leibesfrucht zu bilden.

Allein,

Allein, die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Die Empfängniß iſt keinesweges dem Willen unſerer Seele, geſchweige einer zügelloſen Einbildungs-Kraft, unterworfen; viele rechtſchaffene Damen wünſchen ſich Kinder, dieſe wünſchen ſich einen Knaben, jene ein Mädchen; und alle ihre Wünſche, ihre ganze erhitzte Phantaſie iſt vergeblich. Der Gegner beruft ſich auf die Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern (*); man beruft

(*) Man hat geglaubt, daß die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Kindes mit dem Vater, oder den Aeltern überhaupt, etwas für die Recht- oder Unrechtmäßigkeit deſſelben beweiſen könne. Allein, dieſes kann hier nichts entſcheiden; und man kann nun die Frage aufwerfen: ſind denn die Kinder im eigentlichen Verſtande ihren Aeltern ähnlich? Eine Frage, die man vielleicht nie mit Gewißheit beantworten wird! Die Zergliederung ſcheint gegen dieſe Aehnlichkeit zu ſtreiten. Denn wenn die Menſchen einander ähnlich wären, ſo wäre eine Beſchreibung, eine Abbildung der Schlag-Adern, z. B. an der Hand, hinlänglich. Wenn ſie einmahl dem Urbilde ähnlich wären, ſo würden ſie es allemahl bleiben. Aber von dieſer bequemen Aehnlichkeit finden wir die Natur weit entfernt. Es ſind niemahls zwey Menſchen geſehen worden, in denen nicht alle Nerven, alle Schlag-Adern, alle zurückführende Adern, ſelbſt die Muskeln, ſelbſt die Knochen, unendlich von einander unterſchieden wären. Dieſe Verſchiedenheit herrſcht in der ganzen Natur, und kein Kraut iſt jemahls demjenigen ähnlich geweſen, aus deſſen Samen es entſproſſen iſt. Das Kind iſt überdies in ſeinem Baue von dem Vater ganz unterſchieden, und hat Theile, die überhaupt den Aeltern fehlen. Es ſind große Nabel-Schlagadern, ein eyförmiges Loch, und eine doppelte Reihe Zähne vorhanden. Ja, was noch mehr iſt, ein Mann, der nur Eine Hode hat, zeugt einen Sohn mit zwey Hoden. Ein Mann, der eine Hand, ein Bein, ein Auge verliert, zeugt doch einen vollſtändigen Sohn. Das Kind iſt alſo in dem ganz feinern Baue ohne Ausnahme, und ſehr oft im groben Bau, von ſeinen Aeltern unterſchieden, und allemahl reicher an verſchiedenen Theilen, als dieſelben. Auch die Geſichtszüge ſind verſchieden, da ein neugebornes Kind keine beſtimmte Phyſionomie hat; und Meinung oder Einbildung hier Aehnlichkeit und Unähnlichkeit nach Belieben ſchaffen oder vertilgen kann; auch ſind gegen die Beyſpiele der ihren Aeltern ähnlichen Kinder eine weit größere Menge von andern vorhanden, die nichts kennbares, nichts ähnliches von ihren Aeltern an ſich haben. Doch giebt es Fälle,

ruft ſich auf die alten Spartaner, welche die Gewohnheit hatten, ihren ſchwangern Weibern die ſchönſten Perſonen beyderley Geſchlechtes vorzuführen, damit auch

wo die Aehnlichkeit mit einem andern Vater den Ehebruch der Mutter, und alſo die Unrechtmäßigkeit des Kindes entdeckt, nähmlich alsdann, wenn Leute von verſchiedenen Raçen beyſammen ſind; z. B. wenn eine Europäerinn, die mit Mohren, Ungarn, Mongolen, Amerikanern ꝛc. zuſammen kommt, ein Kind gebiert, welches in der Farbe des ganzen Körpers, oder eines einzelnen Theiles, oder in der Bildung des Geſichtes, von dem Gewöhnlichen zu ſehr abweicht, ſo iſt der europäiſche Mann nicht der wahre Vater, und ſo umgekehrt.

Das kön. preuß. Ober-Collegium medicum zu Berlin, hat auf die Frage: „ob von dem Beyſchlaf eines Moh„ren mit einer weißen Frau ein ganz weißes Kind geboren „werden könne?“ folgendes Gutachten (*) ausgeſtellt:

Die Urſache, ſo zu der nachſtehenden Frage Anlaß gegeben, beſteht in einem, bey dem hochlöbl. Kammer-Gerichte ſchwebenden Proceß, indem die Ehefrau und jezige Witwe eines Mohren, Nahmens Hannibal, bey Lebzeiten ihres Mannes mit dem hieſigen Bäcker-Meiſter W** zugehalten, und aus dieſem Beyſchlaf ein ganz weißes Kind zur Welt gebracht haben will. Da nun über die Verpflegung dieſes Kindes Streit entſtanden, ob ſolches von dem Hannibal oder von dem Bäcker-Meiſter W** erzeuget worden, indem die Mutter, welche bisher für eine Ehefrau des Hannibal gehalten worden, die rechtliche Vermuthung, daß gedachtes Kind in der rechten Ehe erzeuget ſey, wider ſich haben ſoll: So ſind Wir deshalb von E. hochlöbl. Kammergericht unter d. 1 März h. a. erſuchet worden, Demſelben darüber ein Gutachten zukommen zu laſſen:

Ob von dem Beyſchlaf eines Mohren mit einer weißen Frau ein ganz weißes Kind geboren werden könne?

Wir haben daher, nach reiflicher collegialiſcher Ueberlegung, nachſtehendes Gutachten und Beantwortung dieſer Frage abzugeben, nicht ermangeln wollen.

Ein jeder der Sachen kundiger wird leicht einſehen, daß die poſitive Beantwortung dieſer Frage nach theoret-

(*) Pyl Aufſätze und Beobachtungen aus der gerichtl. Arzeneywiſſ. 7 Samml. (Berl. 1791, gr. 8.) S. 262, ff.

auch ſie ſolche ſchöne Kinder gebären möchten. Heliodorus ſchreibt, daß Cariclea von Farbe weiß geweſen ſey, ob ſie gleich von äthiopiſchen Aeltern geboren war,

retiſchen Gründen nicht allein ſchwer, ſondern faſt ganz unmöglich ſey, und daß daher dieſelbe lediglich nach ſolchen Gründen, welche bloß aus der Erfahrung hergenommen ſind, und von der Erfahrung beſtätiget werden, beantwortet werden müſſe.

Wenn Wir aus der Phyſiologie das ſyſtema ovulorum, welches ſo viele berühmte Männer, und unter andern auch der ſo berühmte und um die Phyſiologie ſich ewig verdient gemachte Hr. v. Haller angenommen, auch in dieſem unſern jezigen Fall annehmen wollten, nach welchem der Keim des zukünftigen Menſchen bereits in dem ovulo materno verſchloſſen liegt, und nur durch die auram ſeminalem des Mannes in eine nähere Bewegung und zur Entwickelung und Vollkommenheit gebracht werden darf, ſo würden Wir hieraus folgern müſſen, daß es allerdings möglich ſey, daß ein mit einem Mohren und einer Weißen erzeugtes Kind der Mutter in allen Stücken ähnlich ſeyn, und folglich auch als ein ganz weißes Kind zur Welt gebracht werden könne. Wenn Wir aber im Gegentheil das ſogenannte ſyſtema animalculorum bey der Erzeugung des Menſchen aus der Phyſiologie mit vielen andern berühmten Männern annehmen, nach welchem in dem animalculo ſpermatico des Mannes der zukünftige Menſch völlig ausgebildet und verborgen liegt, und nur durch das ovulum muliebre ſeine erſte Nahrung empfängt, und dadurch zu mehrerer Vollkommenheit gebracht wird, ſo müſſen Wir alsdann nach dieſem Syſtem zugeſtehen, daß es allerdings möglich, daß das von einem Mohren mit einer weißen Frau erzeugte Kind dem Vater in allen Stücken ähnlich, und folglich als ein ſchwarzes Kind zur Welt kommen müßte.

Auch das ſyſtema epigeneſeos, nach welchem der zu bildende Menſch weder in dem animalculo ſpermatico, noch auch in dem ovulo materno verborgen liegt, ſondern nach welchem die Theile des zukünftigen Menſchen nach und nach formiret, und gleichſam einer an den andern angeſetzet werden, kann Uns zu Unſerer Abſicht kein hinlängliches Licht geben.

Da alſo die eigentliche Erzeugung des Menſchen annoch mit der tiefſten Finſterniß umgeben iſt, indem in das Innere der Natur kein erſchaffener Geiſt eindringt, und alles, was hierüber noch ſo gründlich ſcheinend geſagt werden kann, nur bloß in hypotheſibus und in Muthmaßungen beſteht, ſo können Wir deshalb aus die-

war, weil die Königinn ihre Mutter das Bildniß der Andromeda oft betrachtet habe. Soranus, wie Auguſtinus anmerkt, erzählt, daß Dionyſius, der König

dieſen ſyſtematibus generationis die Uns vorgelegte Frage nicht beſtimmt beantworten.

Ob auch gleich der berühmte Anatomicus le Cat, welcher viele Mohren zergliedert hat, und bey Vergleichung des Samens derſelben mit dem Samen weißer Menſchen gefunden, daß erſterer jederzeit eine ſchwärzlichere Farbe habe, und hieraus geſchloſſen, wie die Fortpflanzung der Farbe der Mohren in deren Samen und Feuchtigkeiten verborgen liege, ſo können Wir doch dieſer Behauptung des le Cat deshalb nicht beytreten, weil unter andern des Marchais in ſeiner Voyage en Guinée einen Fall anführt, wo zwey ſchwarze Aeltern ein ganz weißes Mädchen erzeuget haben, auch Hr. Brue zu Biſſos eine weiße Negerfrau geſehen, die von ſchwarzen Aeltern geboren und an einen Neger verheurathet war, mit welchem ſie verſchiedene ſchwarze Kinder erzeuget, als welche Fälle die Vermuthung des le Cat gänzlich zu entkräften ſcheinen, ob Wir gleich auch gern zugeben, daß dieſe Exempel äuſſerſt ſelten, und von der allgemeinen Ordnung gänzlich abweichen. S. Allgemeine Reiſen, 3ter Band, S. 189 (*).

Wir müſſen daher, da Uns die ſyſtemata generationis und alle Theorien in dieſem Falle gänzlich verlaſſen, die Uns vorgelegte Frage lediglich aus den Erfahrungen glaubwürdiger Männer herleiten und beantworten.

Kolbe, in ſeiner Beſchreibung des Capitis bonae ſpei, p. 373. Edit. in fol. ſagt ausdrücklich, daß ein neugebornes Mohren-Kind eben ſo weiß, als ein anderes europäiſches Kind an das Licht komme, innerhalb 8 bis 14 Tagen aber alles Weiße, auſſer an den Augen und Zähnen, imgleichen an der inwendigen Hand und an den Fußſohlen verliere, und folglich alsdann ſchwarz ausſehe; wie er ſolches ſelbſt ſehr öfters geſehen. Labat, im 3 B. ſeiner Reiſen nach Weſtindien, S. 225, ſagt ausdrücklich, daß alle Arten von Kindern, wenn ſie

(*) In einem neuern ſehr beliebten Journal las man neulich eine ſeltene Anekdote, wo von zwey weißen Aeltern hohen Hauſes eine förmliche Mohrinn geboren, und des Auffallenden wegen wahrſcheinlich ins Kloſter war geſteckt worden. S. Thalia, St. 10, wo ich nicht irre.) Pyl.

König von Sicilien, welcher, weil er ſehr ungeſtaltet geweſen, befohlen habe, daß ſeine Gemahlinn beſtändig ein ſehr ſchönes gemahltes Bildniß in ihrem Zimmer

ſie dort zur Welt kommen, wo nicht ganz, jedoch halb weiß ausſehen, und die Farbe, wodurch ſie unterſchieden werden, erſt nach 8 bis 10 Tagen zum Vorſchein komme. Um ſicher zu wiſſen, welche Farbe das Kind bekommen werde, dürfe man ſelbiges nur aufdecken, indem ſeine Schaamtheile, wenn es von einem Neger oder Negerinn, ganz ſchwarz, wofern es aber von einem Weißen und einer Negerinn herkomme, weiß oder halb weiß ſeyn; auch gleich bey der Geburt dürfe man nur die Nägel an ihrer Wurzel betrachten, wenn ſie daſelbſt ſchwarz ſind, wird das Kind ebenfalls ſchwarz werden, ſind aber die Nägel hierſelbſt weiß, ſo kann man behaupten, das Kind werde ein Mulatte, es möge nun von einer Weißen und einem Neger, oder umgekehrt, von einem Weißen und einer Negerinn herkommen (*). Eben dieſes bezeugt Ludwig, in ſeinen neueſten Nachrichten von Surinam, S. 127, als welcher noch vor Kurzem verſchiedene Jahre als Chirurgus zu Surinam geſtanden hat. Auch Fermin, in ſeiner Beſchreib. von Surinam, S. 108, ſagt ausdrücklich, daß die Neger-Kinder eben ſo weiß, als wir, geboren werden, und ihre Farbe erſt einige Tage nachher verändern. Eben der gedachte Ludwig bezeugt ausdrücklich, daß, wenn Vater und Mutter Neger, ſo gäbe es wieder Neger, d. i. ganz Schwarze mit krauſer, kurzer und ſchwarzer Wolle auf dem Kopfe. Aus dem Beyſchlafe eines Weißen mit einer Negerinn, oder umgekehrt, aus dem Beyſchlafe eines Negers mit einer Weißen, entſtänden die ſogenannten Mulatten. Nach eben demſelben Ludwig gleicht ein ſolcher Mulatte an Farbe einem Spanier, nur daß er keine Haare, ſondern auch Wolle auf dem Kopfe habe, jedoch ſey ſie viel feiner und länger, als bey dem Neger; ein Mulatte würde auch mehr oder weniger weiß, je nach dem ſein Vater weiß mit blonden Haaren, oder bräunlich mit ſchwarzen Haaren, geweſen ſey. Nach eben dieſes Mannes Beobachtungen geſchieht es öfters, daß, wenn ein Weißer ſich mit einer Negerinn vermiſcht, daß aus dieſer Vermiſchung, ſtatt eines Mulatten, ein gänzlicher Neger geboren werde; allein dieſes rühre bloß daher, weil

(*) Eben dieſes hat mir ein holländiſcher Officier, welcher ſich lange in beyden Indien aufgehalten, aus eigener Erfahrung ganz treuherzig verſichert. Pyl.

mer haben ſollte, damit dieſelbe durch Hülfe ihrer Einbildungs-Kraft, ein Kind, welches dieſem Bildniſſe ähnlich wäre, empfangen möchte. Galen iſt auch

weil dieſe Negerinn ſich zugleich Liebhabern ihrer eigenen Nation überlaſſen hätte. Nach dem D. Fermin findet ſich das untriegliche Kennzeichen in den neugebornen Kindern, was ſie nähmlich für einen Vater gehabt haben, an den Geburtsgliedern des Kindes, indem dieſe Theile von dem Augenblicke an, da die Kinder geboren werden, diejenige Farbe haben, welche dem Körper in der Folge verbleibt, es ſey die ſchwarze oder weiße.

Da nun aus dem Beyſchlafe eines Negers mit einer Weißen jederzeit ein Mulatte entſteht, auch nach dem Iſert, welcher ſich ſelbſt eine geraume Zeit zu Guinea aufgehalten hat, imgleichen nach dem Zeugniſſe vieler andern, das krauſe Haar oder Wolle, die flachen Naſen und aufgeworfenen Lippen, allezeit die charakteriſtiſchen Kennzeichen der Neger-Nation ſind, ſo läßt ſich hieraus erweiſen, daß von dem Beyſchlafe eines Mohren mit einer weißen Frau weder ein ganz weißes, noch auch ein ganz ſchwarzes Kind, ſondern ein Mulatte entſtehen müſſe.

Zwar könnte man hierwider einwenden, wie die Lebens-Art und das Klima ſehr vieles zur ſtärkern Farbe ſowohl des Negers, als des Mulatten, beytragen könne, und daher in unſerm Klima ein von einem Mohren und einer weißen Frau gebornes Kind nicht ſo ſtark einem Mulatten, als vielmehr einem Weißen ähnlicher ſeyn müſſe. Wir antworten hierauf: Ob es gleich nicht zu läugnen, daß dieſer Unterſchied der Farbe in unſerm Klima immer mehr abnimmt, um ſo mehr, da in heißen Ländern die Mulatten, wenn ſie ſich ferner mit Weißen vermiſchen, auf die lezt ganz weiß werden, ſo verurſachet jedoch ſolches in unſerm Klima keinen ſo großen Unterſchied, daß man ein von einem Mohren und von einer weißen Frau gebornes Kind nicht ſogleich an ſeiner Farbe, an ſeinen Nägeln, an ſeiner Wolle auf dem Kopfe, und an ſeinen Geburts-Gliedern erkennen ſollte.

Um Uns aber völlig zu überzeugen, ob dasjenige Kind, worüber der Streit entſtanden iſt, von einem Mohren oder von einem weißen Vater erzeuget ſey, ſo haben Wir ſolches ſelbſt in Augenſchein zu nehmen nicht unterlaſſen können.

Es war daſſelbe ein Knabe zwiſchen 7 bis 8 Jahr alt, ſeine Haut über den ganzen Körper war vollkommen weiß, an den partibus genitalibus war nicht das gering-

von dieſer Partey; er erzählt von einem reichen ungeſtalten Kerl, welcher gern einen ſchönen Knaben zeugen wollte; dieſer hieng das Portrait von einem ſchönen Knaben an ſein Bette, und die Frau mußte, während der Beywohnung, mit unverwandtem Angeſichte daſſelbe betrachten, welches auch die Wirkung hatte, daß ſie zur gehörigen Zeit mit einem Kinde entbunden wurde, welches nicht dem Vater, ſondern vielmehr dem Gemählde, ähnlich war. Allein, dieſe Meinung iſt ungegründet. Jedermann weis, daß bey einer ehelichen Umarmung, wenn ſie fruchtbar ſeyn ſoll,

geringſte Schwarze oder Gelbliche zu bemerken, die Haare waren im geringſten nicht ſchwarz oder wollicht, ſondern völlig blond und lang, die Iris war blau, die Naſe und die Lippen waren weder aufgeworfen noch eingedrückt, auch die Naſenlöcher nicht groß und weit aus einander ſtehend, ſo, daß dieſer Knabe nicht allein an der äuſſern Haut, ſondern auch mit allen ſeinen übrigen Theilen und Gliedmaßen einem vollkommen weißen Menſchen gänzlich ähnlich war. Ein ſehr groſer Unterſchied war im Gegentheil an der zugleich mit producirten Tochter, welche von dem Mohren Hannibal mit eben dieſer weißen Frau und mit derſelben Mutter des gedachten Knaben erzeuget worden war, wahrzunehmen. Es war ſolches ein Mädchen zwiſchen 9 und 10 Jahren, ſie hatte völlig die ſchwarze Farbe eines Mohren über den ganzen Körper, auſſer daß die inwendige Fläche ihrer Hände weiß war, die Pupille war groß und feurig, die Iris ſchwarz, und ſtatt der Haare hatte ſie auf dem Kopfe eine ſchwarze, ganz krauſe und kurze Wolle; das Einzige, wodurch ſie ſich von einer vollkommenen Mohrinn unterſchied, war, daß man keine ſo dicke und aufgeworfene Lippen und keine ſo platt gedruckte Naſe an ihr beobachtete, welches leztere aber gröſtentheils von dem beſtändigen Tragen des zarten Kindes auf dem Rücken der Mutter bey den National=Mohren herzurühren ſcheint.

Aus der Gegeneinanderhaltung dieſer beyden gänzlich von einander verſchiedenen Kinder könnte man einen ſtarken Zweifel gegen das ſyſtema ovulorum erregen, indem, nach dieſem oben angeführten Syſtem die Tochter, da ſie von einer weißen Mutter und einem ſchwarzen Vater erzeuget worden, der Mutter mehr ähnlich, als dem Vater, hätte ſeyn müſſen, welches aber in dieſem Falle ganz das Gegentheil war.

Aus

ſoll, das Gemüth mit keinen andern Gegenſtänden, ſondern bloß mit dem gegenwärtigen Act beſchäftigt ſeyn muß. Iſt die Einbildung der Frau mit andern Gegenſtänden beſchäftigt, oder hat der Mann andere Gedanken im Kopfe, ſo werden keine Kinder gezeuget werden. Ja, ſehr viele Mütter gebären Kinder, die den Groß- und Ur-Großältern ähnlich ſind, die ſie doch niemahls geſehen haben. Ferner wiſſen wir, daß die Türken ihre Frauenzimmer in ihrem Serail durch ſchwarze Verſchnittene verwahren, welche ſie ſo ungeſtalt und abſcheulich, als es nur immer möglich iſt, zu machen ſuchen, damit der Sultan ſeinen Damen ſchöner und angenehmer ſcheinen möge; und doch iſt es gewiß, daß die Sultaninnen allezeit weiße Kinder zur Welt bringen, welches deutlich beweiſet, daß die Einbildungs-Kraft ihre Wirkung nicht äuſſern kann. Denn warum kommen denn dieſe Sultaninnen, die mit dieſen ſchwarzen Mißgeburten, welche ſie mit Abſcheu betrachten, beſtändig umgeben ſind, nicht auch von Zeit zu Zeit mit einem Kinde nieder, welches eben ſo ungeſtaltet iſt, und dieſelbe Farbe hat?

 6. Man

Aus den obigen angeführten Gründen ſind Wir der gänzlichen Meinung, daß

1. von dem Beyſchlafe eines Mohren mit einer weißen Frau kein ganz völlig weißes Kind geboren werden könne, und daher
2. der Uns vorgezeigte Knabe von keinem ſchwarzen Vater und einer weißen Mutter, ſondern von einem weißen Vater und von einer weißen Mutter erzeuget worden ſey.

Berlin, d. 15 Apr. 1790.

Decanus und Räthe des Königl. Preuß. Ober-Collegii Medici.

Concepit

Roloff.
qua Decanus.

6. Man findet ſehr viele Mutter-Mähler und andere Ungeſtalten, ohne daß die Einbildungs-Kraft während der ganzen Schwangerſchaft eine lebhafte Idee erreget, welche auf die Mutter einen Eindruck gemacht hat. Röderer ſahe viele Mähler, die einer Kirſche ꝛc. ähnlich waren, ohne daß die Mutter ſich einer vorhergegangenen imaginariſchen Idee entſinnen konnte. Rickmann (*) ſahe ein Kind, welches am Halſe ein haariges Mahl hatte, gleich einer Mäuſe-Haut, und doch hatte die Mutter in ihrer Schwangerſchaft keine Maus geſehen, und auch nicht daran gedacht. Marcot verſichert, viele Leute geſehen zu haben, die Flecken an der Haut hatten, deren Mütter nicht wußten, wo ſie herkamen, wie ſie dieſelben nennen ſollten, und ſich keines Gelüſtens oder keiner Einbildung bewußt waren. Man wendet zwar ein, daß in ſolchen Fällen die Einbildungs-Kraft ſich im Schlafe ereignet habe, oder daß die Mütter überhaupt nicht darauf geachtet, und es wieder vergeſſen haben, und daß man alſo nicht wiſſen könne, ob nicht ſolche Fälle der Einbildungs-Kraft zu zuſchreiben wären. Allein, iſt es nicht ſehr widerſprechend, daß eine ſo geringe Gemüths-Bewegung, worauf die Mutter ſich nicht einmahl beſinnen kann, ob ſie ſich gleich alles lebhaft erinnert, was in ihrer Schwangerſchaft vorgefallen iſt, eine ſolche Wirkung ſollte gehabt haben? Beſonders, da

7. ſehr häufige Beyſpiele vorhanden ſind von Schwangern, bey welchen weder ein heftiger Schrecken, noch ein gräßlicher Anblick, noch ein ſtarkes Verlangen nach einer Sache, noch irgend eine Einbildung, auf die Geſtalt des Kindes einen Einfluß hatte, obgleich ſolche Affecten auſſerordentlich heftig geweſen ſind,

(*) Chriſt. Rickmann von der Unwahrheit des Verſehens und der Hervorbringung der Muttermahle durch die Einbildungskraft. Jena, 1770, 8.

ſind, und die Mütter ſelbſt geglaubt haben, daß ſie ein ungeſtaltetes Kind zur Welt bringen würden.

Rickmann erzählt von einer Dame, die heftig erſchrack, als ſie einen Mann in einer Geſellſchaft erblickte, welcher den Krebs an der Naſe hatte, und die doch ein wohlgeſtaltetes Kind zur Welt gebracht hat.

Blondell (*) führt ein Frauenzimmer an, welche gegen die Katzen einen großen Widerwillen hatte; als ſie des Abends zu Bette gehen wollte, kam plötzlich eine fremde Katze unter dem Bette hervor, ſprang mit großer Heftigkeit gegen dieſelbe, und hängte ſich an ſie an, ſo daß man ſie mit Mühe vertreiben konnte. Die Dame erſchrack ſo ſehr darüber, daß ſie in Ohnmacht fiel: ungeachtet des heftigen Schreckens, kam ſie 3 Wochen darauf mit einem Knaben, welcher nicht mit dem mindeſten Mutter-Mahle gezeichnet war, glücklich nieder.

Haller meldet von einem vornehmen Frauenzimmer, welches einen Menſchen geſehen, der nur Einen Fuß hatte. Die Einbildungs-Kraft ſtellte ihr dieſen Menſchen im Traume wieder vor, worüber ſie ſo heftig erſchrack, daß ſie ſich hernach beſtändig ängſtigte, weil ſie ſich einbildete, ſie würde ein verſtümmeltes Kind zur Welt bringen; allein ſie gebar ein Kind, welches an allen Gliedern vollkommen war.

Man macht zwar die Einwendung, „daß es nicht „nothwendig ſey, daß eine Sache allemahl eintreffe; „ein Gewitter kann oft einſchlagen und nicht entzün„den, wer wollte daraus ſchließen, daß es nie entzün-

(*) The power of the Mother's imagination over the Foetus, examin'd in anſwer to Dr. *Dan. Turner's* Book, intitled: A defence of the 12 Chapter of the 1 Part of a treatiſe de morbis cutaneis, by *James Aug. Blondell.* Lond. 1729, 8.

Franz. überſ. Diſſertation phyſique ſur la force de l'imagination des femmes enceintes ſur le foetus. Par *Jaques Aug. Blondell;* traduit de l'anglois par *Alb. Brun.* à Leide, 1737, 8.

Drey merkwürdige phyſikaliſche Abhandlungen von der Einbildungskraft der ſchwangern Weiber, davon die zwey erſten aus dem Engl., die dritte aber aus dem Franz. überſetzt worden. Straßb. 1756, 8.

„den könnte?“ Ganz recht! eine Erfahrung trifft darum nicht immer ein, weil die Umſtände oftmahls verſchieden ſind; man kann den Blitz von den Gebäuden durch einen Wetter=Leiter ableiten, ähnliche Umſtände können denſelben von ungefähr ſchwächen, das wiſſen wir; aber das wiſſen wir auch, daß von einer und eben derſelben Urſache, unter einerley und unveränderten Umſtänden, nothwendig allemahl eine gleiche Wirkung erfolgen müſſe, und ſchließen alſo mit Recht: da in den angeführten Beyſpielen die Einbildungs=Kraft und der Schrecken die ſchwangern Perſonen aufs lebhafteſte gerührt hat, und auch keine Verſchiedenheit der Umſtände angegeben werden kann, welche die Wirkung davon auf die Frucht hätte verhindern können, ſo müßte nothwendig auch hier die gleiche Wirkung erfolgt ſeyn, die Frucht aber hat nicht die geringſte Veränderung dabey gelitten, und wir ſchließen alſo wieder mit Recht: weil die Wirkung nicht Statt findet, welche aus der angegebenen Urſache nothwendig erfolgen ſollte, ſo muß die angegebene Urſache ſelbſt falſch und unwahr ſeyn. Das einzige kann man noch einwenden, daß es hierbey auf die verſchiedene Zeit der Schwangerſchaft ankomme. Allein, dieſe Verſchiedenheit kann die Wirkung nicht hemmen; denn in der erſten Zeit der Schwangerſchaft müßten von der Einbildungs=Kraft, wenn ſie Urſache wäre, die noch zarten Theile der Frucht am allerleichteſten verändert werden können, und in der lezten Zeit müßte ſich die Wirkung davon auch zeigen, weil das Mahl in der weichen Haut von eben der Kraft könnte hervorgebracht werden, welche in andern Fällen die viel härteren Knochen des Kindes zerbrochen haben ſoll.

8. Die Gegner begehen einen offenbaren Widerſpruch. Sie nehmen auf der einen Seite an, daß heftige Gemüths=Bewegungen, lebhafte imaginariſche Ideen ſolche Veränderungen hervorbringen könnten,

ten, und auf der andern Seite behaupten ſie, daß ſtille Leidenſchaften und angenehme Vorſtellungen dieſelben bildeten. Geſetzt, heftige Leidenſchaften erregten Unordnungen im Kreislaufe, und daher entſtänden Miß-Geſtalten, ſo iſt es doch unbegreiflich und ganz widerſprechend, wie und auf was Art und Weiſe angenehme Vorſtellungen, z. B. die Betrachtung eines ſchönen Gemähldes, ſolche Unordnungen erzeugen ſollten.

9. Es iſt ja gar nichts Seltenes, Mahlzeichen bey Thieren zu ſehen. Man ſahe Kälber mit zwey Köpfen; man ſahe junge Ferkel mit Füßen, welche Menſchen-Füßen ähnlich ſeyn ſollten; man ſahe lahme, blinde und auf allerley Art verunſtaltete junge Hühnchen aus den Eyern kommen. Nun muß freylich die trächtige Kuh, das brütende Huhn ſich verſehen haben, wenn es wahr iſt, daß die Einbildung der Mutter die Mutter-Mähler hervorbringe. — „Warum das nicht,“ ſagen die Gegner: „wir haben ja davon in der Schrift ein deutliches Beyſpiel, welches den Einfluß der Einbildungs-Kraft auf die Frucht auch bey unvernünftigen Thieren offenbar beweiſet. „Jacob der Erzvater hat dieſe Wirkung ſchon erkannt. „Er nahm friſche Stäbe von Storax, Mandel- und „Ahorn-Bäumen, und ſchälte weiße Streifen daran, „daß an den Stäben das Weiße bloß ward. Und er legte „dieſe Stäbe in die Tränk-Rinnen, aus welchen die „Heerde getränkt wurde, daß ſie empfangen ſollten, wenn „ſie zu trinken kämen. Alſo empfingen die Heerden über „den Stäben, und brachten ſprengliche, fleckige und bunte „Schafe, obgleich die Heerde Jacob's aus weißen Scha„fen beſtand. Dieſe Stelle zeigt ja deutlich, daß die „Einbildungs-Kraft der Schafe von den bunten „Stäben ſo ſehr erregt worden iſt, daß ſie davon „bunte Junge geworfen haben.“ — Allein dieſe Sache kann auch ohne die Einbildungs-Kraft füglich erklärt werden. Erſtens, ſteht im Grund-Texte nichts von ſolchen Streifen, wodurch er die Stäbe bunt ge-

macht haben ſoll, ſondern nur überhaupt, daß er das Weiße an den Stäben abgeſchälet habe. Es mag alſo entwedet die äuſſere graue oder weißliche Schale abgeſchälet worden ſeyn, ſo müßten die Schafe, wenn ſie ſich an dieſen Stäben hätten verſehen ſollen, entweder grüne oder weiße Lämmer gebracht haben. Zweytens ſteht nicht ein Wort in der Schrift, daß hier die Einbildungs-Kraft gewirkt habe. Moſes ſagt uns nur, Jacob habe die Stäbe für ein Mittel angeſehen, bunte Schafe zu erhalten, und es wären auch wirklich bunte Schafe gefallen; allein, er erklärt ſich nicht darüber, ob ſolches durch die Stäbe, oder durch einen beſondern Segen Gottes und durch eine Zuſammenkunft vieler unmerklichen und dem Jacob ſelbſt unbekannten Urſachen, geſchehen ſey. Ein natürlicher und bekannter Kunſtgriff kann es nicht geweſen ſeyn, ſonſt hätte ſich Laban gewiß davor gehütet, und Verdacht geſchöpft. Wahrſcheinlich iſt Gott unmittelbar der Urheber davon geweſen, um den Laban, welcher ein geiziger und harter Mann war, wegen ſeiner Ungerechtigkeit gegen ſeinen Schwieger-Sohn zu ſtrafen, und den Jacob wegen alles desjenigen, was er bey ihm ausgeſtanden hatte, ſchadlos zu halten. Auch muß die imaginariſche Idee eines Schafes über einen geſchälten Stab wohl ſehr geringe geweſen ſeyn, und man müßte durch ähnliche Kunſtſtücke auch eine blaue Ziege, oder einen grünen Eſel, hervorbringen können. Indeſſen ſcheint es eine Folge von dieſem Irrthume zu ſeyn, daß man bisweilen in den Stutereyen, um ſchöne Pferde zu bekommen, dem Mutter-Pferde Bilder von ſolchen Pferden, als man ſich wünſcht, vor die Augen ſtellt. Allein, viele vernünftige Pferde-Verſtändige halten ſehr wenig davon, und verſichern, daß es darauf gar nicht ankomme. — Und wie will man ſich die Mißgeburten bey den Vögeln erklären? Will jemand behaupten, die Einbildung des brüten-

den Huhnes könne vielleicht auf eine uns verborgene Weiſe durch die Schale des Eyes in das junge Hühnchen wirken; ſo wiſſen wir ja, daß man auch Eyer durch die Wärme des Miſtes, oder gewiſſer Oefen, wie auch vermittelſt der Dünſte ſiedenden Waſſers, ausbrüten kann, wovon ich im III Th., S. 176 — 188, und im XXVI Th., S. 80 — 173, ausführlich gehandelt habe. Man wird aber doch hoffentlich dem Miſte, oder dem Ofen, oder dem Waſſer-Dunſte, keine Einbildungs-Kraft zuſchreiben, beſonders da

10. man auch Mißgeburten bey den Gewächſen findet. „Ich ſahe im vorigen Jahre einen Kirſch-„Baum,“ ſagt Weickardt: „woran viele Kirſchen „mit krummen Stielen hiengen. Das muß wohl „auch ein Mutter-Mahl an dem Kirſchen-Stiele ge-„weſen ſeyn; vielleicht hat ſich der Baum an einem „krummbeinigen Kerl verſehen, da er eben in der Blüthe „ſtand? Ich ſahe am Apfel-Baume einen Apfel, „an welchem noch ein kleiner Auswuchs war, der voll-„kommen einer Stachelbeere glich; ich fand nun bald „die Urſache dieſes Mahlzeichens, indem ich eine Sta-„chelbeer-Staude in der Nähe ſahe, wo alſo ver-„muthlich der Apfel-Baum ſich muß verſehen haben.“ Ferner ſehen wir ja in dem Kieſel und andern Steinen, in dem Achat, oftmahls Zeichnungen von Städten, Abbildungen von Pflanzen, Bäumen und Thieren, und ſehen ſie als eine Wirkung eines bloßen Zufalles an. Wenn der Zufall hier ſolche vollkommene Aehnlichkeiten verurſachen kann, ſo iſt es nicht ungereimt, wenn man ihm auch diejenigen zuſchreibt, welche man an dem Körper eines Kindes erblickt.

Allein, was helfen die ſtärkſten theoretiſchen Gründe, wenn die Erfahrung für eine Sache laut ſpricht; wenn unzählige Beyſpiele dieſelbe beweiſen — dürfen wir ſie verwerfen, weil uns die Art ihrer Entſteh-

ſtehung unbegreiflich iſt? Doch nicht alles, was man erzählt, iſt wahr, nicht alle Erfahrungen ſind zuverläſſig; vieles Wahre hält man für falſch; vieles Falſche für wahr; man beobachtet nicht immer mit kaltem Blute; man glaubt oft mehr zu ſehen, als man ſieht; oft redet man von Dingen, die man nicht geſehen hat, als hätte man ſie geſehen, und denkt, ſie könnten nicht anders ſeyn, als man ſich einbildet, oder als ein eingenommener Unwiſſender es uns vorſagt. So gieng es oft mit den Mutter-Mählern; die Einbildungs-Kraft ſahe vieles, was man ohne Vorurtheil für die alte Meinung niemahls wahrgenommen hätte. Viele ſolche Mutter-Mähler, von welchen der gemeine Mann ſagt, ſie glichen einer Maus, einer Kirſche &c. hatten, bey genauer Unterſuchung, nicht die geringſte Aehnlichkeit mit ſolchen Gegenſtänden. Das, was eine Kirſche ſeyn ſollte, war ein rothes Gewächs, ein blutiger unförmlicher Knoten. Das, was man eine Maus nannte, war ein brauner oder ſchwarzer ungleicher Flecken. Kommt ein Kind zur Welt, und es wird ein widernatürlicher Auswuchs oder ſonſtiger Fehler an ihm entdeckt, ſo beſinnt man ſich gleich auf eine Aehnlichkeit des Mahlzeichens; es heißt: es gleicht einer Kirſche, oder was es nun iſt, mit dem es etwa nur in der Farbe oder Größe übereinkommt. Nun muß die Mutter ſich beſinnen; und weil es dann wenig Weiber giebt, die nicht während der Schwangerſchaft wenigſtens ein Mahl im Sommer einen Appetit nach Kirſchen hätten, oder die nicht irgendwo im Hauſe eine Maus zu ſehen bekommen hätten, ſo glaubt ſie, ſie ſey Urſache an dem Mahl-Zeichen des Kindes, indem ſie einſt nach Kirſchen ein Verlangen getragen habe, oder vor einer Maus erſchrocken ſey. Sehr oft geſchieht es auch, daß die Hebammen und Wart-Frauen, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob es mit Grund geſchehe, und ob

ſelbſt

ſelbſt die Mutter des Kindes einen Gegenſtand anzugeben weis, woher das Mahl entſtanden ſeyn ſoll, allenthalben ſehr zuverläſſig erzählen, daß ein Mahl-Zeichen durch die Einbildungs-Kraft entſtanden ſey, und die Mutter widerſpricht nicht, weil ſie glaubt, es könne nicht anders ſeyn. Wird das Kind größer, ſo bewundert man das Mahl noch öfter; man erzählt dabey viele Beyſpiele von der Wunder-Kraft der Einbildung, und ſo wird dieſes Vorurtheil immer mehr fortgepflanzt. Ja, man erzählt viele Geſchichten, die ganz unmöglich ſind. Eine Frau gebiert ein Kind ohne Arme und Beine; ſie erinnert ſich, daß ſie etwa einen Monath vorher auf den Arm ſey geſchlagen worden, oder daß ſie zugeſehen habe, wie einem die Hand abgehauen wurde; wer kann wohl glauben, daß die Einbildungs-Kraft in der Geſchwindigkeit eine ſolche chirurgiſche Operation vornehmen, und Arm und Beine abnehmen könne? Ein Kind von 5 bis 7 Monathen iſt ſchon ein beträchtlicher Körper; wie kann nun die Einbildung Haut, Nerven, Adern, Knochen und alles was am Arme iſt, entzwey ſchneiden und ablöſen? und wie kann dieſes geſchehen, ohne daß das Kind getödtet wird? Man ſchneide, haue, oder löſe einem Kinde den Arm ab, und ſehe zu, ob es ſich nicht werde zu todt bluten; wer heilet dem Kinde im Mutterleibe die entzwey geriſſenen Adern? Wer verbindet den Arm, daß keine tödliche Verblutung erfolgt? Wo ſollte denn wohl dieſer abgelöſete Arm hingekommen ſeyn; hat jemahls eine Hebamme einen ſolchen in Mutterleibe gefunden? „Vielleicht iſt er verfault“ — dieſes iſt unmöglich; die Fäulniß würde dem Kinde tödlich geworden ſeyn. Uebrigens kann eine Ablöſung des Armes gewiß nicht ohne Wunde geſchehen; wo aber jemahls eine Wunde geweſen iſt, da iſt unfehlbar eine Narbe. Man weis aber zuverläſſig, daß bey ſolchen Kindern, wo ein Glied gefehlt hat, nie-

mahls

mahls eine Narbe zu ſehen geweſen iſt, ſondern die Haut war weich, und ſo gebildet, wie ſie es an dem übrigen Leibe geweſen iſt.

Es iſt demnach nothwendig, den Grund in ganz andern Urſachen zu ſuchen, als in der Einbildungs-Kraft. Mir iſt es immer leichter zu begreifen, wie bey ſolchen Mutter-Mählern ſchon bey der erſten Empfängniß, bey der erſten Bildung der Frucht, irgendwo ein Fehler, ein Irrthum, ein Stoß oder ſonſt eine Zerrüttung entſtanden iſt, wodurch verſtümmelte oder ungeſtaltete Glieder, oder ſonſt Fehler in der zarten Frucht, erfolgt ſind. Können nicht Stöße, Preſſungen und Drückungen des zarten weichen Kindes blaue, gelbe oder ſchwarze Mahlzeichen, rothe Hügelchen oder Auswüchſe veranlaſſen? Erweget man, wie vielen Unfällen die zarte Frucht, durch Tanzen, Springen, Fahren, Fallen, heftiges Erbrechen, unmäßigen Beyſchlaf, von ſteifen preſſenden Schnürbrüſten, von Heben und Tragen, von ſchweren Krankheiten der Mutter, von einer ſchiefen Senkung der Gebärmutter, und von einer ſchweren und langwierigen Geburt, ausgeſetzt iſt, ſo hat man ein Regiſter von Urſachen, woraus man die Mutter-Mähler herleiten kann. Man ſetze den Fall, es wirke eine äuſſere Gewaltthätigkeit auf den zarten Körper der Frucht, oder es entſtehe von innern Urſachen an der Haut der Frucht eine Entzündung, die Gefäße des zarten Kindes werden den eindringenden Säften ſehr ſchwachen Widerſtand zu leiſten vermögen, das rothe Blut wird häufig in dieſelben eindringen, und die Gefäße dermaßen ſchwächen, daß ſie hernach nicht im Stande ſind, ſich wieder in ihre vorigen Schranken zuſammenzuziehen; das Kind wird alſo mit einem blutrothen Mahle zur Welt kommen, und aus dieſem Mahlzeichen kann man nun freylich machen was man will. Oder geſetzt, daß die zarte Frucht durch

eine Erſchütterung, durch einen Stoß, durch einen Druck leide, iſt es nicht möglich, daß nur ein ganz kleiner Umfang der Haut geſchwächt werde? Was wird nun erfolgen? Das Blut wird alsdann ſtärker da eindringen, es werden kleine rothe Flecken entſtehen; wird der freye Umlauf des Blutes durch einen fortdauernden Druck, oder durch Verſtopfungen der Gefäße von andern Urſachen, gehemmet, ſo werden die Blut=Adern anſchwellen, ſich erheben, krampfaderige (varicöſe) Knoten von verſchiedener Farbe und Figur bilden; die kleinen Drüſen unter der Haut können auch anſchwellen, und warzenförmige Erhabenheiten von verſchiedener Größe und Form bilden. Es können Kinder mit der gelben Sucht geboren werden, wodurch die Haut gefärbt iſt (ſ. Th. XVI, S. 776). Und hieraus läßt ſich begreifen, daß durch ähnliche Abweichungen, durch Unordnungen in den Abſonderungs=Werkzeugen, ſolche fehlerhafte Miſchungen der weißen, braunen oder ſchwarzen Farbe in der Haut der Frucht entſtehen können, wie man bey den Mutter=Mählern bemerkt. Krämpfe, gichteriſche Bewegungen, welchen die Frucht auch ſchon in Mutterleibe unterworfen iſt, können ſolche braune, blaue Striemen und Flecken in der Haut hervorbringen. Man weis ferner, daß die Haare am ſtärkſten wachſen, je mehr Nahrung ſie bekommen; man darf ſich demnach nicht wundern, daß ſie auch bey der Frucht an einer Stelle ſtärker zum Vorſchein kommen können, als an einer andern, wenn ſich an derſelben die nährende Materie ſtärker anhäuft, und ſitzen bleibt; dadurch entſtehen die haarigen Mutter=Mähler. Wer da weis, daß das Gehirn bey der Frucht nicht mit einem Knochen=Gewölbe, ſondern nur mit Häuten umgeben iſt, daß alſo der Kopf und das weiche Gehirn, leicht durch einen Druck Schaden nehmen kann, der wird nicht nöthig haben, mißgeſtaltete Köpfe von dem An=

ſchauen

ſchauen einer Enthauptung herzuleiten. Wer da weis, daß die veneriſche oder auch eine andere Schärfe die Knochen ſehr mürbe und zerbrechlich macht, indem ſie den Knochen=Leim, wovon ſie ihre Feſtigkeit haben, verdirbt, der wird leicht diejenigen Fälle erklären können, wo Kinder mit zerbrochenen Knochen, ohne daß die Hebamme einen Fehler begangen hat, ſollen ſeyn geboren worden, ohne die Schuld dem Verſehen an einem geräderten Menſchen zu zuſchreiben. Wer neugeborne Kinder geſehen hat, die von der ſchweren Geburt, oder von der Nabelſchnur, welche dem Kinde den Hals zuſammengeſchnürt hatte, am ganzen Körper braun und blau waren, der wird auch wiſſen, was man von den jungen Mohren ſagen ſoll, womit Schwangere, welche ſich verſehen hatten, niedergekommen ſind. Ueberhaupt, wer da weis, daß bey neugebornen und verſtorbenen Kindern, ſo oft an allen Theilen widernatürliche Beſchaffenheiten angetroffen werden, die theils aus dem urſprünglichen Baue des Keimes, theils aus andern Urſachen, auf eine natürliche und begreifliche Art hergeleitet werden können, der wird nicht zu der allgewaltigen Einbildungs=Kraft ſeine Zuflucht nehmen. Und geſetzt, die Einbildungs=Kraft bewerkſtelligte alles dieſes, was gewinnen die Stahlianer dabey? Können ſie dadurch den Satz, daß die Seele den Körper baue, beweiſen? Nein, ſondern daß ſie vielmehr auf eine unkluge Art und Weiſe denſelben verſtümmele, und alſo nicht ein Baumeiſter, ſondern ein Zerſtörer ſey; und zwiſchen dieſen beyden Begriffen iſt doch wohl ein himmelweiter Unterſchied. Aus allem dieſen erhellet zur Genüge, daß, nach den Regeln der genaueſten Wahrſcheinlichkeit, das Syſtem der Epigeneſie nicht Statt finden kann.

Da man die Unmöglichkeit, die Entſtehung der Leibesfrucht ſowohl, als auch überhaupt aller organiſirten

iſirten Weſen, durch eine Aneinanderſetzung mechaniſch zu erklären, einſahe, ſo kam man auf den Einfall, es möchten dieſelben wohl ſchon im Kleinen unter der Geſtalt der Keime oder organiſirten Körperchen vorhanden ſeyn; und dieſer Gedanke hat zwey Hypotheſen hervorgebracht. Die erſte nimmt an: daß die Keime der organiſirten Körper alle einzeln auf und in die ganze Erde verbreitet und zerſtreuet ſeyn, ſie können aber nicht eher zur Entwickelung gelangen, als wenn ſie bequeme Gebärmütter oder Körper von einerley Art antreffen, darin ſie verwahret, gebrütet und zum Wachſen gebracht werden können. Die andere Hypotheſe ſetzt voraus, daß die Keime aller organiſirten Körper von einerley Art in einander eingeſchloſſen ſeyn, und allmählich entwickelt werden. Die erſte Art nennt man die Ausſäung der Keime (diſſemination); die andere die Einſchließung der Keime (emboitement). Dieſe leztere Hypotheſe iſt einer von den größten Siegen des Verſtandes über die Sinne. Die verſchiedenen Ordnungen ſo unendlich kleiner Dinge, welche, nach dieſer Hypotheſe in einander eingeſchloſſen ſind, beſchweren die Einbildung, ohne den Verſtand zu erſchrecken. Dieſer betrachtet ein Samen-Korn oder ein Thier-Ey als eine kleine, mit vielen organiſirten Weſen bevölkerte Welt, welche beſtimmt ſind, ganze Jahrhunderte hindurch auf einander zu folgen.

Ein Keim iſt nichts anders als der Grundriß und das Modell von dem organiſirten Körper, welcher im *Kleinen* alle weſentlichen Theile der Pflanze, oder des Thieres, das er vorſtellt, in ſich enthält. Der Haupt-Unterſchied zwiſchen dem Keime und dem entwickelten Thiere iſt alſo der, daß der erſtere nur aus Elementar-Partikeln beſteht, und die Gränzen, welche ſie bilden, ſo enge als möglich ſind; in dem entwickelten Thiere aber ſind die Elementar-Theile mit unzähligen andern,

vermittelſt der Nahrung hinzugekommenen Theilen verbunden, und der Umkreis ſo weit ausgedehnt als möglich. Wir nehmen alſo an, daß dieſer prächtige thieriſche Bau, der ſo verſchieden iſt, wie es für die beſondern und unterſchiedenen Sitten, Verrichtungen und Lebens-Art jeder Gattung von Thieren am bequemſten iſt, der nach deutlichen Geſetzen abgemeſſen wird, die alle menſchliche Meßkunſt und Vollkommenheit überſteigen, und den der Baumeiſter der Thiere zu beſtimmten Endzwecken in dem Auge, dem Ohre, der Hand, ſo augenſcheinlich eingerichtet hat, keiner andern Urſache als dem allweiſen Schöpfer könne zugeſchrieben werden, der den Grundriß durch ſeine Allmacht in den Keim gezeichnet hat. Je mehr man ferner, je öfter und genauer man die lange Reihe von Wachsthum unterſucht, durch welche die ungeſtaltete Frucht ſich bis zu der im thieriſchen Leben nothwendigen Vollkommenheit erhebt, deſto deutlicher wird man ſehen, daß dasjenige, was in der vollkommenen Frucht zugegen iſt, ſchon in dem zärteren Keime zugegen geweſen iſt, obſchon die Lage, die Geſtalt, die Zuſammenſetzung in den erſten Zeiten von derjenigen gänzlich unterſchieden zu ſeyn ſcheint, die ſich in der lezten zeigt; denn eine unverdroſſene Geduld im Beobachten entdeckt die mittlern Stufen, nach welchen ſich die Lage, die Geſtalt und das Verhältniß der Theile verbeſſert. Selbſt die bloße Durchſichtigkeit der erſten Frucht verdeckt vieles, was durch den Zuwachs von Farbe nicht erſt gezeuget, ſondern bloß dem Auge ſichtbar gemacht wird. Man kann ſchon am Ende des zweyten Tages der Brütung die Schläge des Herzens ſehen. Und ſezt der Herz-Schlag nicht eine Nerven-Kraft, und dieſe ein Gehirn voraus? Es erhellet alſo ziemlich klar, daß diejenigen Theile, wovon berühmte Männer geglaubt haben, daß ſie erſt ſpäter hervorgebracht werden, und ſich den

erſten Grund=Theilen zugeſellen, zu gleicher Zeit mit dieſen zugegen, aber klein, weich und farbelos geweſen ſind.

In dem unbefruchteten Keime geſchieht kein Kreislauf der Säfte, ſondern es iſt darin alles in völliger Ruhe; durch den vereinigten männlichen und weiblichen Samen, welcher durch eine Nerven=Kraft belebt iſt, wird die Reizbarkeit des präexiſtirenden Herzens erreget, in demſelben ein lebhafteres Zuſammenziehen verurſachet, und die belebende Bewegung allmählich durch alle kleine unſichtbare Theile fortgepflanzt. Hier entſteht nun der Bildungs=Trieb, das Beſtreben die Theile zu entwickeln, welches in einigen geſchwinder, in andern langſamer, vor ſich geht; und eben deswegen ſcheinen einige Theile des thieriſchen Körpers zuerſt erzeugt zu werden, andere ſpäter nachzukommen. Einige kommen erſt lange Zeit nach der Geburt zum Vorſchein; beſonders trägt nun die Wärme zur Entwickelung das meiſte bey, und die Elemente der Samen=Feuchtigkeit.

Aus dieſer Theorie laſſen ſich nunmehr folgende Erſcheinungen herleiten und erklären:

1. **Die Mißgeburten.** Da die Abweichungen von einer Richtſchnur ins Unendliche variiren können, ſo ſcheint es auf den erſten Blick, daß auch bey Bildung der Mißgeburten eine gleiche endloſe und ganz zufällige Mannigfaltigkeit Statt haben müſſe. Allein, bey einer nähern Beleuchtung ergiebt es ſich, daß eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit unter den meiſten Monſtroſitäten herrſcht, und daß ſie an beſtimmte Geſetze gebunden zu ſeyn ſcheinen. Sehen wir demnach Mißgeburten, welche zwar von der Richtſchnur der Natur in Hervorbringung organiſirter Körper abweichen, welche aber mit Muskeln, Nerven und Gefäßen verſehen, und zum Leben eingerichtet ſind: ſo können wir ſchließen, dieſe fehlerhafte Bildung iſt

nicht durch einen Zufall verurſachet worden, ſondern iſt vielmehr von dem urſprünglichen Bau des Keimes herzuleiten. Dahin gehört: eine Frucht mit zwey Köpfen; eine doppelte zweyleibige Frucht mit Einem Herzen, oder mit zwey Herzen, die ſich aber in einem gemeinſchaftlichen Herzbeutel befinden, damit das Blut durch beyde Körper gemeinſchaftlich und gleichförmig beweget werden könne. Wird die Entwickelung, Verlängerung und Nahrung durch Verſtopfung oder Erweiterung der Gefäße verhindert oder vermehrt, ſo wird das Wachsthum ungleich; die Theile können verſtümmelt bleiben, oder ungeheuer werden, und eben hierdurch ein unrichtiges Verhältniß haben, und eine Mißgeburt vorſtellen. Schon eine ungleiche Ausdehnung der Haut und der gemeinen Decken kann, durch die daraus entſtehenden Falten, Verlängerungen und Verdrückungen, die ſeltſamſten und oft gräßlichſten Mißgeburten machen. Finden ſich dergleichen Verlängerungen und Verdrückungen an dem Kopfe und im Geſichte, ſo entſteht hieraus leicht einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe irgend eines Thieres, welche Aehnlichkeit die Einbildung noch größer findet, als ſie wirklich iſt. Dies ſind dann die mit Kalbs- oder Hunds-Köpfen gebornen Kinder, über welche man geſtritten hat, ob ſie als Menſchen anzuſehen ſeyn, und ihnen die Taufe ſowohl als andere Rechts-Wohlthaten zugeſtanden, oder ob ſie vielmehr als Scheuſale in das Waſſer geworfen werden ſollten. Man gründete ſich auf den Schluß, daß eine menſchliche Seele nur allein in einem menſchlichen Kopfe wohnen könne. Allein, man kann mit Recht annehmen, daß es niemahls eine Mißgeburt mit einem wahren Hunds- oder Pferde-Kopfe gegeben habe, ſondern daß es auch bey der größten Aehnlichkeit, jederzeit ein wahrer, nur durch ungleiche Entwickelung ſehr verunſtalteter Menſchen-Kopf geweſen ſey, der folglich auch

eine menſchliche Seele enthalten habe, und dem alle menſchlichen Rechte zugekommen ſeyn. Doch iſt der Schluß von der Seele auf den Kopf in ſo weit richtig, daß nach der Anzahl derſelben, auch auf die Anzahl der Seelen geſchloſſen, folglich eine zuſammengewachſene Mißgeburt, an welcher man zwey Köpfe deutlich unterſcheiden kann, auch für zwey unterſchiedene Geſchöpfe, ſo wie ein doppelter Körper mit Einem Kopfe nur für ein einziges Geſchöpf gehalten wird.

2. Die Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Aeltern. Dieſe Aehnlichkeit zeigt ſich nicht bloß in den Geſichtszügen; auch der Gang, die Stellung und die Geberden haben die größte Uebereinſtimmung. Dieſes rührt von der Samen-Feuchtigkeit her. Man weis, wie ſtark der Einfluß iſt, den die Nahrungs-Theile nach ihrer Beſchaffenheit in die Farbe organiſirter Körper haben. Die Färber-Röthe färbt die Knochen der Thiere, die davon freſſen, roth. In den Pflanzen verändert man die Schattierungen, wenn man unterſchiedliche Arten von Farben einſpritzt. Wenn nun die Elemente der Samen-Feuchtigkeit den Elementen des Keimes entſprechen, ſo iſt es nicht unbegreiflich, daß der menſchliche Same den Kindern gewiſſe ähnliche Züge eindruckt; auch läßt ſich die auffallend gemiſchte Bildung der Baſtarde daraus herleiten.

3. Die Erb-Krankheiten. Hier kommt die Vertheilung der Gefäße, und die Structur der Theile, in Anſchlag. Iſt alſo ſchon der mütterliche Keim verdorben, wie iſt es möglich, daß ſich nicht Krankheiten bey den Kindern äuſſern ſollten? Iſt der männliche Same verdorben, ſo werden die zarten Theile der Frucht gleichſam eine giftige Einpfropfung erhalten, welche ihre Elementar-Theile verdirbt, und zu unabhelflichen Krankheiten den Grund legt. Doch ſcheint die Gefahr größer zu ſeyn, wenn die

Mutter eine ſolche Anlage hat, als wenn die Krankheit vom Vater herrührt; denn in dem erſten Falle ſcheint der Grund in dem urſprünglichen Bau der feſten Theile zu liegen, welcher Fehler unabhelflich iſt, da hingegen die etwanigen Fehler des Vaters bloß die Säfte betreffen, welche durch gute Erziehung und Diät eher auszurotten ſind. Hieraus läßt ſich auch erklären, warum Aerzte, wenn ſie in gewiſſen Familien einige Krankheiten als erblich beobachtet haben, den Rath ertheilen, daß man eine Heurath mit Perſonen von ganz entgegengeſetzter Bildung und Leibes-Geſtalt treffen müſſe, damit auf ſolche Weiſe die Arten gleichſam gekreuzet, und die kränklichen Anlagen nach und nach vertilget würden. Siehe Th. XLVII, S. 631, fgg.

Wir können ſolchemnach auf eine natürliche und ungezwungene Weiſe die Ausbildung der Frucht erklären, obgleich noch immer viele Zweifel und Dunkelheiten übrig bleiben, und haben nicht nöthig, zu unerwieſenen und unwahrſcheinlichen Hypotheſen unſere Zuflucht zu nehmen, wie z. B. diejenige iſt, welche der Organiſt Hencke in Hildesheim ausgeſonnen hat (*). Er ſagt: „daß jede Hode (jeder Teſtikel) einen „eigenartigen Samen abſondere, nicht aber, daß er al„lein für ſich die völlige Frucht bilde, ſondern daß der „Same

(*) Völlig entdecktes Geheimniß der Natur, ſowohl in der Erzeugung des Menſchen, als auch in der willkührlichen Wahl des Geſchlechts der Kinder, von Jo. Cph. Hencke. Braunſchw. 1786, 8. 15½ B. koſtete auf Pränumeration 1 Ducaten.

Nachgedruckt unter dem Titel: Die Erzeugung der Menſchen und Heimlichkeiten der Frauenzimmer, wie auch von der Erzeugung der Söhne und Töchter, von Riolan. 1788, 8.

Schreiben an einen Freund über das neu entdeckte Geheimniß, im ganzen Thierreiche das männliche oder weibliche Geſchlecht nach Willkühr zu erzeugen; worin Hrn. Hencke's Vorſchlag kurz und vollſtändig dargeſtellt wird. Straſb. 1786, 8. 1½ B.

„Same des rechten zur Befruchtung der männlichen, „der Same des linken aber zur Befruchtung der weib„lichen Eyer diene; daß jeder der beyden Eyerſtöcke „eine beſondere Art Eyer, und zwar der rechte die „männlichen, der linke aber die weiblichen enthalte; „daß der Same aus der rechten Hode nur fähig ſey, „die Eyer des rechten Eyerſtockes zu befruchten, und „der aus der linken Hode bloß die Eyer des linken Eyer„ſtockes; daß man nach Willkür Knaben und Mäd„chen erzeugen könne. Wenn z. B. ein Knabe erzeu„get werden ſoll, ſo muß der Mann, in währender Be„gattung, ehe noch das Samen-Bläschen durch den „Muskel gedrückt wird, 1) mit dem rechten Knie „zuerſt überſchreiten, denn indem er dieſes thut, „bewirkt ſchon die ſtärkere Spannung des Mus„kels die Emporbringung des rechten Hoden, und als„dann erſt mit dem linken Knie. 2) Die ganze Lage „ſo nehmen, daß die rechte Seite mehr geſpannt iſt, „als die linke; er muß nähmlich den obern Theil des „Leibes mehr nach der Linken hinſtrecken. Sollte aber „bey aller dieſer Vorſicht, durch ein vielleicht kleines „Verſehen, der linke Hode ſich in den Schmeerbauch „hinauf gezogen haben, ſo kann er ganz leicht, ohne „alle Gewaltthätigkeit, ohne allen Schmerz, ſolchen „ſogleich während dem Coitus herunter, und den rechten „hinauf ſchieben, und gewiß ſeyn, ſeines Zwecks nicht „zu verfehlen, weil es hauptſächlich darauf ankommt, „welcher Hode in dem Augenblicke der Samen-Ergieß„ung in der Höhe iſt. Man darf auch nicht befürch„ten, daß der Hode, der einmahl hinaufgebracht, nach„her durch die Bewegung ꝛc. wieder von ſelbſt her„unter, und der andere wieder in die Höhe gehe. Die„ſer rechte Hode hat alsdann auf das rechte Samen„Bläschen Einfluß, und dies wird allein bey der „krampfhaften Nerven-Erſchütterung ausgeleert. Wer „hingegen ein Mädchen erzeugen will, muß mit dem

„linken Knie zuerſt überſchreiten, ſich nach ſeiner rech„ten Seite mit dem obern Körper-Theile mehr halten, „oder den Kopf auf die linke Schulter der Frau legen, „damit die größern Muskeln an der linken Seite mehr „geſpannt werden und bleiben; kurz, er muß dafür ſor„gen, daß der linke Hode ſich in den Schmeerbauch hin„auf ziehe, und im Fall es durch Verhinderung noch nicht „geſchehen ſey, ihn ſogleich herauf ſchieben, und Sorge „tragen, daß der rechte Hode unten bleibe. Der Mann „muß aber die Begattung auf eine und dieſelbe Art ſo „lange wiederhohlen, bis er von der Schwangerſchaft „ſeiner Frau ſichere Beweiſe hat.“

Dieſes Syſtem hat Hencke dem Verf. der l'Art de faire des Garçons, Londr. 1779, abgeſtohlen, und nur etwas verändert vorgetragen.

Der Verf. der l'Art de faire des Garçons raiſonirt ſo: „Alle Menſchen wiſſen, daß die eine Hode etwas größer „iſt, als die andere. Jede Hode hat ihren Canal, durch „welchen der Same in die Samen-Bläschen gebracht „wird. Die Samen-Bläschen der einen Seite ſind grö„ßer, als die auf der andern; die auf der rechten ſind von „denen auf der linken Seite abgeſondert. Ihre Ausführ„ungs-Canäle ſind ihrer ganzen Länge nach von einander „getrennt. Jeder Ausführungs-Gang hat ſeine unter„ſchiedene Mündung, wodurch der Same ohne irgend ei„ne andere Vermiſchung in die Harnröhre gebracht wird. „Dieſe beſtändige Varietäten vermehren die Muthmaßung, „daß der eine Teſtikel die Fabrik der Jungen, und der an„dere der Mädchen, enthielte, und daß gleiches Verhält„niß in Anſehung der Eyerſtöcke ſich befände. Nach die„ſer Hypotheſe iſt nichts leichter, als Knaben und Mäd„chen nach Willkür zu zeugen. Man hat weiter nichts „dabey zu thun, als ſich auf dieſer oder jener Seite, den „Hoden oder den Eyerſtock ausſchneiden zu laſſen. Wem „dieſe Methode nicht gefällt, kann einen andern Verſuch „machen, deſſen Ausführung bloß von der Geſchicklichkeit „des Frauenzimmers abhängt. Um ſich davon einen „deutlichen Begriff zu machen, muß man überhaupt be„merken, daß der Mann nicht nach Willkür ſeinen Samen

„aus

„aus dem rechten Hoden eher, als aus dem linken, aus-
„ſpritzen könne. Das Frauenzimmer hingegen kann den
„Samen nach dem beliebigen Eyerſtock leiten. Sie darf
„in dieſer Rückſicht während dem Beyſchlaf ihrer Lage
„nur entweder gegen die rechte oder linke Seite ihre gehör-
„ige Richtung geben; die Samen-Feuchtigkeit muß als-
„dann vermöge ihrer eigenen Schwere die beabſichtete
„Richtung nehmen. So lange nun der Eyerſtock nicht
„mit derjenigen Samen-Feuchtigkeit, die mit ihrer in glei-
„chem Verhältniß ſteht, befeuchtet wird, ſo lange wird die
„Frau unfruchtbar bleiben; erfolgt aber dieſes, ſo wird
„ſie ſchwanger." Dies war alſo der wahre Vorläufer
von Hencke.

Allein, ein fruchtbarer Beyſchlaf iſt eine Handlung die ungezwungen, ohne Gêne und mit erhitzter Einbildungs-Kraft und wahrem Feuer vollzogen werden muß. Man denke ſich eine ſolche gezwungene Lage, wie Hencke angiebt — eine zerſtreute und mit dem Experimente beſchäftigte Einbildungs-Kraft — eine Frau, die voll Erwartung der Dinge iſt, die da kommen ſollen — und ich zweifle, ob unter ſolchen Umſtänden die nöthigen erforderlichen Kräfte zum Beyſchlaf ſich einſtellen, geſchweige, daß er fruchtbar ſeyn werde. Auch ſind beyde Hoden in Anſehung ihrer Structur vollkommen ähnlich, und die Samen-Feuchtigkeit iſt nicht im mindeſten unterſchieden; es iſt alſo gar nicht abzuſehen, worin der weſentliche Unterſchied beſtehen ſolle; und dieſes nenne ich in der That eine dunkle Sache durch eine weit dunklere aufklären zu wollen. Die häufigen Beyſpiele, daß Männer mit Einer Hode Knaben und Mädchen gezeuget haben, beweiſet die weiſe Einrichtung des Schöpfers, welcher, um die Fortpflanzung des menſchl. Geſchlechtes zu befördern, beyde Hoden mit gleichen Kräften verſehen hat, damit, wenn ja durch einen Zufall der eine verloren gienge, der Zeugung dadurch kein Abtrag geſchehen könne. Die Plaiſanterie des *Rabelais*: „Monſieur! qui jamais a douté de votre epouſe? gehört

hierher gar nicht, und es beweiſet eine niedere Denkungs-Art, zu behaupten, daß in ſolchen Fällen alle Frauenzimmer ihre Männer mit einem modiſchen Kopf-Putze beehren ſollten.

Eben ſo wenig finden die ſpecifiſchen Propagations-Mittel des *Saury* (*) Statt. „In dem Falle, „daß ein weniger, denn ſeine Frau, zur Geſchlechts-„Luſt geneigter Mann gern einen Sohn zeugen wollte, „beobachte die Madame folgende Regeln. Sie ſchlafe „anfänglich ein wenig allein; ihre Speiſe ſey größten-„theils aus dem Pflanzenreiche; beſtehe in ſehr dünnen „Brühen; ſie enthalte ſich des Weines, oder trinke „doch nur ſehr wenig! — Der Herr Gemahl mache „ſich öftere mäßige Bewegung; er trinke ächte, geiſt-„reiche Weine, mit ein wenig Waſſer vermiſcht, doch „nicht zu viel auf ein Mahl; er eſſe gebratenes und ge-„kochtes Schöpſen-Fleiſch, gebratene Rebhüner! „u. ſ. w.“ Man ſieht ohne mein Erinnern, daß dieſe Mittel nicht auf die eigentliche Geſchlechts-Bildung der Frucht einen Einfluß äuſſern können, allein die Fruchtbarkeit des Beyſchlafes können ſie befördern. Iſt die Frau zu feurig und der Mann zu träge, dann wird durch die dünne Diät die Kraft und Hitze der Frau vermindert werden; ſie wird mit weit weniger Begierde die Umarmung des Mannes empfangen, da hingegen bey dieſem durch eine entgegengeſetzte Diät die Nerven-Kraft mehr belebt, und der Same mehr feuriger und flüchtiger gemacht wird. Durch dieſe entgegen geſetzten Wirkungen kann die veneriſche Ekſtaſe und

(*) Des moyens, que la ſaine Médecine peut employer, pour multiplier un ſexe plûtot que l'autre, par Mr. *Saury*. à Par. 1780, 8. 2 B.

Deutſche Ueberſetz. u. d. T. Phyſikaliſch-moraliſch-mediciniſche Mittel, nach Willkühr, Knaben oder Mädchen zu zeugen. Aus dem Franzöſ. des Hrn. Saury. Frf. und L. 1782, 8. 2 u. e. h. B.

und Ergießung beyderley Geſchlechts = Feuchtigkeiten zu gleicher Zeit bewerkſtelliget werden, und eine Empfängniß erfolgen.

Nachdem das menſchliche Ey in die Gebärmutter gebracht worden iſt, erhalten wir nach dem Verlaufe etlicher Tage mehrere Gewißheit von ſeinen Veränderungen. Das Ey ſelbſt ſproſſet aus der Oberfläche seiner bis dahin einfachen Haut auf allen Seiten, mit weichen äſtigen Flocken, die ſich mit den aushauchenden und einſaugenden Flocken der Gebärmutter vereinigen und mit ihnen zuſammenhangen. Dieſes Anhangen geſchieht zwar aller Orten in der Gebärmutter, am meiſten aber in demjenigen dicken Theile derſelben, der in der Mitte zwiſchen beyden Trompeten liegt, und der Boden der Gebärmutter (Fundus uteri) genannt wird. In dieſem Ey befindet ſich eine ziemliche Menge eines klaren Waſſers, das im Feuer und im Wein-Geiſte gerinnet, und die unſichtbare Leibesfrucht, welche man niemahls vor dem 13ten Tage geſehen hat, und die zuerſt ein bloßer und ungeſtalteter Schleim iſt, der eine länglich runde Geſtalt hat. Wenn nun allmählich ein mehrerer Unterſchied in den Theilen erfolgt, ſo hat dieſe Leibesfrucht einen ſehr großen Kopf, einen kleinen Leib, keine Gliedmaßen, und einen großen und flachen Nabel, der an das ſtumpfe Ende des Eyes befeſtigt iſt. Nunmehr nimmt die Frucht ſtärker zu, das Ey hingegen weniger, und die Proportion deſſelben und des in ihm enthaltenen Waſſers wird gegen das Kind beſtändig kleiner. Die Flocken des Eyes werden weniger; und eine ſchwammichte Haut, die ſie vereinigte und mit der Fläche der Mutter verband, zieht ſich nach und nach zurück, und im zweyten Monathe haben ſich dieſe Haut und Flocken meiſt im Grunde der Mutter in einen runden dicken Kuchen geſammlet, der bis zur Geburt fortwächſt, und mit dem Nahmen

Mut=

Mutterkuchen (Placenta uterina) belegt wird. Auſſer dem Mutterkuchen beſteht das Ey aus Häuten: die ſchwammichte Haut befindet ſich nun meiſt in dem Kuchen. Die Ader-Haut (Chorion) macht gleichſam die äuſſere Schale des Eyes aus; ſie iſt flockig, aderig, und leicht zu zerreiſſen. Mit dieſer Haut hängt inwendig die mittlere Haut zuſammen, die von der hohlen Fläche des Kuchens, welche die Mutter nicht berührt, ausgeht; dieſe iſt feſter, weiß undurchſichtig. Die dritte innerſte Haut iſt die Schaf- oder Waſſer-Haut (Amnion), durchſichtig, glatt und mit wenigen Gefäßen verſehen; ſie iſt durchaus mit Waſſer angefüllt, in welchem die Frucht liegt; wo mehrere Früchte ſind, hat jede ihre eigene Waſſer-Haut; dieſes Waſſer (Schaf-Waſſer, Liquor amnii) ſchwitzt durch die Fließwaſſer- (lymphatiſchen) Gefäße der Waſſer-Haut aus, enthält etwas Gerinnbares, und alſo Nahrungs-Saft.

Was die **Ernährung der Frucht** betrifft, ſo kann man ſich ein ſchwangeres Frauenzimmer wie eine Gluckhenne denken, die ihre Frucht ordentlich ausbrütet, und ſie ſtillet dieſelbe ſchon mit eben der Milch, welche ſie dem Kinde nach der Geburt aus der Bruſt darreicht. Die Blut-Gefäße der Gebärmutter nähmlich haben eine ſehr gekrümmte und ſchlangenförmige Lage, daß die Gebärmutter, ſo wie nach und nach die darin enthaltene Frucht größer wird und zunimmt, nachgeben kann, ohne durch eine gewaltſame Ausdehnung zu leiden. Gleich mit Anfange der Schwangerſchaft nun pflegt die monathliche Reinigung aufzuhören, und dieſes Blut häuft ſich in den Gefäßen der Gebärmutter an, und ſie geben dermaßen nach, daß ſie oft die Dicke eines Fingers bekommen. Die Frucht wird daher in der Gebärmutter von dem Blute, welches ſich in den Gefäßen derſelben anhäuft, beſtändig ſehr erwärmt, und durch dieſe natürliche Wärme eben

ſo gut ausgebrütet, wie eine Henne ihre Eyer in dem Neſte durch die Wärme ihres Körpers ausbrütet.

Gleichwie das Küchlein im Ey von dem Weißen deſſelben ſeine Nahrung bekommt, bis es ſtark genug wird, und die Schale durchbrechen kann: eben ſo bekommt nun die Leibesfrucht ihre Nahrung von der Milch, mit welcher das Kind auch nach der Geburt noch aus der Bruſt ernährt wird. Dieſe Milch wird zur Zeit der Schwangerſchaft aus dem Blute der Gebärmutter eben ſo gut abgeſondert, als nach der Geburt aus dem Blute, welches alsdann nach den Brüſten deſto ſtärker zufließt. Es iſt dieſes auch ſehr natürlich, indem die Mutter-Milch zur Ernährung der Frucht ſehr geſchickt iſt, und auch ein jeder Menſch von dem Milch-Safte ernährt wird, welcher durch die Verdauung aus den Speiſen bereitet wird. Auch iſt der ganze Bau der Frucht viel zu fein, viel zu zart, als daß er von dicken und zähen Feuchtigkeiten könnte ernährt werden. Es fehlt auch nicht an Beobachtungen, daß man aus der Bruſt einer Frauensperſon, ob ſie gleich nicht ſchwanger war, eine wirkliche Milch hat ausſaugen können, welches beweiſet, daß dieſe Abſonderung beym Frauenzimmer wirklich in einem ſchwachen Grade exiſtirt, und daß die Natur nachher dieſen Saft nach der Gebärmutter währender Schwangerſchaft leitet. Briel, ein holländiſcher Arzt, hat in der Nachgeburt einer Frau eine wirklich gelieferte Milch angetroffen. Auch iſt es eine bekannte Sache, daß bey neugebornen Kindern ſich bisweilen Milch in den Brüſten zeigt. Dieſe Milch kann nicht aus dem Blute entſtanden ſeyn, da ſelbſt ſolcher Milch-Saft in Blut verändert wird.

Die Frucht wird alſo von der Milch der Mutter, und nicht von dem Blute derſelben, ernähret, wie man geglaubt hat, welches auch ſchon zu dick und zur Nahrung der zarten Frucht nicht geſchickt iſt. Bey einer ſol-

ſolchen Transfuſion würde die Frucht noch weniger beſtehen können, als erwachſene Perſonen, denen man fremdes Blut in ihre Adern leiten wollte. Wenn Einige behaupten wollen, daß ſie Blut=Gefäße wahrgenommen haben, welche aus der Gebärmutter in den Mutterkuchen übergegangen ſeyn, ſo können ſolche ja, wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, nur zur Nahrung des Mutterkuchens ſelbſt dienen, ſo wie andere innere Theile des Körpers ihre beſondere Blut=Gefäße haben, welche ihnen ihre Nahrung zuführen; das monathliche Geblüt dient alſo zu nichts, als um die Abſonderung der Säfte, welche die Leibes=Frucht ernähren, zu verſtärken. Dieſe Nahrungs=Säfte werden von den Enden der Gefäße des befruchteten Eyes angezogen, und nach der Frucht gebracht; und ſo wie das Geblüt bey einem jeden Menſchen durch das Druckwerk des Herzens durch den ganzen Körper beſtändig herumgetrieben wird, eben ſo geſchieht es auch bey der Frucht. Nur der Umlauf der Säfte und des Blutes ſelbſt, iſt bey der Frucht verſchieden. Es wird das Blut aus der Frucht, vermittelſt zwey Arterien, welche von derſelben in der Nabelſchnur fortlaufen, nach der Nachgeburt oder dem Mutterkuchen hin getrieben, durch die Gefäße derſelben durch, und vermittelſt einer Blut=Ader (Vene), welche gleichfalls in der Nabelſchnur befindlich iſt, in die Gefäße der Frucht zurückgeleitet. Bey ſolchem beſtändigen Kreislaufe der Säfte der Frucht durch die Nachgeburt, kann der neue Milch=Saft, welchen die Nachgeburt durch die zarten Milch=Gefäße aus dem Blute der Gebärmutter einſauget und abſondert, immmerfort mit dem Blute und den Säften der Frucht vermiſcht werden; und ſolcher Geſtalt wird die Frucht, welche ſehr ſtark wächſt, ernähret.

Zum Einſpritzen (Injiciren) einer Frucht, um den Blut=Kreislauf derſelben in der Gebärmutter zu zeigen, darf man eben nicht ſonderlich geübt ſeyn, ob es gleich

gleich oft ſelbſt den geſchickteſten Zergliederern mißlingt, hauptſächlich, wenn die Gefäße durch Gerinnungen verſtopft ſind.

Es taugen hierzu nur todtgeborne Kinder, oder ſolche, die bald nach der Geburt geſtorben ſind. Die todtgebornen ſind immer vorzuziehen; denn da die Lungen in dieſen niemahls in Thätigkeit geſetzt worden ſind, ſo ſind die Lungen-Schlagadern weniger ausgedehnt; deswegen pflegt die Injections-Maſſe mit größerer Leichtigkeit durch den Schlagader-Gang (Ductus arterioſus) (*) und das eyförmige Loch (Foramen ovale) (**) zu dringen.

Die Injection zu verrichten, ſchneidet man in der Nabelſchnur, welche man 3 oder 4 Zoll lang hangen und nicht austrocknen laſſen muß, die Blut-Ader von den Schlag-Adern ſorgfältig los; ſteckt alsdann in die Blut-Ader ein Röhrchen von mittlerer Größe, hütet ſich aber, die Schlag-Adern nicht mit zu unterbinden. Hierauf ſpritzt man mehrere Mahle warmes Waſſer ein, bis es durch die Nabel-Schlagadern ohne Hinderniß wieder heraus fließt. Dabey muß man anfangs nur wenig Gewalt brauchen, bis die Gefäße von den Gerinnungen etwas gereinigt worden ſind, oder man muß, ſie zu zerreiſſen, befürchten. Hierauf injicirt man Luft, um alles Waſſer wieder heraus zu ſchaffen. Sodann ſpritzt man die grobe gefärbte Maſſe ein, ohne eben viel Gewalt zu brauchen, bis ſie aus den Schlag-Adern wieder heraus fließt. Sobald man dieſes gewahr wird, zieht man den Faden zu, den man ſchon vorher zu dieſer Abſicht um die Schlag-Adern locker geſchlagen hat. Sind die Gefäße gehörig ausgeſpritzt, ſo nimmt man die Spritze wieder weg.

Iſt der Körper kalt geworden, ſo ſchreitet man zur Zerlegung. Zuerſt ſchneidet man den Kopf ganz nahe am Grund des Hirnſchedels weg; hierauf die Arme mit den Schulterblättern und Bruſt-Muskeln, die untern Gliedmaßen beym Gelenke nebſt der Gelenkpfanne (Acetabulum), die

(*) Der Schlagader-Gang iſt ein Canal, der von der Lungen-Schlagader herkommt, ſich in der groſſen Schlag-Ader (Aorta) endigt, und bald nach der Geburt verſchwindet.

(**) Das eyförmige Loch iſt eine Oeffnung, die vom rechten Herzohr in das linke führt, und nach der Geburt des Kindes verſchloſſen wird.

die Bedeckungen, die Rücken-Muskeln, die Wände der Bauchhöhle, den vordern Theil der Bruſt, und alle Eingeweide der Bruſt- und Bauch-Höhle, das Herz ausgenommen.

Beym Wegſchneiden der Leber muß man ſich in Acht nehmen, daß der zurückführende Ader-Gang (Ductus venoſus) (*) nicht beſchädiget werde. Die injicirten Gefäße läßt man im Rumpfe und im Halſe; auch bleiben alle Wirbelbeine vom Hirnſchedel an, die hintern Theile der Rippen und das ganze Becken. Alsdann ſchneidet man alles Zellgewebe, und was ſonſt noch den Lauf der Gefäße verbirgt, weg, und legt das Präparat ſo, daß die Theile deſſelben, beſonders der Schlag-Adergang und der zurückführende Adergang, recht gut in die Augen fallen. Hierauf bringt man es in eine zum Trocknen recht bequeme Lage. Iſt es trocken, ſo überfirnißt man es, und ſichert es durch ein Glas oder ein anderes Gehäuſe vor Beſchädigungen, denen es nicht wenig ausgeſetzt iſt.

Hrn. D. Fiſcher Anweiſung zur prakt. Zergliederungskunſt, (Lpz. 1791, gr. 8.) S. 223, f.

Der Keim, den wir zuerſt in der Gebärmutter ſahen, war eine Gallerte von unbeſtimmter Geſtalt, in welcher ſich kein Theil von dem andern unterſcheiden ließ. Es iſt eine große Menge Waſſer, welches mit weniger Erde vermiſcht iſt, und die feſten Theile ſind nur durch einen höhern Grad des Zuſammenhanges von den flüſſigen unterſchieden, und bis hierher einem Leime ähnlich, der zuerſt flüſſig iſt, hernach etwas feſter wird. In dieſem Leime entſtehen allmählich Faſern, die ſich in dem erſten Keime nicht unterſcheiden laſſen, und die zu entſtehen ſcheinen, indem der Leim zwiſchen nahe an einander liegenden Gefäßen hin und her geſtoßen, und ein Theil des Waſſers aus denſelben heraus getrieben wird, und die erdigen Theile einander

(*) Es iſt dies ein Canal zwiſchen der Pfort-Ader (Vena portarum) und den Leber-Blutadern (Venae hepaticae), nahe bey den Stellen, wo dieſe mit der untern Hohl-Ader (Vena cava inferior) anaſtomoſiren.

ander anziehen. Dieſe Faſern entwickeln ſich auf verſchiedene Weiſe unter einander, und bilden ein Zell-Gewebe, aus welchem die Häute, die Gefäße, und beynahe der ganze Körper zuſammengeſetzt iſt. Das Herz iſt am vollkommenſten, allein beweglich, und allein reizbar; ſeine Schläge geſchehen mit auſſerordentlicher Geſchwindigkeit, und wirken mit großer Gewalt auf das höchſtweiche Kind, indem ſie ſeine Säfte antreiben, und die Gefäße ausdehnen und verlängern. Der Kraft des Herzens widerſetzt ſich die Klebrigkeit der Lebens-Säfte, welche die erdigen Grund-Theile verbinden. Es befindet ſich alſo in dem Keime ſowohl eine antreibende Kraft, die das Wachsthum in die Länge befördert, als eine widerſtehende Kraft, die das Wachsthum mäßigt, und den Druck auf die Seiten, uud folglich die Ausdehnung in die Breite, befördert. Das Kind aber wächſt nicht allein, ſondern wird allerdings merklich umgebildet, ſo daß es von derjenigen Geſtalt gänzlich unterſchieden iſt, wenn es zur Welt gebracht wird, in welcher man es in der erſten Zeit, da es geſehen werden konnte, noch geſehen hat. Es iſt zu vermuthen, daß durch die Schlag-Adern, die Gliedmaßen, die ein Leim an die Seiten des Leibes angeheftet hatte, nach und nach entwickelt werden, und zuerſt nur kurz hervorſproſſen, und hernach allmählich länger, und in Gelenke abgetheilt, erſcheinen. Wenn die Gliedmaßen ſich ſo weit gebildet oder entwickelt haben, daß ſie kenntlich ſind, und man ſie vorſichtig der Länge nach aufſchneidet, ſo findet man an der Stelle der Knochen eine durchſichtige ſchleimige Subſtanz, die nicht den geringſten Grad der Härte hat. Man bemerkt dabey ein ſehr zartes und ebenfalls durchſichtiges Häutchen, welches dieſe Feuchtigkeit gleichſam einſchließt. Dies iſt die erſte Anlage der Knochen, und inſonderheit der Röhr-Knochen. Nur nach und nach wird dieſes Häutchen erſtlich hin

und wieder an einigen Stellen, und endlich in ſeinem ganzen Umfange, undurchſichtiger, dichter und härter, und verliert endlich ſeine Biegſamkeit; alsdann iſt aber auch das Anſtoßen dieſer Knochen ſowohl des Kopfes, als auch der Elbogen und Knie, der Mutter fühlbar, und ſie empfindet nunmehr die Bewegung eines Kindes, deſſen Knochen bereits dieſen beſtimm=ten Grad der Härte und Feſtigkeit erlangt haben, und dann fühlt ſie ſich von dem Leben des Kindes überzeugt. Die Knochen gelangen, nach der Regel, zwiſchen dem 135ſten und 145ſten Tage nach der Empfängniß zu dieſem beſtimmten Grade der Feſtigkeit, und die Frauen wiſſen alsdann, daß ſie die Hälfte der Schwangerſchaft erreicht haben, und berechnen hiernach die Zeit ihrer Entbindung.

Dies iſt kürzlich die Geſchichte des Wachsthumes der Frucht. Aber man iſt begierig, dieſes Zunehmen von einer Zeit zur andern genauer zu kennen; man ſoll beſtimmen, wie weit von der erſten Woche der Empfängniß bis an die Stunde der Geburt, der Keim entwickelt, oder wie groß das Kind in Mutterleibe in jeder Woche ſeines Alters ſey. Man hat niedlich ge=mahlte, oder in Kupfer geſtochene, ſtufenweiſe grö=ßere Leibesfrüchte vom erſten Monathe bis zum neun=ten; aber dieſe ſind nach der Einbildung und willkür=lich gezeichnet, und weichen ſehr von der Natur ab. Es iſt weniger leicht als man glauben ſollte, dieſe Stufen auf das genaueſte anzugeben. Die Gelegen=heiten, Beobachtungen anzuſtellen, ſind eben nicht allzuhäufig, und ſelten pflegen auch die angegebenen Rechnungen zuverläſſig zu ſeyn. Die von den be=rühmteſten Männern hierüber angeſtellten Beobacht=ungen, ſind bis zur Verwunderung ungleich und von einander unterſchieden. Es wäre ungerecht, an der Richtigkeit ihrer Wahrnehmungen zu zweifeln, oder ſie zu beſchuldigen, daß ſie unrecht beobachtet hätten.

Es

Es kann der Unterſchied auf die Geſetze der Natur ſelbſt gegründet ſeyn. Sie haben unzeitige Geburten unterſucht; allein es iſt unmöglich, genau zu beſtimmen, ob und wie lange ſchon der Embryo todt geweſen iſt, folglich wie lange ſchon vorher ſeine Entwickelung und Wachsthum aufgehört hat; ſo iſt ausgemacht, daß, je näher ein Thier ſeinem Urſprunge iſt, deſto ſchneller ſein Zunehmen und Wachsthum geſchieht, und je mehr es ſich von ſeinem Urſprunge entfernt, deſto mehr die Geſchwindigkeit dieſes Wachsthumes abnimmt, bis endlich das Thier ſeine beſtimmte Größe erreicht hat. In neun Monathen entwickelt und vergrößert ſich der anfangs unſichtbare Keim des Kindes zu einem Körper von 6 bis 8 Pfund, und iſt mit Knochen, Knorpeln, Muskeln, Eingeweiden und Drüſen verſehen; kurz, jeder Theil iſt ausgebildet, auch häuft ſich in den Gedärmen der Frucht ein Koth an, der unter dem Nahmen **Kindespech** (Meconium) einen großen Theil der Gedärme einnimmt. Auch ſammelt ſich Urin in der noch länglichen Blaſe, aus deren obern Theile die Blaſenſchnur (Vrachus), nähmlich eine Fortſetzung der Blaſe, hervorgeht, die ſich in die Nabelſchnur erſtreckt, und ſich in ihr verliert.

In Anſehung der Frage: **Wann iſt die Leibes-Frucht belebt zu nennen?** denken die Aerzte und Rechts-Gelehrten nicht völlig gleich. Nach den Grundſätzen der Aerzte, fängt ſich die **Belebung der Leibes-Frucht** (animatio foetus) mit dem Augenblicke an, worin ſie empfangen wird; Rechts-Gelehrte pflegen aber unter einer belebten Leibesfrucht eine ſolche zu verſtehen, welche nicht allein, im phyſiſchen Sinne des Wortes, wächſt und zunimmt, ſondern auch ſchon Verrichtungen ausüben kann, woraus ein wirkliches Leben ſich erkennen läſſet. Dieſemnach glaubten ſie, eine Leibesfrucht verdiene den Nahmen einer belebten nicht eher, als bis ſie durch die von der Mutter em-

pfundene Bewegung von dem Daſeyn ihres Lebens Gewißheit gebe, welches erſt in den lezten Monathen der Schwangerſchaft zu geſchehen pflegt. Eine Leibesfrucht, welche dieſe Zeit noch nicht erreicht hat, nennen ſie nicht=belebt (foetus non-animatus), und gründen auf ihre Diſtinction den Saz, daß eine in erwähntem Zeitpuncte, nähmlich vor Ablauf der Hälfte der Schwangerſchaft, erzwungene Abtreibung oder ſonſtige Tödtung des Kindes nicht als ein wahrer Kinder=Mord anzuſehen, und dem Sinne des 133ſten Artikels der peinlichen Halsgerichts=Ordnung gemäß, gelinder zu beſtrafen ſey, wo es heißt: „ein lebendiges „gliedmäßiges Kind." Dieſe Meinung iſt aus der Lehre der ſtoiſchen Philoſophen entſprungen, welche glaubten, es ſey die Leibesfrucht im Mutterleibe kein Menſch, ſondern bloß ein Theil der mütterlichen Eingeweide; ja, man gieng mit dieſer Meinung ſo weit, daß überhaupt ſowohl ein noch nicht gebornes, als ein ſo eben erſt zur Welt kommendes Kind, für keinen Menſchen gehalten wurde, ſo lange es nicht von ſeinen Aeltern anerkannt, aufgenommen, und an mütterliche Brüſte gelegt oder zu nähren anbefohlen worden iſt. Eine noch mit der Mutter zuſammenhangende Frucht wurde nicht für viel mehr, als für eine Art von Pflanzen, angeſehen, und was dergleichen unnöthige Fragen und Beſtimmungen mehr waren.

Allein, es iſt allerdings richtig, daß die Meinung der Alten entweder auf Vorurtheil, oder auf bloßen Wortſtreit, beruhet. Es giebt keine Urſache, warum ich einem lebenden, von Mann und Weib gezeugten und mit einer Menſchen=Geſtalt begabten Geſchöpfe, den Titel eines Menſchen abſpreche, weil ſolches noch vermittelſt der Nabelſchnur mit ſeiner Mutter zuſammenhängt, und deren Einfluſſes bedarf, um zur völligen Reife zu gelangen, deren Mangel doch die Natur dieſes Weſens ſo wenig ändert, als ſie ver-

hin-

hindern kann, daß ein noch an der Eichel hangendes Stämmchen zur Gattung der Eichen gehöre. Will man aber dadurch bloß ſagen, daß eine Leibesfrucht in Rückſicht auf bürgerliche Handlungen noch kein Menſch ſey, ſo wird niemand dagegen etwas einzuwenden haben.

Daß aber ein Kind vor der Hälfte der Schwangerſchaft eben ſo gut lebe, als nach ſolcher, iſt eine Wahrheit, welche in unſern Tagen, bey der herrſchenden allgemeinen Ueberzeugung der Aerzte, keiner großen Beweiſe bedarf. Man ſagt, ein Thier lebe, in deſſen Gefäßen eine regelmäßige fortſchreitende Bewegung der Säfte bemerkt wird; und in ſolchem Verſtande lebt, wie Hr. v. Haller ſagt, ein Kind allezeit und ſchon gleich nach der Empfängniß, weil ſchon in den zuerſt ſichtbaren Theilen der kleinen menſchl. Frucht ein Umlauf der Säfte vorhanden iſt; eben ſo gewiß ſcheint auch die menſchliche Seele gleich in den erſten Tagen den Körper des Kindes zu beleben, und ich weis nicht, warum ſie warten ſollte, bis die Leibesfrucht ihre fertigen Gliedmaßen freywillig zu bewegen brauchte; indem ich derſelben überhaupt, die ganze Schwangerſchaft hindurch, nicht viel Ueberlegung bey ihren Bewegungen zutraue, und auch ein Menſch, der gar keine Glieder mehr frey bewegen kann, wenn deſſen Blut noch circulirt, für beſeelt gehalten wird.

Hrn. D. Müller Phyſiologie, (Mainz, 1790, gr. 8.) S. 114, fgg.

Man hat die Gründlichkeit jener von den neuern Aerzten verworfenen Diſtinction unter belebte und nicht-belebte Leibesfrucht, auf verſchiedene Weiſe darzuthun geſucht. Erſtlich hat man den Ulpian und Papinian zu Hülfe genommen. Jener, L. 1, §. 1. D. de inſpiciend. ventr. ſagt: die Leibesfrucht ſey, ehe ſie zur Welt geboren wird, als ein Theil oder Eingeweide der Mutter zu betrachten; und L. 10 D. de V. et P. Subſt. wird behauptet,

wenn die Leibesfrucht dies auch wirklich nicht ſey, ſo könne man ſich dieſelbe in den Rechten doch alſo vorſtellen. Papinian, L. 9. D. ad Legem Falcid. ſagt: eine Leibesfrucht, die noch nicht zur Welt gebracht ſey, könne auch das Recht noch nicht haben, ein Menſch zu heißen. Zweytens hat man die Stelle, 2 Moſ. 21, 22. fgg. „Wenn ſich Männer hadern, und verletzen ein ſchwanger „Weib, daß ihr die Frucht abgehet, und ihr kein Schade „wiederfährt, ſo ſoll man ihn um Geld ſtrafen, wie viel des „Weibes Mann ihm aufleget, und ſolls geben nach der Theidings=Leute Erkennen; kommt ihr aber ein Schade daraus, „ſo ſoll er laſſen Seele um Seele, Auge um Auge, Zahn um „Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, „Wunde um Wunde, Beule um Beule,“ hierher gezogen, obſchon die Beſtimmung weder des alten noch des neuen Teſtamentes iſt, uns phyſiologiſche Lehren beyzubringen, oder zu beweiſen. Auch führt Kreß, in ſeinem Commentar über die peinl. Halsger. Ordn. S. 274, an: dieſe Diſtinction werde deswegen von den Rechtsgelehrten angenommen und gebraucht, damit der Richter im Dictiren der Strafe ſich dadurch vor Irrthum verwahren könne; denn man könne der Leibesfrucht in juridiſchem Forum nur alsdann erſt Leben zugeſtehen, wenn es ſo handgreiflich ſey, daß die Mutter beſchwören könne, Zeichen dieſes Lebens empfunden zu haben; ſo lange aber daſſelbe ſich durch dergleichen ſinnliche Kennzeichen nicht offenbare, könne man es für kein Leben gelten laſſen.

Langguth, in Diſſ. de fetu ab ipſa conceptione animato, (Vitemb. 1747.) entkräftet dieſe Gründe auf folgende Weiſe: Vtrum partus, ſagt er, §. 6. antequam edatur, mulieris portio ſit, vel viscerum, an ſeparatum ab ipſa animal? certius ſcire Leges, nec ipſis ſibi contradicere, deberent. Si ita enim eſt, cur matre vendita non videtur partus venditus? (*Gloſſ. ad l. 1. D. de inſpic. ventr. et l. XLII. D. de eviction.*) Cur mulier, non minus fetu, ac alia corporis parte, ſe privare poteſt? Cur Vlpianus embryonem pro nato habet, quoties de eius commodo agitur, et mulierem in exilium exigendam docet, quae viſceribus ſuis vim intulit, quae partum abigeret? Ueber den zweyten drückt er ſich alſo aus: Qui hoc ſub clypeo ſe tutos praeſtare cogitant, de eo omnino non ambigendum putant, voculam (verſionis germanicae *Lutheri*) Ihr ad mulierem gravidam unice referendam eſſe; ideoque, cum de fetus ſive vita, ſive morte

oppor-

opportuniſſimo quamvis hoc loco, altum ſit ſilentium, illum haud ſemper in utero animatum eſſe debere, conficiunt: novum ſuae ſententiae robur ex eo adiicientes, quod et ſeptuaginta interpretes, et Vulgatus, in ſuis Bibliorum verſionibus, non ſolum eandem in opinionem conſentiant, ſed et inter fetum effigiatum et non effigiatum, τὸ παιδίον ἐξεικονισμένον καὶ μὴ ἐξεικονισμένον, aperte ſolliciteque diſtinguant. Zu dieſen Worten ſeines 4ten §. thut er aber im 7ten folgende Widerlegung hinzu: Verba ſanctiſſimi textus generaliter concepta ſunt, ita, ut aequo iure de morte, ſiue matris, ſiue infantis intelligi debeant. Et hic fidelitatis, quam ſummam in transferendo *Caſtellio* adhibuit, exemplum eſt: „*Si qui*“ ita eius verſio habet: „*dimicando mulierem gravidam* „*vulneraverint, et abortum intulerint*, ſi pernicies non fuerit, „*ad aeſtimationem mariti mulieris, mulcta eſto, et ad eam ar-* „*bitri ſunto.* Sin autem pernicies fuerit, *vitam pro vita* „*perdito.*“

Zum dritten Grund thut er, §. 9, zur Widerlegung hinzu: non contemnendi momenti difficultates hanc palpabilem viuentis fetus probationem adhuc premunt, et ampliſſime de illa conceptam ſpem magnopere nonnunquam imminuunt. Haud paucae enim gravidae mulieres motum ſui fetus, circa medium geſtationis tempus, vel nullum plane, vel tam obtuſum & irregularem, ſentiunt, vt illum ab aliis viſcerum et inteſtinorum motibus, aegrius, minimum non ea, quae requiritur, certitudine, diſtinguere valeant.. Aliae, furtiui amoris praemium vel metuentes, vel ſentientes, feminae, teſtes, quod vident tactuque intelligant, credentes, iungere ſibi non gaudent, ſed propriam ſuam turpitudinem aſtute velant; tantum abeſt vt illae, quae vel necandi fetus piaculum aggrediuntur, rogatae etiam, fetus motum ſuamque culpam, libere candideque profiteri ſoleant. Et, quam ſtupendus non eſt earum numerus, quae, plus quam virginali verecundia, ſuam in his rebus ignorantiam, aut, ſi mavis, ſtupiditatem, praetexunt, et, quid illud ſit, quod rogas, ſi Diis placet, plane non intelligunt? Quam ſic incerta, quam lubrica, quantis expoſita artibus, haec eſt, haec evadit, fetus viventis probatio! Non habes confitentem ream: quid nunc non deſideres?

Schon Brunnemann, im Proceſſ. inquiſit. c. 9, n. 69, und Leyſer, in Medit. ad Pandect. Vol. 9. Spec. 597, §. 24, p. 388, haben dieſe Diſtinction verworfen. Man kann alſo den alten Rechts-Autoritäten dieſe neueren und

großen füglich entgegen ſetzen. Auch Böhmer hat, in diſſ. de caede infantum in vtero, (Hal. 1740) §. 34. ihr Werth und Gründlichkeit abgeſprochen. Folglich fällt die Chikane, welche die Rechts-Gelehrten den Aerzten hierüber machen könnten, wenn ſie von der alten Meinung abgehen, weg, und Leztere können gegen Erſtere ihr eigenes Gewehr gebrauchen. Die phyſiologiſchen Gründe, warum dieſe Diſtinction nicht anzunehmen iſt, hat am ausführlichſten Kaltſchmid, in diſſ. de diſtinctione inter foetum animatum & non animatum ex medicina forenſi eliminanda (Jen. 1747.) in einem zuſammenhangenden Raiſonnement vorgetragen.

Noch verdienen hier des Hrn. v. Haller Gedanken über dieſe Materie, (in ſeinen Vorleſungen über die gerichtl. Arzneywiſſ., S. 97, f. nach der Weberiſchen Ueberſetz.) eine Stelle; „Als Arzt von der Sache zu urtheilen, darf man annehmen, die Rechts-Gelehrten hätten die Eintheilung, wovon die Rede iſt, erfunden, um dem Verbrechen des Kinder-Mordes, ſo lange als möglich, vor Gericht damit durchzuhelfen. Iſt das, was ein Weib durch einen erzwungenen Abortus von ſich treibt, ſeiner Bildung nach, kein Menſch, ſo kann man ihnen vollkommen beypflichten; im andern Falle aber ſcheint es unrecht, das Weib der Strafe des Kinder-Mordes zu entziehen, und die Geſetze dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu bringen. Denn ein Menſch iſt ein Menſch, er ſey groß oder klein, erwachſen oder unerwachſen; und wäre dieſer Grundſatz falſch, ſo müßte der Knabe und Jüngling nicht eben ſowohl Anſpruch auf den Nahmen eines Menſchen haben, als der Mann und der Greis. Den Urſprung mehrgedachter Eintheilung finde ich in den Hippokratiſchen Schriften, und bekannter Maßen hat ſich die römiſche Rechts-Gelehrſamkeit in vielen Stücken mit den Kenntniſſen und Irrthümern der Griechen bereichert. Hippokrates ſagt, in ſeinen Schriften, die ſeine Zeugungs-Theorie enthalten: ein Knabe ſey vor dem 40ſten, und ein Mädchen vor dem 80ſten Tage nach der Empfängniß nicht ausgebildet. Die Entdeckungen der Zergliederer lehren uns aber, daß ſchon am 14ten Tage ſich die kenntlichſten Spuren der Menſchheit an einem Fötus zeigen, ja ſchon im Ey die zwey Häute, die den Fötus einſchließen,

„(Cho-

„(Chorion & Amnion) und die Nabelſchnur zu unterſchei„den ſeyn. — Mir ſcheint ein Weib, das ein noch nicht „gliedmäßiges Kind abtreibt, grauſamer und ſtrafbarer, „als die, welche ein gliedmäßiges durch abtreibende Mit„tel tödtet; denn leztere ſcheint bey ſich ſelbſt Anſtand ge„nommen, und ſich mit minder Entſchloſſenheit an die „Vollführung ihres Verbrechens gewagt zu haben, als „die erſtere. Noch kann man beyfügen, daß man bey ei„nem Fötus vom erſten Augenblicke der Erzeugung an, „ſein eigenes Herz und alles findet, was zum Begriff der „Lebens-Möglichkeit erfordert wird.“

Die Römer hielten, erwähnter Maßen, einen Embryo nicht für einen lebenden Menſchen, weil ſie nach den Grundſätzen der Stoiker dafür hielten, daß der Menſch erſt mit ſeinem Ausgange aus Mutterleibe ſeine Seele empfienge, und eben daher wurde das Abtreiben einer Frucht anfangs gar nicht unter die Verbrechen, und in der Folge nur unter die auſſerordentlichen Verbrechen gerechnet, welches hingegen heut zu Tage immer für ein Verbrechen angeſehen, und unter gewiſſen Umſtänden ſogar einem Morde gleich geachtet wird. Sonſt aber hatten ſchon die Römer den Grund-Satz, daß ein Embryo die Rechte eines lebenden Menſchen hätte, ſo oft von deſſen Vortheilen die Rede war, daher mußte auch ein Embryo vom Vater zum Erben eingeſetzt werden, und wenn er mit Stillſchweigen übergangen wurde, rumpirte er das väterliche Teſtament; und eben ſo, wenn er von andern auſſer dem Vater, welche ihm einen Pflicht-Theil ſchuldig ſind, enterbt oder übergangen wird, kann er das Teſtament als inofficioſum anfechten. Der Embryo iſt Inteſtat-Erbe, und ſollen ihm ſogar, weil drey Kinder (Drillinge) geboren werden können, drey Erb-Theile aufbehalten werden. Wenn nach des Ehe-Mannes Tode die Witwe ſich ſchwanger befindet, ſo wird ſie im Nahmen ihres Embryo zum Beſitz der Erbſchaft gelaſſen, und es wird demſelben ein Pfleger

(Tutor) beſtellt. Der Vater kann dem Embryo im Teſtamente einen Vormund beſtellen; und derjenige, welchen er überhaupt allen ſeinen Kindern verordnet, wird auch Vormund des Embryo. Alle dieſe Rechte aber kommen dem Embryo nur unter der Vorausſetzung, daß er nachher lebendig, und nicht monſtrös, zur Welt gekommen iſt, zu. Iſt hingegen nur von den Vortheilen eines Dritten die Rede, ſo wird der Embryo nicht für einen Menſchen geachtet, und z. B. nicht unter die Anzahl der Kinder, welche von der Vormundſchaft diſpenſiren, gerechnet. Zum Beſten des Embryo ſtehen auch den ſchwangern Frauen beſondere Vorrechte zu, daß z. B. ſie mit der Folter verſchont werden, und keine Leibes- oder Lebens=Strafe an ihnen vollſtreckt werden kann.

Dem gerichtlichen Ärzte wird öfters nöthig, die Frage zu erläutern: ob es wirklich unter den Producten der drey Natur=Reiche, abtreibende Mittel, d. i. ſolche giebt, bey deren innerlichen Gebrauche und Wirkung das Abtreiben in allen und jeden Fällen die unausbleibliche Folge iſt, oder ob es nicht vielmehr ein zufälliger Erfolg müſſe genannt werden, wenn eine Leibesfrucht auf ein genommenes Mittel abgeht? Man hat von allen Mitteln, die als abtreibende am meiſten verſchrien ſind, dargethan, wie wenig, wenn auch nach dem Einnehmen derſelben eine ſolche Wirkung erfolgen ſollte, ſie denſelben mit Recht zu zuſchreiben iſt. Allein, deswegen iſt die Strafbarkeit des Gebrauches ſolcher Mittel, wenn dabey die Abſicht, eine Leibes=Frucht zu tödten, erweislich iſt, im geringſten nicht zu läugnen, ſondern man muß ſich nur vor dem gefährlichen Trug=Schluſſe hüten, daß in allen und jeden Fällen, wo ſolche Arzeneyen gegeben oder genommen werden, keine andere Abſicht, als das Abtreiben, Statt finden könne. Siehe auch im XXXVII Th., S. 719, fgg.

Leibes-Gaben, Gaben, d. i. Fähigkeiten des Leibes; zum Unterſchiede von den Gemüths- oder Geiſtes-Gaben.

Leibes-Gebrechen, Leibes-Fehler, Leibes-Mängel, L. Vitium corporis, Fr. Defaut de corps, wird an dem menſchlichen Leibe ein jeder Fehler oder Abgang an den ordentlichen Gliedmaßen deſſelben genannt, welcher ihn verunziert, oder ganz ungeſtaltet macht, da dann ein damit behafteter Menſch, ſowohl nach dem Unterſchiede der Gliedmaßen, woran ſich dergleichen befindet, als auch eines ſolchen Gebrechens oder Fehlers ſelbſt, lahm, blind, ſchielend, taub, ſtumm, ausgewachſen oder buckelig, u. ſ. w., oder wenn ein ſolcher Fehler allzugroß iſt, oder ſich vornehmlich an einem Haupt-Theile ſeines Körpers äuſſert, auch wohl gar eine **Mißgeburt** genannt wird.

Zuweilen verſteht man unter **Leibes-Gebrechen** auch nur einen ſonſt insbeſondre ſogenannten **Bruch** der weichen Theile (Hernia).

Leibes-Gefahr, ein vorzüglich in dem zuſammengeſetzten **Leib- und Lebens-Gefahr** (L. Periculum mortis, Fr. Peril oder Danger de mort,) üblicher Ausdruck, eine Gefahr zu bezeichnen, von welcher ſowohl der unverletzte Zuſtand des Leibes, als auch das Leben ſelbſt, bedrohet wird. **In Leib- und Lebens-Gefahr gerathen.**

Leibes-Geſtalt, die Geſtalt des Leibes oder Körpers; Corporis forma. Siehe das Folgende.

Leibes-Größe, Höhe oder Länge, Breite, Maß, Proportion, Statur. Alles, was aus einer gewiſſen Art der Theilchen zuſammengeſetzt iſt, einen Raum einnimmt, eine beſtimmte Größe hat, in die Länge und Breite ausgedehnt iſt, ſeine zugemeſſenen Flächen hat, eine ſeiner Materie gemäße Schwere beſitzt, kurz, was ein Körper heißt, das muß auch ein gewiſſes Maß haben, folglich einer Ausmeſſung fähig ſeyn. Da nun der menſchl. Körper alle erwähnte Eigenſchaften an ſich hat,

hat, ſo muß es nicht nur wahr, ſondern auch möglich ſeyn, daß er ausgemeſſen werden könne. Die Abſicht, warum man den menſchl. Körper mißt, hat wohl nichts anders zum Grunde, als eine Begierde, erforſchen zu mögen, ob derſelbe proportionirt ſey, d. h. ſich zu ſeinen Theilen, aus denen er zuſammengeſetzt iſt, gemäß verhalte. Man wird alſo unter einem proportionirten Körper nur einen ſolchen verſtehen müſſen, deſſen Theile die natürliche Bildung, die richtige Stellung und das regelmäßige Verhältniß oder die ſymmetriſche Proportion unter einander haben. Dieſemnach wird derjenige Körper in Anſehung der Bildung ungeſtaltet, folglich nicht proportionirt ſeyn, deſſen Kopf ungeheuer groß iſt, oder deſſen Naſe einen Habicht-Schnabel vorſtellt, oder deſſen Augen Eulen-Augen gleich ſind, oder deſſen Mund eiuem Haſen-Maule ähnlich iſt, oder deſſen Ohren ſehr lang ſind, und wie Eſels-Ohren ausſehen. So kann auch derjenige Menſch nicht wohlgebildet heißen, deſſen Leib ſehr klein iſt, die Hände und Füße aber überaus lang ſind; ſolche Leute ſind aus der Familie der Meer-Spinnen; oder deſſen Hände, ſtatt der Finger, Vogel-Krallen haben; oder deſſen Füße Pferde-Füßen oder Reh-Läuften nicht unähnlich ſind; oder, wenn die Schienbeine krumm, die Fußblätter aber entweder gar zu einwärts oder auswärts gezogen ſind. In Anſehung der Stellung der Glieder aber wird ein Körper von den Regeln der Proportion abweichen: wenn der Kopf nicht in der Mitte ſteht, ſondern mehr auf dieſer oder jener Seite zu hängt; wenn die Arme entweder gar zu weit hinten, oder gar zu weit vorn an der Bruſt, ſtehen; wenn die Hüften gar zu weit von einander entfernt ſind; oder wenn die Daumen nicht neben dem Zeige-Finger, ſondern neben dem kleinen Finger ſitzen. Und ſo wird auch ein Körper ohne alle Proportion ſeyn, wenn die Stirn größer iſt, als die Gegend, in welcher die Naſe ſitzt; oder, wenn

wenn der Raum, welcher ſich zwiſchen beyden Augenbraunen befindet, entweder breiter oder ſchmähler iſt, und keine Gleichheit mit den Höhlen der Augen hat; oder, wenn die Naſe kleiner iſt, als die Ohren ſind; oder, wenn ein Arm kürzer iſt als der andere, oder ein Fuß länger als der andere, iſt; oder, wenn der Ober-Leib einen engern Umfang hat, als die Hüften haben; wenn der Leib, die Hände und die Füße, kleiner ſind, der Hals aber lang iſt, ſo daß es das Anſehen hat, als ob der Kopf auf einer Stange ſteckte. Die Natur iſt eine vollkommene Bau-Meiſterinn; ſie hat unſern Leib nach den Regeln der Symmetrie ganz vortrefflich einzurichten gewußt, und ihn folglich ſchön gemacht, und ſo hat ſie alle diejenigen Theile, die wir einfach haben, allemahl in der Mitte, diejenigen hingegen, die wir doppelt haben, an beyden Seiten, und diejenigen, die wir in mehrerer Anzahl beſitzen, an das Aeuſſerſte geſetzt. Solchemnach hat der Kopf zwiſchen den Schultern in der Mitte, der Leib zwiſchen den Händen und Füßen, die Naſe und der Mund im Geſichte in der Mitte ſtehen müſſen. Im Geſichte ſteht auf jeder Seite ein Auge und ein Backen. Am Kopfe ſitzt auf jeder Seite ein Ohr; der Ober-Leib hat ebenfalls auf jeder Seite nur eine Bruſt. Wir haben nur eine rechte, und eine linke Seite. An den Seiten befinden ſich, ordentlicher Weiſe, die Hände und Füße. An jeder Hand befinden ſich vier Finger und der Daumen, und jedes Fußblatt hat fünf Zehen. Ja, die Weisheit des Schöpfers hat auch gewollt, daß diejenigen Theile, die wir doppelt oder in mehrerer Anzahl beſitzen, einander haben ähnlich ſeyn ſollen. Ein Auge hat mit dem andern, und ein Backen mit dem andern, völlige Aehnlichkeit. Ein Arm iſt wie der andere gebildet, und ein Fuß hat wie der andere ausſehen müſſen. Die Brüſte ſind, in Anſehung der Größe und Geſtalt, einander gleich. Die Finger haben

ben eine Aehnlichkeit unter einander, eben ſo wie die Zehen in Anſehung der Aehnlichkeit ſehr genau übereinſtimmen.

Der von Elsholz (*) angegebene Menſchen-Maß-Stab (Anthropometrum, Anthropometer,) Fig. 4173, beſteht aus drey Theilen, nähmlich: aus einem langen und gleichen Stabe, a, einem Quer-Holze, b, und dem Fußtritte, c. Er ſchreibt: Man ſoll ſich nach der Länge desjenigen Menſchen, welchen man zu meſſen geſonnen iſt, ein gleiches und langes viereckiges Holz, deſſen Seiten überall gleich breit ſind, und ungefähr die Breite eines Daumens haben, machen laſſen; ganz oben ſoll man ein gleiches Holz, welches aber 6 Mahl kleiner, als das erſte, ſeyn muß, querüber befeſtigen, ſo, daß ein gerader Winkel davon entſtehe; endlich ſoll das lange Holz in das an dem Fuß-Tritte, welcher aber recht glatt und eben gehobelt ſeyn ſoll, eingebohrte Loch geſtellt werden, ſo, daß der Maß-Stab darin ſowohl aufrecht ſtehen, als auch herum gedrehet, und nach Belieben wieder herausgezogen werden könne; doch muß das obere Quer-Holz gerade und genau auf den Wirbel desjenigen, welcher unter das Maß treten ſoll, auftreffen. Dieſes Menſchen-Maß ſieht

(*) *Jo. Sigiſm. Elsholz* Anthropometria. Patav. 1654, 4. Frf. 1663, 8.

Deutſch: Meßkunſt der menſchlichen Körpers. Nürnberg 1695, 8.

Ein Auszug daraus, von Chr. Tob. Ephr. Reinhard, u. d. T. Von der Ausmäſſung des menſchlichen Körpers und der Theile deſſelben, von der regelmäßigen Verhältniß des Körpers zu den Gliedern, der ordentlichen Uebereinſtimmung der Theile unter einander, und von der Symmetrie dieſer, in Abſicht auf den Körper ſelbſt. Mit Kupferſtichen, zum Gebrauch der Aerzte, Mahler und Bildhauer.

Quid iuvat excelſi metiri ſidera coeli,
Si neſcis modulum corporis, Alde, tui.

Berl. und Glog. 1759, 8. 1767.

ſieht etwas fürchterlich aus, weil es einem Schnell- oder Wipp-Galgen ähnlich iſt; überdies iſt daſſelbe ſehr unbequem, und erfordert gar zu viele Umſtände, ehe man einen Menſchen ausmeſſen kann, denn es muß auf dieſe Weiſe allemahl ein Maßſtab für einen Jeden, der gemeſſen werden ſoll, beſonders verfertiget werden. Ohne Zweifel würde derſelbe bequemer eingerichtet worden ſeyn, wenn oben das Quer-Holz nicht befeſtiget, ſondern ſo angefüget worden wäre, daß es ſich leicht hinunter und hinauf ſchieben ließe; denn alsdann würde man nicht einmahl ein anderes nöthig haben, wenn man Menſchen meſſen wollte, ſondern man würde es bey verſchiedenen vorkommenden Größen mit beſſerm Nutzen gebrauchen können, und dürfte alſo nur das Quer-Holz bey Großen in die Höhe, bey Kleinern hingegen herunter geſchoben werden. Das Längen-Holz ſoll man nun, nach Elsholzens Angabe, in 6 gleiche Theile, welche man Fuße oder Schuhe nennen kann, abtheilen, und jeder Fuß ſoll wieder in 12 gleiche Grad getheilet, und deren Striche, vermittelſt eines bey den Tiſchlern gebräuchlichen Lineales, Fig. 4174, ſehr genau querüber gezogen werden. Das oberſte Quer-Holz muß ebenfalls 12 abgetheilte Grad haben. Dieſes Menſchen-Maß hat alſo, die Zolle des oberſten Quer-Holzes nicht mitgerechnet, 72 Zoll, den Zoll zu 2 Querfinger desjenigen Menſchen gerechnet, welcher die Länge dieſes Maßſtabes hat.

Wenn man nun einen Menſchen meſſen will, ſagt Elsholz, und zu wiſſen verlangt, ob der Körper in Anſehung der ganzen Ausmeſſung, die natürliche Stellung der Glieder ſowohl, als das richtige Verhältniß derſelben gegen einander, d. h. die ſymmetriſche Proportion habe, ſo ſoll man den Menſchen unter das, nach ſeiner Länge verfertigte Maß aufrecht treten laſſen, ſo, daß der hintere Theil des linken Fu-

ßes

ßes gerade an das Ende des in dem Loche des Fuß-Trittes ſteckenden Maßſtabes zu ſtehen, das Quer-Holz aber recht auf den Wirbel zu liegen komme. Sodann halte man das Lineal gerade an den Strich des erſten Schuhes, oder des 12ten Zolles dieſes Maßes, und gebe genau Achtung, ob das Lineal den Kopf nebſt dem Halſe gerade berühre. Solcher Geſtalt wird man das gehörige Maß der Länge des Kopfes entdecken. Hält man das Lineal an den 20ſten Zoll, ſo muß ſolches gerade an die Herzgrube treffen. Der Nabel muß mit dem 28ſten Zolle zuſammen treffen, und die Scham mit dem 36ſten Zolle gleich ſtehen. Ferner muß man unterſuchen, ob der 4te Schuh an diejenige Gegend des linken Dickbeines, wo es dünner zu werden anfängt, anſtoße. Der 6te Schuh aber wird allemahl richtig mit der Ferſe gleich zu ſtehen kommen. Alsdann kann man das Maß aus dem Loche des Fuß-Trittes nehmen, beyde Arme gleich ausſtrecken, und das Maß von einer Spitze des Mittel-Fingers bis zu der andern anlegen laſſen, und ſehen, ob dieſes Maß ebenfalls der Länge gemäß ſey. Wenn man den Entfernungs-Raum zwiſchen den großen Zehen zu wiſſen verlangt, muß man den Menſchen auf den Rücken legen, und die Beine ſowohl, als auch die Zehen, ſo weit als es nur immer geſchehen kann, von einander ſperren laſſen, und zuſehen, ob dieſer Zwiſchenraum ebenfalls mit der Länge des Menſchen überein treffe.

Da nicht zu läugnen iſt, daß der Elsholziſche Menſchen-Maßſtab gar zu viele Umſtände erfordert, ſo iſt folgende Art des Maßſtabes unſtreitig bequemer. Man läßt einen Riemen von Pergament ſchneiden, nimmt damit an dem Menſchen das Maß, und theilt es hernach mit einem Zirkel in 8 gleiche Theile oder Schuh, an deren jedem man wieder 9 kleine und gleiche Abtheilungen abzeichnet, Fig. 4175, damit ebenfalls 72 Zoll, wie an Elsholzens Maßſtabe, heraus kom-

kommen. Nach dieſem Maßſtabe wird der erſte Schuh, oder die erſten neun Abtheilungen 1, den Kopf vom Wirbel an, bis an das Ende des Kinnes, ausmachen. Die zweyte Abtheilung, 2, nimmt ihren Anfang von dem Kinne, und geht bis an die Herz-Grube, ſo daß ſie den 18ten Grad erreichen muß. Der dritte Schuh, 3, wird einen Raum von der Herzgrube an, bis zum Nabel, in ſich faſſen, und folglich die 27ſte Abtheilung erreichen. Der vierte Theil des Maßes, 4, begreift die Gegend von dem Nabel an, bis an die Scham, in ſich, d. h. es wird der 36ſte Zoll gerade berührt. Der fünfte Schuh, 5, erſtreckt ſich von der Scham, bis zur Mitte des Dickbeines, und trifft mit der 45ſten Abtheilung des Maßes überein. Der ſechste Fuß, 6, geht von der Mitte des Dickbeines bis an das Knie, alſo bis an den 54ſten Grad. Der ſiebente Theil, 7, geht von dem Knie, bis zur Mitte des Schienbeines, und trifft an den 63ſten Zoll. Der achte Schuh, 8, ſteigt von der Mitte des Schienbeines bis an die Ferſen herab, und vollendet das ganze Maß von 72 Grad. Derjenige Menſch, deſſen Theile des Körpers nicht genau mit den abgezeichneten Graden überein treffen, iſt alſo nicht proportionirt zu nennen.

Wenn es ausgemacht iſt, daß derjenige Umfang, welchen ein menſchlicher Körper einnimmt, wenn man ihn mit einem Faden umzieht, die Dicke des Körpers ausmacht, und daß diejenige Fläche, welche von einer Seite bis zur andern, z. B. von einer Schulter bis zur andern, oder von einer Hüfte bis zur andern genommen wird, die Breite des Körpers beſtimmt, ſo muß es auch ſeine Richtigkeit haben, daß diejenige ausgedehnte Fläche eines Körpers, welche von dem Wirbel bis nach den Fußſohlen gezogen worden iſt, die Länge oder Höhe des Körpers ſeyn müſſe. Dieſer Länge nun iſt diejenige Fläche gleich, welche ſich

von einer Spitze des Mittelfingers bis zur andern erſtreckt, und eben dieſe pflegt auch derjenigen Entfernung gemäß zu ſeyn, welche ſich zwiſchen den beyden großen Zehen befindet, wenn man die Füße ſo weit, als es nur immer möglich iſt, ausſpannet. Der Umfang des Oberleibes, zwey Mahl genommen, kommt mit dieſer Länge genau überein; auch trifft derjenige Umfang, welcher um die Hüften iſt, und doppelt genommen wird, mit der Länge des Körpers ein. Wenn man die Länge der beyden Füße, von der Ferſe bis an die Scham, mißt, ſo macht dieſe ebenfalls die Länge des ganzen Körpers, vom Wirbel bis an die Fußſohlen genommen, aus. Die Scham iſt die Mitte der ganzen Körper-Länge. Acht Längen der Fußſohlen von der großen Zehe bis an die Ferſe, beſtimmen die Länge des ganzen Menſchen, und dieſe machen auch 24 Handbreiten aus. Da nun die Länge des Zeige-Fingers der Breite der Hand gemäß iſt, ſo muß man nach der Länge dieſes Fingers die Größe des Körpers ausrechnen können; doch ſetze ich voraus, daß der Körper proportionirt ſey.

Die ganze Länge, welche ein Kind vom erſten bis ins dritte Jahr hat, beträgt fünf Kopf-Größen; Fig. 4176. Der Leib beträgt deren zwey, und die Dickbeine von der Scham an bis auf die Knie deren eine; die Schienbeine, von dem Knie an bis an die Ferſen, machen wieder eine Kopf-Größe aus. Die Naturkundigen haben die Bemerkung gemacht, daß ein Kind von 3 Jahren die Hälfte ſeiner künftigen Länge zeigt, und alſo im 21ſten Jahre noch einmahl ſo groß ſeyn müſſe, als es im dritten Jahre war. Bey Kindern von 4 Jahren gehören zur Höhe des ganzen Körpers $6\frac{1}{3}$ Geſichts-Länge, (d. i. diejenige Fläche, welche von der Stirn, wo die Haare ſtehen, den Anfang nimmt, und ſich bis an das Ende des Kinnes erſtreckt,) nähmlich: von der Scheitel an, bis an den un-

unterſten Theil des Bauches, $3\frac{1}{3}$, und von da bis an die Füße, 3. Bey Kindern von 5 bis 6 Jahren, beträgt die ganze Höhe $6\frac{1}{2}$ Geſichts-Länge. Bey Jünglingen von 12 bis 23 Jahren, beträgt die ganze Höhe 9 Geſichts-Längen. Ein Erwachſener und vollkommen proportionirter Menſch hält, nach Elsholzens Anthropometer, Fig. 4173, 6 Fuß, ſo daß der Kopf mit dem Halſe 1 Fuß ausmacht, und ſich zu der Länge des übrigen Körpers wie 1 zu 5 verhält. Nach dem Maßſtabe Fig. 4175 aber beſteht ein proportionirter Menſch aus 8 Kopf-Größen, und folglich verhält ſich der Kopf zur übrigen Körper-Länge, wie 1 zu 7.

Die Bildhauer, Mahler und Zeichner verſtehen unter Geſichts-Länge eine nach den vorzüglichſten Antiken geſchehene Ausmeſſung des menſchl. Körpers, um darnach die richtigen Verhältniſſe, welche ſeine Gliedmaßen gegen einander haben müſſen, feſtſetzen zu können. Die pariſer Akademie beſtimmt dieſe Verhältniſſe vermittelſt der Geſichts-Länge (Face); Andere aber, mit den Alten, vermittelſt der Kopf-Länge (Tête). In beyden Fällen theilt man das angenommene Maß wieder in kleinere Theile, z. B. in 8 Köpfe oder Kopf-Längen, oder in 10 Geſichts-Längen, von der Scheitel bis zur Fußſohle zu rechnen. Alle dergleichen angenommene Verhältniſſe aber leiden im Zuſtande der Bewegung mancherley Abänderung.

Die 10 gleiche Theile, in welche die Länge oder Höhe eines vollkommen erwachſenen Körpers gemeiniglich eingetheilt wird, hat man deswegen Geſichts-Längen genannt, weil das Geſicht des Menſchen das erſte Maß geweſen iſt, deſſen man ſich in Ausmeßung deſſelben bedient hat. Eine jede Geſichts-Länge, oder ein jeder zehnter Theil der Höhe des Körpers, wird wieder in drey gleiche Theile eingetheilt. Dieſe zweyte Eintheilung iſt daher entſtanden, daß man das

Geſicht ſelbſt in drey gleiche Theile eingetheilt hat. Die erſte fängt über der Stirn bey dem Urſprunge der Haare an, und endigt ſich beym Anfange der Naſe. Die Naſe macht den zweyten Theil der Geſichts-Länge aus; und der dritte fängt unter der Naſe an, und geht bis unterhalb des Kinnes.

Die erſte Geſichts-Länge begreift alſo das ganze Geſicht des Menſchen, welches über der Stirn bey dem Urſprunge der Haare ſeinen Anfang nimmt. Von dieſem Puncte bis oben auf die Mitte des Kopfes iſt noch ein Drittel der Geſichts-Länge, oder, welches einerley iſt, eine Höhe, die der Naſe gleich iſt. Solchemnach iſt in der ganzen Höhe des Kopfes, von der Mitte des Vorhauptes bis unten an das Kinn zu rechnen, $1\frac{1}{3}$ einer Geſichts-Länge. Von dem Kinne bis zu dem Grübchen des Schlüſſelbeines, welches über der Bruſt iſt, ſind $\frac{2}{3}$ einer Geſichts-Länge, ſo daß von der Bruſt bis auf die Mitte des Kopfes die Länge des Geſichtes zwey Mahl enthalten iſt, welches den 5ten Theil der ganzen Höhe des Körpers ausmacht. Von dem Grübchen des Schlüſſelbeines bis unter die Brüſte, rechnet man 1 Geſichts-Länge. Die vierte fängt unter den Brüſten an, und endigt ſich bey dem Nabel. Die fünfte geht bis an den Ort, wo der Stamm des Körpers ſich in zwey Theile theilt. Dieſes alles macht zuſammen die Hälfte der Höhe. In der Länge der Schenkel bis zu dem Knie, rechnet man 2 Geſichts-Längen. Das Knie macht eine halbe Geſichts-Länge. Von dem Knie bis zu dem Obertheile des Fußes, betragen die Beine 2 Geſichts-Längen. Dieſes macht zuſammen $9\frac{1}{2}$ Geſichts-Länge. Von dem Obertheile des Fußes bis an die Fußſohle iſt wieder eine halbe Geſichts-Länge, welche die 10 Geſichts-Längen, in welche die ganze Höhe des Körpers eingetheilet zu werden pflegt, voll macht.

Dieſe

Dieſe Eintheilung findet bey dem größten Theile der Menſchen Statt. Aber bey denen, die ſehr hoch gewachſen ſind, befindet ſich noch eine halbe Geſichts-Länge mehr in demjenigen Theile des Körpers, der zwiſchen den Brüſten und den Backen iſt. Von dieſem Theile alſo, den einer oder der andere mehr hat, hängt die anſehnliche Größe eines Menſchen ab. In dieſem Falle fällt der Ort, wo der Stamm des Körpers ſich in zwey Theile theilt, nicht in die Mitte der Höhe des Körpers, ſondern ein wenig unter dieſelbe.

Wenn man die Arme ſo ausſtreckt, daß beyde in einer geraden und horizontalen Linie ſich befinden, ſo iſt die Weite zwiſchen den äuſſerſten Spitzen des Mittelfingers an beyden Händen der ganzen Höhe des Körpers gleich. Von dem Grübchen zwiſchen den Schlüſſelbeinen an, bis zu dem Gelenke des Achſelbeines und des Oberarmbeines iſt eine Geſichts-Länge. Wenn der Arm an dem Leibe vorwärts hängt, ſo rechnet man 4 Geſichts-Längen an demſelben, nähmlich 2 zwiſchen dem Gelenke der Achſel und des Elbogens, und 2 von dem Elbogen bis zu dem Anfange des kleinen Fingers. Dieſes macht alſo 5 Geſichts-Längen für den einen Arm, und 5 für den andern, zuſammen 10 Geſichts-Längen, oder eine Länge, welche der Höhe des ganzen Körpers gleich iſt. Es bleibt zwar an dem Ende einer jeden Hand noch die Länge des Fingers übrig; allein, dieſe halbe Geſichts-Länge verliert ſich in den Gelenken des Elbogens und der Achſel, wenn die Arme ausgeſtreckt ſind. Die Hand iſt 1 Geſichts-Länge lang. Der Daumen hat $\frac{1}{3}$ einer Geſichts-Länge, oder eine Naſen-Länge, eben ſo wie die große Zehe. Die Länge unter dem Fuße iſt einem Sechstel der ganzen Höhe des Körpers gleich.

Unterſchied des Verhältniſſes bey dem männlichen und weiblichen Geſchlechte. Der Menſch

wird immer mißfallen, ſo vortrefflich auch die Bildung ſeines Leibes iſt, wenn er nicht die gehörige Größe hat. Ein Menſch von großer Statur, zumahl wenn die Länge und Dicke des Körpers im wahren Verhältniſſe ſtehen, hat in ſeinem Weſen etwas Hohes, Anſehnliches und Majeſtätvolles, wodurch in jedem andern eine Hochachtung gegen ihn erweckt wird. Vornehmlich gilt dieſes von uns Männern. Das ſchöne Geſchlecht ſcheint in dieſem Stücke eine Ausnahme zu machen. Die Schönheit eines Frauenzimmers wird ungemein erhoben, und gewinnt vieles dadurch, daß die Länge des Körpers nicht verhältnißmäßig gegen die Dicke deſſelben iſt, ſondern das Uebergewicht vor derſelben hat; alsdann nennt man ſie geſchmeidig oder ſchlank. Aus dieſer Urſache haben Ovidius, Propertius, und andere Dichter, in Beſchreibung reizender Frauenzimmer, die Vergleichung mit aufgeſchoſſenen ſchlanken Bäumen öfters angebracht. Es ſind aber nicht nur die Frauenzimmer, im Ganzen genommen, kleiner, als die Mannsperſonen, ſondern ſie haben auch den Kopf kleiner, den Hals länger, die Schultern und die Bruſt mehr gedrängt, die Brüſte und den Unterleib etwas niedriger, ſo, daß jene um eine halbe Naſen-Länge weniger von dem Nabel entfernt ſind, als bey Manns-Perſonen, die Hüften breiter, die Arme und Beine ſtärker, die Hände ſchmähler, die Dickbeine kürzer, den Bauch größer, die Füße ſchmähler. Ihre Muskeln ſind weniger ſichtbar, ihr Umriß iſt daher gleicher und in einander fließender, und ihre Bewegungen ſind ſanfter.

Wenn man dieſen Unterſchied etwas genauer angeben will, ſo theilen die Mahler den Kopf in 4 Theile, deren jeder wieder in 12 Theile getheilt iſt, welche man Minuten nennt. So wie man ſie heut zu Tage annimmt, ſind es folgende: Der Kopf einer Manns-

Per-

Perſon in der größten Breite, von dem Knochen des Backens bis an den Ohren, hat 2 Theile und 3 Minuten; der Kopf einer Frauensperſon hat 2 Theile und 2 Minuten. — Die Breite des Körpers, die Schultern mit eingeſchloſſen, 8 Theile, 8 Minuten; bey Frauensperſonen, 7 Theile. — Die Breite unter den Brüſten bey einer Mannsperſon, 5 Th. 5 Min.; bey Frauensperſonen, 4 Th. 10 Min. — Die Breite der Hüften bey Mannsperſonen, 5 Th. 3 Min; bey Frauensperſonen 6 Th. 2 Min. — Die größte Dicke des Dickbeines bey Mannsperſonen, 2 Th. 10 Min.; bey Frauensperſonen, 3 Theile. — Die Breite des Knies bey Mannsperſonen, 1 Th. 9 Min.; bey Frauensperſonen, 2 Theile. — Der breiteſte Ort an der Wade bey Mannsperſonen, 2 Theile; bey Frauens-Perſonen, 2 Th. 1 Min. — Die Breite des Knöchels bey Mannsperſonen, 1 Th. 3 Min.; bey Fraueusperſonen, eben ſo. — Die größte Breite des Fußes, vom Gelenke der großen Zehe bis zur kleinen, bey Mannsperſonen 1 Th. 7 Min.; bey Frauensperſonen, 1 Th. 6 Min. — Der Arm in ſeiner größten Breite hat, bey Mannsperſonen, 1 Th. 7 Min., und bey Frauensperſonen 1 Minute weniger. Das Gelenk, wo die Hand ſich am Arme bewegt, hat bey Mannsperſonen 1 Th. 1 Min., und bey Frauensperſonen 1 Theil. — Die Hand einer Mannsperſon, 1 Th. 8 Min.; einer Frauensperſon, 1 Th. 6 Minuten.

Die größte Höhe eines Kindes, welches zur rechten Zeit zur Welt kommt, iſt 1 Fuß und 11 Zoll rheiniſch; und die kleinſte, 1 Fuß und 6 Zoll.

Die Höhe der Erwachſenen iſt ſehr verſchieden. Der anſehnlichſte Wuchs bey Mannsperſonen, iſt zwiſchen 5 Fuß, 4 bis 5 Zoll, und zwiſchen 5 Fuß und 8 bis 9 Zoll. Die mittlere Größe iſt von 5 Fuß, oder 5 F. 1 Z., bis 5 F. 4 Z.; und die geringſte iſt unter 5 Fuß.

Anleitung, aus gewiſſen Theilen des menſchlichen Körpers auf die Größe des Ganzen zu ſchließen, zu näherer Erläuterung deſſen, was Hr. Propſt **Tiburtius** von abgemeſſenen Knochen mitgetheilt hat, eingegeben von **Roland Martin**, ſt. im 28 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1766, (Lpz. 1768, gr. 8.) S. 280 — 286.

Es iſt eine ſo wunderbare als allgemeine Natur-Erſcheinung bey dem menſchlichen Körper, daß er kürzer iſt, wenn er ſteht, als wenn er liegt; und kürzer, wenn man des Abends zu Bette geht, als wenn man des Morgens aufſteht. Dieſe Beobachtung iſt zuerſt in England gemacht, und in den Philoſophical Transactions öffentlich mitgetheilt (*), und darauf ſowohl in Paris, von Morand (**), als auch dem Abt Fontana, beſtätigt worden. Lezterer hat aus einer jährigen Erfahrung gefunden, daß er des Nachts gemeiniglich 5 bis 6 Lin. an Länge gewonnen, und des Tages wieder eben ſo viel verloren hatte. Der Unterſchied, den man, bey den in England an Perſonen von verſchiedener Lebens-Art gemachten Beobachtungen, zwiſchen Leuten, die viel ſitzen, und denen, die den Tag hindurch gearbeitet haben, wahrgenommen hat, beſtand bloß darin, daß die erſten mehr Zeit brauchen, um etwas von der Höhe oder Länge, die ſie des Morgens gehabt haben, zu verlieren, und überhaupt im Ganzen weniger verlieren, als die lezten. Man

(*) Part of a letter from Mr. *Waſſe*, to Dr. Mead, dated Aynho in Northamptonſhire, May 16, 1724, concerning the difference in the height of a human body, between Morning and Night, ſt. im XXXIII B. der *Philoſ. Tranſact.* No. 383, for May et June 1724, S. 87, f.
Some remarks upon the obſervation mentioned in the letter from Mr. *Waſſe*, concerning the difference in the height of a human body, between Morning and Night, by Mr. *Will. Beckett*, ſt. eb. daſ. S. 89 — 92.

(**) Hiſtoire de l'Acad. d. Sc. 1725, S. 16.

Man konnte niemahls wahrnehmen, daß man den Tag hindurch dasjenige, was man einmahl an der Länge verloren hatte, weder durch die Ruhe, noch den Gebrauch kalter Bäder, hätte wieder herſtellen können. Der Grund dieſer Veränderung der Größe liegt in dem verſchiedenen Zuſtande der knorpeligen Ringe zwiſchen den Gliedern oder Wirbeln des Rückgrathes. Dieſe Glieder werden durch einen Knorpel, welcher eine Federkraft beſitzt, abgeſondert und zuſammengehalten. Dieſer Knorpel giebt an allen Seiten dem Gewichte des Kopfes und der obern Theile des Leibes in kleinen und unmerklichen Graden, nach, ſo daß der Rückgrath ſich zu beugen nicht genöthiget wird, vornehmlich, wenn die obern Theile des Körpers von einer äuſſern Laſt gedrückt werden. Wird dieſe wieder weggenommen, ſo ſtellen ſich die knorpeligen Ringe wieder von ſelbſt her; daher der Menſch länger iſt, wenn er eine Weile gelegen, als wenn er gewandelt, oder eine Laſt getragen hat. Wenn der Menſch des Tages ſitzt oder ſteht, ſo preſſen die obern Theile, durch ihren Druck auf die untern, die Knorpel-Ringe zuſammen; jene aber ſinken auf dieſe hernieder; die Wirbel des Rückgrathes kommen einander näher, und ſolchemnach wird die ganze Statur kürzer. Daher kam es, daß ein Kerl in England, welcher ſich anwerben laſſen wollte, da man ihn des Abends maß, als einer der unter dem Maße war, zurück gewieſen, nach wiederhohltem Meſſen am folgenden Morgen aber, groß genug befunden und angenommen wurde. Wenn hingegen der Körper des Nachts ungefähr wagerecht im Bette liegt, ſo haben die obern Theile des Leibes keinen, oder einen nur ſehr geringen Druck auf die untern; die Federn der Knorpel-Ringe haben ihre Freyheit, und treiben die Glieder des Rückgrathes von einander, der Körper wird verlängert, und daher findet man ſich des Morgens um einen halben Zoll, oder etwas mehr,

größer, als wie man zu Bette gieng. Dies iſt die natürlichſte und einfachſte Urſache, welche ſich von der veränderlichen Länge des menſchlichen Körpers angeben läßt.

D. Young, in England, hat, in ſeiner Schrift vom Opium, dieſe Beobachtung von neuem behauptet, und ſagt davon Folgendes:

„Man ſteht des Morgens ſtets um etwas länger wieder auf, als man war, da man ſich aberds vorher zur Ruhe legte, und dieſer Unterſchied beträgt bey manchen Perſonen beynahe einen Zoll. Je mehr man aber am Tage arbeitet, deſto mehr verliert man von der gewonnenen Größe wieder. Nach einer guten Mahlzeit wird man etwas größer, hernach aber nimmt man wieder ab. Dieſes verändert ſich auch, nach dem man viel liegt, oder viel ſteht. Die Nahrungsmittel füllen die Knorpel der Wirbelbeine mit neuem Safte an, und eben dieſes thut auch der Schlaf, indem er das Serum zuſammenhäuft, und alle Gefäße auftreibt. Wenn man einſchläft, empfindet man in allen Gliedern des Leibes einige Schwere; und wenn man erwacht, ſo iſt es, als ob man eine Menge kleiner Gewichte von ſich abſchüttelte. Im Schlafe vermehrt ſich die Wärme, das Geſicht ſchwillt, die Wangen werden röther, und beym Erwachen iſt man ſo zu Muthe, als ob man ein wenig vollblütiger geworden wäre. Die Augenlieder ſind etwas geſchwollen, die Augen ſind voll Waſſer, und der Speichel iſt dick. Vermuthlich treiben die kleinſten Gefäße, welche das Serum führen, ihre Säfte nicht alle gleich leicht fort, daß dieſelben ſich anhäufen und verdicken. Die Blutflüſſe ſind im Schlafe am meiſten zu fürchten; und Perſonen, denen ein Glied abgenommen worden iſt, befürchten den Schlaf, damit der Verband nicht losgehe, und die Gefäße aufſpringen.

Alle dieſe Umſtände zeigen, daß die verſchiedenen Theile des Körpers ſich ſtärker ausdehnen, und alſo der Leib nach allen Dimenſionen an Größe zunimmt, wenn man ſchläft, wenn man gegeſſen hat, wenn man einen Tag ruhiger zubringt, und weniger arbeitet, als den andern, u. ſ. w. Die Sache iſt ganz unſtreitig. Eine Binde, die man um den Hals oder über die Knie umlegt, und die ſich vorher gut paſſete, ohne beſchwerlich zu fallen,

wird uns im Schlafe zu enge, und ſchneidet tief in die Haut ein. Ein Kleid, das uns vormittags völlig geräumig iſt, iſt nach der Mahlzeit enger und beſchwerlich. Schuhe und Stiefel, welche leicht an den Fuß gehen, wenn man ſie vormittags anzieht, laſſen ſich nicht ſo leicht nach Tiſche anziehen, u. ſ. w. Ueberdies iſt auch jedermann bekannt, daß die Wärme alle Körper nach allen Seiten ausdehnt, die Kälte hingegen ſie zuſammen zieht. Da ſich nun die Wärme unſers Körpers täglich vielfältig verändert, ſo iſt dieſes ein neuer Beweis, daß wir alle Tage eine Abwechſelung der Größe nach allen Dimenſionen, folglich auch nothwendig in der Länge, leiden. Die Sache beruhet auf genauen Abmeſſungen, welche man alle Tage nachmachen kann, und ſie iſt um deſto weniger befremdend, da man weis, daß der Mangel der Säfte in den Knorpeln der Wirbelbeine alte Leute ſehr merklich kleiner macht, als ſie in ihren mittlern Jahren geweſen ſind."

Ueber die Verſchiedenheit der körperlichen Größe verſchiedener Völker (*). „Man hat es von je her anerkannt, daß nicht alle Erd-Theile, und in denſelben Erd-Theilen nicht alle Länder Menſchen von gleicher Größe hervorbringen, und daß die Größe oder Kleinheit von Völkern ſich, wie andere körperliche oder unkörperliche Merkmahle, von Zeugung zu Zeugung fortpflanzen. Eben ſo früh und allgemein hat man bemerkt, daß, wenn Nationen von verſchiedener Abkunft und Größe, auch Jahrhunderte lang, in denſelben Gegenden und unter denſelben Geſetzen leben, ſie deswegen einander in Anſehung der Größe eben ſo wenig, als in Anſehung anderer Eigenſchaften, gleich wurden; daß hingegen dieſelben Völker in denſelben Gegenden, bey ſehr veränderten Beſchäftigungen, Verfaſſungen und Sitten, beträchtliche Veränderungen in Anſehung

(*) Im Neuen götting. hiſtor. Magazin, von C. Meiners und L. T. Spittler. 1 B. 4 St. (Hannov. 1792, gr. 8.) S. 697, fgg.

ung der Höhe und Stärke der Körper litten. Aus dieſen richtigen und allgemeinen Wahrnehmungen zog man die nicht minder richtigen Folgerungen: daß es ſich mit den Menſchen, wie mit den Thieren und mit den Gewächſen der Erde verhalte, indem in den Keimen der einen ſo wenig, als in den Keimen der andern, eine gleiche Trieb-Kraft oder gleiche Tugenden verborgen ſeyn; daß dieſelben äuſſern Urſachen auf Menſchen verſchiedenen Urſprunges eben ſo verſchieden, als auf Thiere von verſchiedenen Raçen wirken; daß aber alle angeborne Eigenſchaften des Menſchen durch äuſſere Urſachen bald mächtig begünſtiget, und bald unterdrückt werden können.

„Unter allen mir bekannten Schriftſtellern, welche die Urſachen der verſchiedenen Größe von Völkern unterſucht haben, finde ich keinen, der nicht aus einzelnen Beobachtungen zu viel geſchloſſen, und einzelnen Urſachen zu viel zugeſchrieben hätte. Weil die Griechen und Römer z. B. wahrnahmen, daß die von ihnen ſogenannten celtiſchen und germaniſchen Völker immer größer wurden, je näher ſie gegen die Nord-See und Oſt-See wohnten, ſo glaubten ſie den Grund dieſer immer zunehmenden Größe der tapfern Barbaren in der ſteigenden Kälte des Klima ſuchen zu müſſen; und aus denſelben Datis leiteten neuere Gelehrte den Satz ab: daß der menſchl. Körper einen nicht geringen Grad von Kälte verlange, um vollſtändig entwickelt zu werden. Wenn man wiſſen will, wie Hitze, Kälte und andere Eigenſchaften der Luft, oder wie die verſchiedenen Nahrungs-Mittel auf die Ausbildung des menſchl. Körpers wirken, ſo iſt es nicht genug, einige Völker der gemäßigten oder kalten Zone mit einigen Völkern der heißen zuſammenzuhalten, ſondern man muß die Bewohner aller Erd-Theile mit einander vergleichen, und Achtung geben, wie Nationen deſſelben, oder verſchiedenen Urſprunges ſich unter allen

Him-

Himmelsſtrichen, wie ſie ſich auf Gebirgen oder in Thälern, auf Inſeln oder dem feſten Lande, gegen einander verhalten. Will man aber erfahren, welchen Einfluß, Beſchäftigungen und Lebens-Arten, Erziehung und Verfaſſung, Aufklärung oder Barbarey, auf die Größe des menſchlichen Körpers haben, ſo iſt es am beſten, dieſelben Nationen in verſchiedenen Zeiten und Umſtänden zu unterſuchen, und, ſo viel als möglich, den Wirkungen nachzuſpüren, welche eine jede wichtige moraliſche Urſache veranlaßt hat.

„So ſehr auch die verſchiedenen Völker der Erde in Anſehung der Höhe des Wuchſes von einander abweichen, ſo haben ſie doch alle einerley Methode, die Größe oder Kleinheit des Körpers zu beſtimmen. Der gemeine Maßſtab der Größe oder Kleinheit iſt die gewöhnliche Höhe der Körper unter einem jeden Volke. Was über oder unter der gewöhnlichen Höhe iſt, wird allenthalben groß oder klein genannt. Was die gewöhnliche Höhe um ſeltene oder auſſerordentliche Grade überſteigt, oder um eben ſo viele Grade darunter zurück bleibt, erhält den Nahmen des Rieſenmäßigen, oder Zwergartigen. Die Extreme endlich von ungewöhnlicher Größe oder Kleinheit, oder die ſeltenſten Grade der einen und der andern werden mit den Nahmen von Zwergen oder Rieſen bezeichnet. Unter uns iſt die gewöhnliche Größe von Männern zwiſchen 5 Fuß und 3 Zoll, und 5 Fuß 6 Zoll pariſer Maß (*). Die

(*) Zimmermanns Betracht. über den Menſchen, I. 60. Bey den preuſſiſchen Infanterie-Regimentern nimmt man nur Männer an, die 5 Fuß 6 Zoll hoch ſind; bey den Bataillons hingegen, die vor wenigen Jahren errichtet wurden, und den Nahmen der grünen haben, läßt man Männer von 5 Fuß 3 Zoll zu. Bey unſerer ſchweren Cavallerie müſſen die Recruten 6 F., aber auch nicht mehr als 6 F. 3 Z.; bey der leichten müſſen ſie 5 F. 11 Z., und nicht über 6 F. 2 Z. haben.

Die Gränzen des Wuchſes, der ſchlechthin groß oder klein genannt wird, ſind eben ſo wenig genau beſtimmt, als das Maß der gewöhnlichen Höhe. Rieſenmäßig werden aber doch ſolche Menſchen genannt, die ſich beträchtlich über 6, oder $6\frac{1}{2}$ Fuß erheben; und kleinlich oder zwergartig ſolche, die kaum oder nicht einmahl 4 Fuß groß ſind. Perſonen von mehr als 7 Fuß, erhalten den Nahmen von Rieſen; ſo wie diejenigen von Zwergen, die zwiſchen 3 und $3\frac{1}{2}$ F. ſtehen bleiben, oder nicht einmahl 3 F. hoch ſind.

„1. Ueber die Größe der europäiſchen Völker. Europa hatte, von den älteſten Zeiten her, den Vorzug vor allen übrigen Erd-Theilen, daß es die meiſten Völker von dem größten und ſchönſten Wuchſe hervorbrachte. Die größten unter den europäiſchen Völkern der alten Welt, waren die von den Griechen und Römern ſogenannten celtiſchen Nationen; und unter dieſen celtiſchen Nationen zeichnen ſich wieder die Deutſchen, beſonders die nördlichen Deutſchen am meiſten durch ihre auſſerordentliche Größe aus (*). Die deutſchen Krieger waren, im Durchſchnitt, über 1 Fuß höher als die römiſchen; denn das gewöhnliche Maß der erſtern wird auf 7 römiſche Schuh, oder, nach Zimmermann's Schätzung (**), auf 6 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll pariſ. Maß, angegeben. Wenn die alten Schriftſteller nicht die Größe der edeln und erlauchten deutſchen Krieger, die ſich von den Gemeinen durch die Erhabenheit des Wuchſes, wie durch Stärke, Schönheit und Muth unterſchieden, für das gewöhnliche Maß ganzer Völker genommen haben, ſo müſſen wir glauben, daß unſere rohen Vorfahren ihre gebildeteren Nachkommen im Ganzen um einen halben, oder dreyviertel Fuß übertrafen. Den übereinſtimmenden Nachrichten der Geſchichtſchreiber des Mit-

(*) *Pelloutier* I, 199. 200. (**) I, 58.

Mittel=Alters zu Folge, waren die Edlen und Fürſten dieſer Jahrhunderte den Deutſchen in den Zeiten des Cåſar und Tacitus, in Anſehung der Größe und Stärke des Körpers, wenigſtens gleich, und den Knechten oder Gemeinen durch dieſe Vorzüge eben ſo ſehr, als durch die Vorrechte ihres Standes, überlegen. Die Ritter des 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundertes ſetzten die Griechen und Morgenländer in ein nicht geringeres Schrecken und Erſtaunen, als die Cimbern, Teutonen und Sueven in den Griechen und Römern erweckt hatten. Ungeachtet Germanien nicht mehr ſo viele große Menſchen ernährt, als vor anderthalb Jahrtauſenden, ſo ſind doch die heutigen Deutſchen, mit Einſchluß der Bewohner des alten Scandinaviens, die größten unter den europäiſchen Nationen; und die Vergleichung der Krieger des nördlichen und ſüdlichen Deutſchlandes beweiſet, daß das erſtere im Durchſchnitt noch izt, wie in alten Zeiten, größere und ſtärkere Männer erzeuge, als das leztere. Im obern Deutſchlande, zu welchem der Erd=Beſchreiber und Menſchen=Forſcher Helvetien mitrechnen muß, übertreffen die Hirten=Völker oder die Bewohner der fruchtbaren Gebirge der Landleute in den Thälern, und die Städter, an Größe merklich; wiewohl es auch unter den helvetiſchen und deutſchen Berg=Bewohnern manche giebt, die weder groß, noch ſchön, und wahrſcheinlich nicht von deutſchem Blute ſind.

„Die Haupt=Urſache der charakteriſtiſchen Größe der celtiſchen Völker lag in dem Stamme oder dem Blute dieſer Nationen. Die Lappen und Finnen bewohnen das nördliche Europa noch länger, als die Normänner und Schweden; und doch ſind ſie eben ſo klein geblieben, als ihre Brüder im nördlichen Aſien. Die Wenden oder Slaven haben ſich ſchon ſeit mehr als tauſend Jahren in Deutſchland niedergelaſſen, ohne den Deutſchen in Anſehung des hohen und ſchlanken

ken Wuchſes gleich geworden zu ſeyn. Daſſelbe gilt von den Juden, Zigeunern, und andern nicht-europäiſchen Fremdlingen. Selbſt in dem Klima alſo und auf dem Boden von Deutſchland wären unſere Vorfahren nicht ſo groß geworden, als ſie waren, wenn ſie nicht aus ächtem deutſchen Blute erzeugt geweſen wären. Das deutſche Blut war die Urſache, daß die germaniſchen, und ſo auch die übrigen celtiſchen Völker in andern Erd-Theilen, größer blieben, als die urſprünglichen Bewohner derſelben.

„Allerdings aber trugen Boden und Klima dazu bey, daß die germaniſchen und andere celtiſche Nationen hoch und ſtark, wie ihre Eichbäume, empor wuchſen. Der vaterländiſche Himmel, die vaterländiſche Erde und deren Producte, konnten allein Urſache ſeyn, daß die alten Britannier größer als die Gallier, die Deutſchen größer als die Britannier, und die nördlichen Deutſchen größer als die ſüdlichen, wurden, da Lebens-Art, Beſchäftigungen und Verfaſſung unter allen dieſen Völkern urſprünglich dieſelben waren.

„Daß die alten Deutſchen größer waren, als die heutigen, davon muß man den Grund hauptſächlich in der veränderten Lebens-Art und Verfaſſung ſuchen. Das deutſche Klima iſt freylich izt milder, und der Boden beſſer angebauet, als in den Zeiten des Cäſar und Tacitus; hingegen war Deutſchland im 14ten und 15ten Jahrh. wenigſtens ſo ſtark bevölkert und cultivirt, als izt, und doch waren die deutſchen Ritter des 14ten und 15ten Jahrh. eben ſo groß und ſtark, als ihre entfernteſten Vorfahren, weil ſie ungefähr auf dieſelbe Art erzogen wurden und lebten, als dieſe. Schon Cäſar gab die Urſachen der Größe der alten Germanier, in ſofern ſie in der Lebens-Art und Verfaſſung unſerer Vorfahren lagen, richtig und vollſtän-

ſtändig an (*). Weil die alten Deutſchen mehr Hirten, als Ackerleute, waren, und ihre Felder entweder von Knechten beſtellen ließen, oder ſelbſt abwechſelnd beſtellten, ſo wurde ihr Körper nicht durch zu frühe oder übermäßige Arbeiten gebrochen, oder verkrüppelt. Noch weniger ließen ſie ihre Kräfte und Gliedmaßen in träger Unthätigkeit erſchlaffen; vielmehr bildeten ſie ihren Leib durch alle Arten von Uebungen, die Stärke, Gewandtheit und Geſchwindigkeit geben konnten. Dieſe Uebungen ſetzten ſie ihr ganzes Leben fort, und auſſer dieſen Uebungen waren Jagd und Krieg ihre einzigen Beſchäftigungen.

„Neben dieſen unaufhörlichen Ergetzungen und Beſchäftigungen, die ganz allein auf die Entwickelung des Körpers abzielten, wirkten die Nahrungs-Mittel zu der auſſerordentlichen Größe der alten Deutſchen mit. Sie aßen wenig Brod, wenig oder gar kein Gemüſe und Früchte, ſondern meiſtens Fleiſch ſowohl von zahmen Thieren, als von Wildpret; und ihre Getränke beſtanden vorzüglich in Milch und Bier. Fremde Gewürze und künſtliche Brühen waren ihnen ganz unbekannt. Wein wurde in manchen Gauen gar nicht gedul-

(*) de bello Gallico IV. 1. Neque multum frumento, ſed maximam partem lacte atque pecore viuunt: multumque ſunt in venationibus. Quae res et cibi genere, et quotidiana exercitatione, et libertate vitae, quod a pueris nullo officio aut disciplina aſſuefacti nihil omnino contra conſuetudinem faciunt, et vires alit, et immani corporum magnitudine homines efficit; und VI. 21. Vita omnis in venationibus atque ſtudiis rei militaris conſiſtit. A paruulis labori ac duritiae ſtudent. Qui diutiſſime impuberes permanſerunt, maximam inter ſuos ferunt laudem. Hoc ali ſtaturam, ali vires nervosque putant. Intra annum vero vigeſimum foeminae notitiam habuiſſe, in turpiſſimis habent rebus. Von den Sueven, a. ang. O.: Vinum ad ſe omnino importari non ſinunt, quod ea re ad laborem ferendum remolleſcere homines atque effoeminari arbitrantur.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

duldet; und wo er nicht verbothen war, da mußte er doch zu ſelten und theuer ſeyn, als daß er ein gemeines und tägliches Getränk hätte werden können. Wenn die deutſchen Krieger ſich auch an ihren Gaſt-Mahlen in ſtarken Bieren berauſchten, ſo konnten ſolche Körper, als die ihrigen, dadurch nicht merklich erſchüttert werden.

Auſſer den beſtändigen Uebungen und Beſchäftigungen in freyer Luft, und den einfachen und kraftvollen Speiſen, wurde die Entwickelung des Körpers unter den alten Germaniern, und andern mit ihnen verwandten Völkern, nicht wenig durch die Einfalt und Unſchuld der Sitten befördert. Da weder hitzige Speiſen und Getränke, noch ſchlüpfrige Bücher oder Schau-Spiele, noch andere ſchädliche Reize verdorbener Nationen, die Trieb-Kraft des Körpers unnatürlich beſchleunigten oder übereilten, ſo reifte der Körper von Jungfrauen und Jünglingen langſam und ſpät, und eben ſo langſam und ſpät erwachten die Begierden der Jugend, die um deſto gemäßigter waren und blieben, je mächtiger der jugendliche Körper war. Ein Jüngling, der vor dem 20ſten Jahre, oder der vollendeten Ausbildung ſeines Körpers, ein Weib erkannt hatte, wurde für einen entnervten Wollüſtling gehalten, und büßte ſeine kriegeriſche Ehre ein. Ehebruch und Verführungen von Jungfrauen waren eben ſo unerhört oder ſelten, als die Lockungen von feilen Dirnen; und die keuſchen und ſpäten Ehen theilten den Kindern die ungeſchwächte Kraft der Aeltern mit. Wetteifer, Ehrgeiz und Ruhmbegierde, entflammten Jünglinge und Männer zu großen Thaten, oder Vorübungen zu großen Thaten. Niedrige Gewinnſucht hingegen, quälende Nahrungs-Sorgen, und die heimlichen Künſte der Verſtellung und ſchleichenden Bosheit, die der Geſundheit des Leibes ſowohl als der Geſundheit der Seele ſchaden, waren von den offenen und argloſen

ſen Gemüthern der alten Deutſchen viel mehr, als von den Gemüthern ihrer Nachkommen, entfernt.

„Als den lezten Haupt-Grund der auſſerordentlichen Größe unſerer Vorfahren muß man mit dem Cäſar die Ungebundenheit ihres Lebens und die Ungebildetheit ihres Geiſtes anführen. Die Väter maßten ſich eben ſo wenig eine willkürliche Gewalt über ihre Kinder, als die Obrigkeit über die freyen Männer, an. Knaben und Jünglinge wuchſen frey und zwanglos, wie die Bäume des Waldes, auf, und beyde wurden durch ihre Natur und durch die herrſchenden Sitten zu allen dem angetriebeu, was ſie zu thun hatten, um ſtarke und tapfere Krieger zu werden. Die Lehrer der Väter, und Weiſen des Volkes, die Rechte und Satzungen der Vorfahren, die Thaten und Abenteuer von Kriegern, die Lobgeſänge auf Helden und Götter, und die Berathſchlagungen über ihre wenigen häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, machten die einzigen Uebungen und Anſtrengungen ihres Geiſtes aus; und alle Kräfte, welche der wenig beſchäftigte Geiſt nicht brauchte, wuchſen dem ſtets geübten Körper zu.

„Die bisher angeführten Umſtände, wodurch die Ausbildung der Körper ſo ſehr befördert wurde, haben ſich mit der Lage der Deutſchen und der übrigen europäiſchen Nationen ganz, oder meiſtens, umgeändert. Unter uns werden manche Menſchen durch zu frühe oder zu anhaltende Arbeiten des Leibes und Geiſtes zerknickt, oder durch den frühzeitigen oder übermäßigen Genuß der Vergnügungen der Tafel, oder der Liebe, entkräftet. Die Stelle der mannigfaltigen Uebungen des Leibes haben eben ſo mannigfaltige Uebungen und Arbeiten des Geiſtes eingenommen, und die Ergetzungen oder Beſchäftigungen der Jagd und des Krieges, welche unſere Vorfahren allein kannten, ſind durch unzählige ſitzende Amüſements und Ar-

beiten abgelöſet worden. Mit den Bedürfniſſen haben ſich auch die ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften vermehrt, und dieſe ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften ſind der Bildung und Geſundheit des Leibes lange nicht ſo günſtig, als Freyheits= und Vaterlands=Liebe, oder brennende Begierde nach kriegeriſchem Ruhm und Helden=Thaten.

„Die meiſten Schriftſteller ließen ſich durch die Bewunderung der auſſerordentlichen Größe unſerer Vorfahren zu ungerechten Anklagen gegen ſich ſelbſt und gegen ihre Zeitgenoſſen verleiten. Man kann über die Helden=Größe der alten Deutſchen erſtaunen; man kann zugeben, daß dieſe Größe und andere damit verbundene Vorzüge des Körpers, der Lage, worin ſich die alten Germanier fanden, angemeſſen und alſo ſehr lobenswürdig waren; und dennoch kann man glauben, daß wir nicht in einem Zuſtande von ſtets zunehmender Ausartung oder Verkleinerung ſeyn, und daß ſelbſt die rieſenmäßige Größe der alten Germanier izt unnatürlich ſeyn würde. Ein Jeder wird mir zugeben, daß unſere Vorfahren nicht ſo groß geworden wären, als ſie wurden, wenn ſie nicht ihre ganze Sorgfalt auf die faſt ausſchließende oder einſeitige Bildung des Körpers gewandt, und ihr ganzes Leben in ſtärkenden Leibes=Uebungen, oder auf der Jagd, oder im Kriege, zugebracht hätten. Mit ſolchen unaufhörlichen Uebungen, ſolchem beſtändigen Jagen und Kriegen, ſind unſer Ackerbau, und Handwerker, unſere Fabriken, Künſte und Wiſſenſchaften, und faſt alle unſere übrigen häuslichen und öffentlichen Geſchäfte unvereinbar. Wenn wir alſo dieſe Künſte und Arbeiten des Friedens nicht wieder aufgeben, und unſern Körper nicht auf Unkoſten unſres Geiſtes bilden wollen, ſo müſſen wir auf die auſſerordentliche Größe unſerer Vorfahren Verzicht thun; und dieſer Verluſt iſt lange ſo groß nicht, als die ängſtlichen Beurtheiler

unſers

unſers Zeit-Alters zu wähnen pflegen. Der Menſch braucht, um ſeine ganze Beſtimmung zu erfüllen, nicht auſſerordentlich groß, ſondern nur geſund, thätig und gebildet von Geiſt und Herzen zu ſeyn; und eben ſo haben ganze Staten, um mächtig und glücklich zu werden, nicht ſowohl körperlich große, als betriebſame, muthige, aufgeklärte und gut geſittete Bürger von nöthen. Bildung des Geiſtes und Herzens, welche die Geſundheit und Thätigkeit des Körpers nicht zerſtört, iſt der Bildung des Körpers, welche die ſorgfältige Entwickelung unſerer edelſten Kräfte und Anlagen ausſchließt, weit vorzuziehen; und mäßige Größe und Stärke, von Kunſt und Wiſſenſchaft geleitet, richtet unendlich mehr aus, als Rieſen-Größe und Rieſen-Stärke, die die Hülfe der Kunſt entbehren. So wie Marius und Cäſar die alten Germanier ſchlugen, ſo zweifle ich gar nicht, daß die Heere des Arioviſt und Arminius, oder die Scharen von Rittern, welche die deutſchen Kaiſer in das gelobte Land führten, wenn ſie durch einen Zauber-Schlag wieder erweckt werden könnten, von einer gleichen Anzahl unſerer heutigen Krieger würden überwunden werden. Derjenige Theil der jezigen europäiſchen Nationen, deſſen Beſtimmung eine vorzügliche Größe, Stärke, Gewandtheit und Dauerhaftigkeit erfordert, unſere Krieger nähmlich erhalten dieſe körperlichen Vollkommenheiten durch die militariſchen Uebungen, die niemahls zweckmäßiger und vortrefflicher, als izt, waren. Die neuere Kriegs-Kunſt wird auch dadurch eine Wohlthäterinn des menſchl. Geſchlechtes, daß ſie die körperliche Bildung von vielen Tauſenden aus allen Ständen übernimmt, und die körperlichen Vorzüge tapferer Nationen in ſofern erhält und entwickelt, als ſie ſich mit der Bildung des Geiſtes, oder der Brauchbarkeit von Bürgern, vereinigen laſſen. Die kriegeriſchen Uebungen der neueren Zeiten ſind den gymnaſtiſchen Uebungen der Grie-

chen, und den Turnier-Uebungen der alten Ritter eben ſo ſehr vorzuziehen, als die heutigen Heere und Kriegs-Kunſt den Heeren und der Kriegs-Kunſt der Griechen oder des Mittel-Alters. Sie bilden den Menſchen nicht ſowohl für glänzende Schauſpiele, als für den ernſtlichen Kampfplatz. Sie zwingen die edleren Krieger, ihren Geiſt noch viel mehr, als ihren Körper, zu üben, und hindern den gemeinen Krieger nicht, den größten Theil des Jahres durch, den Arbeiten des Feldes oder andern nützlichen Hanthierungen nachzugehen. Wenn die übrigen Claſſen von Bürgern ihren Körper ſo weit üben, als nöthig iſt, ihren Geiſt heiter, und den Leib geſund und zu den Berufs-Geſchäften tüchtig zu erhalten, ſo thun ſie, was ſie zu thun ſchuldig ſind. Nichts wäre zweckwidriger, als wenn alle Landleute und Handwerker jährlich ſo viele Zeit auf körperliche Uebungen verwenden wollten, als die eigentlichen Krieger, weil dieſes nicht ohne den Verluſt einer großen Summe von nützlichen Arbeiten geſchehen könnte. Je mehr der Wohlſtand und die Aufklärung der europäiſchen Völker zunehmen werden, deſto mehr werden die Erziehung und Sitten in allen Ständen, und die Nahrung, Wohnung und Kleidung der niedrigeren Volks-Claſſen verbeſſert werden. Mit der verbeſſerten Erziehung, den verbeſſerten Sitten und dem ſteigenden Wohlſtande der höheren und niederen Stände, wird ſich unfehlbar der Körper, wie der Geiſt und das Herz, veredeln, der bisher in den obern Ständen ſehr oft durch ſchlechte Erziehung und Laſter, und in den unteren durch Mangel und Elend verdorben wurde. Wir haben alſo gar keine Urſache, unſere Vorfahren um ihre auſſerordentliche Größe zu beneiden, indem uns das, was uns von dieſer Seite in Vergleichung mit ihnen abgeht, auf andern Seiten tauſendfältig erſetzt worden iſt; und Deutſchland iſt izt nicht nur reicher und aufgeklärter, ſondern auch mächt-

mächtiger und unüberwindlicher, als es in allen vorhergehenden Jahrhunderten war. Wenn wir unſere Städte, unſere Künſte und Wiſſenſchaften verlaſſen, und uns nach dem Muſter unſerer Vorfahren ganz allein mit der Jagd, dem Kriege und kriegeriſchen Uebungen beſchäftigen wollten, ſo bin ich feſt überzeugt, daß unſere Nachkommen in wenigen Menſchen-Altern den alten Germaniern an Größe, Stärke und Gewandtheit gleich kommen würden.

„Unter den ſlaviſchen Nationen unſers Erd-Theiles trifft man manche große Männer an; im Durchſchnitt genommen aber ſind ſie weniger hoch und ſchlank von Wuchſe, oder zuſammengedrückter und grobgliederiger, als die Deutſchen, und andere mit dieſen verwandte Völker. Procop ſchildert die alten Slaven als ein Volk von großem Körper-Bau. Allein weder er, noch andere Geſchichtſchreiber ſchildern auch nur eine einzige ſlaviſche Nation mit ſolchen Ausdrücken der äuſſerſten Bewunderung, als womit alle griechiſche und römiſche Schriftſteller die deutſchen Völker beſchrieben haben. Die Vornehmen oder Edlen der ſlaviſchen Völker ſind im Ganzen größer, als die Gemeinen; wahrſcheinlich nicht bloß deswegen, weil ſie ſich beſſer nähren, als dieſe, ſondern weil ſie zum Theil auch von beſſerm Blute ſind. Die Ungaren und Illyrier ſind größer, als die Walachen, und doch war unter den Beſchwerden, welche die ungariſchen Stände dem Kaiſer Leopold überreichten, auch dieſe, daß die Unterthanen ſehr durch die Strenge litten, womit die kaiſerlichen Werbe-Officiere auf das vorgeſchriebene Maß der Recruten hielten, indem oft unter einigen Hunderten von jungen Leuten, die ihnen vorgeſtellt würden, nur wenige ſeyn, welche die verlangte Höhe hätten. Die Slaven in Böhmen und andern Ländern, die ſonſt von deutſchen Völkern bewohnt wurden, waren nicht ſo groß, als dieſe wurden;

den; auch zeichnen ſich allenthalben, wo Deutſche und Slaven zuſammen wohnen, wie in Böhmen, Schleſien ꝛc. die erſtern von den leztern durch ihren Wuchs, wie durch ihre Farbe und andere Eigenſchaften, aus.

2. Ueber die Größe der Bewohner des feſten Landes von Aſien, der oſtindiſchen und Südſee-Inſeln, und der Süd-Länder. Selbſt unter den weißen oder bräunlichen Völkern des weſtlichen Aſiens zeigen ſich, in Anſehung der körperlichen Größe, viel beträchtlichere Unterſchiede, als unter den Bewohnern unſers Erd-Theiles. Die Georgianer, Circaſſier, Mingrelier und ſchönen Dageſthaner, die weſtlichen ſowohl als die öſtlichen Turkomannen, die Kaſchemirier, die neuern Perſer, die höheren Caſten von Hindoſtan, und zum Theil auch die Mohren in dieſem Reiche, ſind eben ſo groß, als die größten und ſchönſten europäiſchen Völker. Peter I. ſchickte dem damahligen Könige von Preuſſen, Friedrich Wilhelm I. dreyßig Recruten, die alle zwiſchen 6 Fuß 6 Zoll und 6 F. 9 Z. hoch waren; unter dieſen fanden ſich 4 Türken, 3 Tataren, 2 Perſer, und 1 Hindu. Die Mohren und Hindus in den bengaliſchen Regimentern haben gewöhnlich 6 Fuß, und die Grenadiere 6 Fuß 5 Zoll. Die Armenier hingegen, die Gebern, die Syrer, die Araber, die Bucharen, und die übrigen tatariſchen und vermiſchten Völker an der Oſt-See des caſpiſchen Meeres, und in Sibirien, ſind im Durchſchnitt kleiner, als die ſlaviſchen Nationen in Europa; und es iſt äuſſerſt ſelten, unter den zulezt genannten Bewohnern des Morgenlandes Männer von hohem Wuchſe zu ſehen. Dieſe erblichen Verſchiedenheiten der weſtlich aſiatiſchen Völker müſſen ihre phyſiſchen Urſachen haben, die abər ſehr ſchwer zu errathen ſind. Die Größe dieſer Nationen nimmt weder mit der Hitze, noch mit der Milde des Klima,

ver-

verhältnißmäßig ab, oder zu. Wenn die kaukaſiſchen Völker und die Bewohner des unſerm Europa ſo ähnlichen Reiches Kaſchemir, allein groß und ſchön wären, ſo könnte man vermuthen, daß die ſtärkende, weder zu heiße noch zu kalte Luft, und die vortrefflichen und mannigfaltigen Nahrungs-Mittel dieſer Länder, die charakteriſtiſchen körperlichen Vorzüge der Kaukaſier und Kaſchemirier hervorbrächten; dies läßt ſich aber izt nicht behaupten, da die Bewohner des heißen Perſiens, und des noch heißern Hindoſtans, eben ſo groß, als die kaukaſiſchen Völker, und viel größer, als die Armenier, Bucharen und ſibiriſchen Tataren ſind. In den Nahrungs-Mitteln kann man, allem Anſcheine nach, auch nicht den Grund der verſchiedenen Größe der weſtlichen Aſiaten ſuchen, denn dieſe ſind allenthalben dieſelben, oder wenig von einander abweichend, ausgenommen daß die kaukaſiſchen Nationen mehr Fleiſch eſſen und Wein trinken, als die übrigen Morgenländer. Daß die neuern Perſer friſcher von Farbe, und höher und ſchöner von Wuchs ſind, als die Gebern, leitet Chardin daher ab, daß die erſtern faſt alle aus Georgien oder Circaſſien abſtammen, da hingegen die Gebern aus der ſogenannten großen Tatarey entſprungen ſind. Dieſen Grund könnte man allenfalls auch bey den Bucharen und Armeniern brauchen, aber nicht bey den Syrern, Arabern, und andern Nationen des weſtlichen Aſiens, die der Gefahr der Vermiſchung mit Weibern und Stämmen kalmyckiſchen Urſprunges weit weniger ausgeſetzt waren, als die kaukaſiſchen Nationen, oder als die Kaſchemirier, Turkomannen und höheren Caſten in Hindoſtan. Die Völker des weſtlichen Aſiens ſind unſtreitig eines gemeinſchaftlichen Urſprunges, man mag ſie vom Kaukaſus, oder anderswo her, ableiten. Es bleibt alſo weiter nichts übrig, als zu ſagen, daß die Vorfahren der verſchiedenen Völker des weſtlichen

Aſiens ſchon von ungleicher Größe waren, oder daß die kleineren Völker ihre urſprünglichen kühleren Wohnſitze früher verlaſſen haben, als die größeren, und eben deswegen durch die trockne Hitze in Syrien, Arabien ꝛc. länger ausgedörret und mehr verkleinert worden ſind, als dieſe.

„Wenn man die gelben, gelbbraunen, rothen und ſchwarzen Nationen des ſüdlichen, öſtlichen und nördlichen Aſiens allein, ohne die Bewohner der oſtindiſchen und Südſee-Inſeln, oder der Süd-Länder, mit einander vergleicht, ſo findet man, daß dieſe dunkelfarbigen und häßlichen Völker einander in Rückſicht auf Größe viel mehr ähnlich ſind, als die weſtlichen Aſiaten. Schon Chardin bemerkte, daß alle Völker, die oſtwärts und nordwärts vom caſpiſchen Meere, oder richtiger von der Bucharey, wohnen, wenigſtens um 4 Zoll kleiner, als die Europäer, ſeyn. Die Beobachtung iſt im Ganzen richtig, wenn man ſie auf folgende Art einſchränkt. Die Calmycken, Mongolen und Thibetaner, zu welchen auch die Usbecks, die Nogaier und Budſchiaken gehören, ſind in Vergleichung mit den Europäern eher klein, als von mittlerer Statur, zu nennen, und ſcheinen im Durchſchnitt zwiſchen 4½ bis 5 Fuß ſtehen zu bleiben. Die Vorfahren der Calmycken und Mongolen, die Hunnen werden daher auch von allen alten Schriftſtellern als klein beſchrieben (*). Wenn man die Tſchuktſchen, oder die Bewohner des nordöſtlichen Vorgebirges von Aſien ausnimmt, die größer als die Koräken und Kamtſchadalen, ſind, ſo werden die ſibiriſchen Völker mongoliſchen Urſprunges, die Tunguſen und Buräten, die Oſtiaken, Samo-

(*) *Jornandes* in Grotii Hiſt. Goth. p. 661. 664. Hunni exigui quidem forma. — Attila forma breuis. — Eben ſo werden die Ungaren von Otto von Freiſingen, de reb. Frid. I. L. 1, c. 31, geſchildert: Sunt Vngari facie taetri, profundis oculis, ſtatura humiles etc.

mojeden und Lappen, um deſto kleiner, je rauher und kälter ihre Wohnſitze ſind. Dieſe Nationen ſind zwiſchen 4 und 4½ Fuß groß, und bleiben öfter unter 4 Fuß ſtehen, als ſie über 5 hinausragen. Von gleicher Abkunft und Größe mit den Bewohnern des nördlichen Aſiens ſind die Lappen und Finnen in Europa, die in den älteſten Zeiten viel mehr über die nördlichen Länder unſers Erd-Theiles verbreitet waren, als izt, und von gothiſchen und ſarmatiſchen Völkern in ihre gegenwärtigen Wildniſſe hinein gejaget wurden. Aus den Kriegen der deutſchen Eroberer mit den finniſchen Völkerſchaften, entſtanden die Sagen von Pygmäen oder Zwergen, mit welchen man vormahls gekämpft habe. Die Japaner, die Sineſen, die Malayen, und alle übrige Völker des ſüdlichen Aſiens, ſelbſt die gelben oder grünlichen und häßlichen Stämme in Hindoſtan, werden klein genannt, und ſind entweder um gar nichts, oder ſehr wenig größer, als die Bewohner der Mongoley, von welchen ſie entſprungen ſind. Die ſchwarzen und häßlichen Malabaren und Tamulen ſind zwar nicht ſo groß, als die helleren und ſchönen Menſchen der höheren Caſten, ſie werden aber doch von vielen Schriftſtellern als groß beſchrieben, und müſſen daher merklich höher, als die übrigen ſüdlichen Aſiaten, ſeyn. Groß ſind auch die Negern in Neu-Holland und den meiſten übrigen Süd-Ländern (*), die Mallicoleſen ausgenommen, die kleiner, aber noch immer von mittlerer Statur ſind.

„Unter den Inſulanern des oſtindiſchen Archipelagus und der Süd-See, ſind die hellfarbigen und ſchönen wenigſtens ſo groß, als die Hindus der höheren Ca-

(*) Sonnerat II. S. 98. Forſter's Beobacht. S. 251. Im Durchſchnitt ſind die Neu-Holländer 5 Fuß 5 Zoll groß; der größte hatte 5 F. 9 Z. Hiſt. of New-Engl. P. 188.

Caſten, von welchen ſie abſtammen. In Vergleichung mit dieſen ſind die ältern Bewohner der oſtindiſchen und Südſee-Inſeln von malayiſcher Abkunft klein, und, ſo viel man aus den allgemeinen Nachrichten der Reiſenden ſchließen kann, nicht größer, als die Malayen auf dem feſten Lande in Aſien. Wenigſtens ſo groß, oder noch größer, als die Europäer, ſind die Bewohner der ladroniſchen Inſeln, die Formoſaner, die Macaſſaren, und wahrſcheinlich noch die Bewohner von einigen andern Inſeln. Es iſt unmöglich zu entſcheiden, ob dieſe Inſulaner ihre vorzügliche Größe einer ſtarken Vermiſchung mit den Vorfahren der ſchönen Menſchen auf den Südſee-Inſeln, oder gewiſſen eigenthümlichen Vorzügen ihrer Inſeln zu verdanken haben.

„Die izt mitgetheilten Nachrichten über den Körper-Bau der Völker im ſüdlichen, öſtlichen und nördlichen Aſien und ihrer Abkömmlinge, berechtigen zu den Schlüſſen: daß die Verpflanzung von dem feſten Lande auf die Inſeln die Bewohner des ſüdlichen Aſiens eher vergrößert, als verkleinert habe; daß die aus dem öſtlichen Aſien abſtammenden Völker faſt ohne Ausnahme um deſto kleiner geworden ſind, je mehr ſie gegen Norden fortrückten, und daß ſie hingegen nirgends eine größere Höhe erreichten, als an den heißen Küſten der indiſchen Halb-Inſel, und in den heißeſten Süd-Ländern. Dieſe Wirkung der äuſſerſten Hitze und Kälte auf die häßlichen und dunkelfarbigen Völker iſt um deſto merkwürdiger, da die eine und die andere ſich an dem Körper der weißen, beſonders der europäiſchen Nationen auf ganz verſchiedene Art äuſſern.

„3. Ueber die Größe der Völker in Afrika, Afrika hat weder ſo große, noch ſo kleine Völker, als die übrigen Erd-Theile. Die größten Menſchen in Afrika finden ſich nicht unter den weißen, ſondern unter

ter den ſchwarzen Völkern, und zwar in den heißeſten Gegenden der Küſte von Guinea. Im nordweſtlichen Afrika ſind die Mauren in den Städten größer und beſſer gebildet, als die arabiſchen Landleute und Hirten; doch ſcheinen die arabiſchen Bauern in Aegypten ſich von denen in der Barbarey merklich durch ihre Größe zu unterſcheiden, wenn es wahr iſt, was Volney berichtet, daß ſie zwiſchen 5 Fuß 4 Zoll und 5 F. 7 Z. hoch ſeyn. Die öſtliche Küſte von Afrika iſt wenigſtens von Völkern von dreyfach verſchiedener Abkunft bewohnt, nähmlich von arabiſchen, malayiſchen und malabariſchen Colonien. Die weißen, bräunlichen, ſchwärzlichen und ſchwarzen Völker von ſchöner Bildung und arabiſchem Stamm, ſind im Durchſchnitt größer, als die Negern und Malayen. Die Negern an der öſtlichen Seite von Afrika, ſind höchſtens von mittlerer Statur, und ſcheinen nicht ſo viele große Menſchen unter ſich zu haben, als die Malabaren in Hindoſtan. Wenn man von den Hottentotten, die mehr malayiſches, als Neger-Blut haben, auf die ächten Malayen in Afrika ſchließen darf, ſo ſind ſie den Negern in Anſehung der Größe gleich. Die Hottentotten haben meiſtens eine Höhe von 5, und die Hottentottinnen, von 4½ Fuß. Viele Hottentotten bleiben unter 5 Fuß zurück; und Menzel ſahe nie einen, der über 5½ F. groß war. Der Abbé *de la Caille* maß einen Hottentotten, der 6 Fuß 7 Zoll und 10 Lin. hielt, und der alſo gewiß ein ſeltenes Wunder von Rieſen-Größe unter ſeinem Volke war, wenn nicht der franzöſiſche Reiſende einen Meſtizen, d. h. den Sohn eines europäiſchen Vaters und einer hottentottiſchen Mutter, mit einem ächten Hottentotten verwechſelte. An der weſtlichen Küſte von Afrika ſind im Durchſchnitt die ſchönen ſchwarzen Völker von arabiſcher oder mauriſcher Abkunft größer, als die häßlichen Negern; und eben daher enthält der nördliche

liche Theil der Weſt-Küſte, deren Bewohner meiſtens eine größere oder geringere Miſchung von mauriſchem Blute haben, im Ganzen Nationen von höherem Wuchſe, als die ſüdliche Hälfte. Männer von vorzüglicher Größe trifft man am häufigſten unter den Krepeern und den Way-Negern an. Iſert ſahe einen der Leztern, der 6½ Fuß rheinl. Maß hielt, und eben ſo große, oder noch größere ſoll es viele unter dieſen Negern geben. Daß aber ſelbſt unter den meiſten Guinea-Negern die Männer nur zwiſchen 4½ bis 5 Fuß, und die Weiber zwiſchen 4 und 4½ F. groß ſeyn, erhellet aus dem Maßſtabe, den die Sclaven-Händler angenommen haben. Mädchen werden nicht eher für voll bezahlt, als bis ſie 4 Fuß, und Jünglinge nicht eher als vollkommene Männer, als bis ſie 4 F. 4 Z. hoch ſind. Wenn ein neuerer franzöſiſcher Reiſender nicht erdichtet oder ſehr übertrieben hat, ſo müſſen unter den Negern viel mehr zwergartige Menſchen, als in Europa, geboren werden. Der König von Dahome ſoll nähmlich zu ſeiner Unterhaltung eine Wache von 40 affenartigen Menſchen (*) haben, die zwiſchen 3 und 3½ Fuß hoch, mit Affen-Fellen bedeckt ſind, und ſich wie Affen geberden und ſpringen müſſen.

„4. Ueber die körperliche Größe der amerikaniſchen Völker. Wenn man die Bewohner der neuen Welt in Rückſicht auf Größe unter einander, und mit Nationen von gleicher Abkunft und in ähnlichen Klimaten, zuſammenhält, ſo entdeckt man bald, daß ſie faſt durchgehends Ausnahmen von den Gemeinſätzen ſind, die man mit der größten Vorſicht von andern verwandten Völkern abgezogen hat. Die Colonien, die aus dem nördlichen Aſien nach Amerika übergiengen, haben durch dieſe Verpflanzung in jeder andern Rück-

(*) Hommes-ſinges. Deſcript. de la Nigritie, p. 171.

Rückſicht verloren, indem die Amerikaner um viele Grade träger, gefühlloſer, feiger, dümmer und übelartiger, als die Stammvölker in Aſien, ſind. In Anſehung der körperlichen Größe hingegen haben die Amerikaner, einige wenige Völkerſchaften ausgenommen, beträchtlich gewonnen; und dieſer Zuwachs an körperlicher Größe bey einer Abnahme aller übrigen menſchlichen Vorzüge iſt ein ſicherer Beweis, daß körperliche Größe nicht einmahl eine Vollkommenheit ſey, wenn ſie nicht mit Stärke, Thätigkeit und andern Tugenden des Geiſtes und Herzens verbunden iſt. — Die übrigen aus dem öſtlichen Aſien entſprungenen Völker wurden um deſto kleiner, je kälter und rauher ihre Wohnſitze waren, und erlangten hingegen im heißen Erdgürtel die größte Höhe. Das erſte von dieſen Natur-Geſetzen hat ſich auch in der neuen Welt beſtätigt; allein von dem andern findet in Amerika gerade das Gegentheil Statt. Auch in Amerika wohnen die kleinſten Völker in den kälteſten und unwirthbarſten Gegenden. Die Grönländer ſind meiſtens nicht einmahl 5 Fuß hoch, und ſehr ſelten wachſen ſie über dieſes Maß hinaus. Eben ſo klein, oder noch kleiner ſind die Eskimos, die Bewohner von New-Foundland, und andere Wilde, die jenſeit des 60ſten Grades der Breite wohnen; und Ellis beobachtete, daß nicht nur die Thiere und Gewächſe der Erde, ſondern auch die Menſchen, immer kleiner wurden, je kälter das Land war, welches ſie hervorbrachte. Gewiſſe Gegenden des Feuerlandes ſind noch rauher und unfreundlicher, als das Vaterland der Eskimos; und doch ſcheinen die elenden Feuerländer nicht ſo klein, als die Bewohner des nördlichſten Amerika, zu ſeyn. Forſter nennt ſie zwar kurz; nach eines andern Reiſenden Bericht aber müßten ſie insgeſammt höher, als 5 Fuß, ſeyn, indem es heißt, daß keiner über 5 F. 10 Z. groß geweſen ſey.

„Wenn

„Wenn man die genannten Völker an den äuſſerſten Enden von Amerika ausnimmt, ſo ſind die Nationen der neuen Welt, die auſſer den Wende-Kreiſen wohnen, größer, als diejenigen, welche die heiße Zone einſchließt. Die Amerikaner, ſagt Ulloa, die jenſeit des 36ſten Grades ſüdlicher, und des 30ſten Grades nördl. Breite leben, ſind insgeſammt von höherem Wuchſe, als die Bewohner der heißeſten und fruchtbarſten Gegenden, welche entweder klein oder von mittlerer Statur ſind. Das ſüdliche Paraguay allein macht eine Ausnahme von der Regel, welche Ulloa in Anſehung der körperlichen Größe der Amerikaner feſtſetzte. Nach den Beſchreibungen von Dobrizhofer, ſind die Abiponer wenigſtens ſo groß, als die größten deutſchen Grenadiere (*). Charlevoix erzählt, daß die ſogenannten Straußfüße in Paraguay eine Höhe von 7 Fuß und einigen Zollen hätten. Von dieſen ſtammen höchſt wahrſcheinlich die Haufen von großen Menſchen ab, welche einige Reiſende in Patagonien geſehen haben. So gewiß es iſt, daß es in Patagonien keine ſo ungeheure Rieſen giebt, als einige ältere Reiſende angetroffen haben wollten: ſo gewiß iſt es, daß die verſchiedenen Stämme in Patagonien von ſehr verſchiedener Größe, und auch unter den größten nicht alle Männer von einem ungewöhnlich hohen Wuchſe ſind. Vidaure bezeugt, daß die an Chili gränzenden Patagonier nicht größer, als andere benachbarte Völker, ſeyn. Bougainville fand unter denen, welche er ſahe, keinen unter 5 F. 6 Z., und keinen über 5 F. 11 Z. Commerſon traf nur unter den

(*) II, p. 23. Abipones fere omnes ea ſunt proceritate, vt ſi corporis altitudini animorum excelſitas reſponderet, Auſtriacos inter pyrobolarios poſſent militare. In quatuor Abiponum coloniis verſatus ſeptennium tres noui duntaxat, qui praeter nationis morem exigui fuere corporis etc.

den größten einige, die 6 F. 4 Z. hielten. Wallis maß mehrere genau, und fand, daß die meiſten eine Höhe von 6 F. hatten. Byron ſchätzte diejenigen, auf welche er ſtieß, auf 7 Schuh, und dieſe Schätzung kann richtig geweſen ſeyn, da auch Falkner, der 40 Jahr im Lande der Patagonen lebte, verſicherte, daß er Menſchen von 7 Fuß und einigen Zollen geſehen habe. Das Klima von Patagonien, und das rohe Fleiſch von Guanaken, und Vikunnen, wovon die Patagonier leben, ſind gewiß nicht die wahren Urſachen der Größe einiger patagoniſchen Stämme; wenn dieſes wäre, ſo müßte die Größe der Patagonier eben ſo gleichförmig, als das Klima und die Nahrungs-Mittel, ſeyn.

„Aus den angeführten Datis kann man folgende allgemeine Reſultate ziehen: daß ſich unter den verſchiedenen Raçen von weißen Menſchen viel mehr große Völker fanden, und noch finden, als unter den dunkelfarbigen; daß wiederum unter den weißeu Menſchen im Durchſchnitt die nicht-ſlaviſchen Nationen Europens größer ſind, als die ſlaviſchen und als die morgenländiſchen Völker; daß die alten Germanier und deren Brüder größer waren, als ihre ſpäteren Nachkommen, und daß die germaniſchen Völker um deſto größer waren, je weiter ſie gegen Norden wohnten; daß alſo ein Zuſtand von Barbarey der körperlichen Entwickelung der weißen Nationen vortheilhafter iſt, als ein Zuſtand von Cultur, und Kälte vortheilhafter, als Wärme oder Hitze. Wenn die Einwohner der nördlicheren Provinzen von Schweden kleiner ſind, als die der ſüdlicheren, ſo liegt der Grund davon nicht ſo wohl im Klima, als in ihrer Vermiſchung mit den Töchtern der urſprünglichen Bewohner des Nordens. Die Bewohner der Hebriden gewinnen, wie die alten Deutſchen, an körperlichen Vorzügen um deſto mehr, je nördlicher die Inſeln liegen. Die Einwohner von

St. Kilda und andern Hebriden, ſind der ſicherſte Beweis, daß man von der Verkleinerung der Thiere und der Gewächſe der Erde nicht auf eine gleiche Verkleinerung der Menſchen, wenigſtens nicht der weißen Menſchen, ſchließen könne. In Sibirien wohnen noch Ruſſen unter dem 68ſten Grad der Breite, und die Reiſenden melden nichts davon, daß dieſe Ruſſen merklich kleiner geworden ſeyn.

„Es giebt freylich kleine und große Völker; aber Nationen von Zwergen giebt es eben ſo wenig, als ganze Rieſen-Völker. Die Quimos in Madagascar ſind erdichtet, und das Pygmäen-Geſchlecht auf den Gebirgen der indiſchen Halb-Inſel exiſtirt nur in unzuverläſſigen Sagen. Ich habe irgendwo die Regel gefunden, daß die kleinſten Zwerge nie unter das halbe Maß von gewöhnlichen Menſchen herab ſänken, und die größten Rieſen nie über eben dieſes Maß, anderthalb Mahl genommen, hinaus ſtiegen. Dieſe Regel würde doch mehr eine Ausnahme leiden, wenn es wahr iſt, daß es Rieſen von 8 F. 8 Z., ja von 11 und 12 F., gegeben hat. Daß Rieſen eben ſo wohl Monſtra ſind, als Zwerge, kann man auch daraus abnehmen, daß ſie faſt immer vor der Zeit ſterben. Höchſt ſelten ſind ſolche Beyſpiele, dergleichen der ältere Gmelin eins anführt; dieſer Gelehrte ſahe in Jeniſeisk einen funfzigjährigen Zwerg, der nur 1 Arſchin hoch war, und fünf Kinder hatte.“

Sehr große Menſchen, und ſehr kleine, deren Nahmen insgemein Rieſe und Zwerg iſt, in ſofern dieſe als individuelle und ſeltene Erſcheinungen vorkommen, ſind immer von Belange, und der Aufmerkſamkeit, deren man ſie würdiget, allerdings werth. Eigentlich gehören Menſchen von 8 Fuß und darüber, und 2 Fuß und darunter, ſobald ſie ſich von dieſer Seltenheit wahrnehmen laſſen, immer unter die

wider-

widernatürlichſten Erſcheinungen, deren das Menſchen-Geſchlecht fähig iſt, und vermehren ſo noch geradezu die krankhaften Individuen deſſelben. Wenigſtens iſt es von beyden bekannt, daß ihre Geſundheit ſelten die dauerhafteſte war, daß ihr Leben eben ſo ſelten an das gewöhnliche Ziel menſchlicher Tage gelangte, daß ihre Geiſtes-Kräfte, zumahl wenn die Natur genöthiget war, ihre Länge auch in die Breite auszudehnen, noch weniger die Stufe ſonſt gewöhnlicher erreichten. Ich nenne die bekannten einzig als ſeltene Menſchen.

1. Goliath, der ſehr bekannte Rieſe unter den Philiſtern; 1 Sam. 17, 4. f. Er forderte die Iſraeliten zu einem Zweykampfe heraus. Er heißt ein Rieſe, V. 4. vir medietatum, ſtans inter duas acies, vermuthlich weil die Zweykämpfer gemeiniglich ſich zwiſchen beyden Armeen zu ſtellen pflegten (*). Daß die hier beſchriebene Größe des Goliath's nicht unglaublich ſey, wenn ſie gleich den Feinden der Bibel anſtößig geweſen iſt, hat mit mehrern Lilienthal (**) bewieſen. Gewiß iſt es, daß die hebräiſche Elle, von Moſis Zeiten an, bis auf die babyloniſche Gefangenſchaft viel kürzer, als nachher, geweſen, und vermuthlich hatte ſie ſchon in der damahligen Zeit-Periode eine Veränderung erlitten. Die chaldäiſchen Ueberſetzer, die 70 Dollmetſcher (nach der römiſchen Ausgabe), und *Joſephus* verwandeln die im Grund-Texte genannten 6 Ellen, in 4 Ellen. *Clericus*, und der Ritter Michaelis (***) glauben, daß dieſes geſchehen ſey, um die Größe des Goliath's nicht verdächtig zu machen. Iſt die ordentliche Länge eines

 Men-

(*) *Euripid.* Heraclid. v. 803, f.

(**) In ſeiner guten Sache der göttl. Offenbar. Th. 5, S. 200. Th. 14, S. 591.

(***) Oriental. Biblioth. Th. 5, S. 250.

Menſchen, nach dem ordentlichen von Wiedeburg (*) angegebenen Maße, 3 Ellen oder 18 Hand-Breiten, ſo wäre Goliath nur 2 Mahl ſo lang als ein ordentlicher Menſch geweſen, und ſo wäre die Beſchaffenheit und Schwere ſeiner Waffen ſeiner übrigen Leibes-Beſchaffenheit völlig gemäß geweſen (**). David erlegte ihn in einem Zweykampfe; 1 Sam. 17, 51. Man zeigt noch heutiges Tages den Ort, wo Goliath das Volk Gottes herausgefordert hat, und wo er von David getödtet worden iſt (***).

Da Goliath's Höhe, 1 Sam. 17, 4. ausdrücklich 6 Ellen und einer Handbreite beſchrieben wird, ſo ſind, nach Schmidt's Meinung (****), ohne Zweifel keine andere, als gemeine Ellen, deren eine 6 palmos oder Hand-Breiten hatt, zu verſtehen, ſo, daß die ganze Höhe 37 palmos oder Quer-Hände ausmachte, welche ſich vergleichen laſſen mit 10 pariſ. Schuh, 2 Zoll, $6\frac{1}{10}$ Lin., wenn nähmlich eine hebräiſche Elle, nach obigem Grundſatz, $\frac{2384}{1440}$ par. Theile angenommen wird, oder nach rheinländ. Maß, 9 Sch.. 11 Z., 2 Lin., welches jedoch die ordentliche Statur oder Länge eines Mannes, (die nur 6 Fuß oder 3 gemeine Ellen gehalten wird, deren jede 6 palmos oder Handbreiten hat,) um die Hälfte übertroffen hat.

Obgleich nun, izt erwähnter Maßen, die Natur das Ziel der ordentlichen Menſchen-Länge öfters überſchreitet, ſo pflegt ſie doch, nach ihrer weiſen Vorſicht, in allen ihren Operationen und Wirkungen die Regeln der Symmetrie in Acht zu nehmen, daß alles ſeine richtige Proportion, Verhältniß und Eben-Maß haben muß. Daher iſt kein Zweifel, es werden auch hier bey dem Leibe Goliath's deſſen übrige Theile, wie auch alle und jede Gliedmaßen, mit ſeiner Länge eine proportionirliche Uebereinſtimmung gehabt haben. Demnach, da die Fuß-Sohle or-

(*) Matheſ. bibl. S. 49. 51.

(**) S. Windheims Anmerk. zu Delany Leben Davids, S. 68.

(***) S. Neidſchütz Weltbeſchauung, S. 330. 342.

(****) In ſeinem Bibliſchen Mathematicus, (Züllichau, 1736, gr. 8.) S. 167, f.

ordentlich der 6te Theil der Höhe iſt, gleichwie das Geſicht der 10te, der Elbogen der 4te Theil, und die Naſe der 3te Theil des Geſichtes: ſo folgt, daß die Fuß-Sohle des Goliath über 6 palmos oder Handbreiten lang, das Geſicht beynahe 4, der Elbogen $9\frac{1}{2}$, und die Naſe eine ganze Handbreite lang geweſen iſt. Desgleichen hat die Breite der Schultern, nahe bey dem dreyeckigen Arm-Muskel (Muſculus deltoides), welche ordentlich $2\frac{1}{6}$ Geſichts-Längen hat, 8 palmos oder Handbreiten übertroffen. Auf gleiche Weiſe kann die Dicke des Leibes und der Glieder beſtimmet werden; denn da der 36ſte Theil der Länge ordentlich die Dicke des Daumens giebt, gleichwie der 48ſte Theil der Länge die Dicke des kleinen Fingers, des Daumens Dicke 3 Mahl genommen, die Dicke der Hand, und die Dicke der Hand 6 Mahl genommen, die Dicke des ganzen Leibes, ſo daß die Dicke des Daumens der 18te Theil der Leibes-Dicke iſt, ſo iſt des Goliath's Daumen dicker geweſen als die Breite einer Quer-Hand, und die Dicke ſeiner Hand iſt beynahe 4 palmos oder Handbreiten, der ganze Leib aber 24 palmos, d. i. 4 Ellen dick geweſen. Und alſo iſt kein Wunder, wenn die Kinder Iſrael gegen die Enakim, aus deren Stamme Goliath war, ſich nur wie Heuſchrecken geachtet haben; 4 Moſ. 13, 33. 34.

Was die Rüſtung und Waffen des Goliath's, nach 1 Sam. 17, 5 — 7 betrifft, ſo hatte er einen ehernen Helm auf ſeinem Haupte, und einen ſchuppichten Panzer an, welcher in Form der Fiſch-Schuppen ausgearbeitet, oder aus lauter ehernen Schuppen zuſammengeſetzt oder über einander gelegt war, damit er ſich deſto bequemer in demſelben wenden und bewegen könnte, deſſen Gewicht ſtieg auf 5000 Seckel Erzes; und das Eiſen an dem Spieße, oder die aus dem Schafte des Spießes hervorgehende Spitze hatte 600 Seckel. Da nun, nach Schmidt's Angabe (*), ein hebräiſcher Seckel beynahe 1 Loth, oder, noch genauer, der 36ſte Theil eines gemeinen Pfundes, d. i. $3\frac{5}{9}$ Quent, oder im Medicinal-Gewicht, 3 Quent, 2 Scrupel, $8\frac{8}{100}$ Gran, iſt: ſo machen 5000 Seckel 17777 Quent, d. i. beynahe 139 gemeine Pfund, oder im Me-

(*) Am angef. O., S. 183.

Medicinal-Gewicht, 198 Pfund, 8 Unzen, 3 Quent, $3\frac{14}{100}$ Gran; und die 600 Seckel Eiſen an dem Spieße betragen 2130 Quent, d. i. beynahe 17 gemeine Pfund, oder im Medicinal-Gewicht, 23 Pfund, 10 Unzen, 2 Scrupel, $17\frac{97}{100}$ Gran. -- Hieraus läßt ſich ungefähr ſchätzen, wie groß die Beweg-Kraft der Muskeln, vermittelſt deren die Ausſtreckung des Armes geſchieht, bey dem Goliath hat ſeyn müſſen, dieſen Spieß nur allein im horizontalen Stande oder wagerecht zu halten. Durch fleißiges Forſchen hat man gefunden, daß die Länge des Elbogens und der Hand mehr als 20 Mahl größer iſt, als der halbe Diameter des runden Kopfes an dem Achſel-Beine, woran die Sehne des anziehenden Muskels befeſtigt, und welcher der Weite der Beweg-Kraft von dem Ruhepuncte gleich iſt. Nun ſetze man, daß die Länge des Spießes, welcher wie ein Weberbaum war, in Anſehung der Dicke, nach Proportion der Statur dieſes Rieſen, etwa 4 Mahl größer geweſen iſt, als ſein Arm, und alſo das Eiſen des Spießes 17 Pfund ſchwer, 100 Mahl weiter von dem Ruhepuncte weg geweſen iſt, als die Beweg-Kraft, ſo folgt daraus, daß allein dieſes zu halten, eine Kraft des Muskels von 1700 Pfund nöthig geweſen wäre. Es mußte aber nicht nur das Eiſen des Spießes, ſondern auch der ganze Spieß, wie auch der Arm ſelbſt, gehalten werden. Wenn wir daher annehmen, daß der Arm 4 Pfund, der Spieß aber nur 12 Pfund ſchwer geweſen iſt, und weil beyder Schwere nicht in dem äuſſerſten Ende des Spießes, ſondern in einem Zwiſchenraume und mittlern Orte war, wo nähmlich das Centrum der Schwere einfällt, wir zu dem Gewichte des Eiſens, das halbe Gewicht des Armes und Spießes, nähmlich 8 Pfund, noch hinzu thun, ſo haben wir eine geradelinige Stange oder einen Hebel, der keine Eintheilung noch Schwere hat, an deſſen äuſſerſten Ende das Gewicht des Eiſens, des Spießes und Armes, welches 25 Pf. ſeyn wird, angehänget werden; und weil dieſelben 100 Mahl weiter abſtehen von dem Ruhepuncte, als die Beweg-Kraft, müſſen ſie, wegen des anwachſenden Gewichtes auch 100 Mahl vermehret werden, und alſo auf 2500 Pf. ſteigen, welche die Kraft der Muskeln nothwendig überwinden müſſen. Doch iſt dieſes nicht die ganze oder alle Kraft, ſondern nur ein Theil deſſen Muskels geweſen, als welcher noch weit mehr ver-

vermocht hat, indem derſelbe nicht allein den Spieß hat halten, ſondern ihn auch bequem und ohne Schwierigkeit geſchwinde hin und wieder ſchwenken und aufheben können. Gleichwie demnach die ordentlichen Kräfte eines Menſchen zulänglich ſind, einen Centner zu heben, wenn aber der ſchwere Körper hernach länger beweget werden ſoll, derſelbe kaum 10 oder 20, höchſtens nicht über 30 Pf. ſeyn muß, ſo hat auch der Spieß, wenn er gemächlich hat bewegt werden ſollen, nur ungefähr den 6ten Theil deſſen Gewichtes haben dürfen, welches zu bewegen die Kraft der Muskeln hinreichend geweſen wäre. Demnach wäre eben dieſe Kraft der Muskeln des Goliath's 15000 Pf. zu halten zulänglich geweſen.

Jo. Chr. Wichmannshauſen diſſ. de armatura Goliathi. Nic. Schwerdtfegers, Paul Dolchers und Chr. Ebeners Briefwechſel über Goliaths Schwerdt, ſt. im Hamb. Journal, v. M. Jan. 1765. (Hamb. 8.) S. 45 — 65.

2. Keysler fand auf dem kaiſerlichen Schloſſe Ambras, unweit Inſpruck in Tyrol, das Gemählde von einem gewiſſen Hans Brav, der im J. 1550, nach dem Leben, da er in das 48ſte Jahr gieng, gezeichnet war. Er ſoll über 12 rheinl. Fuß, alſo eine wirkliche Goliaths-Länge gehabt haben.

3. In Hannover befand ſich am Hofe des Herzoges Johann Friedrich, ein Trabant aus dem Amte Münden, der, nach der noch zu leſenden Grabſchrift, eine Höhe von 8 F. 6 Z. hatte.

4. Im Anfange des 14ten Jahrh. iſt in dem holländiſchen Dorfe Spaarwoude ein Mann, Nahmens Klaas van Kyten begraben worden, der 8½ rheinl. Fuß gemeſſen hatte. Sein Maß iſt izt noch an der daſigen Kirch-Mauer zu ſehen.

5. Im J. 1749, ſtarb in Haarlem der berühmte Kaiauws, deſſen Höhe 8 F. 9 Z. amſterd. Maß, oder faſt 8 rheinl. Fuß, betrug. Er würde noch länger geweſen ſeyn, wenn er nicht verwachſene Knie gehabt hätte.

6. Im J. 1757, ließ ſich der ſogenannte engländiſche Rieſe in verſchiedenen Städten von Franken für Geld ſehen, von welchem Hr. g. R. Delius folgende Nachricht ertheilt (*).

Er nannte ſich Cornelius Magrath, und wurde bald für einen Engländer, bald für einen Irrländer, ausgegeben. Er ſollte im J. 1737 geboren, und damahls im 19ten Jahr ſeines Alters geweſen ſeyn. Im 11ten Jahr ſeines Alters ſoll er nicht größer, als andere Knaben ſeines Alters, geweſen, von der Zeit an aber, binnen 16 Monathen 8½ Zoll gewachſen ſeyn. Sein Gewicht iſt auf 357 Pfund angegeben. Um die Bruſt ſollte er 4½ F., ſein Arm aber an der Hand 10½ Z. dick ſeyn. Ein Mann von 6½ Schuh lang, ſollte ihm, mit dem Hute auf dem Kopfe, unter dem Arme weggehen können. Seine Begleiter hat man für Juden gehalten, welche ihm, wie man ſagte, jährlich 1000 Rthlr. gaben, und ihn auch ſonſt frey hielten, dahingegen das mit ihm verdiente Schau-Geld ihnen verblieb. Er war insgemein mit einem langen rothen Talar, einer reichen Weſte, und ſonſt guten Aufzuge bekleidet. Wenn man ihn das erſte Mahl auf dem Stuhle ſitzen und alsdann aufſtehen ſahe, ſollte man ihn für eine Maſchine aus der Oper, die ſich unvermuthet erhebt, angeſehen haben, und man mußte freylich etwas ſtutzig werden. Er ließ ſich ſodann frey anſehen und angreifen. Männer von 6 Fuß ließ er ganz frey unter ſeinen nicht gar hoch erhobenen Arm weggehen, und dieſe mußten ihre Hand hoch erheben, wenn ſie mit ihren Fingern ſeine Scheitel berühren wollten. Wenn eine Menge Leute im Zimmer war, ſo gieng er mit aufgehabenen beyden Armen durch die Menge hindurch, ohne jemandes Kopf zu berühren. Eben wegen der Menge Leute, die ihn allemahl ſehen wollten, ließ ſich das Maß von ihm nicht genau nehmen; doch iſt nach dem Maße, da ein großer Mann ihm mit aufgehabenen Fingern und ausgeſtrecktem Arm an die Stirn reichte, zu vermuthen, daß er wenigſtens 8 Fuß, und verſchiedene Zolle darüber, lang ſeyn mußte. Ich nahm

(*) Im 11 St. der Fränk. Sammlungen ꝛc. (Nürnb. 1757, 8.) S. 306, fgg.

nahm mir nur mit einem Bindfaden die Maße von dem mittelſten Finger ſeiner Hand, welche von der Spitze bis auf die Articulation mit den Beinen der Hand (oſſibus metacarpi), 5 Z. 6 Lin., pariſ. Maß, betrug.“

7. Bernh. Gilli, der ſich im J. 1764 in Deutſchland ſehen ließ, Fig. 4176*). Dieſer war 10 Fuß lang, und verſicherte, daß er noch im 9ten Jahre ſeines Alters die gewöhnliche Höhe anderer Knaben gehabt, von dieſer Zeit aber angefangen habe, zu dieſer auſſerordentlichen Höhe aufzuſchießen. Dieſe faſt unglaubliche Höhe wird durch die wahrſcheinlichere Schreberſche Angabe (*) von 8 Schuh 2 Zoll ſchwediſches Maß herabgeſtimmt (**). Das Vaterland dieſes Rieſen ſoll, nach Einigen, das tridentiniſche Gebieth, und nach Einigen Tyrol ſeyn.

Daß die Natur ſchon in den älteſten Zeiten Menſchen hervorgebracht hat, welche das gewöhnliche Maß der menſchlichen Größe nicht erreichten, und deswegen den Nahmen der Zwerge erhielten, iſt aus der Geſchichte klar. Ja, man gieng gar ſo weit, daß man ganze Nationen von Zwergen erdichtete. Schon Homer vergleicht die Schlachten der Trojaner und Griechen mit dem Streite der Pygmäen und Kra-

(*) Schrebers Säugthiere, Th. 1, S. 30.

(**) Höher als $8\frac{1}{2}$ Fuß, und niedriger als $1\frac{1}{2}$ Fuß hat man bisher noch keinen Menſchen gefunden. Dieſer Unterſchied aber iſt doch immer äuſſerſt merkwürdig, zumahl da man zugleich den körperlichen Inhalt ſolcher, in ihrer Höhe ſo ſehr verſchiedener, Menſchen mit in Betrachtung ziehen muß. Denn da der kleinſte Zwerg über 5 Mahl niedriger iſt, als der größte Rieſe, ſo würde man, wenn man ſie wiegen wollte, wohl über 100 von den erſtern auf die eine Wage-Schale ſtellen müſſen, wenn ſie mit einem einzigen der letztern das Gleichgewicht halten ſollten. Welcher erſtaunliche Abfall der körperlichen Maſſe der Menſchen, die doch vielleicht ſogar öfters ziemlich nahe mit einander verwandt ſind!

niche (*). Und Homer iſt der erſte, welcher von Pygmäen, oder Zwerg-Nationen geredet hat, welches nichts anders, als eine anmuthige Erdichtung aus dem mythiſchen Zirkel der Orientalen oder Griechen war, wofür es auch Euſtathius, der Scholiaſt des Homer's, erklärt. Andere aber nahmen es als Wahrheit an, und einer ſchrieb dem andern nach, und behaupteten dreiſt weg, daß es ganze Nationen von Zwergen gäbe.

Kteſias hat in den Fragmenten ſeines Werkes von Indien beym Photius eine höchſt lächerliche Beſchreibung von einer ſolchen Zwergen-Nation in Indien gemacht. Er ſagt: „Mitten in Indien giebt es ſchwarze Leute, welche Pygmäen genannt werden, und die indianiſche Sprache reden. Sie ſind größten Theils nur ½ Elle groß, die größten aber nicht über 2 Ellen. Das Haar hängt ihnen bis auf die Knie, und noch weiter; ihre Bärte ſind auch länger, als bey andern Menſchen. Die Haupt-Haare hangen ihnen auf dem Rücken bis über die Knie hinunter, und der Bart von vorn bis auf die Füße; daher dienen ihnen die Haare ſtatt der Kleider. Ihre männlichen Glieder ſind ungewöhnlich dick, und ſo lang, daß ſie ihnen bis an die Knöchel der Füße reichen. Uebrigens ſind ſie häßlich und ungeſtaltet. Ihre Schafe ſind ſo groß, wie unſre Lämmer; ihre Ochſen und Eſel wie unſre Widder; eben ſo groß ſind auch ihre Pferde und Mauleſel. Der König von Indien hat 3000 ſolche Pygmäen in ſeinem Gefolge, denn ſie ſind im Pfeilſchießen ſehr geſchickt. Uebrigens ſind ſie Freunde der Gerechtigkeit, und haben mit den andern Indianern einerley Geſetze. Die Haſen und Füchſe jagen ſie nicht mit Hunden, ſondern mit Raben, Geyern, Wachteln und Adlern" (**).

Ariſtoteles, der nicht viel jünger iſt, als Kteſias, ſagt: „die Kraniche kommen aus Skythien bis zu den „Süm-

(*) *Homer* Iliad. III.

(**) *Photius* Cod. 72, 73. (edit. Hoeſchelii, Aug. Vind. 1601, fol.) p. 58, ſqq.

„Sümpfen, die oberhalb Aegypten liegen, woraus der „Nil entſpringt; und an dieſen Orten wohnen die Pyg„mäen. Dieſes iſt keine Fabel, ſondern wirkliche „Wahrheit. Sie und ihre Pferde ſollen ſehr klein „ſeyn; ſie leben als Troglodyten“ (d. i. in Höhlen) (*). Philoſtratus, ein großer Freund von Fabeln und abenteuerlichen Dingen, behauptet auch, es lebten die Pygmäen am Ganges in Höhlen (**). Plinius kannte dieſe Zwerg-Nation noch beſſer, denn er ſchreibt: „An den äuſſerſten Gränzen von Indien, wo der Ganges entſpringt, wohnen die Pygmäen, welche nur 3 Spannen lang ſind, und welche, wie Homer berichtet, von den Kranichen bekrieget werden. Man ſagt, daß ſie auf Widdern und Ziegen reiten, und zur Zeit des Frühlinges, mit Pfeilen bewaffnet, ſcharenweiſe an das Meer ziehen, und die Eyer und Jungen der Kraniche aufreiben; mit dieſem Feldzuge bringen ſie 3 Monath zu, weil ſie ſonſt den Heeren der Kraniche nicht Widerſtand thun könnten. Sie bauen ſich Häuſer von Lehm, Federn und Eyer-Schalen“ (***). Die Poeten haben ſich dieſer Fabel treulich bedient, wie ſie denn dazu das erſte Recht haben, ihren Gedichten dadurch Anmuth zu verſchaffen, als: Juvenalis (†), Oppianus (††), Baptiſta Mantuanus

(*) *Ariſtoteles* de hiſtor. animal. L. 8, c. 12.

(**) *Philoſtratus* de vita Apoll. L. 3.

(***) *Plin.* Hiſt. nat. L. 7, c. 2.

(†) *Juvenal.* Sat. XIII. 167.

Ad ſubitas Thracum volucres, nubemque ſonoram
Pygmaeus paruis currit bellator in armis:
Mox impar hoſti, raptusque per aëra curuis
Vnguibus, a ſaeua fertur grue: ſi videas hoc
Gentibus in noſtris, riſu quatiere, ſed illic
Quanquam eadem aſſidue ſpectentur praelia, ridet
Nemo, vbi tota cohors pede non eſt altior vno.

(††) *Oppianus* de Piſcibus, L. I.

Et velut Aethiopum veniunt Nilique fluenta
Turmatim Palamedis aues, celſaeque per altum
Aëra labantes fugiunt Atlanta niuoſum,
Pygmaeos imbelle genus paruumque fatigant,

Non

tuanus (*), und Andere. Wie die Fabeln manchmahl einen Grund in der Geſchichte haben, ſo glaubt auch Ludolf, daß der Krieg der Pygmäen mit den Kranichen etwan alſo zu erklären ſeyn möchte. Es befindet ſich in Afrika ein großer Vogel, Nahmens Condor, welcher einen jungen Elephanten in der Luft wegführen kann; und er meint, es wäre nicht unglaublich, daß die Pygmäen mit ſolchen Vögeln ſtritten, wenn ſie ihr Vieh wegführen wollten. Weil aber derjenige, der es den Griechen zuerſt erzählte, den Nahmen nicht wußte, hätten ſie Kraniche dafür geſetzt, gleichwie ein Elephant bey den Römern bos Lucas ſey genannt worden (**).

Hermann von der Hardt, welcher die Gabe ſeltſamer Auslegungen in reichem Maße beſaß, verſtand unter den Kriegen der Pygmäen mit den Kranichen und Rephünern, den Krieg zweyer griechiſchen Städte Geranda und Pogarum (***).

Daß alle dieſe vorgeblichen Nationen von Zwergen nichts anders als Affen geweſen ſeyn, iſt nun eine Wahrheit, daran niemand zweifeln kann; theils, weil von den neuern Reiſenden, welche die Welt weiter

Non perturbatae procedunt ordine denſae
Inſtructis volucres obſcurant aëra turmis.

(*) *Baptiſta Mantuanus*:

Pygmaei breue vulgus, iners plebecula, quando
Conuenere grues longis in praelia roſtris,
Sublato clamore fremunt, dumque agmine magno
Hoſtibus occurrit, tellus tremit Indica, clamant
Littora, arenarum nimbis abſconditur aër,
Omnis et inuoluit puluis ſolemque polumque,
Et genus hoc hominum natura imbelle, quietum,
Mite, facit Mauors pugnax, immane, cruentum.

(**) *Jobi Ludolſi* Commentarius ad hiſtoriam aethiopicam, L. 1, c. 1.

(***) *Herm. von der Hardt* detecta Mythologia Graecorum in decantato Pygmaeorum, gruum et perdicum bello. 1716, 8.

ter und mit mehrern Kenntniſſen durchwandert haben, nirgends eine Zwerg-Nation angetroffen worden iſt; theils, weil die Beſchreibungen der Alten von den Pygmäen offenbar Affen bezeichnen, z. B. der behaarte Körper derſelben beym Kteſias, und auch die mancherley Unterſuchungen, die ſie anſtellten, ob dieſe Pygmäen Menſchen wären, oder nicht. Der einzige Strabo unter den Alten hielt die Erzählungen von den Pygmäen für fabelhaft. Die Zwerg-Nationen, welche neuere Reiſende angetroffen haben wollen, gehören eben ſowohl unter die Fabeln, als die Patagoniſchen Rieſen.

Die gewöhnliche Höhe des menſchlichen Körpers fällt, oben gemeldeter Maßen, zwiſchen 5 und 6 Fuß in gerader Stellung; ein Fuß mehr oder weniger macht ſchon eine große Seltenheit aus. Kleiner als 5 Fuß, ſind einige Völker, die am Eis-Meere wohnen, und die Einwohner der Eis-Gebirge in den nordiſchen Ländern, als: die Grönländer, die Eskimos, die Lappländer, Oſtiaken, Wogulen, ein Theil der Tunguſen, und noch mehrere Nationen des nördlichen Sibirien. Das kleinſte unter allen Völkern, was nur in dieſem (18ten) Jahrh. bekannt geworden iſt, wohnt auf den höchſten Gebirgen des Innern von Madagaskar. Es hat eine Größe, die kaum 4 Fuß betragen ſoll. Dieſe kleinen Madagaskarer, die von den andern Einwohnern der Inſel Kimos genannt werden, ſind Schwarze, aber von hellerer Farbe, als alle Negern, von denen wir einige Kenntniß haben. Ihre Haare ſind kurz und wollicht. Ihre Geſichtsbildung kommt der europäiſchen näher, als derjenigen, die an den übrigen Inſulanern bemerkt wird. Ihre Arme reichen ihnen bis an die Knie, und ſcheinen daher verhältnißmäßig länger, als bey andern Menſchen, zu ſeyn; vermuthlich, weil ſie, wie alle Nationen von kleiner Statur, kürzere Beine haben, welches die Ar-

me

me verlängert. Ein ähnliches Volk ſoll auf dem feſten Lande von Afrika, dem Capo negro, gegen Nord=Oſten wohnen, welches von Statur dick, aber nicht größer als ein zwölfjähriger Knabe, ſeyn ſoll.

Die einzelnen Zwerge entſtehen entweder durch die ſogen. engliſche Krankheit (Rhachitis), und ſind zugleich unförmlich an Gliedern und Proportion, welches, wie ich im XI Th. S. 19, fgg. gezeigt habe, eine Folge dieſer Krankheit iſt; oder aus andern phyſiſchen Urſachen, welche einen wohlgebildeten Körper und proportionirte Gliedmaßen haben; oder auch durch Kunſt, welches bey den Römern gebräuchlich war, wie aus der Folge erhellen wird. Hirngeſpinnſte waren, wie man ohne mein Zeugniß glauben wird, die fabelhaften Menſchen der griechiſchen Dichter; z. B. Meneſtratus ritt auf einer Ameiſe, die ihn abwarf, und ihn mit ihrem Fuße zertrat. Hermon war ſo künſtlich, daß er durch ein Nadel=Oehr ſpringen konnte. Demas war ſo leicht, daß er auf einem Spinnen=Gewebe tanzen konnte; und Marculus hat mit ſeinem Kopfe ein Loch durch ein Sonnen=Stäubchen gebohrt.

Zu den Zeiten des Kaiſers Theodoſius ſahe man in Aegypten einen Zwerg, der nicht viel größer als ein Rephuhn war, einen guten Verſtand hatte, und ſchön ſingen konnte (*), welches wohl übertrieben iſt.

Johannes Caſſianus ſahe als ein Knabe zu Lyon zwey Zwerge, die nicht über 1 Elle hoch waren, wovon der eine einen ſehr langen röthlichen Bart hatte; die man wie Kinder auf den Armen trug (**). Und Cardanus erzählt, daß man zu ſeiner Zeit einen Zwerg in einem Papagey=Käfich herumgetragen hat, der nicht höher als 1 Elle war (***).

Ein

(*) *Nicephori* Hiſtor. eccleſ. L. 12, c. 37.
(**) *Caſſianus* de gigantibus, p. 76.
(***) *Cardanus* de Subtilitate, L. 11, p. 458.

Ein Zwerg zu Briſtol, der 1751 in ſeinem 15ten Jahre eine Länge von 31 Zoll hatte, war ſchon mit allen Zufällen des hohen Alters behaftet, und von 19 Pfund, die er im 7ten Jahre gewogen hatte, auf 13 herunter gekommen.

Ein frieſländiſcher Bauer, Nahmens Wiehe Lolkes, der ſich in dem bekannten Hauſe Blau Jan zu Amſterdam ſehen ließ, war am 2 May 1751, in einem Alter von 26 Jahren, nicht länger als 29 amſterdamer Zoll.

Ein Zwerg aus Norfolk, den man zu London in eben dieſem Jahre zeigte, als er 22 Jahr alt war, hatte einen wohlgebildeten Körper von 38 engl. Zoll, und nur $27\frac{1}{2}$ Pfund am Gewichte.

Im Jahr 1760, ließ ſich zu Paris ein pohlniſcher Edelmann ſehen, der in einem Alter von 22 Jahren nur 28 par. Zoll in der Länge, dabey aber einen wohlgebildeten Körper, einen ſehr fähigen Kopf und viele Kenntniß in unterſchiedenen Sprachen beſaß. Er hatte aber noch einen ältern Bruder von 34, und eine ſechsjährige Schweſter von 21 Zoll, welches ungefähr die Größe von einem ungebornen Kinde ausmacht.

Im Jahr 1783, war an verſchiedenen Orten in Deutſchland ein kleiner Huſar von 42 Jahr, Nahmens Jac. Hermans, zu ſehen. Er ſtammte von ſo kleinem Geſchlechte her; denn ſein Vater iſt nur 1 Zoll kleiner, und ſeine Mutter nur 3 Zoll größer geweſen. Er hatte 2 F. 8 Z. in der Höhe, war gut proportionirt von Händen und Füßen, doch nicht größer als ein Kind von 2 oder 3 Jahr, ſehr geſchickt im Tanzen nach dem Tact, gut von Geſpräch, der Geſellſchaft Vergnügen zu machen.

Geſchichte einer Zwerg-Familie, von Hrn. D. Kühn. „Ein Mäurer, ein robuſter muſculöſer Mann, beynahe 6 Fuß hoch, und 50 Jahr alt, hatte das Unglück, daß ihm

ihm im Steinbruche ein unvermuthet herunter ſtürzendes Felſenſtück ſeinen Fuß völlig zerquetſchle. Die Hülfe, die ich ihm dabey leiſten mußte, war die Gelegenheit, daß ich ſeine Frau, ſeine Kinder und ſein ganzes Hausweſen genau kennen lernte, und ernſthafte phyſiologiſche Betrachtungen darüber anſtellen konnte. Mein erſter dabey aufſteigender Gedanke mußte allemahl dieſer ſeyn: daß dieſe Familie in ihrer kleinen Hütte, auch ohne dieſes grauſame Verhältniß, doch ſchon für höchſt unglücklich wäre zu ſchätzen geweſen; denn bey dem erſten Verſuche, nachdem der Band vollendet war, und meine Blicke nun auch auf die andern Gegenſtände in der Stube fielen, glaubte ich mich beynahe unter Pygmäen und einfältigen lachenden Stammlern verſetzt zu ſehen. Sein zweyter Sohn, der zu gleicher Zeit mit ihm in dem Steinbruche gearbeitet hatte, weil er der einzige war, den man unter dem Haufen Kinder keiner Zwerg-Geſtalt und Schwäche der Glieder beſchuldigen konnte, war auch von dem Felſenſtücke am Kopf und Rücken beſchädigt worden. Da ich ihn, um ſeine Contuſionen recht zu unterſuchen, ganz mußte entblößen laſſen, ſo erſtaunte ich gleich über die widernatürlich kleinen und ganz unproportionirten Geburts-Theile, welche man an ihm ſahe, und ich ſetzte mir nun gleich vor, nähere Erkundigung über alle ſonderbare Umſtände dieſer armen Familie einzuziehen. Der ganze Erfolg meiner Unterſuchungen war dieſer:

1. Dieſes Ehepar hatte zuſammen 7 Kinder gezeuget, alle 3 Jahr eins, wovon noch 5 am Leben waren.
2. Das älteſte war ein Sohn von 24 Jahren. Dieſer hatte nach Art ſolcher Leute, einen ziemlich offenen Kopf, und konnte ſich im Reden gut aushelfen, daher ihn auch ſein Vater unter allen ſeinen Kindern zum Verſchicken in die Stadt, und zum Schreiben und Rechnen brauchen konnte. Seine Höhe hielt genau 3 Fuß 2 Zoll. Er hatte weder einen dicken Leib, noch dicken Kopf. Seine Glieder waren alle gerade und ſehr proportionirt; ſeine Haut ohne Ausſchlag; ſeine Zähne vollkommen und weiß; ſein Kopf-Haar dunkelbraun und lang. Er hatte weder am Kinne, noch an andern geheimen Theilen, die ohnedem mehr als zu proportionirt für ſeine Zwerg-Geſtalt waren, die geringſten Spuren der Mannbarkeit, und hatte noch

noch nie Kennzeichen von ſich gegeben, daß er fleiſchlicher Begierden fähig ſey, ſo ſehr ihm auch dazu war Gelegenheit gegeben worden. Auſſer den gewöhnlichen Kinder-Krankheiten, die er alle leicht überſtanden, hatte er bis in ſein 14tes Jahr einen ſtarken Hängbauch gehabt, ohne aber dabey andere Zeichen der engliſchen Krankheit oder verborgener Würmer an ſich zu haben. Nach dem 14ten Jahre hat er ohne Gebrauch bewährter Arzney, oder der bey ſolchen Leuten gewöhnlichen Quackſalbereyen, ſeinen dicken Bauch gänzlich verloren. Er hat von Jugend auf nicht ſtark gegeſſen, aber deſto mehr Waſſer und Kofent getrunken, welches er auch jezt noch fortſetzt. Sobald nun ſein dicker Bauch eingefallen und wieder natürlich worden war, ſo hat er zwey wichtige Beſchwerden an ſich bekommen; theils kommt ihm manchmahl plötzlich ein ſtarker Krampf ins rechte dicke Bein, ſo daß er umſinkt; bald bekommt er an deſſen ſtatt die Starrſucht, Katalepſie, woraus ihn der Vater, wenn er eben zugegen geweſen, durch Reiben und Erwärmen in wenigen Minuten zu ſich ſelbſt bringt. Man hat zu manchen Zeiten geſucht, ihn mit Jalappe zu reinigen, er hat aber jederzeit darauf den Paroxysmum ſeiner Erſtarrung bekommen, und, ſobald er wieder zu ſich gekommen, öftere vomitus, aber keinen ſedem gehabt. Seine ganze Stärke beſteht im Kreuz und Rücken; denn ich habe ihn jetzo als einen 24jährigen Menſchen mit ſolchen ſchweren und großen Wellen aus dem Holze kommen ſehen, woran ein natürlich erwachſener Menſch zu tragen gehabt hätte.

3. Das zweyte Kind war der Sohn, von welchem ich ſchon erzählt habe, daß er zu gleicher Zeit mit ſeinem Vater im Steinbruch beſchädigt worden. Er iſt jezt 21 Jahr alt, ſo groß und ſtark, als ſein Vater; aber mit einer ſehr einfältigen Phyſionomie verbindet ſich bey ihm ein trotziges, halsſtarriges, boshaftes Gemüth, und ein großer Mangel an Verſtandskräften. Seine Geſchlechts-Theile hätten ſich eher für einen zweyjährigen Knaben, als für einen ſolchen robuſten erwachſenen Menſchen geſchickt, und um dieſelben war er ſo glatt als um ſein Kinn. Ich überzeugte

mich von dem wirklichen Daſeyn der Teſtikeln im Scroto, die ohngefähr die Größe hatten wie bey jungen Hühnern. Seine Stimme war nicht zart und weibiſch, ſondern ziemlich männlich. So ſehr ich auch ſeinen Handlungen habe nachforſchen laſſen, ſo wenig habe ich Spuren wollüſtiger Reden, Geberden, Unternehmungen oder Excretionen entdecken können. Er iſt dabey ein ſtarker Eſſer und Trinker, und zeigt in ſchweren Arbeiten eine große Stärke.

4. Das dritte Kind iſt ein Mädchen von 16 Jahren; ſie iſt ſehr blödſinnig, und hat eine faſt thieriſche Geſichtsform, die durch Blattern noch dazu ſehr übel zugerichtet worden. Sie iſt nicht größer als ihr älteſter Bruder. Sie hat zwar bis jezt weder ihre Reinigung, noch andere Kennzeichen einer Mannbarkeit, noch das Vermögen alles deutlich zu reden, dabey aber doch das gehörige Ebenmaß der Glieder.

5. Nun ſind noch zwey kleinere Kinder da, welche bey den härteſten Menſchen Mitleid erregen müſſen; ein Mädchen von 10, und ein Junge von 7 Jahren. Jedes derſelben iſt 2 Schuh hoch. Ungeachtet ihre Geſichtszüge viel leidlicher, als bey den ältern Geſchwiſtern, ſind, und ſie auch übrigens einen verunſtalteten Körper haben, ſo haben doch die Aeltern das Unglück, an ihnen einfältige Stammler zu erziehen. So oft als man ſie anſieht, oder ſie etwas fragt, ſo lachen ſie mit Ungeſtüm, und ziehen dabey den Mund faſt von einem Ohr zum andern. So ſehr ſich auch die Aeltern ſeit verſchiedenen Jahren Mühe gegeben, ihnen leichte Worte vorzuſagen, ſo ſind ſie doch bis jezt nicht im Stande, Worte auszuſprechen, die ſich mit einem Conſonante anfangen. Kaum daß ſie in meinem Beyſeyn die Worte Allen und Amen herſtammeln konnten. Sie ſind faſt unter die Stummen zu rechnen. Der Vater hatte ihnen vor einiger Zeit das frenulum linguae (Keckel-Riemen) nachmahlen mit dem Meſſer löſen laſſen, aber ohne Wirkung. Die Zungen waren unförmlich dick und groß, ſie konnten ſie nicht zum Munde heraus ſtecken, oder dünn und ſpitzig machen. Hinter der Zunge konnte man darin die übrigen Sprach-

Werk-

Werkzeuge nicht recht betrachten, weil ſie ſich ſo ungeberdig ſtelleten.

6. Die Mutter iſt 5 F. hoch, ſtark, geſund, gut gebildet, verſtändig und beredt. Sie hat in ihrem 25ſten Jahre dieſen Mann geheurathet. Nach genauen Erkundigungen hat ſie niemahls, weder vor, noch in ihrem Eheſtande ein liederliches Leben geführt, noch eine veneriſche oder andere wichtige Krankheit gehabt. Alle Schwangerſchaften und Kindbetten hat ſie gut, ohne ſchwere, gewaltſame oder widernatürliche Geburten gehalten, ohne beſonders dabey krank zu ſeyn, oder ſich an etwas verſehen zu haben. Sie hatte keinen Fehler an den Brüſten, und hat alle Kinder bis ins 2te Jahr ſelbſt geſtillet. Nach den erſten zwey Jungen war es ihr durch einen unglücklichen Fall mit einer ſechsmonathlichen männlichen Frucht unrichtig gegangen, und nach dem erſten Mädchen hatte ſie einige Jahre darauf wieder ein Mädchen geboren, welches aber in der früheſten Kindheit an den Blattern geſtorben iſt.

7. Der Vater hat immer, nach jedermanns Zeugniß, auch vor ſeinem Eheſtande, einen unbeſcholtenen Wandel geführt, und hat jederzeit viel Einſicht und Verſtand gezeigt. Er hat auch, ſo wie ſeine Frau, natürliche, geſunde und wohlproportionirte Genitalia, und beyde haben zur gewöhnlichen Zeit die Zeichen ihrer Mannbarkeit bekommen.

8. Sie haben niemahls eine ungewöhnliche oder elende Koſt, weder bey ihren Kindern, noch unter ſich einzuführen Urſache gehabt, wie ſie ſich denn auch nicht erinnern können, daß durch Schläge, Fallen, oder zu frühe Anſtrengung zur Arbeit, die Kinder wären verwahrloſet worden.

9. Keines von dieſen Eheleuten wollte davon was wiſſen, daß ſie ſich in Trunkenheit, oder auf eine beſondere unnatürliche Art, oder in den lezten Monathen der Schwangerſchaft, begattet hätten.

10. Keines von ihren Vorfahren, deren ſie ſich auch per traditionem nur erinnern konnten, hatte einen ungewöhnlichen Körperbau, oder Mangel des Verſtandes gehabt.“

Im J. 1785, ſahe man zu Batavia einen Balier (*), Kitip genannt, der ſo klein und dabey ſo ſymmetriſch mißgeſtaltet iſt, daß er mit Recht als eine der ſeltſamſten Erſcheinungen in der thieriſchen Haushaltung der Natur angemerkt zu werden verdient. Seine ganze Länge beträgt nur 2 F. 11 Z. engl. Maß, oder ungefähr $33\frac{1}{4}$ rheinl. Zoll; und die Mißgeſtalt ſeines Körpers iſt auf beyden Seiten ſo regelmäßig gleich, daß, nach dem Urtheile des Bar. v. Wurmb, Secret. der batav. Geſellſch. d. Künſte und Wiſſ., als Verfaſſers gegenwärtiger Beſchreibung des ſehr ſonderbar gebildeten Zwerges, die Meinung des Grafen v. Büffon von der nach beyden Seiten gleichwirkenden Kraft der einfachen Theile, aus welchen die doppelten Theile bey der Entwickelung des thieriſchen Körpers entſtehen, vollkommen dadurch beſtätigt wird (**). Der Kopf, wiewohl er für den Körper dieſes Zwerges viel zu groß iſt, und ſelbſt zu einem 6 Fuß hohen Körper paſſen würde, hat übrigens nichts beſonderes. Sein Geſicht iſt für ſeine Landes-Art nicht häßlich, indem darin ein ernſthaftes und nicht unangenehmes Weſen ausgedruckt iſt. Sein Haar iſt lang und ſchwarz, hier und da ſchon ein wenig grau, weil er bereits 40 Jahr iſt. Er hat, ſo wie die mehreſten ſeiner Landsleute keinen Bart, und eine bräunlich gefärbte Haut. Die Schultern ſind breit,

und

(*) Bali, oder Balei, eine der kleinen Inſeln an der Oſt-Küſte von Java, deren Einwohner den Sclaven-Handel mit Batavia treiben, und dafür ihre Bedürfniſſe von da her hohlen; dieſe Inſel wird auch Klein-Java genannt.

(**) Es ſcheint doch nicht, daß dieſes einzige Beyſpiel, der an ſich ziemlich unverſtändlichen Meinung des Grafen v. Büffon einiges Gewicht geben könne. So wenig als ein einhändiges oder einäugiges Kind eines einhändigen oder einäugigen Vaters, die noch ſeltſamere Hypotheſe Maupertuis von der Bildung der thieriſchen Körper ſogleich zur Wahrheit erheben würde. K.

und die Bruſt iſt ſtark. Der Leib hat die gewöhnliche Form, nur daß er unten zu ſehr abfällt. Die Arme ſind, in Verhältniß des Körpers, viel zu lang, und dabey etwas auswärts gewunden, oder gedrehet. Die Elbogen ſind nur halb ſo lang, als die obern Arme, und die Hände kurz, breit und nach vorn rund. Die Finger beſtehen aus runden Stümpfchen, die ganz loſe, oder ohne feſte Verbindung mit den Beinen der Hinterhand, vorn auf den Händen ſtehen, und in welchen keine Bewegung iſt. Sie ſind mit Nägeln verſehen, und machen gleichſam die dritte und einzige Reihe der Finger-Gelenke aus; die erſte und zweyte Reihe fehlt gänzlich. An jeder Hand ſtehen ſechs dieſer unförmlichen Finger, zwey dicht beyſammen auf dem Platze des kleinen Fingers, und die übrigen vier an der Stelle des Daumens, des Zeige- Mittel- und Gold-Fingers. Die Knochen der Vorhand ſind etwas auswärts gebogen, wodurch ſich die Fauſt rund, und ihr Rücken einiger Maßen hohl zeigt. Dieſe kleine Aushöhlung kommt Kitip bey ſeinen kurzen und unbeweglichen Fingern ſehr zu Statten, beſonders beym Eſſen, da er ſich des Rückens der Hand, als einer Schaufel bedient, um den Reiß und andere Nahrungs-Mittel damit an den Mund zu bringen. Seine Beine ſind auſſerordentlich kurz. Die Füße ſcheinen daran feſt gewachſen zu ſeyn; denn, wiewohl aus der Bewegung der Füße ſich auf das Daſeyn der Schien- und Hüft-Beine ſchließen läßt, ſo iſt doch äuſſerlich nichts davon zu ſehen. Die Knie fehlen ganz. Die Füße ſind kurz und breit; jeder Fuß hat 6 Zehen, die an Geſtalt den Fingern ſeiner Hände gleich, auch auf gleiche Weiſe angewachſen ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie mit einem kleinern Theile ihrer runden Oberfläche mit dem Fuße verbunden ſind, und daß die beyden, die auf der Stelle der kleinen Zehe ſtehen, etwas an einander gewachſen ſind.

Dieſer Zwerg wurde im J. 1740, zu Squati, auf der Inſel Bali, von wohlgeſtalteten Aeltern gezeuget; er hat noch viele Geſchwiſter, von denen er der einzige Mißgeſtaltete iſt. Mit Frauensperſonen hat er nie Gemeinſchaft, auch zeigt er nicht die geringſte Neigung dazu; indeſſen ſcheint er nichts weniger, als von der Natur in dieſem Stücke verwahrloſet zu ſeyn, und ſeine Enthaltſamkeit ſcheint ſich vielmehr auf die Meinung zu gründen, die er hat, daß, wenn er nähmlich in dieſem Leben ſich den Genuß der Geſchlechts-Freuden verſagte, er im zukünftigen Leben einen vollkommenern Körper erhalten werde, auſſerdem aber auch jenſeit des Grabes ein ungeſtalteter Zwerg bleiben würde. So ſehr er übrigens überzeugt iſt, daß ihn die Natur bey ſeiner Bildung verwahrloſet hat, ſo glaubt er doch, daß ſie ſich die Mühe gegeben habe, ihn durch ein Wunder zu erhalten, welches ſich kurz nach ſeiner Geburt eräugnete. Er erzählt, daß ſeine Mutter, die ſich ſchämte ein ſo ungeſtaltetes Kind zur Welt gebracht zu haben, beſchloſſen hatte, ihn ſogleich wieder zu tödten; zu ihrem Erſtaunen aber fand ſie, als ſie dieſe barbariſche That begehen wollte, daß ihr Kind völlig unverletzbar war. Dieſes Wunder erfüllte ſie mit Schrecken, und führte ſie zu ihren Mutter-Pflichten zurück.

Maß.

	Fuß.	Zoll.
Die ganze Länge - - - - - -	2	11
Von der Fußſohle bis zum Anfange der Hüften	—	$9\frac{1}{2}$
Länge des Fußes - - - - - -	—	3
Höhe des Fußes - - - - - -	—	$2\frac{1}{2}$
Breite des Fußes von vorn - - -	—	$3\frac{1}{2}$
Länge des Armes - - - - - -	—	$10\frac{1}{2}$
Länge vom Elbogen bis zum Gelenke der Hand	—	5
Vom Gelenke der Hand bis zur Spitze des Mittelfingers - - - - - -	—	$2\frac{1}{4}$

Länge

	Fuß.	Zoll.
Länge und Breite der Finger - - - -	—	$\frac{3}{4}$
Länge und Breite des Daumens - -	1	—
Von der Spitze des Daumens bis zur Spitze des ſechsten Fingers - - - -	—	$3\frac{3}{8}$
Breite über die Schultern - - -	1	—
Höhe des Kopfes - - - - - -	—	9
Umfang des Oberarmes - - -	—	9
Umfang des Gelenkes der Hand - -	—	5
Umfang des Halſes - - - - -	1	$\frac{1}{2}$
Umfang des Leibes über den Bruſtwarzen	2	6
Umfang des Leibes über dem Nabel - -	2	2
Umfang der Dickbeine, oben - -	1	7
Umfang des Beines über dem Gelenke des Fußes - - - - - - - - -	—	9

Im J. 1787, im May, ließ ſich in Berlin, vor dem halliſchen Thore, in dem ſogenannten Neu-Amerika, ein kleiner dreyßigjähriger Mann, 2 Fuß und einige Zoll hoch, für Geld ſehen.

Nachricht von einer Zwerginn, die ſich im J. 1790, zu Bordesholm, in der Nähe von Kiel aufhielt, von Hrn. A. F. Erhardi (*). „Auf meiner vorjährigen Schul-Viſitation, im März 1789, fand ich in Grevenkrog, einem zum Amte Bordesholm gehörigen Dorfe, mitten unter den andern Kindern in der Schule ein kleines Mädchen, welches ungefähr 2 Jahr alt zu ſeyn ſchien, und mich während meiner Rede und der von mir angeſtellten Prüfung der Kinder immer ſcharf ins Auge faßte. Die ununterbrochene Aufmerkſamkeit, und der feſte unerſchrockene Blick dieſes Kindes erregte eine vorzügliche Senſation in mir, nach der ich ſogleich eine Neigung gegen daſſelbe faßte, und in ihm, ohne auf etwas anders zu fallen, frühe Entwickelung des Verſtandes nach ſeinen Jahren vermuthete. Ich gab den Umſtehenden mein Wohlgefallen an der kleinen Kreatur zu erkennen, und lobte die Aeltern, die ein ſo junges Kind, welches vielleicht kaum ſprechen konnte, ſchon in die Reihe der Schülerinnen hinſtellten, und es ſo erzogen hatten, daß es an einem ihm ſo frem-

(*) Im 3 Heft der Schleswig-holſtein. Provinzialberichte, 1790, S. 328, fgg.

fremden Orte, und bey einer für die Schulkinder ſo feyer-lichen Gelegenheit, nicht die mindeſte Verlegenheit zeigte. Wie erſtaunte ich aber, als ich vernahm, das Kind ſey ſchon über 8 Jahr alt, und als nach Aufforderung des Kindes daſſelbe zu mir hintrat, und aus ſeiner Fibel, die es vor etwan 9 Wochen zum erſten Mahl in ſeinem Leben in die Hand bekommen hatte, mir mit vielem Anſtande etwas vorbuchſtabirte!

Nach geendigtem Schul-Examen, als die übrigen Kinder, wie gewöhnlich, zu Hauſe gingen, ließ ich dieſe Kleine mit ihrer Mutter in der Schul-Stube bleiben. Ich lockte ſie durch eine kleine Gabe an mich, ſetzte ſie vor mir auf einen Tiſch, maß ſie, unterſuchte ſie, und — ſiehe da! es war die ſchönſte wohlgebauteſte Zwerginn, die ſich vielleicht je dem Auge des Naturforſchers gezeigt hat.

Ihr Nahme iſt Magdalena Chriſtina Schramm. Sie iſt d. 21 Febr. 1781 geboren. Ihr Vater, ein Tage-Löhner, der in der Mitte des Jahres 1785 im 48ſten Jahre ſtarb, war ein wohlgebaueter Mann von mittlerer Größe. Ihre Mutter, jezt etwa 51 Jahr alt, iſt ebenfalls wohlgebauet, und von mittlerer Größe. Sie wurde alſo in dem 44ſten Lebens-Jahre ihres Vaters, und in dem 41ſten ihrer Mutter, von Aeltern, die nichts Auszeichnendes in ihrem Körperbau hatten, geboren. Unter ſieben Kindern, die alle nach ihren Jahren die gewöhnliche Menſchen-Größe haben, iſt ſie das fünfte. Sie mißt in der Länge 2 Fuß 9 Zoll.

Bis zur Vollendung ihres zweyten Jahres ſoll ſie, wie andere Kinder, fortgewachſen, vom zweyten Jahre an aber mit ihrem Wachsthume ganz ſtill geſtanden ſeyn. Ihre ganze äuſſerliche Figur, und ſelbſt die Stimme, ſowohl des Lachens als des Sprechens, iſt die eines Kindes von 2 Jahren. Nur iſt ſie auſſerordentlich fett, und das Antlitz verräth ſo ſehr ihr ihren Wachsthum überſteigendes Alter, daß ſie, wenn man ſie im Geſichte ſcharf beobachtet, älter zu ſeyn ſcheint, als ſie wirklich iſt. Sie iſt wohlgebildet, durch und durch geſund, hat feurige Augen, einen guten natürlichen ihrem Alter ganz angemeſſenen Verſtand, der der beſten Bildung fähig iſt, und von der Natur ein weiches Herz empfangen.

Als

Als ich ſie im verwichenen Jahre zuerſt entdeckte, war ihre Lage, wie man leicht denken kann, eben nicht die beſte. Die Mutter lebte mit ihren Kindern in der preßhaften Verfaſſung, die immer das Los der Witwe eines armen Tagelöhners iſt. Sie ſelbſt hatte einen Mutterbruder, der in der Nähe eines andern Dorfes mit ſeiner guten Gattinn im Felde einſam wohnte, zu ſich genommen, und dieſe fromme Familie hatte ſich ein Verdienſt daraus gemacht, ſie an ſich zu halten, und, ſo viel in ihrem Vermögen ſtand, gut zu erziehen. Weil aber das Haus, worin die Pflege-Aeltern wohnten, in einer ziemlichen Entfernung von einer Schule lag, und ein ſo kleines Kind im Winter ſich den tiefen Wegen, die dahin führten, nicht gut anvertrauen konnte, war ſie für den lezten Theil des vorigen Winters zu ihrer Mutter nach Grevenkrog gethan, damit ſie von dem dortigen Schulmeiſter den erſten Unterricht empfangen möchte. Mich jammerte es gleich, daß ein ſich ſo auszeichnendes Kind der Gefahr, in der Jugend verſäumet und im Alter der bitterſten Armuth ausgeſezt zu werden, ſollte überlaſſen bleiben. Ich faßte den Entſchluß, ſie aus ihrer dermahligen Lage heraus zu heben, und in irgend eine wohlhabende Familie, in der ſie Unterricht und Bildung erwarten könnte, durch meine Fürſprache einzuführen. Und als mir dies, bey ihrer ärmlichen, ſie mehr entſtellenden als empfehlenden Bauern-Kleidung, worin ſie vorgezeigt wurde, nicht gelingen wollte, nahm ich ſie, ob mir gleich ohnehin ſchon eine ziemliche Anzahl von Kindern von Gott beſcheret iſt, im September vorigen Jahres in meine eigene auf.

Seit der Zeit habe ich ſie genau beobachtet, ſie unter meinen Kindern gehalten, und ſie ſorgfältig erziehen laſſen. Nur in der Sprache kann man bey ihr noch einige Spuren der Schule finden, worin ſie dieſelbe gelernt hat; ſonſt verräth ſie jezt nichts mehr von ihrer erſten Erziehung. Da ich bey der großen Anzahl und den verſchiedenen Lectionen meiner Kinder den Mann, der den Unterricht derſelben in meinem Hauſe beſorgt, mit ihrem Unterrichte noch nicht habe bemühen mögen, ſo habe ich ſie für den verfloſſenen Winter in die hieſige Kirchſpiel-Schule geſchickt, wo ſie im Leſen zugenommen und ſich untadelhaft betragen hat. Von meinen älteſten Kindern hat ſie in kurzer Zeit das Nähen und Stricken gelernt. Sie

 läßt

läßt ſich zu allen häuslichen Frauenzimmer-Arbeiten gebrauchen, verrichtet das ihr Aufgetragene mit vieler Ueberlegung, iſt folgſam, munter und verſtändig, und verbindet mit unverdorbenen Sitten ein noch ganz unverdorbenes Herz.

Ich habe einmahl Vater-Pflichten für ſie übernommen, und ſo lange Gott mich leben läßt, werde ich auch, wenn die Vorſehung keine andere Wege für ſie eröffnet, mit Freuden, die Sorge für ihre Erziehung und für ihren Unterhalt beybehalten. Eine Sorge, die ſie mir bisher durch ſo viele Merkmahle ihrer ſichtbaren Zunahme in allem Guten reichlich belohnt hat. Da es aber nicht in meinen Kräften ſteht, ihr die ganze Bildung geben zu laſſen, deren ſie wohl fähig wäre; da eine ſolche Perſon, bey der alles, was ſie empfehlen kann, auf die ſeltenſte Art zuſammen trifft, mit der Zeit ſelbſt an den Höfen der Großen ihr Glück finden könnte, und da es in Abſicht auf ſie mein einziger Wunſch iſt, ſie gut, gebildet und glücklich zu wiſſen, ſo würde ich, wenn irgendwo in einer Stadt unter denen, die Gott mit Anſehen und Gütern geſegnet oder in einen höhern Stand geſetzt hat, ein Edler wäre, der ſie bey den in den Städten ſich dazu darbiethenden Gelegenheiten für die Welt ſorgfältig erziehen zu laſſen, ſich entſchließen wollte, ſie mit eben der Bereitwilligkeit ſeinen Händen übergeben, mit der ich ſie in die meinigen aufgenommen habe — u. ſ. w. Bordesholm, d. 20 Apr. 1790."

Im vorigen (1795) Jahre ließ ſich Katharina Helena Stöberinn, aus Nürnberg, 36 Jahr alt, in Berlin ſehen. Sie war beynahe 3 Fuß hoch, und gehörte daher noch nicht zu den Kleinſten, war aber doch wegen des ſchönen Verhältniſſes ihrer Glieder und wohlproportionirten Geſtalt, welche man ſonſt bey dergleichen Menſchen ſelten hübſch findet, vorzüglich merkwürdig. Fig. 4176 **).

Die Zwerge ſind ſeit uralten Zeiten, wie die Hof-Narren, ein Gegenſtand des fürſtlichen Aufwandes, des Stolzes und der Prahlerey geweſen. In manchen Zeiten machten ſie einen Theil des Hof-States

aus,

aus, und große Herren beluſtigten ſich an ihrer komiſchen Geſtalt, oder an ihrer Blödſinnigkeit, oder weil ſie etwas Seltenes waren. Die alten Peruaner mußten ihren Königen alles liefern, was das Land Seltenes und Seltſames hervorbrachte; daher erſchienen ſie oft vor denſelben mit menſchlichen oder thieriſchen Ungeheuern; ſie brachten auſſerordentlich große Kröten, Spinnen, Schlangen, und andere Abweichungen der Natur, als einen Zoll ihrer Treue und Unterthänigkeit. Wie ſehr die Römer an verwachſenen und übel geſtalteten Menſchen (Moriones) ſich beluſtigten, werde ich im Art. Leibes-Schönheit zeigen. Vermuthlich trug der Contraſt, den man an den Zwergen fand, nähmlich die ältliche Geſtalt in einem kindiſchen Körper, der männliche Witz in dem Munde eines Knaben, und die Dicke der Glieder in einem verkürzten Körper, die dadurch ein unförmliches, verhältnißwidriges Anſehen erhalten, das meiſte dazu bey, daß man die Zwerge lächerlich fand, und, wie die Morionen, zu einem Gegenſtande fürſtlicher Beluſtigung erwählte.

Zu den Zeiten des Ritterweſens beſtand das Geſchäft der Zwerge darin, daß ſie von den Thürmen der fürſtlichen und adelichen Schlöſſer mit Blaſung des Hornes ein Zeichen geben mußten, wenn vornehme Ritter und Damen ankamen. Daher ſahe Don Quixote oft einen Kuh-Hirten, wenn er auf ſeinem Horne blies, für einen Zwerg an, der ſeine Ankunft meldete. Die Zwerge dienten auch zu dieſen Zeiten ſtatt der Pagen, und wurden zu auſſerordentlichen Bothſchaften gebraucht. In dem Helden-Buche kommt nebſt andern Zwergen der kleine Elberich vor, wie er mit Kaiſer Ottnitten, einem Könige ſeine Tochter abgewann; auch der kleine König Laurin, ein Gezwerg, wie er ſeinen Roſengarten mit ſo großer Mannheit und Zauber-Liſt bewahrte, bis er zulezt von einem Helden bezwungen wurde, und ihr Gaukel-

Mann

Mann ſeyn mußte. Die Romanciers der damahligen Zeit machten überhaupt viel Gebrauch von den Zwergen, weil ſie wirklich Mode waren. Hermann von Sachſenheym läßt in der Mörin auch ein Zwerglein auftreten, welches in ſeinen Händen ein Band von blauer Seide und Palmand hielt, womit dem Hermann Hände und Füße gebunden wurden; und das Zwerglein war ſo böſ, daß es ihn gern gehangen hätte. Dieſer Zwerg war in Zauber-Künſten erfahren, und führte ihn durch Hülfe derſelben in den Venus-Berg.

Das Zwerglin — — —
— nam ein Fläſchlin klein mit Oel,
Das muſt ich (Hermann) trinken übermacht,
Gar bald do ward mir finſter Nacht,
Daß ich ein Stücklin nit geſah,
Ich weiß nit wohl, wie mir geſchah,
Dann daß ich bald davon entſchlief,
Das Zwerglin, das nahm her ein Brief,
Daran mit Blut geſchrieben was,
Viel Caracter, die es do laß,
Damit es das Gezelt beſchwur,
Daß es hoch in die Lüfte fuhr,
Durch alle Wolken, Firmament,
Und führt uns hin gen Orient
— — — — — —
In ein das allerſchönſte Land,
Darumb das wallend Meer mit Sand,
Begriffen war in Inſeln weiß,
Ich meint, es wär das Paradeis.

Römer. Der Geſchmack, welchen die Römer zu den Zeiten des erſten Kaiſers an Morionen und Zwergen hatten, machte einen Gegenſtand des Handels mit denſelben aus, und der Vortheil, den man von ihnen zog, verurſachte eine Art von Grauſamkeit. Denn da die Kaufleute ſich eine größere Anzahl von Zwergen

gen zu verſchaffen ſuchten, ſo ſchloſſen ſie die Kinder in künſtliche Binden ein. Daher wurden ſie nach dieſer Marter nicht wohlgebildete Zwerge, ſondern elende und mißgeſtaltete Menſchen (*). Dieſer grauſamen Marter und unnatürlichen Kunſt, Zwerge, wie kleine Schoß-Hunde zu machen, gedenkt auch Cardanus (**). Dieſe Kunſt gehörte ſchon längſt unter die Geheimniſſe der Bettler, die oft ihre wohlgeſtalteten Kinder mit Fleiß verſtümmelten, oder ungeſtalteter machten, um durch das damit erregte Mitleiden mehr Geld zu verdienen. Die Bettel-Weiber in London leihen von Andern ihres Gleichen Kinder, um damit Mitleiden zu erregen. Hr. v. Archenholz hörte einſt ein Par Bettel-Weibern zu, die von ihrem Handwerke ſprachen. Die Eine erzählte, ſie gäbe für ein Kind täglich 2 Schillinge. „Was?“ ſagte die Andere: ſeyd ihr thöricht? Zwey Schillinge für ein ſo wohl„geſtaltetes Kind! dafür kann ich ja den beſten Krüp„pel bekommen“ (***). Siehe auch im LIV Th., S. 149.

Die Lüſternheit nach ſeltſamen Dingen ſtieg bey den Römern ſo weit, daß ſie auch bey ihren Fechter-Spielen Zwerge auf den Schauplatz führten, die mit einander fechten mußten. Domitianus ſtellte oft bey Nachtzeit Fechter-Spiele an, wo Weiber und Zwerge mit fechten mußten (†); und Statius gedenkt auch dieſer Zwerg-

(*) Sigaud de la Fond Wunder der Natur, 2 B. (Lpz. 1783, gr. 8.) S. 495.

(**) *Cardanus* de ſubtilit. L. 11, p. 460. Naſcuntur ex paruo patre ac matre, faſciis arcte colligantur, non affatim nutriuntur, ſed tenuiter.

(***) v. Archenholz England und Italien, Abſchn. 3.

(†) *Xiphilinus* in Domitiano: πολλάκις δὲ τὺς ἀγῶνας νύκτωρ ἐποίει, καὶ ἔςιν ὅτε καὶ νάννυς, καὶ γυναῖκας συνέβαλλε.

Zwerg-Fechter unter dem Domitianus, in folgenden Worten:

His audax ſubit ordo pumilorum,
Quos natura breui ſtatu peracto
Nodoſum ſemel in globum ligauit.
Edunt vulnera, conſeruntque dextras,
Et mortem ſibi qua manu minantur
Ridet Mars pater et cruenta virtus
Caſuraeque vagis graues rapinis (*).

Marcus Antonius beſaß einen Zwerg, welcher noch nicht 2 Fuß hoch war, und den er zum Spott Siſyphus nannte; er hatte ſonſt einen guten Verſtand (**).

Der Kaiſer Auguſtus war ein beſonderer Liebhaber von kleinen artigen Knäbchen, die er aus allen Gegenden der Welt, beſonders aus Mauritanien und Syrien zuſammen ſuchen ließ; ſie mußten aber dabey vollkommen wohlgebildet, ſchön und lebhaft ſeyn. Er ergetzte ſich an ihrem Geplauder, und ſpielte Würfeln mit ihnen, oder um Nüſſe, und vergaß ſo, indem er das Kind mit ihnen machte, ſeine natürliche Traurigkeit und die Sorgen für die Welt (***). Suetonius

(*) *Statius* Silv. I. 6. v. 57.

(**) *Plutarch.* in M. Antonio.

(***) *Sueton.* in Auguſt. c. 83. Um dieſes Nuß-Spiel ſind die Ausleger verlegen. Einige leſen Oſſicula, und halten es für das Knöchel-Spiel (Ludus talorum, ſ. Würfel); Andere leſen nucibus ocellatis, und glauben, es wären Nüſſe geweſen, worein Löcher gebohrt waren, die wie Augen ausgeſehen hätten, und berufen ſich auf ein Beyſpiel aus dem Varro beym Nonius, bey dem Worte Margarita:

Altera exorat patrem libram ocellatarum,
Altera virum, ſemodium Margaritarum;

d. i. die eine Tochter, als ein Kind, bittet ihren Vater, um ſolche Augen-Nüſſe; die andere, ſchon erwachſen und verheurathet, bittet ihren Mann, um ein halbes Maß Perlen.

nius ſetzt bey dieſer Beluſtigung des Kaiſers mit dergleichen ſchönen Knäbchen hinzu, er hätte die Zwerge und übel gewachſene Leute, als Natur-Spiele von böſer Bedeutung, durchaus nicht leiden können (*); und doch ſagt er an einem andern Orte, er hätte bey einem Schauſpiele den jungen Lucius auftreten laſſen, weil er noch nicht 2 Fuß hoch war, nur 17 Pfund wog, und eine ſehr ſtarke Stimme hatte (**). Von dieſem Zwerge Lucius verſichert Sigaud de la Fond, a. ang. O., der Kaiſer hätte ihm eine Bildſäule errichten laſſen, wobey der Aufwand ſo wenig geſparet worden ſey, daß die Augäpfel deſſelben von Edelſteinen geweſen wären. Dieſe Statüe befinde ſich izt im Ca-

len. Andere verſtehen unter ocellata, elfenbeinerne, ſteinerne oder gläſerne Kügelchen, in Geſtalt eines Auges gebildet, womit damahls die Mädchen ſpielten. *Ovid.* Metam. X.

— — Modo grata puellis
Munera fert illis conchas teretesque lapillos.

Andere verſtehen darunter Oſtilla, oder kleine runde Menſchen-Köpfe, aus Elfenbein oder Stein formirt. Noch Andere leſen caſtellatae nuces, welches Spiel auch beym *Ovidius* de Nuce vorkommt:

Quatuor in nucibus, non amplius, alea tota eſt
Cum ſibi ſuppoſitis additur vna tribus.

d. i. man legte drey Nüſſe zuſammen, und ſetzte die vierte als ein Caſtell darauf, nach welcher man mit einer andern Nuß warf; wer ſie nun traf und herunterwarf, bekam alle vier Nüſſe. *Senftleben* de alea veterum, p. 215. 225. Die ganze Stelle beym *Suetonius* lautet alſo: Animi laxandi cauſa modo piſcabatur hamo; modo talis aut ocellatis, nucibusque ludebat cum pueris minutis, quos facie et garrulitate amabiles vndique conquirebat, praecipue Mauros et Syros.

(*) *Sueton.* l. c. Nam pumilos atque diſtortos, et omnis generis eiusdem, vt ludibria naturae malique ominis, abhorrebat.

(**) *Sueton.* in Aug. c. 143. Poſtea nihil ſane, praeterquam adoleſcentulum Lucium honeſte natum, exhibuit: tantum vt oſtenderet, quod erat bipedali minor, librarum ſeptemdecim, ac vocis immenſae.

Cabinet des Königes von Frankreich, und zeige, daß Auguſtus nicht delicat geweſen ſey; denn ſie ſtellt einen rhachitiſchen auſſerordentlich übel gebildeten Menſchen vor, welcher nicht das jugendliche Anſehen hat, das Zwerge meiſtentheils empfiehlt; und man legt ihm ein Alter von ungefähr 30 Jahren bey. Hier ſteckt ein Widerſpruch, welcher ſchwer aufzulöſen iſt.

Tiberius nahm einen Zwerg an ſeine Tafel, und verſtattete ihm die dreiſteſten Fragen, und dieſer Zwerg hatte ſo viel Gewalt über ihn, daß er einſt die Hinrichtung eines Stats-Verbrechers, Nahmens Paconius, beſchleunigte (*).

Domitianus hatte eine ganze Menge von Zwergen zuſammengebracht, um eine Truppe von Fechtern aus ihnen zu errichten, wie ſchon oben iſt gedacht worden.

Der Kaiſer Commodus, ein Tyrann und Narr von Hauſe aus, erſchien oft auf dem Schauplatze in Amazonen-Kleidung und anderem poſſierlichen Anzuge. Beſonders konnte er die erſte gut leiden, weil er in dieſer ſeine beliebteſte Beyſchläferinn Marcia zuerſt geſehen, als er ſich in ſie verliebt hatte. Er ſchämte ſich izt nicht mehr unter den Fechtern auf den Kampf-Platz zu treten, und nackend auf dem Schauplatze zu ſpielen und zu tanzen. Mit dieſen Thorheiten nicht zufrieden, beſchloß er am erſten Tage des J. 946, (nach Chriſti Geburt 193) als Conſul und zugleich als Fechter zu erſcheinen. Zu dem Ende ließ er die beyden

(*) *Sueton.* in Tiber. c. 61. Annalibus ſuis vir conſularis inſeruit, frequenti quondam conuiuio, cui et ipſe affuerit, interrogatum eum ſubito et clare a quodam nano adſtante menſae inter copreas, cur *Paconius*, maieſtatis reus, tam diu viueret: ſtatim quidem petulantiam linguae obiurgaſſe, caeterum poſt paucos dies ſcripſiſſe ſenatui, vt de poena *Paconii* quamprimum ſtatueret. Dieſe *Copreae* waren Scurren, Leute von der niedrigſten Claſſe, die wie Koth (κοπρος) geachtet wurden.

den erwählten Conſuls ermorden. Er vertrauete dieſes Vorhaben der Marcia den Tag zuvor, ehe es ſollte ausgeführt werden. Sie, Lätus, der Befehlshaber der Leib-Wache, und Eclectus, ſein oberſter Kammer-Herr, thaten zwar alles mögliche, um es ihm auszureden, aber vergebens; denn an ſtatt ihren Bitten nachzugeben, gerieth er in heftigen Zorn, und drohete, es ſollte ſie gereuen, daß ſie ſich unterfangen hätten, ſeinem Willen entgegen zu ſeyn. Er begab ſich alſo in ſein Schlafzimmer, um Mittags-Ruhe zu halten, und ſchrieb in ein kleines Buch die Nahmen derjenigen, die er in der folgenden Nacht wollte ermorden laſſen. Oben an befand ſich der Nahme der Marcia, hernach Lätus, Eclectus, und eine Menge der Vornehmſten im Senat, die er nicht leiden konnte, weil er wußte, daß ſie ſeine ſchändlichen Handlungen mißbilligten, und deren Vermögen er alsdann unter die Soldaten und Fechter austheilen wollte. Dieſes Buch legte er auf ſein Ruhe-Bett, da er glaubte, es würde niemand in das Zimmer kommen. Commodus hatte einen jungen anmuthigen Zwerg, welcher ganz nacket gieng, und bloß mit Gold und Edelſteinen behangen war; den er ſo lieb hatte, daß er oft bey ihm ſchlafen mußte, und den er, um ſeine Liebe gegen ihn zu zeigen, Philocommodus (den Liebhaber des Commodus) nannte. Als der Kaiſer ſich in das Bad und zum Schmauſe begab, gieng der Zwerg, nach ſeiner Gewohnheit, in das Schlaf-Zimmer, ſahe das Buch auf dem Bette liegen, nahm es weg, und ſpielte damit. Von ungefähr begegnete ihm Marcia, welche, als ſie das Buch in ſeiner Hand ſah, ihn zuerſt umarmte und küßte, und hernach das Buch wegnahm, damit er nicht etwa eine nützliche Schrift verſchleppte. Da ſie nun des Commodus Hand erkannte, und ihren Nahmen nebſt des Lätus und Eclectus auf der Liſte der zum Tode be-

ſtimmten oben an erblickte, ſagte ſie ſeufzend in der Stille: „iſt dieſes der Lohn für meine Liebe und Dien„ſte, o Commodus! nachdem ich deine Beſoffen„heit und Beſchimpfungen ſo viele Jahre erduldet ha„be? Du Trunkenbold! ſollſt dieſen Anſchlag nicht „ungeſtraft gegen ein nüchternes Weib gefaßt haben!“ Nachdem Marcia dem Lätus und Eclectus dieſe tröſtliche Nachricht mitgetheilt hatte, wurden ſie eins, daß Commodus noch den Tag ſterben müſſe. Marcia gab ihm alſo, da er aus dem Bade kam, in einem wohlriechenden Weine das ſtärkſte Gift. Kurz darauf wurde er von einer ſtarken Schläfrigkeit befallen, und begab ſich hinweg, um ſich durch den Schlaf zu erhohlen. Eclectus bediente ſich dieſer Gelegenheit, und befahl allen Anweſenden abzutreten, in Hoffnung, dadurch die Art und Urſache ſeines Todes zu verbergen. Commodus aber erwachte bald wieder, wurde von heftigem Erbrechen befallen; und da er argwohnte, daß er Gift bekommen hätte, fieng er an, allen die um ihn waren, mit dem augenblicklichen Tode zu drohen. Die Verſchwornen befürchteten, er möchte das Gift wegbrechen und davon kommen; ſie ließen demnach eiligſt ſeinen großen Günſtling Narciſſus, den berühmten Ringer, hohlen; dieſen brachten ſie durch große Verſprechungen dahin, daß er ſich auf den Kaiſer warf, ihn bey der Kehle faßte, und erdroſſelte (*).

Nicht allein die Kaiſer unterhielten Zwerge, ſondern auch Prinzeſſinnen und andere vornehme Damen. Leztere hielten ſich ſchöne Knäbchen, die ausdrücklich dazu abgerichtet waren, und welche die römiſchen Damen, der Augen-Luſt wegen, in ihrem Zimmer nacket herum laufen ließen (**). Der Zwerg der Julia,

(*) *Herodian.* I. 16. 17. *Lamprid.* 17.

(**) *Dio* Hiſt. Rom.. L. 48.

Julia, der Tochter des Kaiſers Auguſtus, hieß Canopas, und war 2 F. 9 Z. hoch (*).

Dieſer Geſchmack der römiſchen Kaiſer dauerte bis zur Regierung des Kaiſers Alexander Severus; dieſer jagte die Zwerge und Zwerginnen von ſeinem Hofe, und ſo hörte die Mode auf (**).

Orientalen. Am türkiſchen Hofe befinden ſich auch Zwerge, welche ſie Giuge nennen; dieſe müſſen ſich ſo lange bey den Edelknaben aufhalten, bis ſie die Art und Weiſe, wie man mit dem Sultan umgehen muß, erlernt haben. Wenn einer unter ihnen iſt, der von Natur taub und ſtumm, und überdies noch verſchnitten iſt, ſo hält man viel mehr auf ihn, als wenn Natur und Kunſt ſich vereinigt hätten, das vollkommenſte Geſchöpf aus ihm zu machen. Dergleichen ſchenkte einſt ein Baſſa dem Sultan, der ihm ſehr angenehm war. Er ließ ihn alsbald in Gold kleiden, und erlaubte ihm in allen Gemächern des kaiſerlichen Pallaſtes frey und ungehindert herum zu gehen (***). Faſt eben dieſes ſagt Tournefort: „Die „Zwerge ſind die wahren Affen, welche tauſend Grimaſ„ſen unter einander machen, oder mit den Stummen, „um den Sultan lachen zu machen; und dieſer Fürſt „beehrt ſie zuweilen mit einigen Fuß-Stößen. Wenn „ein Zwerg zugleich taub und ſtumm iſt, ſo wird er „für den Phönix des Pallaſtes angeſehen; man bewun-

 „dert

(*) *Plin.* Hiſt. nat. L. 7, c. 16. Eodem (Auguſto) praeſide minimus homo duos pedes et palmum, *Canopas* nomine, in deliciis Iuliae neptis eius fuit. Et mulier *Andromeda*, liberta Iuliae Auguſtae.

(**) *Lamprid.* 34. Nanos et Nanas, et moriones et vocales exoletos, et omnia acroamata et pantomimos populo donauit: qui autem vſui non erant, ſingulis civitatibus deputauit alendos ſingulos, ne grauarentur ſpecie mendicorum.

(***) Rieaut Beſchreibung des Ottomanniſchen Reichs, B. 1, C. 8.

„dert ihn mehr, als den ſchönſten Menſchen von „der Welt, beſonders wenn er verſchnitten iſt“ (*). Durch einen ſolchen Zwerg ließ der Kaiſer Solimann einen deutſchen Soldaten, aus Nürnberg, von anſehnlicher Länge, dem der Zwerg kaum bis an die Knie reichte, umbringen, indem er ihm einen kleinen Säbel geben ließ, womit ihn der Zwerg nach und nach mit Mühe, zum großen Vergnügen der Türken, durchbohrte (**).

Bayern. In dem münchener Hof-Kalender von 1785, ſtehen noch drey Hof-Zwerge.

Brandenburg. Die erſte Gemahlinn Joachim Friedrich's, Kurfürſten von Brandenburg, ließ zwey Zwerge von beyderley Geſchlecht aufſuchen, um ſie mit einander zu verheurathen; in der Abſicht, eine Zwerg-Familie dadurch zu erhalten. Allein ihre Erwartung wurde getäuſcht, und ſie bekamen keine Kinder. Katharina von Medicis ſoll ein gleiches Vorhaben gehabt haben; aber auch ohne glücklichen Erfolg.

Als Friedrich Wilhelm I., König in Preuſſen, ſich einſt zu Mackenow befand, und eben in der Abend-Geſellſchaft war, wurde ein Zwerg bey ihm gemeldet, der bey Friedrich I. in Dienſten geweſen war, und von einem Gnaden-Gelde in Berlin lebte. Nachdem er eingetreten war, legte ihm der König ganz liebreich die Hand auf den Kopf, und ſagte: „Ich weis, „daß du ehrlich biſt; doch ſage frey heraus, ob du nicht „auch manchmahl Wachs-Lichter geſtohlen haſt, wie „du bey meinem Vater wareſt?“ — „Nein,“ antwortete der Zwerg: „das habe ich nicht gethan, ſondern ich begnügte mich mit dem Meinigen, welches „ohnedies reichlich genug war; aber mein Camerad „that

(*) *Tournefort*, To. 2, p. 27.

(**) *Jovius* Hiſt. L. 11.

„that es wohl.“ — Hierauf ſagte der König: „nun „du biſt ein ehrlicher Kerl, ſage, was iſt dein Verlan„gen?“ — Der Zwerg bat hierauf um eine Zulage zu ſeinem Gnaden-Gelde, und erhielt ſie auch. Man ſagt, daß die Bedienten am Hofe Friedrich's I. täglich an Wachs-Lichtern mehr als 18 bis 20 Thaler untergeſchlagen haben; beſonders ein Zwerg aus Kurland, der bey Friedrich I. in großen Gnaden ſtand, und den er faſt beſtändig in Gold- und Silber-Stoff kleiden ließ; folglich muß damahls am Hofe jährlich mehr als für 6000 Thaler an Wachs-Lichtern geſtohlen worden ſeyn (*).

Dänemark. In dem alten Norden mußten die Bedienten, Knechte und Mägde, ihren verſtorbenen Herren und Frauen im Tode Geſellſchaft leiſten, ſich entweder ſelbſt tödten, in das Leichen-Feuer ſtürzen, oder ſich lebendig mit begraben laſſen. So iſt bey der Leichen-Beſtattung des Königes Balders in Dänemark, ſein Zwerg, Nahmens Litur, in das Todten-Feuer geworfen und lebendig verbrannt worden (**).

Frankreich. Unter Franz I. und Heinrich II. waren die Zwerge am franzöſiſchen Hofe Mode. Der kleinſte unter ihnen, der hernach Protonotarius ward, wurde der große Hans (grand Jean) genannt. So gedenkt Juvenal eines Zwerges, den man ſcherzweiſe den Rieſen Atlas nannte (***). Ein Mailänder ließ ſich, zur Zeit der vorgedachten Könige, wie ein Papagey in einem Käfich herum tragen; und eine Zwerginn aus der Normandie, die ſich bey der königl. Frau Mutter befand, war, in dem Alter von

(*) Faßmann's Leben Friedrich Wilhelms I. Th. 1, S. 898.

(**) Edda P. 1. Fab. 43. Arnkiel Alterthümer der Cimbriſchen Völker, Th. 3, S. 126.

(***) *Juvenal.* Sat. VIII. 32.
— — Nanum cuiusdam Atlanta vocamus.

18 Jahren, nur 18 Zoll hoch (*). Die Königinn, Mutter Ludwig's XIII. führte die Mode, Zwerge zu halten, wieder am Hofe ein.

Unter die Zwerge gehört auch der franzöſiſche Biſchof Anton Godeau, ein ſchöner Geiſt, guter Prediger und ein Polygraph. Er wurde 1605 zu Dreux in der Dioeces von Chartres geboren, legte ſich ſehr zeitig auf die Dicht-Kunſt, und war ein Anverwandter des Conrart, bey dem er wohnte, wenn er nach Paris kam. Als er hier ſeine Gedichte, die er von Dreux mitgebracht hatte, vorlas, verſammelte Conrart das erſte Mahl, zu Anhörung derſelben, eine Geſellſchaft von Gelehrten, woraus hernach die franzöſiſche Akademie entſtanden iſt (**). Was Boisrobert, der Hof-Narr des Cardinals Richelieu, dazu beygetragen hat, werde ich bey der Geſchichte der Hof-Narren, im Art. Narr, anzeigen. Alſo kann man ſagen, daß man den Urſprung der franzöſiſchen Akademie einem Narren und einem Zwerge zu verdanken hat.

Er wollte in ſeiner Vaterſtadt heurathen; weil er aber ſehr klein und häßlich war, bekam er allenthalben den Korb, und zog alſo voll Widerwillens nach Paris. Er hielt ſich daſelbſt zu dem Dichter Chapelain, der ihn bey Mademoiſelle *de Rambouillet* (*Julie d'Angennes*), nachmahligen Herzoginn von Montauſier, wo ſich alle ſchöne Geiſter in Paris verſammelten, bekannt machte. Dieſe ſchrieb in einem Briefe an Voiture von ihm: „Es iſt hier ein Menſch, der um eine halbe Elle kleiner „iſt, als Sie; aber ich ſchwöre Ihnen, er iſt tauſendmahl „galanter, als Sie.“ Seine kleine Figur und die Gewogenheit dieſes Frauenzimmers verurſachten, daß man ihn nur den Zwerg der Julie nannte. Voiture machte ein Rondeau auf ihn, welches ſich mit den Worten: Vous parlez, anfängt, und worin er ihn ein kleines Kind im Mutterleibe (petit Embryon) nennt. Er machte ſich ſelbſt ein Vergnügen daraus, daß er ſich ſchon lange hernach, da

(*) *Blaiſe de Vigenere*, in den Anmerkungen zu ſeinen Images et Tableaux de platte peinture de Philoſtrate Lemnien, trad. en françois.

(**) *Peliſſon* Hiſtoire de l'Acad. françoiſe, To. I. p. 321.

da er Biſchof geworden war, noch immer den Zwerg der Julie nannte, welches aus einem Briefe zu erſehen iſt, den er an den Menage ſchrieb, und den ich in der Anmerkung beyfüge (*). Nach einiger Zeit trat Godeau in den geiſtlichen Stand, und übte ſeine Poeſie nur in geiſtlichen Dingen. Im J. 1636 machte er eine Paraphraſe über den Geſang des Daniel's: Benedicite omnia opera Domini Domino, welche gut verſificirt, und in einem edeln Stil geſchrieben war. Sie gefiel dem Cardinal Richelieu, dem er ſie überreichte, ſo wohl, daß, nachdem er ſie in Gegenwart des Verfaſſers geleſen hatte, er zu ihm ſagte: „Sie geben mir das Benedicite. und ich gebe „Ihnen Graſſe dafür.“ Ein Wortſpiel aus der Aehnlichkeit des Klanges zwiſchen Grace, Dank, und Graſſe, das Bisthum, welches der Cardinal dem Godeau ſchenkte (**). Damahls war die Zeit der Wortſpiele, und man glaubt, der Cardinal würde ihm ein einträglicheres Bisthum gegeben haben, wenn er nicht eben das Wortſpiel hätte anbringen wollen, das ihm ſehr behagte. Aus den gedruckten Briefen des Godean ſieht man, daß er die Pflichten eines Biſchofes nicht allein wohl kannte, ſondern auch mit großem Eifer ausübte. Nachher ward er zu Vence in Provence Biſchof. Zulezt verlor er das Geſicht, und

 ſtarb

(*) *Monſieur.*

Vous avez toute la mine de ne vous ſouvenir gueres de vos amis abſens: et je penſe qu'etant de ce nombre, il eſt fort à propos que je vous remette en memoire une petite perſonne. Car je ne veux point que vous me mettiez au nombre de vos pechez oubliez; je ſerois embaraſſé dans une trop grande confuſion, ou pour mieux parler, je ſerois trop oublié. Songez donc quelquefois qu'à deux cens lieues de Paris, il y a un Chartreux mitré, qui vous eſtime et qui vous aime, et à qui vous avez promis de l'amitié. Plaignez-le un peu d'etre dans un pais, ou, come diſoit Syneſius du Sien, il ne peut entendre une parole de litterature, ſi l'echo ne repete ce qu'il marmote quelquefois tout ſeul. Faites lui part de vos meditations ſerieuſes, ingenieuſes, galantes, plaiſantes. Envoiez lui vos Bouts-rimez, qui valent mieux que ce qui coule de la veine des autres. Enfin ne vous ſouvenez ni de la croix, ni de la mitre, mais ſeulement du Nain de Julie, *qui ſera un geant, quand il faudra vous ſervir etc.* Menagiana, *To. I. p.* 411.

(**) *Peliſſon,* a. ang. O.

ſtarb 1672. Man hat einige funfzig gedruckte Schriften von ihm, wovon einige aus mehreren Bänden beſtehen.

Italien. In Italien wurde das Vergnügen an Zwergen ehemahls bis zur Ausſchweifung getrieben. „Da ich, im J. 1566 zu Rom war,“ ſagt *Vigenere*, a. ang. O.: „wurde ich von dem Cardinal Vitelli zu „einem Feſtin eingeladen, wo wir von 34 Zwergen „zum wenigſten bedienet wurden, die faſt alle häßlich „und übel gewachſen waren.

Lothringen. Nicolaus Ferry, (dieſes war der eigentliche Nahme des Zwerges,) wurde zu Plaisnes, in dem Fürſtenthume Salins, d. 11 Nov. 1741, geboren, und ſtammte von zwey geſunden wohlgeſtalteten Bauersleuten her. Er war bey ſeiner Geburt nur 8 oder 9 Zoll lang, und wog 24 Loth. Er war ſehr ſchwächlich, und man trug ihn auf einer mit Hanf belegten Schüſſel in die Kirche zur Taufe. Weil er nie an der Bruſt ſeiner Mutter ſaugen konnte, indem ſein Mund ſo klein war, daß er die Warze nicht faſſen konnte, ſo gab man ihm eine Ziege zur Amme, die auch ihr Amt ſehr treulich verwaltete, und allemahl von ſelbſt auf das Schreyen des Kindes herbey lief. Ein hölzerner Schuh (Sabot) diente ihm lange Zeit zur Wiege. Im 6ten Monathe ſeines Lebens bekam er die Pocken, in welcher Krankheit die Ziegen-Milch ſeine einzige Nahrung und Arzeney war. In einem Alter von 18 Monathen fieng er an zu lallen. Als er zwey Jahr alt war, ſtand er auf den Beinen, und konnte faſt ohne Hülfe gehen. Seine erſten Schuhe waren 18 Lin. lang. Die grobe Nahrung der daſigen Einwohner, die aus Hülſenfrüchten, Speck, Kartofeln ꝛc. beſtand, ernährte ihn bis in ſein 6tes Jahr, während welcher Zeit er verſchiedene heftige Krankheiten glücklich überſtand. Er war damahls ungefähr 15 Zoll hoch, und hatte nicht mehr als 13 Pfund am Gewichte. Er war von einer guten Geſtalt, und alle

Theile

Theile ſeines Leibes hatten ein richtiges Verhältniß. Er genoß eine gute Geſundheit, ſein Verſtand aber gieng nicht über die Gränzen des Natur-Triebes. Der lothringiſche König von Pohlen, Stanislaus hörte von dieſem auſſerordentlichen Kinde, und verlangte es zu ſehen. Man ließ es nach Lüneville kommen, und behielt es hernach auf dem daſigen Schloſſe. Dieſes Kind hielt ſich ſehr an den König, ungeachtet es ſonſt wenig Empfindung verrieth. Es erhielt von dem Könige den Nahmen Bebe. Bis in das Alter von 15 oder 16 Jahren blieb Bebe, ſeiner veränderten Lebens-Art ungeachtet, bey guter Geſundheit. Die Unterweiſung ſeiner Lehrmeiſter war ihm ganz unnütz, um Vernunft und geſunde Urtheils-Kraft zu erwecken; daher hat er nie andere, als nur ſchwache und unvollkommene Merkmahle von Verſtand gegeben. Er konnte auf keine Religions-Begriffe gebracht werden, und keinen zuſammenhangenden Schluß machen. Seine Fähigkeit überſtieg nie die Fähigkeiten eines gut abgerichteten Hundes. Er hatte von dem höchſten Weſen und von der Unſterblichkeit der Seele gar keinen Begriff, welches ſich ſehr deutlich bey der langen Krankheit, die ihn der Zeitlichkeit entriß, offenbarte. Er ſchien an der Muſik Geſchmack zu finden, und ſchlug den Tact zuweilen ganz richtig. Man hatte es auch dahin gebracht, ihn tanzen zu lehren; wenn er aber tanzte, ſo hatte er die Augen ſtets auf den Meiſter gerichtet, der durch ſeine Zeichen alle deſſen Schritte und Bewegungen regierte, ſo wie man an allen abgerichteten Thieren wahrnimmt. Er war gewiſſer Leidenſchaften, von der Art, wie ſie Thieren gemein ſind, als: des Zornes, des Neides, der Eiferſucht, und einer heftigen Begierde, fähig. Doch hatte er alle ſinnliche Werkzeuge frey, und alles, was ſonſt zum Bau des menſchlichen Körpers gehört, ſchien in der gewöhnlichen natürlichen Ordnung zu ſeyn.

Er ſpazierte auf der Tafel des Königs Stanislaus herum, und hatte ſeinen Sitz auf den Armen ſeines Lehn=Stuhles. Er befand ſich bey ſeinem Aufenthalte auf dem Lande einſt auf einer Wieſe, wo das Gras höher war, als er ſelbſt; er glaubte daher ſich in einem Walde verirrt zu haben, und ſchrie um Hülfe. Wenn er von Leidenſchaften überraſcht wurde, ſo war ſeine Rede abgebrochen und unordentlich. Die Prinzeſſinn Talmond verſuchte es, ihm einigen Unterricht zu geben, allein ihrer Klugheit ungeachtet, konnte ſie doch aus dieſem Zwerge nichts machen. Es entſtand nichts weiter daraus, als was nothwendig daraus entſtehen mußte: eine ſtärkere Zuneigung zu dieſer Prinzeſſinn, welche ſo heftig ward, daß ſie in Eiferſucht ausartete. Einen Beweis hiervon liefert folgende Geſchichte. Die Prinzeſſinn ſtreichelte einſt in ſeiner Gegenwart einen kleinen Hund; er riß ihr denſelben wütend aus ihren Händen, und warf ihn mit dieſen Worten zum Fenſter hinaus: „Warum lieben „Sie ihn denn mehr, als mich?“ — Im 15ten oder 16ten Jahre war Bebe 22 Zoll hoch, und bis zu dieſer Zeit war im Wachsthum der unterſchiedenen Theile ſeines Leibes keine Unordnung vorgegangen; alle Organe hatten ihre natürliche Thätigkeit, und ſeine kleine Geſtalt war ſehr gut und angenehm. Aber nun fieng die Mannbarkeit an, ſich zu entwickeln, und an den Zeugungs=Gliedern auf ein Mahl eine gar zu große Wirkung hervorzubringen; und dieſe Regungen der Natur waren ihm nachtheilig. Seine Säfte waren bisher durch die ganze Maſchine gleichförmig verbreitet worden, aber nun trieben ſie an einem Orte mehr, als an dem andern; ſeinem Blute wurden die nahrhaften Theile entzogen, und ſeine Nerven geſchwächt. Man ſchreibt es gewiſſen Ausſchweifungen des Bebe zu, daß er vor der Zeit alt ward. Das Naſenbein wurde beſonders groß gegen andere Beine des Geſichtes;

der Rückgrath krümmte ſich an fünf Orten, und die Rippen auf der einen Seite wurden größer, als die auf der andern, wie ſolches bey der Zergliederung gefunden worden iſt; der Kopf hieng vorwärts, die Füße wurden ſchwach, und das eine Schulterblatt ſenkte ſich. Bebe verlor nun alle Munterkeit, und ward kränklich, doch aber in den vier folgenden Jahren faſt noch vier Zoll größer. Der Graf Treſſan, welcher den Gang der Natur bey dem Bebe beobachtet hatte, hatte voraus geſehen, daß er vor dem 30ſten Jahre, und doch gleichwohl als ein alter Greis ſterben würde. Er gerieth wirklich, von ſeinem 21ſten Jahre an, in eine Art von Hinfälligkeit; und diejenigen, welche Sorge für ihn trugen, bemerkten an ihm Züge einer Kindheit, welche mit der von ſeinen erſten Jahren keine Aehnlichkeit hatte, ſondern vielmehr dem Zuſtande eines hohen Alters ähnlich war. In ſeinen lezten Lebens-Jahren fiel es ihm ſchwer, ſich aufrecht zu erhalten; er ſchien von der Laſt der Jahre gedrückt zu werden, und konnte die äuſſere Luft nicht vertragen, auſſer bey warmem Wetter. Man führte ihn an die Sonne, welche ihm neue Kräfte zu geben ſchien; doch konnte er kaum 100 Schritt nach einander gehen. Im May 1764 war er etwas unpäßlich; eine Unverdaulichkeit, worauf ein Huſten mit einem geringen Fieber folgte, verſetzte ihn in eine Art der Schlaf-Sucht, wovon er zuweilen einige Augenblicke erwachte, aber ohne reden zu können. Der ganze obere Theil der Luftröhre ſchien gelähmt zu ſeyn. In den vier lezten Tagen ſeines Lebens bekam er ein deutlicheres Bewußtſeyn wieder; die ſchönſten und zuſammenhangendſten Gedanken welche er ausdrückte, ſetzten alle diejenigen, welche um ihn waren, in Erſtaunen. Er ſtarb d. 9 Jun. 1764, in einem Alter von beynahe 23 Jahren. Seine Größe betrug damahls 33 Zoll. Fig. 4176***).

Der Graf Treſſan erhielt von dem Könige Stanislaus die Erlaubniß, den Körper zergliedern zu laſſen. Das Skelett wurde durch Peret, den erſten Chirurgus des Königes, ſorgfältig zubereitet, um in der öffentlichen Bibliothek zu Nancy aufgeſtellt zu werden, und hernach ſollte es in das Cabinet des Königes gebracht werden. Auf dem erſten Anblick ſcheint es ein Gerippe von einem drey- oder vierjährigen Kinde zu ſeyn; und bey näherer Betrachtung findet man, daß es von einem ausgewachſenen Menſchen iſt.

Der König Stanislaus ließ dem Zwerge ein Grabmahl errichten, auf welchem ſich folgende Grabſchrift, welche der Graf Treſſan verfertigt hat, befindet:

Hic jacet

Nicolaus Ferry, *Lotharingus,*

Naturae Ludus,

Structurae tenuitate mirandus,

Abs Antonino *novo dilectus;*

In juventute aetate ſenex:

Quinque luſtra fuerunt ipſi

Saeculum.

Obiit nona Junii

Anno M.DCC.LXIV.

Der Graf Treſſan hatte in Lüneville noch einen andern Zwerg geſehen, der ein pohlniſcher Edelmann, Nahmens Borwslavſky, und nachher nach Paris gekommen war. Die Aeltern dieſes Leztern waren beyde mehr als mittelmäßig groß, und hatten 6 Kinder gehabt, wovon das älteſte nur 34 Zoll groß, und wohlgebildet war. Das andere, deſſen Geſchichte Treſſan erzählt, war nur 28 Zoll lang, ungeachtet er damahls ſchon 22 Jahr alt war. Die drey jüngern Brüder, wovon jeder ein Jahr jünger, als der andere war, waren 5 F. 6 Z. Das ſechste Kind war ein Mädchen von 20 bis 21 Zoll, welches aber übrigens wohl-

wohlgebaut, ſehr artig war, und viel Geiſt verrieth. Die Aehnlichkeit zwiſchen Bebe und Borwslavſky beſtand glücklicher Weiſe nur in dem Körperbau; denn dieſer Leztere war geſund, gerade, flüchtig und vertrug Strapazen; er hatte einen ausgebildeten Geiſt, ſein Gedächtniß war ſehr treu, und ſeine Beurtheilungs-Kraft richtig. Er las und ſchrieb ſehr gut, verſtand die Rechenkunſt, die deutſche und franzöſiſche Sprache, die er beyde mit großer Fertigkeit ſprach. Er war bey allem, was er unternahm, ſinnreich, lebhaft in ſeiner Antwort, und richtig in ſeinen Urtheilen. Kurz, Borwslavſky kann, nach dem Ausdrucke des Grafen Treſſan, als ein vollkommen ausgebildeter, obgleich ſehr kleiner, Bebe hingegen als ein unreifer Menſch, angeſehen werden; und hierbey iſt auch in der That nichts wunderbares; denn die Mutter von Bebe kam mit ihm im 7ten Monathe und nach einer auſſerordentlichen Schwangerſchaft, die ſie kaum gewahr wurde, nieder, da hingegen Bowslavſky vollkommen ausgetragen wurde; die Theile des Gehirnes konnten ſich alſo bey dem Erſtern nicht gehörig entwickeln. Dieſe Erklärung iſt zwar nichts weiter, als eine Vermuthung; doch hat man öfters weit unwahrſcheinlichere als Wahrheiten vertheidigt.

Merſeburg. Als der Land-Rath v. Nüßler, im J. 1725, in Merſeburg war, gieng die herzogliche Herrſchaft nach aufgehobener Tafel allemahl zum Billard, wobey ein dicker Zwerg, der auf einem Kinder-Stuhle ſaß, den Marqueur abgab (*).

Oeſtreich. Ferdinand, Erz-Herzog von Oeſtreich, hatte einen Zwerg, 3 Spannen lang; und als 1568 Herzog Wilhelm von Bayern mit der Prinzeſſinn

(*) Büſchings Beyträge zur Lebensgeſchichte denkwürd. Perſonen, Th. 1, S. 286.

zeſſinn Renata von Lothringen zu München Beylager hielt, wurde dieſer Zwerg in einer Paſtete mit auf die Tafel geſetzt; ehe ſichs nun jemand verſah, ſtieg der Zwerg aus der Paſtete heraus, war mit einem vergoldeten Küraß angethan, hatte eine Fahne in der Hand, gieng auf der Tafel herum, und machte zierliche Complimente (*).

Rußland. Als im J. 1710 das fürſtl. kurländiſche Beylager in Petersburg gefeyert wurde, und der Fürſt Menzicoff in ſeinem Pallaſte das Braut-Par bewirthete, trug man unter andern auf die beyden vornehmſten Tafeln als Schau-Gerichte zwey große Paſteten auf, eine jede etwa ¾ Ellen lang, welche, nachdem ſie eine Zeitlang geſtanden hatten, bey Abhebung der Speiſen von dem Czaar eröffnet wurden, da denn aus einer jeden eine wohlgekleidete Zwerginn herauskam. Der Kaiſer trug die eine Zwerginn von des Fürſten Menzicoff Tafel bis zur Braut-Tafel, wo beyde Zwerginnen eine Menuet tanzten (**).

In St. Petersburg kam, im J. 1719, eine Zwerginn nieder, und brachte ein Kind ihrer Art zur Welt; und weil man dieſe kleinen Geſchöpfe in Rußland mit einander verheurathet, ſo kommt es daher, daß man ſo viele Zwerge in Rußland findet; wie denn faſt kein großer Herr iſt, der nicht einen Zwerg oder eine Zwerginn für die Frau des Hauſes halten ſollte; daher es nicht ſchwer fiel, bey der 1710 gehaltenen Zwerge-Hochzeit 72 Zwerge zuſammen zu bringen (***). Dieſes iſt wider Hrn. v. Büffon zu merken, der ausdrücklich behauptet, daß die Zwerge zur Zeugung ganz untüchtig ſeyn (****).

Müller

(*) *Zeilleri* Centur. 3, ep. 90.

(**) Webers verändertes Rußland, Th. 1, S. 392.

(***) Weber, a. ang. O., S. 385.

(****) v. Büffon allgem. Naturgeſch. Th. 6, S. 233.

Müller ſah auf ſeiner ſibiriſchen Reiſe in der Stadt Jeniſeiſk einen Zwerg, der dem daſigen Woiwoden gehörte, 1 ruſſ. Elle groß war, über 50 Jahr zählte, die zweyte Frau und fünf lebendige Kinder hatte (*).

Die Zwerge-Hochzeit in St. Petersburg, deren ſo eben gedacht worden iſt, wurde 1710, d. 24 (13) Nov. folgender Maßen gefeyert. Tages vorher fuhren zwey wohlgebildete Zwerge, gut bekleidet, in einem kleinen Wagen mit drey Rädern, wovor ein gutes Pferd, mit bunten Bändern behangen, geſpannt war, herum, die hohen Hochzeit-Gäſte einzuladen; vor welchem Wagen zwey Officianten, nach ruſſiſchem Gebrauche, ritten. Am Hochzeit-Tage wurden Braut und Bräutigam vormittags in der ruſſiſchen Feſtungs-Kirche getrauet. Voraus gieng ein kleiner Zwerg, wohlbekleidet, als Marſchall mit ſeinem Marſchalls-Stabe, woran ein langer Quaſt von bunten Bändern gebunden war. Hinter dem Zwerg-Marſchall folgten Braut und Bräutigam, auch zierlich geputzt. Hierauf der Czaar, begleitet von einigen einheimiſchen Miniſtern, Kneeſen, Bojaren, Officieren, und andern mehr; dann die anweſenden Zwerge, an der Zahl 72, welche theils bey dem Czaar, der verwittweten Czaarin, dem Fürſten und der Fürſtinn Menzicoff und andern Herren mehr, ſich aufhielten; die meiſten aber waren ausdrücklich aus Rußland dazu anher gebracht, ja einige von mehr als 200 Meilen deshalb gehohlt. Endlich folgte eine große Menge Zuſchauer. In der Kirche nahmen die Zwerge den mittelſten Platz ein, und als der Prieſter den Zwerg-Bräutigam fragte: ob er ſeine Braut zur Ehe haben wollte, antwortete derſelbe: „Dich und „keine andre.“ Die Braut aber, als ſie gefragt wurde, ob ſie ihren Bräutigam zum Manne haben wollte, und ob ſie ſich nicht mit jemand anders verſprochen hätte, antwortete: „Das wäre ja wohl artig.“ Doch ihr Ja-Wort konnte man kaum vernehmen, worüber die Anweſenden herzlich lachten. Der Czaar hielt ſelbſt den Kranz, nach

(*) Büſchings Beyträge ꝛc. Th. 3, in Müllers Leben, S. 29.

nach ruſſiſchem Gebrauch, über ſie. Nach verrichteter Trauung fuhren ſie alle zuſammen nach des Fürſten Menzicoff's Pallaſt zu Waſſer hinunter, und ſetzten ſich zur Tafel. Hierzu nun war eben der große Sahl genommen, worin der Czaar am Beylager des Herzoges von Kurland die Gäſte bewirthen ließ. Braut und Bräutigam, nebſt der ganzen Zwerge-Geſellſchaft, welche alle nett und reich auf deutſch gekleidet waren, wurden an verſchiedene kleine Tafeln, mitten im Zimmer geſetzt.

Ueber den Tafeln des Bräutigams und der Braut, weil jede abſonderlich an einem Tiſche ſaßen, waren zwey kleine Himmel von Seide, und wo die Braut ſaß, drey kleine Lorbeer-Kronen, als: eine über die Braut, die andre gegen über die Braut-Jungfern, und über dem Bräutigam ein geflochtner Lorbeer-Kranz. Zur Bewirthung ſahe man, wie am Beylager des Herzoges von Kurland, einen Marſchall mit acht Unter-Marſchällen, alle Zwerge, (welche auch, zum Zeichen ihrer Wirthſchaft, eine Cocarde von Spitzen und bunten Bändern an ihrem rechten Arme trugen,) ſehr geſchäftig herum gehen, und ſie bewirtheten ihre Gäſte dergeſtalt wohl, waren auch ſo luſtig, und machten ſo viel Lärm, als wenn das Zimmer ihnen allein gehörte. Der kleine Vorſchneider, welcher zwiſchen den beyden Braut-Jungfern ſaß, wurde auch von dieſen mit einer Cocarde beehrt, welcher dann, zur Erkenntlichkeit und Dankſagung, einer jeden einen Kuß gab. An den vier Seiten des Zimmers ſahe man gleichſam nur eine einzige ſchmahle Tafel, woran der Kaiſer, nebſt dem Herzoge von Kurland, den aus- und einländiſchen Miniſtern, Generalen, der Herzoginn von Kurland, ihren Prinzeſſinnen Schweſtern, und den vornehmſten ruſſiſchen Damen, und endlich den übrigen Kneeſen, Bojaren, und andern ruſſiſchen und deutſchen Officieren, ſaßen, welche ſich dergeſtalt geſtellt hatten, daß ſie ringsherum nur mit dem Rücken an der Wand ſaßen, damit ſie alle das Geſicht frey haben, und das Getümmel und Weſen der Zwerge deſto beſſer beobachten könnten. Die Geſundheit zu trinken fieng der kleine Marſchall an, welcher mit ſeinem Stabe und den acht Unter-Marſchällen vor des Kaiſers Tafel traten, ſich bis auf die Erde neigten, und ſodann, wie die großen Leute, ihre Gläſer rein austran-

tranken, wobey die vor dem Zimmer ſich befindenden Muſikanten ſich wacker mußten hören laſſen.

Hinter dem Hauſe ſtanden zwar auch einige kleine Kanonen, es wurden aber dieſelben nicht abgefeuert, weil des Fürſten Menzicoff junger Prinz todtkrank lag, auch noch an demſelben Tage ſtarb. Nach aufgehobener Tafel tanzten die Zwerge allein, doch in der Ordnung, nach ruſſiſchem Gebrauch, und es währte ſolches bis 11 Uhr in die Nacht, da ſie ſich auf ihre Art recht luſtig machten. Was nun für ſeltſame Capriolen, Grimaſſen und Poſituren, ſowohl bey Tiſche, als auch beym Tanzen, zu ſehen geweſen ſeyn, ſolches kann man ſich leicht einbilden, wie ſie denn allen hohen und vornehmen Hochzeit-Gäſten, inſonderheit dem Kaiſer, viele Kurzweile machten, und ſie zum Lachen bewogen; indem unter dieſen 72 Zwergen ſo vielerley Arten und ſeltſame Poſituren waren, daß man ſie ohne Lachen nicht wohl anſehen konnte. Einige hatten einen großen Buckel und kleine Beine, andre einen dicken Bauch, andre krumme Beine wie die Dachshündchen, andre einen großen dicken Kopf, theils ein ſchiefes Maul und große Ohren, theils kleine Augen und dicke Bausbacken, und viele lächerliche Geſtalten mehr. Des Abends wurden Braut und Bräutigam in des Kaiſers Pallaſt, wo ihr Bett in deſſen Schlaf-Zimmer zubereitet war, die andern Zwerge aber jeder an ſeinen Ort gebracht. Alſo wurde nun dieſe Hochzeit en Mignature, als ein ſeltenes Beyſpiel, und da 72 Zwerge beyſammen geweſen, zu großem Vergnügen der Hochzeit-Gäſte und der Zuſchauer geendiget. Dieſe Luſtbarkeit wurde dem Herzoge von Kurland und ſeiner Gemahlinn, der Prinzeſſinn Anna, zu Gefallen angeſtellt (*).

Im J. 1713, veranſtaltete die Prinzeſſinn Natalia, einzige Schweſter des Czaares von derſelben Mutter, eine eigene Hochzeit-Feyer für zwey ihrer Zwerge, die ſich einander heurathen wollten.

Zu dieſem Endzweck wurden verſchiedene kleine Kutſchen verfertigt, und kleine ſchottländiſche Pferde herbey ge-

(*) Weber, a. ang. O., Th. 1, S. 385.

geſchafft, dieſelben zu ziehen, und alle Zwerge des ganzen Reiches, 93 an der Zahl, wurden eingeladen. Sie zogen hierauf, in einer großen Proceſſion durch alle Straßen von Moskau. Voran fuhr ein großer Wagen mit Pauken, Trompeten, Waldhörnern und Hautbois; hierauf folgte der Marſchall mit ſeinem Nachtrab zwey und zwey zu Pferde; alsdann Braut und Bräutigam nebſt ihren Begleitern, in einer Kutſche mit ſechſen. Dieſen folgten 15 kleine, jede mit 6 ſchottländiſchen Pferdchen beſpannte Kutſchen, und in jeder derſelben 4 Zwerge. Es war ein erſtaunlicher Anblick, ſo viele kleine Geſchöpfe, alle mit verhältnißmäßiger Equipage beyſammen zu ſehen. Zwey Escadrons Dragoner begleiteten den Zug, um das Gedränge abzuhalten, und viele Standesperſonen folgten in ihren Kutſchen nach der Kirche, wo das kleine Par zuſammengegeben wurde. Von da aus, gieng der Zug in voriger Ordnung zurück nach der Prinzeſſinn Pallaſt, wo ein herrliches Mahl für die Geſellſchaft bereitet war. Zwey lange Tafeln waren zu beyden Seiten eines großen Sahles gedeckt, woran die Zwerge ſpeiſeten. Die Prinzeſſinn nebſt ihren beyden Niecen, den Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth ſelbſt giengen nicht eher an die Tafel, bis ſie ſahen, daß die Geſellſchaft ihre Sitze ordentlich eingenommen hatte, und mit der Aufwartung alles in Richtigkeit war. Des Abends führten die Prinzeſſinnen ſelbſt mit großer Feyerlichkeit die Braut zu Bette. Nach dieſer Ceremonie wurde der Zwerge=Geſellſchaft ein großes Zimmer eingeräumt, ſich unter ſich ſelbſt luſtig zu machen. Das Ganze wurde endlich mit einem Ball geſchloſſen, der bis an den hellen Morgen dauerte. Die Geſellſchaft, welche die Prinzeſſinnen hierbey begleitete, war ſo zahlreich, daß ſie mehrere Zimmer füllte.

Im J. 1715, d. 8 Jan., ſtarb ein Zwerg, der in des Czaaren Dienſten und von ihm ſehr geliebt war, deswegen er ihm ein artiges Begräbniß machen ließ. Vier ruſſiſche Prieſter giengen in ihrem prächtigen Kirchen=Ornat voran; hierauf kam ein Chor von 30 Sängern, denen zwey Marſchälle folgten, und vor der Leiche hergiengen. Der Sarg war mit ſchwarzem Sammet bedeckt, und auf einem Wurſt=Schlitten

ten von 6 ſehr kleinen Rappen gezogen. Hinten auf dem Schlitten ſaß ein Zwerg von 50 Jahr, ein Bruder des Verſtorbenen, der den Sarg mit ſeinen Armen umgefaßt hielt. Gleich hinter der Leiche traten 12 Par Zwerge her, die ſich parweiſe an der Hand hielten, und in ſchwarzen Röcken, langen nachſchleppenden Mänteln und Flören giengen. Noch artiger war die Proceſſion der Zwerginnen anzuſehen; ſie giengen hinter den Zwergen in gleicher Ordnung her, und waren nach ihrer Größe, wie die Orgel-Pfeifen, geſtellt. Endlich beſchloß der Kaiſer, nebſt allen Generalen, Miniſtern und Bedienten, den ganzen Aufzug (*).

Spanien. Als die Gräſinn d'Aunoy durch Spanien reiſete, waren die Zwerge und Zwerginnen daſelbſt ſehr im Schwange, die den großen Herren und Damen bey Tiſche aufwarteten. Als ſie der verwitweten Königinn von Spanien zu Toledo einen Beſuch machte, kam eine Zwerginn in das Zimmer, welche ſo dick als ein Faß, aber dabey ſo kurz als eine Schleif-Kanne, und ganz in goldenen und ſilbernen Brocat gekleidet war; ihre Haare waren ſo lang, daß ſie ihr faſt bis auf die Füße hiengen. Dieſe fiel vor der Königinn auf die Knie nieder, und fragte: ob Ihre Majeſtät wollten zur Tafel kommen (**).

Die Gräſinn ſahe in Spanien am königlichen Hofe auch einen Zwerg, Nahmens Louiſillo, von dem ſie folgende Beſchreibung macht: „Ich habe faſt niemahls etwas ſo artiges, als den Zwerg, geſehen, der „den Nahmen Louiſillo führt. Er iſt aus Flandern „gebürtig, und dem Könige verehrt worden. Ueber „ſeine ſo gar kleine Statur und überaus anmuthige „Bildung muß ſich jedermann wundern. Er hat einen

L 2 wohl-

(*) Weber, a. ang. O., Th. 1, S. 59.

(**) Gräſinn d'Aunoy Reiſe durch Spanien, S. 455.

„wohlgeſtalteten Kopf, ein ſchönes Geſicht, und dabey einen ſolchen Verſtand, der recht ungemein iſt, „wie er denn in vielen Wiſſenſchaften wenig ſeines „Gleichen hat. Wenn er ſpazieren geht, ſo begleitet „ihn allezeit ein Stall-Knecht, welcher auf einem „Pferde ſitzt, und ein über die Maßen kleines Zwerg-„Pferdchen vor ſich trägt, welches wohl gewachſen iſt; „dieſes wird dem Louiſillo ſo lange nachgetragen, bis „er ſich aufzuſetzen Luſt hat; denn es würde dieſes „Pferdchen ſonſt, wenn es immer laufen ſollte, allzu „müde werden. Da ſieht man nun ſeine Luſt, wie „daſſelbe ſeine Schule verſteht, und wie geſchickt es „Louiſillo zu reiten weis; und kann ich verſichern, daß „Pferd und Mann zuſammen nicht über anderthalb „Ellen hoch ſind“ (*).

Als einſt der Connetable von Caſtilien den König und die beyden Königinnen mit Erfriſchungen bewirthete, ſo tanzte dieſer Zwerg, den der Connetable aus ſeinem Gouvernement in Flandern, wo er dem Dom Juan gefolgt war, mitgebracht hatte, eine Paſſa Cailla, welches ein ſpaniſcher Tanz iſt, mit einem kleinen Mädchen, welche der Königinn als eine Sclavinn war geſchenkt worden. Sie waren beyde auf Indianiſch, mit allerhand bunten Federn, gekleidet, und ein jedes hatte eine kleine Trommel in den Händen, auf welchen ſie ſehr artig ſpielten (**).

Fig. 4176****), ſtellt einen Rieſen, mit einem auf ſeiner Hand ſtehenden bejahrten Zwerge, und Zuſchauer von gewöhnlicher Größe, dar.

Ueber das Maß der körperlichen Größe in der bildenden Kunſt (***). „Der Menſch hat ſein eige-

(*) Eb. daſ. S. 506.

(**) Eb. daſ. S. 453.

(***) In Hrn. Hofr. Meuſel Neuen Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts, 1 St. (Lpz. 1795, gr. 8.) S. 1, fgg.

eigenes beſtimmtes Maß von Größe (ſagt Engel, in ſeinem Philoſophen für die Welt, S. 58). Rieſe und Zwerg gehören zu den ſeltenen Anomalien in der Natur; und doch iſt ein Rieſe weder ſo ausnehmend viel größer, noch ein Zwerg ſo ausnehmend viel kleiner, als der gewöhnliche Menſch.

„Das beſtimmte Maß von Menſchen-Größe iſt das beſte. Denn der Menſch in der höchſten Größe, (z. B. in der Größe eines Elephanten gedacht, wie der Verf. meint) — und in der niedrigſten Kleinheit (z. B. in der Kleinheit einer Milbe angenommen) — verliert unendlich viel gegen ſeine jezige Größe, die gerade das Mittel hält. Die Wahrheit dieſer Behauptung iſt auſſer Zweifel; ſie ſpringt ſo ſichtbar in die Augen, daß ſie in demſelben Augenblicke Ueberzeugung wird.

„So wie es in der Natur iſt, ſo iſt es auch überhaupt in der Kunſt, der Nachbilderinn der Natur. Ueberhaupt, ſage ich, denn es giebt Ausnahmen; und deren in der Kunſt noch mehr als in der Natur. Denn, iſt ein Rieſe, nach der angeführten Stelle im Philoſophen für die Welt, — nicht ausnehmend viel größer, als der gewöhnliche Menſch, — ſo iſt er es doch in der Kunſt.

„Rieſen-Größe geht da, je nach dieſen oder jenen beſondern Bedürfniſſen, in Koloſſal-Größe über, die, wie ich zeigen werde, weit unbeſtimmter iſt, als die Größe des Rieſen, und alſo über dieſe hinaus geht.

„Aber, was iſt denn das eigentliche Maß der gewöhnlichen Menſchen-Größe? und nach welchem Maßſtab wird denn die eigentliche Rieſen-Größe ausgemeſſen? Iſt dieſe Größe ganz unbeſtimmt, oder iſt ſie es nicht?

„So ſehr auch," ſagt Meiners (*): „die verſchie„denen Völker der Erde in Anſehung der Höhe des Wuch„ſes von einander abweichen, ſo haben ſie doch alle einer„ley Methode, die Größe oder Kleinheit des Körpers zu „beſtimmen. Der gemeine Maßſtab der Größe oder Klein„heit, iſt die gewöhnliche Höhe der Körper unter einem „jeden Volke. Was über oder unter der gewöhnlichen „Höhe iſt, wird allenthalben groß oder klein genannt. „Was die gewöhnliche Höhe um ſeltene oder auſſerordent„liche Grade überſteigt, oder um eben ſo viel Grade dar„unter zurück bleibt, erhält den Nahmen des Rieſenmäß„igen, oder Zwergartigen. Die Extreme endlich von un„gewöhnlicher Größe oder Kleinheit, oder, die ſeltenſten „Grade der einen und andern, werden mit den Nahmen „von Zwergen oder Rieſen belegt. Unter uns iſt die ge„wöhnliche Größe von Männern, zwiſchen 5 Fuß und „3 Zoll, und 5 F. 6 Z. pariſer Maß. Die Gränzen des „Wuchſes, der ſchlechthin groß oder klein genannt wird, „ſind eben ſo wenig genau beſtimmt, als das Maß der „gewöhnlichen Höhe. Rieſenmäßig werden aber doch ſol„che Menſchen genannt, die ſich beträchtlich über 6 oder „6½ Fuß erheben; und kleinlich oder zwergartig ſolche, „die kaum oder nicht einmahl 4 Fuß groß ſind. Perſonen „von mehr als 7 Fuß, erhalten den Nahmen von Rieſen; „ſo wie diejenigen Zwerge heißen, die zwiſchen 3 und 3½ F. „ſtehen bleiben, oder nicht einmahl 3 F. hoch ſind. — — „Nationen von Zwergen giebt es eben ſo wenig, als ganze „Rieſen-Völker. Die Quimos in Madagascar ſind er„dichtet; ſo wie das Pygmäen-Geſchlecht auf den Gebir„gen der indiſchen Halb-Inſel. Die kleinſten Zwerge „ſinken vielleicht nie unter das halbe Maß vom gewöhn„lichen Menſchen herab; und die größten Rieſen ſteigen „nie über dieſes Maß, anderthalb Mahl genommen, hin„aus. Doch giebt es auch Rieſen von 8 F. 8 Z., ja von „11 und 12 Fuß."

„Es giebt Ausnahmen, ſage ich. Und dieſe Ausnahmen ſind es, von denen ich hier hauptſächlich reden will.

„Vor-

(*) Siehe oben, S. 93. K.

„Vorerſt ſpringt mir ein vierfaches Vehiculum dieſer Größe in die Augen. Sie iſt, als Hülle 1. an den erhabenen Stand, an den Stand der Götter gebunden; 2. an Stärke, Vermöglichkeit, Kraft, große Wirkungen — (Helden, Himmelsſtürmer); 3. an ſittliche Größe, oder Größe der Seele. Sie entſpricht großen erhabenen Sentiments. Dazu kommt 4. noch localer Stand, locales Bedürfniß; z. B. alle Statuen in der Peters-Kirche zu Rom würden Zwerge ſeyn, ohne die Größe, die ſie jezt haben. Jede Bildſäule, die vom Auge weit weg ſteht, (z. B. auf den Baluſtraden der Palläſte und Tempel) erfordert, wenn ſie nicht gleichfalls in Zwerg-Geſtalt ſinken ſoll, je nach dieſer größern Entfernung, — Koloſſal-Größe. Der Farneſiſche Herkules auf dem Weißenſtein bey Caſſel, z. B. würde eine ſehr unbedeutende, armſelige Figur ſeyn, wenn in der Keule, worauf er ſich lehnt, nicht 5 Perſonen ſitzen könnten. Und ſo auch richtet ſich, wie ſchon geſagt, in dem Innern der Gebäude, die körperliche Größe der vorgeſtellten Götter, oder Helden, nach dem Raume, den dieſes Gebäude ausfüllt; um ſo mehr, je entſprechender die Höhe dieſem Raume (Ausdehnung in der Breite) iſt. Doch von dieſen, bloß mechaniſchen Bedürfniſſen, hier kein Wort mehr.

„Ueberhaupt führt die Aeſthetik das Bedürfniß der Größe auf das Gefühl des Erhabenen zurück. Denn ehrwürdig iſt körperliche Größe nach Hogarth; erhaben iſt ſie, nach Kant. Das Erhabene muß groß ſeyn, ſagt er: eine große Statur erwirbt ſich Anſehen und Achtung; ſo wie eine kleine, Vertraulichkeit.

„In der Naturlehre und Geometrie iſt der Ausdruck Größe (nach Marmontel) oft abſolut, und ſetzt nicht die geringſte Vergleichung voraus. Er bedeutet daſelbſt eben ſo viel, als Quantität — Umfang. In der Sittenlehre aber iſt er relativ," und führt den

Begriff der Ueberlegenheit mit ſich; da drückt er alſo einen hohen Grad von Erhabenheit über andere aus. Daher pflegten die Griechen und Römer, inſonderheit ihre ſogenannten höheren Götter, in einer übermenſchlichen Größe vorzuſtellen; wozu vielleicht Homer die erſte Veranlaſſung gegeben hat, der ſeinen Mars in der Iliade in einer ungemein großen Statur erſcheinen läßt. Als Künſtler war Phidias einer der erſten, der in ſeinem Gott die gewöhnliche körperliche Höhe überſchritt. Strabo beſchuldigte ihn, daß er das Bild ſeines ſitzenden Jupiters ſo groß vorgeſtellt habe, daß, wenn derſelbe von ſeinem Sitze ſich aufrichten ſollte, er das Gewölbe, unter welchem er ſäße, zerreiſſen müßte (*). Auch Zeuxis machte die körperliche Größe zum Vehicul des Erhabenen. Denn er verlängerte und vergrößerte, nach Quinctilian und Plinius, die Gliedmaßen ſeiner Körper deswegen, um dadurch Größe (nähmlich moraliſche Größe) und Erhabenheit hervor zu bringen.

„Gerade um die entgegengeſetzten Empfindungen zu erregen, und an das platte, gemeine Menſchliche zu erinnern, verkürzt die Antike oft an ihren niedern, unedeln Subjecten dieſes Maß; z. B. an Silenen und Faunen.

„Es

(*) Uebereinſtimmung mit dem Raume — das Verhältniß der Theile zum Ganzen iſt freylich hier vergeſſen, aber die Beſchuldigung iſt geſucht; denn eben deswegen war Jupiter ſitzend gebildet. Dieſer Jupiter war nach Sandrart ſo groß, daß er hat müſſen ſitzend gebildet werden, ſonſt hätte man das Dach des ohnedem hohen Tempels abbrechen müſſen. Die Höhe des Tempels, in welchem dieſer Jupiter ſtand, belief ſich, — das Dach nicht mitgerechnet, — auf 68, die Breite auf 95, und die Länge auf 230 Schuh. Die Bildſäule war aus Gold und Elfenbein. Ihre Größe erſtreckte ſich wenigſtens auf 60 Schuh. *Hygin.* fab. 225. *Plin.* und *Pauſan.* Nach dieſem Jupiter wurde auch nachher Auguſtus koloſſal gebildet.

„Es war bey den Heiden etwas gewöhnliches, ſagt Munker: ungeheuer große Götzen-Bilder zu machen. Da ſie ihre Götter in menſchlicher Geſtalt abbildeten, ſo glaubten ſie dem erhabenen Begriffe von einer Gottheit deſto näher zu kommen, je mehr ſie dieſelbe in koloſſaliſcher Größe darſtellten (*). So machte Phidias, auſſer ſeinem olympiſchen Jupiter, noch eine Minerva, 26 Elbogen hoch, aus Elfenbein und Gold. Sie ſtand zu Athen. *Martialis* (L. 10, ep. 89) gedenkt einer koloſſaliſchen Juno zu Argos von Polyklet. So ſtand auch zu Antiochia ein koloſſaliſcher Jupiter. (*Ammian. Marcell.* L. 22, c. 13.) — Eine Göttinn Roma, nach der Juno zu Argos zu Cäſarea (*Joſeph.* de bello jud. L. 1, c. 16.)

„Solcher (Koloſſalen) Statuen nur etliche zu melden, ſagt Sandrart, ſo iſt ja bekannt, der im Capitolio zu Rom ehemahls geſehene Apoll, welcher 30 Werkſchuh hoch geweſen, und von Lucullo übers Meer mit großer Mühe gebracht worden. Ferner, der gleichhohe Pompejaniſche Jupiter, welcher in Campo Martio vom Kaiſer Claudio aufgerichtet wurde (**). Zu Tarent war gleichfalls eine Statue von 30 Schuh zu ſehen, welche Lyſippus ſelbſt ſoll gemacht haben. Eben ſo bekannt iſt der Koloſſus zu Rhodus. (Obgleich ſeine Größe hauptſächlich nur aus ſeiner localen Beſtimmung, alſo bloß aus dem mechaniſchen Bedürfniſſe zu fließen ſcheint.) Von dieſem Koloß, und noch einer beträchtlichen Menge anderer koloſſaliſchen Bildſäulen, die Sandrart nur allein in der Stadt bis auf 100 ſchätzt, erhielten die Rhodier den Nahmen der Koloſſer. Aber, wohl gemerkt, ſetzt

(*) Von vielen koloſſaliſchen Bildern der Götter redet *Herodot.* L. 2. *Diodor. Sic.* L. 1. *Plin.* H. N. Lib. 34, c. 7.

(**) Mich nimmt Wunder, daß er der ſchönen koloſſaliſchen Muſe nicht gedenkt — die noch zu Rom iſt?

Munker ſehr naiv hinzu, — nicht jene, an welche Paulus ſeine Epiſtel ſchrieb.

„So fand Walker (ſ. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Flandern, Deutſchland, Italien und Frankreich,) — noch in einem Hofe des Pallaſtes Rezzonico, auf dem Capitol, einer Fuß, „deſſen gro„ße Zehe dicker iſt," ſagt er: „als ich im Leibe bin (*); „und eine Hand, von eben dem Verhältniß, die man als „Fragmente eines Apollo von Marmor gefunden hat, der „wenigſtens 60 Fuß hoch geweſen ſeyn muß." Auch in den Ruinen von Perſepolis — (und wie viel ſagend ſind dieſe Denkmahle der älteſten Kunſt!) — fand J. J Strauß, noch Bildniſſe von Koloſſal-Größe; (S. 189 ſeiner denkwürdigen Reiſen). Insbeſondere gedenkt er des Helden Ruſtan. Und zu Delos fand er eine Diana und einen Apollo in Koloſſal-Größe — freylich nur in Trümmern.

„Dieſem Begriff und dieſer Sitte, das moraliſche Große überhaupt an das Zeichen der phyſiſchen Größe zu binden, blieben cultivirte und rohe Völker von den älteſten Zeiten bis izt getreu. Bey beyden gehörte das körperliche Große zur würdigen Bezeichnung der Gottheit. Clemens von Alexandrien berichtet: „Die erſten Heiden, welche ſich einen Gott machen woll„ten, wählten eine Gattung von Holz, das von einer „merkwürdigen Größe war." So ehrte auch Buchenland zu den Zeiten des h. Bonifacius einen ungeheuer großen Eichbaum. Freylich iſt hier die Rede nur von Symbolen der Geſtalt ſelbſt, oder vielmehr nur von ihrer Höhe; aber dieſe Symbole wurden mit der Zeit Form und Menſchen-Geſtalt. Und dieſe Form, dieſe ungeheure Menſchen-Geſtalt, iſt bis jezt noch bey den Heiden, — ſinnliche Darſtellung ihrer Gottheit, — Götzen-Bild. Ein gewiſſer ſiamiſcher

Götze

(*) Eben daſſelbe verſichert wahrſcheinlich von derſelben Figur Sandrart, S. 39.

Götze z. B. iſt über 60 Schuh hoch. Tavernier, Th. 2, S. 186. Das Bild der chineſiſchen Göttinn Quonin iſt 73 Ellen hoch. S. Dapper Beſchreib. von Sina, S. 69.

„Ueberaus groß fand Walter Schulz die Götzen-Bilder in den indiſchen Pagoden. Beſonders iſt der bengaliſche Obergott Jrora ungeheuer groß. S. Oſtindiſche Reiſebeſchreibung, S. 191.

„Aber, nicht nur allein Beruf und Stand und perſonelle Würde der Gottheit ſpiegelt ſich in körperlicher Größe (*), ſondern auch insbeſondere die Seelen-Größe, die Größe der Sentiments, die Würde der Empfindung.

„Die morgenländiſchen Völker, ſagt Chardin, haben allezeit ungemein viel auf Leibes-Größe gehalten, und ſie als ein ſichtbares Zeichen der Seelen-Größe, der Herzhaftigkeit, Standhaftigkeit und Tugend gehalten (**).

„Ho-

(*) Die körperliche Größe und die Hoheit und die Größe des Standes (der Helden, Könige, Götter) iſt dem Erhabenen zuträglich, (ſagt der Verf. des Verſuchs über das ſichtbar Erhabene in der bildenden Kunſt) — weil beydes die Aufmerkſamkeit ſchneller erregt, und ſtärker auf ſich zieht. In der That das Kleinſte aller Motiven. Die Größe der Seele macht, nach Marmontel, den ſchönſten Theil der perſönlichen Größe aus. Aber auch nur zu oft floß bey den Alten die Koloſſal-Größe ihrer Bildwerke, als Bedürfniß, — aus dem localen Stande derſelben, theils in Abſicht der Höhe, auf welcher — theils in Abſicht des Raumes, in welchem ſie ſtanden.

(**) Selbſt in der Schrift finden ſich Belege zu dieſer Wahrheit. 1 Sam. 10, 23. 16, 7. Hohel. Sal. 7, 7. Wahrſcheinlich führt auch die Eigenheit des jetzigen Königs Victor von Sardinien: „daß er den großen Leuten mehr Verſtand „zutrauet, als den magern und kleinen,“ — hierauf zurück. Einſt wollte er mit einem ſeiner Secretäre gar nicht conferiren, weil er von kleiner Statur ſey. Ich ſelbſt kenne einen Fürſten, bey dem körperliche Größe die erſte Empfehlung und Bürgſchaft der Brauchbarkeit iſt!

„Hominibus barbaris, in corporum maieſtate, veneratio eſt, magnorumque operum non alios capaces putant, quam quos eximia ſpecie donare natura dignata eſt. *Curt.* VI, 5.

„Daß der erhabene Geiſt nur durch einen wohlgeſtalten, ſtarken, großen Körper vollen Eindruck mache, ſcheint mir vergleichungsweiſe in den ähnlichen Eigenſchaften gegründet zu ſeyn. Oder iſt es etwa unnatürlich, daß das Vollkommene ſich durch das Vollkommene äuſſere? Wenn das Vollkommene durch Dinge, die in ihrer Art vollkommen ſind, vergleichbar iſt, ſo kann auch das Starke und Große des Geiſtes durch ähnliche körperliche Eigenſchaften bezeichnet werden. Das große, ſtarke, vollkommene Körper-Gebäude kann mittelbar den großen Geiſt bezeichnen. Der große Geiſt läßt nur in einem ſolchen ſich in ſeiner ganzen Stärke und Hoheit fühlen. Ein ſolcher Körper trägt alſo nicht nur zum Erhabenen bey, ſondern er iſt dazu weſentlich nothwendig. Aber der große, ſtarke Körper flößt nur Ehrfurcht ein, wenn er von einem großen Geiſte beſeelt und regiert wird (*).

„Hieraus läßt ſich die Frage über die Wahl des körperlichen Maßes, für ſolche Subjecte, die ſich durch große Sentiments oder große Thaten auszeichneten, (in Abſicht der bildenden Kunſt) — leicht beantworten. Dies wars, was den guten Atzel auf den Gedanken brachte, für Friedrich den Einzigen ein Monument in Koloſſal-Größe vorzuſchlagen. „Friedrich der Einzige," ſagt er, (im 2ten Heft der Ansbachiſchen Monathsſchr.): „war ein Koloß „unter ſeinen Zeitgenoſſen; ſein Denkmahl müſſe alſo eben „das ſeyn. In dieſem Betracht möchte die in neuern Zei„ten ſo ungewöhnliche (**) Koloſſal-Größe als ein vorzüg„liches

(*) Verſuch über das ſichtbar Erhabene in der bildenden Kunſt. Auch ſeinem Gott giebt der Verf., S. 83, eine Größe, die vorzüglich größer iſt, als diejenige der Engel.

(**) Ungewöhnlich? — warum? vielleicht weil unſre Zeiten, unſre

„liches Mittel betrachtet werden. Denn macht Koloſſal-„Größe ſchon an und für ſich Eindruck auf Auge und „Herz; erweckt ſie ſchon an ſich die Empfindung des „Staunens (wie uns die Pyramiden lehren) — wie viel „mehr muß nicht ein großes, viel ſagendes, viel bedeuten-„des Bild eines großen Königs in Koloſſal-Größe wir-„ken! Plan und Zeichnung zum Denkmahl ſelbſt ſind „folgende. Friedrich — in ſeiner gewöhnlichen „Kleidung ſitzt auf einer Felſen-Maſſe, groß wie der „Fels unter ihm, mit entblößtem (?) Haupt, ins Uni-„verſum ſchauend. Der Felſenberg iſt ſein Piedeſtal. „Ewig feſt und dauernd ruht da das Ganze auf ſtarker „Baſis, entgegengeſetzt dem Begriff einer furchtbaren „ſchwankenden Höhe. — Er, und der Fels ſind eins — „ruhend ſitzt er da von aller Arbeit und ins Univerſum „ſchauend, mit gen Himmel erhabenem Blick. Er hat „das Reich, das ſeine Urväter ſtifteten, das ſein Vater „verherrlichte, und dem Er Feſtigkeit und Dauer gab, „um ſich her betrachtet; nun blickt Er auf gen Himmel; „Er bittet den Gott, den Er erkannte, um Segen für „ſein Volk.“

„In dem zuſammengenommenen und allgemeinen Begriff eines großen Mannes ſollte man, wie es ſcheint, die ſchönſten Verhältniſſe des Körpers mit begreifen (*). Das Volk verfehlt ſolche niemahls; d. h. im Allgemeinen iſt man ſtets gewohnt, einen moraliſch großen Mann auch körperlich groß zu denken. Man lieſet mit Verwunderung, daß Alexander klein war; und man hält den Achill für weit größer, wenn man in der Iliade lieſet, daß keiner von ſeinen Gefährten ſeine Lanze habe bewegen können (**). Woher kommt aber dieſe allgemeine Neigung in dem Begriff der Größe, das

ſre Sitten, unſre Seelen und unſre Künſte (mit dem Geſchmack) täglich zwergartiger werden?

(*) Marmontel's moraliſche Fragmente.

(**) Auch das, was Friedrich der Einzige in der Welt that, ſteht eigentlich in keinem Verhältniſſe mit ſeiner körperlichen Größe; denn ſie war — mittelmäßig.

das Phyſiſche mit in das Moraliſche zu mengen? Hierauf antwortet Marmontel: 1) von der Einbildungs-Kraft, welche ein ſinnliches Maß verlangt; 2) aus der gewöhnlichen Probe, welche wir in Anſehung der Vereinigung des Leibes und der Seele, ihrer gegenſeitigen Abhängigkeit, ihrer Wirkungen und Folgen, welche aus der Verbindung ihrer Fähigkeiten entſpringen, — anzuſtellen pflegen. Die Vernunft iſt eine Sclavinn der Einbildungs-Kraft, und dieſes iſt wieder den Sinnen unterworfen. Sie mißt die moraliſchen Urſachen nach der phyſiſchen Größe der Wirkungen ab, welche ſie hervorgebtacht hat, und ſchätzt ſie nach der Ruthe.

„Kaum brauche ich noch zu ſagen, daß das Maß körperlicher Länge oder Höhe, mit der angenommenen Dicke und dem Umfange eben dieſes Körpers wachſen und zunehmen müſſe, wenn er anders nicht ungeſtaltet werden ſoll. Auch bey den Subjecten, die durch körperliche Uebungen ihre Kräfte excolirt haben, gilt dieſes; wenn anders ihre Bildung und Darſtellung der äſthetiſchen Wahrheit entſprechen ſoll. Ich rechne hierher vorzüglich einen Simſon, Herkules und Milo. Die ungewöhnliche Stärke, welche die Geſchichte dem Leztern zuſchreibt, ſetzt (nach Guibal, der dieſes Sujet einſt zur Aufgabe ſeiner Zöglinge machte,) — natürlich eine Leibes-Länge voraus, die ihn zu jenen ſtaunenswürdigen Thaten fähig machte, die er in den olympiſchen Spielen verrichtete. Die Anwendung davon, beſonders auf einen Herkules, ergiebt ſich von ſelbſt.

„Manchmahl (denn ich rede hier nur vom Mißbrauch) — geht dieſe Koloſſal-Größe ins Ungeheure (*) über, und wird dann ſinnlich unermeßlich. Ihre

(*) Die Progreſſion der Größe wäre alſo dieſe: gewöhnliche — Rieſen, — Koloſſal- — ungeheure (ſinnlich unermeßliche) Größe.

Ihre Wirkung iſt alsdann widrig, Geſchmack empörend, und ſchaudervollen Schwindel erregend.

„Moſes Mendelsſohn hat ſehr richtig die Gränzen des Großen und die Wirkungen des Uebergroßen, des Ungeheuern (in ſeinen philoſophiſchen Schriften) aus einander geſetzt. „Das eigentliche Schöne," ſagt er: „hat ſeine beſtimmten Gränzen, die es nicht überſchreiten „darf. Wenn der Umfang des Gegenſtandes nicht auf „einmahl in die Sinne fallen kann, ſo hört er auf, ſinn„lich ſchön zu ſeyn, und wird ungeheuer oder übermäßig „groß in der Ausdehnung."

„Die Empfindung, die alsdann erregt wird, iſt zwar von vermiſchter Natur, ſie hat aber für wohlerzogene Gemüther, die an Ordnung und Symmetrie gewohnt ſind, etwas Widriges, indem die Sinne endlich die Gränzen wahrnehmen, aber nicht ohne Beſchwerlichkeit umfaſſen, und in eine Idee verbinden können. Wenn die Gränzeu dieſer Ausdehnung immer weiter hinaus gedehnt werden, ſo können ſie endlich für die Sinne ganz verſchwinden; und alsdann entſteht das ſinnlich Unermeßliche. Die Sinne, die etwas Zuſammenhängendes wahrnehmen, ſchweifen umher, die Gränzen deſſelben zu umfaſſen, und verlieren ſich ins Unermeßliche. Daraus entſteht anfangs ein Schauern, das uns überläuft, und ſodann etwas dem Schwindel ähnliches, das uns oft nöthigt, die Augen von dem Gegenſtande abzuwenden; z. B. das Welt-Meer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, eine unabſehliche Höhe oder Tiefe, das nach Jeſaias entworfene Bild der Gottheit.

„So ſinnlich unermeßlich war einer der Himmels-Stürmer Typhon. Er war, nach der mythiſchen Sage, ſo groß, daß er über alle Berg-Spitzen hinaus zu ragen ſchien, und daß er oft mit dem Kopfe an die Sterne ſtieß. Mit der einen Hand reichte er bis an den Abend, mit der andern bis an den Morgen. *Apollod.*

Apollod. Lib. 1, c 6. Holl's Mythol. S. 48. So ſinnlich unermeßlich iſt der bengaliſche Obergott Jxora; ſein Haupt kann man vor dem Himmel, und ſeine Füße vor der Erde nicht ſehen.

„Unter allen ſinnlich ungeheuern Vorſtellungen, die ich kenne, ſind die rabbiniſchen Vorſtellungen von der Unermeßlichkeit Gottes (?) die größten. Hier iſt eine derſelben (*).

„Von dem Orte des Sitzes ſeiner Herrlichkeit aufwärts, ſind 118 Mahl zehntauſend Meilen; und von „dem Orte des Sitzes ſeiner Herrlichkeit abwärts, 118 „Mahl zehntauſend Meilen. Von ſeinem rechten Arm „zu ſeinem linken, ſind 77 Mahl zehntauſend Meilen. „Seine Höhe iſt 236 Mahl zehntauſend Meilen. Von „dem rechten Augapfel zum linken, ſind 30 Mahl zehntauſend Meilen. Die Hirnſchale in ſeinem Haupte iſt „3 Mahl zehntauſend Meilen in die Länge und Breite, „(— o! Menſchen-Verſtand!) Die Kronen auf ſeinem Haupte ſind 60 Mahl zehntauſend Meilen lang, „in Anſehung der 60 Mahl zehntauſend iſraelitiſchen Seelen des Gottes Jſrael. Deswegen wird Er genennet „der große Gewaltige und Erſchreckliche.“ (Raſiel, fol. 1. — ein kabbaliſtiſches Buch, das Adam vom Engel Raſiel ſelbſt ſoll erhalten haben. Vergl. Wolf's Bibl. hebr. 4.)

Noch genauer iſt folgende Ausmeſſung. „Seine Fuß-„Sohlen ſind alle Welt. Jeſ. 62, 1. Die Höhe ſeiner „Fußſohlen iſt 30 tauſend Meilen. Von ſeiner Fußſohle „bis an ſeine Ferſen ſind 1000 Mahl zehntauſend und „fünfhundert Meilen. Von ſeinen Ferſen bis zu ſeiner „Knieſcheibe ſind 19 Mahl zehntauſend, tauſend und vier „Meilen in die Höhe. Von ſeinen Hüften bis zu ſeinem „Hals ſind 24 tauſend Mahl zehntauſend Meilen. Die „Höhe ſeines Halſes iſt 13 tauſend Mahl zehntauſend und „800 Meilen. Sein Bart iſt 11 tauſend und 500 Meilen „lang. Das Schwarze in ſeinem rechten Auge iſt 11 tauſend und 500 Meilen, ſo wie auch das im linken Auge. „Seine rechte Hand iſt 22 Mahl zehntauſend und 2 Mei-„len

(*) Geſchmack, vergieb es mir, daß ich ſie hierher ſetze!

„len lang, ſo auch die linke. Von ſeiner rechten Schul„ter bis zur linken, ſind 16 Mahl zehntauſend Meilen. „Von ſeinem rechten Arm bis zum linken, ſind 120 tau„ſend Mahl tauſend Meilen. Die Finger ſeiner Hand „ſind zuſammen 12000 zehntauſend Meilen lang.“

Rabbi Akiva, in dem Büchlein Othioth, f. 16. (verglichen mit Schene luchos habberis, f. 262), läßt ſich alſo vernehmen: „Der Leib der göttlichen Majeſtät ſey lang „2000000336000 Meilen. Von ſeinen Lenden aufwärts, „1000000180000 Meilen. Von ſeinen Lenden abwärts, „eben ſo viel. Dieſe Meilen aber ſeyn nicht wie unſre „Meilen, ſondern wie Gottes Meilen. Gottes Meile ſey „1000000 Ellen lang, ſeine Elle aber halte 4 Spannen „und eine Handbreit, und ſeine Spanne gehe von einem „Ende der Welt bis zum andern (*).“

Siehe auch Leibes-Schönheit und Häßlichkeit. Leibes-Weite.

Leibes-Häßlichkeit, ſ. Leibes-Schönheit.

Leibes-Höhe, oder **Länge**, ſ. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Kräfte, ſ. Leibes-Stärke.

Leibes-Lage, ſ. Leibes-Stellung.

Leibes-Länge, ſ. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibesleben, ein nur in den gemeinen Sprech-Arten mit dem Vorworte bey übliches Wort. Die ſogenannten Großen werden oft noch bey Leibesleben wieder kleiner, wie der Körper alter Leute, d. i. in ihrem gegenwärtigen Leben.

Leibes-Mängel, ſ. Leibes-Gebrechen.

Leibes-Maß, ſ. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Oeffnung, der Zuſtand, da man offenen Leibes iſt, d. i. wenn die Ausleerungen gehörig erfolgen.

Diejenigen Theile der Speiſen, die für die Ernährung des Körpers nicht brauchbar ſind, ſollen durch einen

(*) Dieſes Bild vernichtet ſich wenigſtens durch ſich ſelbſt. Denn drey Spannen wären offenbar zu viel. — — — o! des Unſinnes!

nen von der Natur angelegten und angewieſenen Weg ausgeführt werden. Solche Theile ſind alle diejenigen überhaupt, die von ſo feinen Gefäßen, als die Milch-Saft-Röhren ſind, nicht eingeſogen werden können. Der eigentliche Ballaſt der Speiſen aber gelangt, nachdem er des größten Theiles ſeiner ernährenden Gallerte beraubt worden iſt, d. i. aus den ſogenannten drey dünnen Därmen, zu den drey dicken. Allein, auch dieſe ſind nicht ohne Milch-Gefäße, wenigſtens befinden ſie ſich an dem Anfange des Theiles vom Darm-Canal, der den Nahmen dicke Gedärme führt. Dieſe Röhren ſaugen daher, ſo lange Vorrath da iſt, aus dem ſie einſaugen können; und da alſo derjenige Speiſe-Brey (Chymus), der den größten Theil der Verdauung überſtanden hat, bey einem allzulangen Aufenthalte in dem von ſo vielen Blut-Gefäßen, und durch ſeine eigene Wirkſamkeit erwärmten, und verſchloſſenen Canal, nothwendig verändert wird, und nun ſolche Eigenſchaften annimmt, die er vorher nicht hatte, wozu er aber ſeiner Natur nach geneigt iſt, und da die durch dieſes lange Verweilen entwickelte Schärfe mehrentheils faulichter Art iſt, und als ſolche in das Blut gelangt, ſo ſieht man ein, daß die Maſſe der Säfte in ihren Beſtand-Theilen, und durch dieſe, vermöge des mehrern Reizes auf die Häute der Gefäße, auch in ihrer Bewegung leiden müſſen. Auſſerdem entwickelt ſich die Luft, die bisher in den kleinſten Zwiſchenräumchen der Speiſen zuſammengedrängt geſteckt hatte, reizt die Gedärme und dehnt ſie aus; und dieſes verurſacht nicht nur wegen der nervigen, folglich empfindlichen, Structur derſelben, für ſich, ſondern auch wegen der Nachbarſchaft ſo vieler empfindlicher Theile, als des Zwerchfelles, Schmerzen; ja die Bruſthöhle nimmt Theil an den im Unterleibe vorgehenden Auftritten, es entſtehen Herzens-Angſt, Beklemmung, Krämpfe und Schmerzen, die insgeſammt

wei-

weichen, wenn der Leib natürlich erleichtert worden iſt.

Die Därme haben eine beſtändige wurmförmige, oder ſich windende Bewegung, die im natürlichen Zuſtande vom Magen an niederwärts ſteigt, und alles Feſte, was in ihnen ſteckt, allmählich vor ſich her unterwärts drückt. Durch die Kraft dieſer Bewegung war der mit dem Milch-Safte vermiſchte dünnere Brey bis zum lezten der dünnen Därme (dem krummen Darm, Inteſtinum ileum) gebracht worden, und eben dieſelbe treibt ihn nun, wiewohl viel trockner und feſter, in die drey dicken Därme (den Blinddarm, Inteſtinum coecum, den Grimmdarm, Inteſtinum colon, und den Maſt- oder After-Darm, Inteſtinum rectum). Dieſe drey leztern Därme ſind dicker von Häuten, als die drey dünneu, und man ſieht nur ſehr wenige Milch-Adern an ihnen hangen, welche noch etwas Flüſſiges aus der gröbern Maſſe heraus ſammeln. Wenn ſolcher Geſtalt die faſt trocken gewordenen gröbern Ueberreſte der Speiſen bis an den Ausgang des lezten Darmes gekommen ſind, ſo würden ſie daſelbſt einen ſehr langſamen und ſtätigen Ausgang finden, der allen Menſchen und Thieren höchſtbeſchwerlich wäre, wenn nicht die Natur dieſe lezte Oeffnung der Därme mit einem Muskel, der ſich verſchließt (Schließ-Muskel, Sphincter ani), umgeben hätte. Daher ſammeln ſich die Ueberreſte einer jeden Verdauung, nach und nach im lezten Darme, und verweilen daſelbſt ſo lange, bis ihr Druck und die davon herrührende Ausdehnung eine unangenehme Empfindung verurſachet, welche uns nöthigt, die Gewalt des Muskels, der die Därme verſchließt, durch Gegengewalt zu überwinden. Dieſes geſchieht, indem wir die Lunge voll Luft ziehen, und ſie zurückbehalten, damit das Zwerchfell von oben auf die Därme drücke, und indem wir zugleich die Muskeln des Unterleibes zuſammenziehen, um auch

die Därme in ihrem Umfange zuſammen zu preſſen. Dieſer Druck entſcheidet die Sache; und wir entledigen uns deſſen, was von den Speiſen nicht für unſere Natur war, auf dem Wege, den wir alle gehen müſſen.

Bey Perſonen, die der Ordnung der Natur gemäß leben, bemerkt man, daß nach jeder Verdauung die Natur ſich ihres Ueberfluſſes entledigt; daher es bey denen, die täglich zwey Mahl ſpeiſen, auch zwey Mahl zu geſchehen pflegt. Bey eben dieſen Perſonen iſt dieſe Ausführung jederzeit der Menge der genoſſenen Speiſen, ihrer Unverdaulichkeit, und der Schwäche der Verdauungs-Kräfte, proportionirt; denn ſie iſt deſto ſtärker, je mehr feſte Speiſen man genoſſen hat, und je unverdaulicher ſie ſind, weil das, was nicht verdauet und in Blut verwandelt werden kann, in den Därmen zurückbleibt, und je ſchwächer die Därme ſind, Nahrungs-Saft aus den Speiſen zu bereiten. Wer ſtark verdauet, der arbeitet ſeine Speiſen ſo aus, daß nur wenig Trocknes davon übrig bleibt, dahingegen ein ſchwacher Leib eine Menge guter Säfte in den gröbern Speiſen zurück läßt, die ihre Menge und Flüſſigkeit vermehren. Auf dieſe Proportion der täglichen Ausführung mit den genoſſenen Speiſen und den Verdauungs-Kräften hat man hauptſächlich zu ſehen, wenn man mit dieſer höchſtnöthigen Ausführung (Excretion) in Ordnung kommen will. Es iſt wahr, daß es Leute giebt, die ſechs und acht Tage vorbey laſſen können, ohne den Weg der Natur zu gehen. Allein, es iſt nicht gut, daß man in ſolchen Ausgaben, die zur Geſundheit dienen, ſparſam iſt. Man muß billig alles anwenden, um täglich der Natur einen Zoll von den Speiſen wieder zu geben, den ſie, ſo verächtlich es uns ſcheint, doch ſehr wohl zu gebrauchen weis. Man darf ſich nur erſt einige Mühe geben, um in Ordnung zu kommen, ſo gewöhnt ſich der

Leib

Leib bald ſelbſt, wie es ſeyn ſoll. Des Morgens iſt die beſte Zeit dazu vorhanden, dieſe Ausführung abzuwarten. Man genieße gleich nüchtern ein fettes Butterbrod, oder trinke ein wenig warme Pflaumen-Suppe, und eſſe ein Par Katharinen-Pflaumen dazu; alsdann trinke man einige Taſſen Thee oder Kaffe, und rauche eine Pfeife Tobak dazu. Man bewege ſich im Zimmer durch auf und niedergehen; und wenn ſolcher Geſtalt eine halbe oder ganze Stunde verfloſſen iſt, ſo gehe man an den Ort, wo alle Menſchen hin müſſen, und bemühe ſich, zu ſeinem Zwecke zu gelangen. In der Zeit, da man die Natur zur Ordnung zu gewöhnen ſucht, genieße man ſolche Arten von Speiſen, die die Därme reizen, oder auf andere Weiſe dieſe Ausführung befördern, z. B. Spinat, gekochtes Obſt, Pflaumen-Suppen, ſüße Speiſen, ſalzige Speiſen, die keine Blähungen verurſachen, und nehme beym Schlafengehen ein wenig Mittel-Salz und Salpeter ein, um die Verdauung zu befördern. Durch ſolche Kleinigkeiten kann man in kurzer Zeit zu ſeinem Zwecke gelangen, beſonders wenn man täglich alle dieſe Anſtalten zu einerley Zeit und Stunde unausgeſetzt wiederhohlt. Allenfalls kann man dieſe erſte Arbeit einem Arzte überlaſſen, welcher einer jeden Perſon, nach den verſchiedenen Umſtänden, die ihre Verſtopfung veranlaſſen, das Nöthige verordnen wird, damit dieſe Ausführung nur erſt in die gehörige Ordnung komme. Nachher iſt weiter nichts nöthig, als daß man nur die Zeit, welche die Natur ſelbſt anfordert, nicht verſäume. Es iſt eine üble Gewohnheit derer, die mit Hartleibigkeit beſchwert ſind, daß ſie immer zu Purganzen und Klyſtieren ihre Zuflucht nehmen; denn dieſe können zwar ein Mahl aus der Noth helfen, allein ſie bringen die Natur nie in Ordnung. Man muß ſtets, wie der Hr. v. Pourceaugnac im Moliere, mit Klyſtier-Spritzen umgeben ſeyn, und

die erweichenden Klyſtiere machen endlich die untern Därme und den Schließ=Muskel ſo ſchwach, daß ſie nicht einmahl die Blähungen mehr zurückhalten können. Hieraus entſtand jener Jungfer der Verdruß, daß ſie beſtändig ein Zäpfchen bey ſich tragen mußte, damit ſie keinen Ton von ſich gäbe, wenn ſie ſich neigte. Dieſes traurige Beyſpiel kann denen zur Warnung dienen, die allzu große Liebhaber von den kleinen erweichenden Klyſtierchen ſind, und die nicht leben können, wenn ſie nicht täglich von unten und oben eingeweichet werden. Dieſe üble Gewohnheit gehört mit unter die Unreinlichkeiten der vornehmen Leute. Ein Mehreres hiervon wird im Art. **Leibes=Verſtopfung** vorkommen.

Was in Anſehung der **Leibes=Oeffnung** bey **Kranken** zu beobachten iſt, ſ. im XLVII Th., S. 108, fgg.

Leibes=Pflege, die Pflege oder Wartung des Leibes.

Leibes=Poſitur, ſ. **Leibes=Stellung**.

Leibes=Proportion, ſiehe **Leibes=Größe**, oben, S. 75, fgg.

Leibes=Schönheit und Häßlichkeit. Jene iſt der Zuſtand, die Eigenſchaft des menſchlichen Körpers, da derſelbe durch ſeine äuſſere Geſtalt Bewunderung und Vergnügen erweckt; dieſe hingegen der Zuſtand deſſelben, da er durch ſeine äuſſere Geſtalt Ekel, Schrecken und Abſcheu erweckt.

Die geiſtigen Eigenſchaften ſind nicht die einzigen, wodurch der Menſch ſich von allen andern thieriſchen Geſchöpfen unterſcheidet, und ſich zu den edelſten und vorzüglichſten erhebt. Auch der Bau ſeines Körpers, ſo nahe er auch durch Aehnlichkeiten, beſonders in Anſehung der Geſtalt und Anzahl ſeiner äuſern Theile ihnen gebracht wird, hat weſentliche Eigenheiten und Vorzüge, die ihm allein zukommen, und ihn eben dadurch von jeder andern Thier=Gattung wieder entfer-

fernen. Denn nicht nur ſeine Geſtalt iſt allen ſeinen Bedürfniſſen völlig angemeſſen, ſondern es herrſcht auch in allen ſeinen Theilen eine ſo vollkommene Harmonie, und ein Verhältniß der einzelnen Theile unter einander, in einem ſo hohen Grade, daß der Menſch mit vollem Rechte für das Meiſterſtück der Schöpfung gehalten werden kann, und deswegen nur von ihm die Regeln wahrer körperlicher Schönheit entlehnet werden können. Der Rumpf liegt in der Mitte, die gelindeſten Bewegungen gehen daher in ihm vor; von allen Gegenden, als ein theils knöchernes, theils fleiſchiges Gewölbe geſchloſſen, dient er zum ſchicklichſten Behältniß der Eingeweide, und zum gemeinſchaftlichen Vereinigungs-Punct aller Theile. Da der Rumpf in der Mitte aller übrigen Theile liegt, ſo iſt auch der Weg für das Blut, welches aus dem in ihm liegenden Herzen hervorſtröhmt, nach keinem Theile zu weit. Auf dem Halſe, der ſich von dem obern Theile des Rumpfes verſchmählert erhebt, ruhet der Kopf, wie die Krone eines Baumes auf dem Stamme. Dieſer Kopf, der mit den vornehmſten Sinn-Werkzeugen verſehen iſt, nimmt den erhabenſten Theil des Körpers ein, ſo weit als ſich nur irgend der Bezirk der Wahrnehmung bey Menſchen erſtrecken kann. Der majeſtätiſche Blick des menſchlichen Auges verkündigt den Herrn der übrigen Kreaturen. Das feſte Knochen-Gewölbe des Kopfes ſichert das edelſte unter allen Eingeweiden, welches mit unſerer vernünftigen Seele ſo genau verbunden iſt, das Gehirn nähmlich, vor den mehreſten Gefahren. Die beyden untern Gliedmaßen unterſtützen den Körper an den ſchicklichſten Orten; ſtarke mit hinreichender Feſtigkeit begabte Säulen. Die beweglichern obern Gliedmaßen hingegen, welche frey an der Seite des Rumpfes herab hangen, können einen jeden Ort des Körpers erreichen; ſie ſind für die Abwendung jeder äuſ-

ſern Gefahr wachſam, verſchaffen die Nahrung; und alles, was irgend ein äuſſeres Bedürfniß des Körpers genannt zu werden verdient, kann der Menſch durch ſie erlangen. Ein ſchönes Verhältniß herrſcht unter allen dieſen Theilen, wenn ſie in ihrem Ebenmaße geordnet ſind. Es war gewiß die Abſicht des Schöpfers, daß dieſe Schönheit jeden menſchlichen Körper zieren ſollte; nur beſondere Zufälle und die Zügelloſigkeit der Menſchen in den mehreſten Leidenſchaften, verunedeln ſehr oft ihre eigene Bildung und die Bildung ihrer Nachkommenſchaft.

Von der Schönheit überhaupt, und den Mitteln zur Erhaltung derſelben. Daß es keine eitle Sache ſey, die Schönheit zu unterſuchen, und zur Erhaltung derſelben Mittel anzugeben, beweiſet ſelbſt die Natur in allen Verrichtungen. Bey jedem, auch kleinſten Dinge ſucht ſie Ordnung, Uebereinſtimmung und Symmetrie aller Theile; ſie zielt immer zur Schönheit der Dinge ab. Findet man einen Fall, wo die harmoniſche, zweckmäßige Zuſammenſetzung der Theile unterbrochen iſt, ſo iſt es kein Werk der Natur, ſondern man nennt es Mißgeburt. Unſere Empfindungen äuſſern Mißvergnügen, wenn ſie dergleichen Gegenſtände wahrnehmen, ſo wie ſie ihre Luſt bezeigen, wenn ſich Gegenſtände darſtellen, in welchen von Natur oder durch Kunſt eine gehörige Ordnung und Gleichförmigkeit angebracht iſt. Schöne Dinge müſſen wir lieben, wir mögen wollen oder nicht; es ſteht nicht bey uns, ſie häßlich zu nennen. Welches Vergnügen gewähren uns nicht die Augen, wenn ſie z. B. ein nach den Regeln der Bau-Kunſt ſymmetriſch errichtetes Gebäude erblicken; wenn ſie eine nach der Richtſchnur gebauete Stadt, einen wohl eingerichteten Garten überſehen! Dem Menſchen gefällt das Schöne, das Regelmäßige, wo es nur immer angebracht iſt; warum ſollte es ihm nicht auch an ſich ſelbſt,

oder ſeines gleichen, gefallen? Welch ſanftes Entzücken fährt in unſere Seele, wenn wir einen Menſchen vor uns ſehen, in deſſen Körper Harmonie aller Theile herrſcht, oder deutlicher, deſſen Körper Schönheit aufzuweiſen im Stande iſt! Im Gegentheile entſteht ein unangenehmes Gefühl in uns, wenn wir Dinge empfinden, deren Theile unregelmäßig zuſammengefüget ſind, es entſteht ein Widerwille gegen dieſelben in uns, wir verabſcheuen ſie. Das Auge empfindet größere oder geringere Unluſt, je nach dem die Gegenſtände mehr oder weniger häßlich ſind; gleichwie das Ohr angenehm gerührt wird, wenn harmoniſch klingende Töne in demſelben erſchallen, aber ſchmerzende oder wenigſtens unangenehme Erſchütterungen verſpüret, wenn unharmoniſche Töne daſſelbe befallen. Man wird den Werth einer harmoniſchen Bildung des Körpers noch beſſer erkennen, wenn man erweget, wie viel Einfluß eine vortheilhafte äuſſere Geſtalt in das Urtheil, welches man über Andere fällt, hat. Man laſſe nur einmahl die Sinne jemanden das Wort reden; die Vernunft wird gewiß wenig einzuwenden haben. Man laſſe nur einen Theil gefallen; das Ganze wird bald eben ſo aufgenommen werden. Zu einem Wohlgefallen geſellet ſich leicht ein anderes, gleichwie ſich am Mißfallen leicht ein anderes anſchließt. Nichts iſt leichter, als der Uebergang von dem Aeuſſern zu dem Innern, und der Schluß von einem ſchönen Körper auf eine ſchöne Seele. Es kann zwar auch unter einem Silenus-Geſichte die Seele eines Sokrates verborgen ſeyn, und mit einer noch ſo ehrlichen und ſüßen Geſichts-Bildung kann ein treuloſes und giftiges Herz gepaaret ſeyn; allein man iſt zu viel an Harmonie gewöhnt, daß man nicht von einem auf das andere ſchließen ſollte. Dieſes äuſſert ſeine Wirkung ſonderbar bey dem ſchönen Geſchlechte. Manches Mädchen ohne Reichthum und vornehme

Geburt hat es bloß dieſer einzigen Gabe, der Schönheit, zu verdanken, daß es von einem liebenswürdigen Manne zur Gattinn gewählt worden iſt. Welch edles Glück iſt es alſo, ſchön zu ſeyn!

Man ſieht hieraus ſchon, daß hier nicht von jener Schönheit, wovon der Dichter die witzige Beobachtung gemacht hat, daß ſie nicht in der Geſtalt der Schönen, ſondern in dem Auge des Liebhabers ſey, die Rede iſt. Dieſe Art Schönheit beſteht öfters in einer unmerklichen Kleinigkeit, die nur das Auge des Liebhabers auf ſich zieht. Dieſer hat ſeine eigene Brille, wodurch er ſeinen Lieblings-Gegenſtand betrachtet; durch dieſe entdeckt er an ſeiner Geliebten Reize, die doch niemand vor ihm bemerkt hat; die Brille ſtellt ſie in einer erſtaunlichen Größe dar, ſie ſchildert dieſelben in einem auſſerordentlichen Glanze, wodurch die Achtung und Liebe aufs zärtlichſte gereizt wird. Ein ſonſt unbedeutendes Wärzchen am Geſichte, eine ſonderbar gewachſene Naſe, beſondere Bewegungen und Verdrehungen des Mundes, eine gewiſſe Farbe des Geſichtes oder der Haare, das ſanfte, muntere oder langſame Weſen der Sprache, etwas Flüchtiges, Keckes und Feuriges in den Augen, etwas ſich Auszeichnendes in der Miene, manchmahl zarte Finger, rothe glänzende Nägel, ein ander Mahl ein zierliches Füßchen, verurſachen bey dem Liebhaber den erſten Reiz, und machen den größten Werth aus, ohne welchen die Geliebte oftmahls häßlich ſeyn würde. Daher kommt es, daß jede Perſon, ſie mag ſo häßlich ſeyn als ſie wolle, eine andere findet, in deren Augen ſie liebenswürdig erſcheint. Eine wirkliche Schönheit, die durch einen zweckmäßigen Bau des Körpers, durch die Symmetrie aller Theile unter einander, und durch die gehörige Beſchaffenheit eines jeden einzelnen Theiles entſteht, hat ihren Grund nicht nur in der Vorſtellungs-Kraft und in dem Geſchmacke der liebenden

Per-

Perſon, ſondern befindet ſich im Gegenſtande wirklich. Eine ſolche reelle Schönheit iſt am menſchlichen Körper: wenn alle Theile deſſelben mit einander proportionirt ſind; wenn Kopf, Arme, Hände und Füße gehörige Größe und Stärke haben. Beſonders wird eine glückliche Bildung des Geſichtes erfordert; eine freye glatte Stirn; lebhafte Augen; ſchmahle und kurze Augenbraunen; eine proportionirte Naſe; rothe Lippen; ein kleiner ſich wohl ſchließender Mund, in demſelben eine Reihe elfenbeinerner Zähne; Wangen, auf welchen die Röthe und Weiße ſich unvermerkt in einander verlieren; kaſtanienbraune oder ſchwarze Haare; zarte Finger mit großen glänzenden und durchſichtigen Nägeln; eine gute Taille; zierliche Füße, und dann am ganzen Körper eine zarte Haut, die weder zu weiß, noch zu roth, ausſieht, unter welcher kleine blaue Adern hervorſcheinen. Auf ſolche Art hätte man das Bild eines wohlgebaueten und ſchönen Körpers geſchildert. Welch ein göttliches Weſen müßte das ſeyn, worin alle dieſe Vollkommenheiten harmoniſch vereinigt ſind! Und wenn es erſt eine Schöne wäre, was für ein himmliſches Vergnügen müßte bey dem Anblicke derſelben in uns angefachet werden! Jener muntere Franzoſe verlangte zur Schönheit, inſonderheit eines Frauenzimmers, folgende drey Stücke: ein Geſicht aus England, einen Leib aus Deutſchland, und den Theil, worauf man ſitzt, aus Paris — das iſt ein franzöſiſcher Geſchmack.

Die Schönheit läßt ſich füglich in drey Arten abtheilen: in die vollkommene, mittlere und gemeine Schönheit. Die leztere Claſſe macht die Alltags-Geſichter aus, deren Anzahl die beträchtlichſte iſt; dieſe ſind zwar nicht anmuthig und reizend, doch ſind ſie auch nicht häßlich. Die ganz vollkommene Schönheit, wobey nicht das geringſte Disharmoniſche oder Unförmliche iſt, wird äuſſerſt ſelten, oder vielmehr

gar nicht, unter den Sterblichen angetroffen; ſonſt hätte der berühmte Apelles, als er eine ſchöne Venus mahlen wollte, nicht nöthig gehabt, 30 ſchöne Frauenzimmer vor ſich zu nehmen, und was eine jede Schönes an ſich hatte, ſeinem Venus-Bilde einzuverleiben. Eben ſo hat Albrecht Dürer zu Nürnberg, die Proportion der menſchlichen Glieder von vielen ſchönen Frauenzimmern abgezeichnet. So was Seltenes iſt die vollkommene Schönheit; und deſſen ungeachtet weis jedes Mädchen ſich leicht zu bereden, ſie ſey die Schönſte, die vollkommen Schönſte unter dem Monde! je nun, das kann man ja den guten Mädchen wohl gönnen; es iſt immer ein glücklicher Betrug, wenn man ſich von ſo etwas feſt überzeugt glaubt.

Das Beſtreben, ſeine körperliche Oberfläche zu verſchönern, iſt, nach dem Urtheile des Hrn. Prof. Hufeland (*), nichts weniger als verwerflich, und hat für dieſe Welt wenigſtens eben ſo viel Intereſſe und eben ſo wohlthätige Einflüſſe, als das Beſtreben manches Philoſophen, ſeinem Geiſte einen gewiſſen ſyſtematiſchen Anſtrich zu geben, den er eben ſo gut diesſeit des Grabes zurücklaſſen wird, als ſeine irdiſche Hülle; ja, das Verlangen nach Schönheit kann die Quelle einer Menge Tugenden und Glückſeligkeiten, ja ſelbſt der Geſundheit, werden. Allein, man ſucht dieſe Tochter des Himmels mehrentheils auf ganz falſchem Wege auf, und eben weil man ſie nicht recht kennt, bringt man ihr ſo manches theure Opfer, ſelbſt Geſundheit und Leben dar, ohne ſie zu erhalten. Die Beyſpiele ſind ſehr häufig, wo man durch Entziehung der freyen Luft, durch eine weichliche ſchwächende Diät, durch langes Schlafen und Bettwärmen, u. ſ. w. ſich zu bleichen und zu verſchönern hoffte, und leider! Geſund-

(*) Im 1 B. ſeiner gemeinnützigen Aufſätze zur Beförder. der Geſundheit ꝛc. (Lpz. 1794, gr. 8.) S. 83, fgg.

ſundheit und Teint zugleich verlor. Eine Perſon aß, ein halbes Jahr lang, alle Morgen acht Kügelchen von weißem Seiden-Papier, und trug beſtändig Campher unter den Achſeln — um blaß zu werden; und ſie bekam wirklich auf immer die bleiche Schönheit einer Leiche, und den kränklichſten Zuſtand dazu. Wie viele waren nicht, und ſind noch, die durch Kreide eſſen, Eſſig trinken und ähnliche verderbliche Mittel dieſelbe Abſicht zu erreichen ſuchten! Ja, was noch trauriger iſt, man ſcheut ſich nicht, die gefährlichſten giftigſten Subſtanzen zu gebrauchen, um einige Jahre die Augen der Bewunderer auf ſich zu ziehen, und dann ein ſieches elendes Leben langſam zu verſchmachten. Um mich hier nicht auf die anerkannte Schädlichkeit der eigentlichen Schminken, wovon an ſeinem Orte gehandelt werden wird, einzulaſſen, will ich hier nur gewiſſer Waſch-Waſſer erwähnen, die unter dieſem unſchuldigen Nahmen von gewiſſenloſen Charlatanen angeprieſen, ja hier und da als Familien-Geheimniſſe geehrt und häufig gebraucht werden, aber oft die unerkannte Urſache unzähliger Beſchwerden und unheilbarer Gebrechen werden, die zuweilen nur deswegen manchen Familien eigen ſeyn können. Sie enthalten alle entweder Queckſilber oder Bley, in feinerer oder gröberer Geſtalt, mithin die zwey ſchrecklichſten Gifte; und es iſt ganz einerley, ob man Gifte dieſer Art von auſſen, oder von innen, beybringt. Unſere Haut iſt eben ſo gut voll einſaugender Gefäße, als unſere Gedärme; ja, es wird wirklich ein ſolcher Feind durch die Haut noch weit ſchneller und mit größerer Kraft in das Blut ſelbſt gebracht, als bey dem Verſchlucken, wo die Wirkungen der Gedärme und die vielen zu durchwandernden Gefäße ihm ſehr viel von ſeiner Kraft benehmen. Das Blattern-Gift, welches man nur auf die Haut ſtreichen darf, um durch und durch inficirt zu werden, mag ſtatt tauſend anderer Beweiſe dienen.

Würde jedes Frauenzimmer nicht zurück ſchaudern, wenn ihnen jemand, zur Erhöhung ihrer Schönheit, vorſchlüge, täglich eine Portion Gift einzunehmen? und doch thun ſie wirklich nichts anders, wenn ſie ſich täglich mit einem ſolchen Bley = oder Queckſilber = Waſſer waſchen. Wer ſich die Mühe nehmen will, auf ſolche Perſonen Acht zu haben, wird ſich bald von der Wahrheit dieſer Behauptung überzeugen können. Unzählige Krämpfe, Ohnmachten, Nerven = Schwäche, ſogenannte Flüſſe, wechſeln ewig mit einander ab, und endigen ſich, nach längerer oder kürzerer Zeit, in unheilbare Lähmungen, Vertrocknung einzelner Glieder oder auch des ganzen Körpers, innere Geſchwüre und Auszehrung. Eine gewiſſe Perſon ſtarb, nach einem qualvollen Leben, zwar mit gut conſervirtem Teint, aber bösartigen Geſchwüren im Innern; die Urſache war bloß ein gewiſſes Merkurial = Waſſer, welches ſie von Jugend auf gebraucht hatte, und das dem ungeachtet noch ſeine ſtillen Verehrer behält. — So theuer erkauft man die Schönheit im Sarge! Und warum? Weil man nicht zu wiſſen ſcheint, was wahre Schönheit der Haut iſt, und wie wenig ſie ſich durch äuſſerliches Anſtreichen erhalten läßt.

Schönheit der Haut, denn von dieſer allein iſt izt die Rede, iſt nichts mehr und nichts weniger als Geſundheit der Haut, eine reine Abſpiegelung der innern Harmonie des Körpers in ſeiner Oberfläche, — wenn ich ſo ſagen darf, die ſichtbare Geſundheit. Dieſes Verhältniß des Innern zum Aeuſſern iſt ſo genau, daß ſich faſt jeder Fehler im Innern zu allererſt in der Oberfläche, beſonders im Geſichte, zeigt. Wie oft erſchrickt man nicht über das Anſehen einer Perſon, die ſich noch völlig geſund glaubt, und in wenigen Tagen beweiſet ſich durch ihr Krankwerden, daß ſie ſchon damahls den ganzen Stoff dazu im Körper hatte. Wie lange pfuſchert man nicht oft vergebens an Flecken,

cken, Schwinden (Flechten), und ähnlichen Zufällen der Haut, bis man endlich mit Erſtaunen bemerkt, daß ein verborgener Fehler in der Leber die Urſache, und dies das erſte Signal geweſen ſey, wodurch die Natur uns aufmerkſam machen wollte. Gewiß, eine ſehr weiſe Einrichtung, uns den Verräther innerer Unordnungen auf die Stirn zu prägen; aber wie wenig nutzen wir ſie! Entweder wir übertünchen mit Fleiß dieſen wohlthätigen Spiegel, oder wir hören nicht auf ihn zu putzen, ohne zu bedenken, daß er in einer feuchten Luft hängt, welche ihn, alles unſers Putzens ungeachtet, immer wieder anlaufen machen muß. Wir glauben Schönheit der Haut erreichen zu können ohne Schönheit der Säfte, die ihr das Daseyn geben, und würden doch gewiß lachen, wenn jemand durch beſtändiges Abreiben ſeine verſchleimte Zunge reinigen wollte, deren Urſache ein verſchleimter Magen iſt. Einen Mohren weiß zu waſchen, iſt eben ſo möglich, als eine durch innere Urſachen trockne rauhe oder kupferige Haut durch ewiges Waſchen, Reiben, Schaben ꝛc. beſſern zu wollen. Ueberdies iſt uns ja die Haut nicht bloß zur ſchönen Larve gegeben, die wir nach Belieben verzieren und lackieren können, ſondern ſie iſt das wichtigſte Organ unſers Körpers zur Abſonderung einer Menge ſchädlicher Unreinigkeiten, die unſichtbar, aber in unglaublicher Menge, ſtets dadurch ausdampfen, und deren freyer Durchgang zu Erhaltung der Reinigkeit des Blutes und der Schönheit ſelbſt unentbehrlich iſt. Daher kommt es dann auch, daß, wenn wir durch anhaltenden Gebrauch dieſer Schönheits-Mittel dieſe ganze Wirkung der Haut unterdrückt haben, ſie endlich trocken wird, und als ein unnützes Werkzeug abſtirbt, die dadurch zurückgehaltenen Schärfen aber entweder in der Haut ſtockend bleiben, und die häßlichſten Ausſchläge machen, oder zurücktreten und auf edlere Theile fallen.

So

So gewiß alſo Schönheit der Haut ohne gute Säfte und Harmonie des Innern undenkbar iſt, ſo gewiß exiſtiren auch keine eigentlichen, bloß durch die Haut wirkenden Schönheits-Mittel, und man kann ohne Bedenken, jedes neue Schönheits-Mittel, es möge es, wer da will, empfehlen, für Charlatanerie und Beutelſchneiderey anſehen. Statt aller dieſer unſichern und am Ende doch nur täuſchenden Mittel, werde ich einige anzeigen, die auf wahre Geſundheit und Reinigkeit der Haut wirken, und eine Schönheit verſchaffen, die gewiß weit reizender iſt, indem ſie Wahrheit, Eigenthum und das Bild der Geſundheit ſelbſt iſt, und ihre Dauer in ſich hat.

Wenn nicht auch ſchon die Mode der Haut gewiſſe beſtimmte Colorationen und Beſchaffenheiten vorgeſchrieben hat, ſo glaube ich, den natürlichen Begriff von Schönheit derſelben in Reinheit, Weichheit oder Zartheit, und einer gewiſſen lebendigen Farbe, feſtſetzen zu können; alles Eigenſchaften, die nur eine lebendige Haut haben kann; aber jede durch ſchädliche Waſch-Waſſer und Schminken getödtete verlieren muß; denn hier ſtockt die unmerkliche Ausdunſtung, und dieſe iſt doch das einzige Mittel, welches die Natur zur Erhaltung dieſer Vorzüge in die Haut gelegt hat. Durch ſie reinigt ſich die Haut unaufhörlich von allem, was ſcharf und unnütz iſt; durch ſie erhält ſie ihre Oberfläche in einer beſtändigen Atmoſphäre von erweichendem Hauch, eine Art von feinem Dampf-Bad, dem wirkſamſten Mittel zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit; eine ſolche Haut führt endlich auch die Farbe des Lebens, weil ſie inneres Leben hat. — Das zweyte Haupt-Mittel zur Erhaltung der Schönheit, iſt Reinigkeit der Säfte, und dieſe hängt wieder von freyer Ausdunſtung, und dann vom geſunden Zuſtande der Verdauung ab. Das dritte endlich iſt eine gleichförmige Vertheilung derſelben,

ein freyer ungehinderter Umlauf des Blutes; denn auch die reinſten Säfte müſſen, wenn ſie zu überhäuft nach dem Geſichte hingetrieben werden, unnatürliche Röthe, Erhitzungen, Flecken, und alles was die Haupt-Fehler ſind, über die wir ſitzende Frauenzimmer ſo oft klagen hören, hervorbringen. — Auf dieſe drey Puncte laſſen ſich alle Fehler und Verunzierungen der Haut ſowohl, als alle Mittel zur Schönheit, reduciren. Folgende Regeln empfehle ich demnach als **wahre Schönheits-Mittel**, bey deren Beobachtung man zugleich den Neben-Vortheil haben wird, geſund zu bleiben.

Man unterlaſſe das übermäßige und heftige Tanzen, als den größten Feind der Schönheit. Sowohl die heftige Erhitzung, als die damit verbundene Erkältung, beydes bewirkt den gewiſſeſten Ruin der Haut; und man würde gewiß bey vielen Damen den Verfall ihrer Schönheit ſehr richtig nach den Carnevals berechnen können, die ſie durchlebt haben.

Man vermeide hitzige Getränke, Liqueurs, Punſch, ſtarke Weine! Ich kenne nichts verderblicheres für den Teint, als dieſes flüſſige Feuer, welches das Blut mit brennbaren Theilen anfüllt und ganz vorzüglich nach dem Geſichte treibt, die Haut austrocknet, fleckig macht, und den Grund zu jener unheilbaren Haut-Krankheit, die man Kupfer nennt, (ſ. Th. LV, S. 458) legt. Kein Zucker, kein anderer Zuſatz, ſollte er auch noch ſo ſehr der Zunge das Gefühl der Schärfe nehmen, hindert die ſchädliche Wirkung dieſer giftigen Subſtanzen auf Geſundheit und Haut, und der lieblichſte Liqueur iſt gewiß der gefährlichſte. Billig ſollten daher dieſe Schönheits-Feinde von den Tafeln des ſchönen Geſchlechtes ganz verbannt ſeyn.

Man vermeide ferner das Uebermaß in warmen Getränken, Kaffe, Chocolate, Thee; doch leztern vor-

vorzüglich, weil man darin viel leichter zu weit geht, als in jenen. Kaum wage ich es dieſen beliebten Freund vertraulicher Abend-Stunden verdächtig zu machen, aber, mit allem Reſpect gegen ſeine Geſellſchafts-Tugenden, nöthigt mich doch mein Gewiſſen, ihn als der Schönheit und Reinheit der Haut äuſſerſt nachtheilig anzugeben, und zwar auf zweyerley Art, indem er theils die Verdauungs-Organe ſchwächt, theils Wallungen und Congeſtionen nach dem Geſichte und austrocknende Schweiße veranlaſſet. Man denke ſich einen Magen, der gerade in der Zeit der Verdauung mit einer Fluth warmen Waſſers überſchwemmt wird; ſeine Verdauungs-Kraft wird eben zu der Zeit, wo er ſie am meiſten braucht, erſäuft; ſtatt eines reinen balſamiſchen Nahrungs-Saftes werden verſchleimte, rohe, ſcharfe Säfte zubereitet, die über lang oder kurz in der Haut ſichtbar werden müſſen. Ich kann hier die Wahrheit nicht genug einſchärfen, daß nur ein geſunder Magen geſunde und reine Säfte bereiten kann, und daß gewiß zwey Drittel von allem, was man Schärfe nennt, von ſchwachem Magen und unordentlicher Verdauung herrühren. Iſt nun der Thee zu ſchwach, ſo wirkt er bloß als warmes Waſſer, und erſchlafft unbeſchreiblich; iſt er hingegen zu ſtark, ſo hitzt er und iſt ein gewaltſames Nerven-Mittel, veranlaſſet Herzens-Angſt, Krämpfe, und auſſer einer Menge Uebel, die ſich nicht nennen laſſen, fliegende Hitze, rothe Flecken, zulezt eine welke unreine Haut. Daß dieſe Wirkungen nicht gleich in den erſten Monathen, oder auch wohl Jahren, erfolgen, beweiſet nichts dagegen, ſie bleiben gewiß nicht aus, denn ſie ſind in der Natur der Sache gegründet. — Ueberdies iſt gar ſehr zu bedenken, daß der Thee häufig verfälſcht, und, nachdem er ſchon einmahl infundirt worden iſt, durch Zuſatz der Farbe und einiger Parfüms wieder aufgefriſcht wird, welches ihm ganz neue ſchäd-

liche

liche Eigenſchaften mittheilt. Doch läßt ſich dieſes durch folgende Mittel entdecken. Man gießt kochendes Waſſer auf, und läßt es kalt werden; zeigt ſich nun auf der Oberfläche eine fettige, in Regenbogen-Farben ſpielende Haut, ſo iſt der Thee ganz gewiß nicht rein.

Noch muß ich für haut gout, Backwerk, Zuckerwerk, Hefen- und Fett-Kuchen warnen; alles Dinge, die den Magen verſchleimen, Gekröſe- und Haut-Drüſen verſtopfen, und ganz vorzüglich auf Haut-Schärfe wirken. Der Schade des Gänſe- und Schwein-Fleiſches iſt zu bekannt, als daß ich ihn erwähnen dürfte.

Bey Anordnung der Diät iſt aber folgende Bemerkung höchſt wichtig. Es iſt durchaus nöthig, ſich ſelbſt zu beobachten, indem die Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit gewiſſer Dinge äuſſerſt relativ iſt, und einem etwas nachtheilig ſeyn kann, was hundert andere ohne Schaden genießen. Um eins nur zu berühren, ſo ißt vielleicht die ganze Chriſtenheit Krebſe, ohne Haut-Ausſchläge davon zu bekommen; und doch exiſtirt eine Familie, wo nach jedem Genuſſe derſelben unausbleiblich eine Art von Neſſel-Frieſel entſteht. Andere erfahren dieſes von Muſcheln; und ſo können noch eine Menge Dinge ſeyn, die im Einzelnen manchen unerkannten Schaden anrichten.

Doch kann man alle dieſe Diät-Vorſchriften und noch mehrere beobachten, ohne des Vorzuges einer ſchönen Haut theilhaftig zu werden, wenn man nicht einer gewiſſen Tugend in ihrem ganzen Umfange huldigt, die ihre Verehrer gewiß nie unbelohnt läßt, — der edeln Reinlichkeit. Sie, dieſe beglückende Huld-Göttinn, zu der uns alle ein geheimer Inſtinct zieht, die ſo nahe mit Wahrheit und Reinheit des Charakters verbunden iſt, und ihren Verehrern das unverkennbare Gepräge der Anmuth und Liebenswürdigkeit

aufdrückt — ſie iſt es, die ich hier auch als ein vorzügliches Beförderungs-Mittel körperlicher Schönheit empfehle. Vielleicht wird ſie dadurch vielen reizender, als ſie es bis jezt ſchien. — Es iſt nichts gewiſſer, als daß die reinlichſten Völker immer die ſchönſten waren. Was gab den Griechen, was giebt noch jezt den Südländern, Türken und andern Völkern des Orientes, ſo auffallende Vorzüge der Geſundheit, Stärke und beſonders der Schönheit, als eben dieſe Tugend, die ſie aufs äuſſerſte treiben, und zum weſentlichen Stücke der Religion erhoben haben. Und nun einen Blick auf die Bewohner des traurigen Nordens, Grönländer, Esquimaux, Tſchuktſchen, und a. m.; welcher erſtaunliche Unterſchied! Verhunzte Seelen und Körper, in ſolchem Grade deteriorirt, daß man ſie kaum für eben daſſelbe Menſchen-Geſchlecht halten ſollte! und doch iſt dieſe ganz ſchreckliche Verwandlung nichts als die natürliche Folge der Unreinlichkeit, die dieſen Elenden zur andern Natur wird. Ein halbes Jahr lang in einer Grube voll dicken Thran-Dampf leben, und von ſeinen eigenen Ausdunſtungen zehren, ſich nie waſchen, ewig in unreinem Pelzwerke ſtecken, kurz, der Vortheile friſcher Luft und friſchen Waſſers beraubt ſeyn, dies iſt im Stande, den Menſchen zum Halb-Thier zu machen; und es iſt traurig, daß die Nothwendigkeit, ſich gegen die ſtiefmütterliche Natur im Norden zu ſchützen, die Menſchen zu ſo unnatürlicher Lebens-Art zwingt, alle Gefühle für Reinlichkeit in ihnen erſtickt, und ſie endlich im Schmutz Erwärmung und Glückſeligkeit finden läßt. Im geringern Grade iſt dieſes Uebel auch ſchon Gegenden, die ſich der kalten Zone nähern, eigen. — Wir bewundern die Schönheit der engländiſchen Damen, und glauben am Ende wohl gar ihren Grund im Genuſſe des Thees zu finden; aber nur die äuſſerſte Reinlichkeit iſt es, die ihre Haut gegen den nachtheiligen Ein-

fluß

fluß des Steinkohlen-Dampfes, der See-Luft ꝛc. ſichert; eine Tugend, die wahrhaftig nachahmungswürdiger iſt, als das Theetrinken!

Die Reinlichkeit, als Schönheits-Mittel, beruht vorzüglich auf Folgendem. Man fliehe alle eingeſchloſſene verdorbene oder feuchte Luft; man bringe alſo ſein Leben nicht in Zimmern zu, wo vielleicht aller friſchen Luft der Zugang verſperrt iſt, wo überdies noch ſich etwa Geſellſchaften verſammeln, die durch zuſammengedrängte Ausdunſtungen die Luft vergiften. Entſetzlich iſt die Verderbniß, die eine ſolche Luft annehmen kann; und Rouſſeau hat Recht, wenn er ſagt: L'homme eſt de tous les animaux celui, qui peut le moins vivre en troupeaux. L'haleine d'homme eſt mortelle à ſes ſemblables, cela n'eſt pas moins vrai au propre qu'au figuré. Der Schade für die Geſundheit im Ganzen iſt unüberſehlich, vornehmlich aber leidet die Haut durch die beſtändige Wiedereinſaugung der ausgedunſteten Unreinigkeiten, und es ſind ſehr gewöhnliche Fälle, daß man bloß von eingeſchloſſener oder feuchter Luft des Wohn-Zimmers ſehr langwierige Haut-Ausſchläge bekommt. Ganz vorzüglich gilt dieſes aber vom Schlaf-Zimmer, dem Orte, wo man gewiß den größten Theil ſeines Lebens, und zwar ohne die Atmoſphäre zu ändern, zubringt, der alſo der geſundeſte, reinſte, trockenſte im ganzen Hauſe ſeyn ſollte, aber es gemeiniglich nicht iſt. — Ein zweytes wichtiges Stück der Reinlichkeit, iſt öfteres Wechſeln der Wäſche, Kleider, Bett-Ueberzüge; denn in allen dieſen Dingen häuft ſich eine Menge Unreinigkeiten an, die wir uns durch ihren zu langen Gebrauch immer wieder einimpfen. — Drittens, man fürchte ſich nicht, Geſicht und Hände oft mit Waſſer zu waſchen. Es iſt wahres Vorurtheil, wenn man glaubt, das Waſſer verderbe die Haut, und man thue beſſer, ſie bloß trocken abzureiben. Ich kenne mehrere Perſonen, die dies einige

Zeit beobachteten, aber die Haut ward rauh, die Haut-Pori verſtopften ſich mit feinem Schmutz, und das Aufſpringen und Ausfahren hatte kein Ende, bis man wieder anfieng zu waſchen. Doch gebe ich gern zu, daß bey hartem Waſſer und ſehr zarter Haut es beſſer iſt, das Waſſer mit Weizen- oder Mandel-Kleyen zu vermiſchen, und ſich nicht früh kurz vor dem Ausgehen in die Luft, ſondern abends bey Schlafengehen, zu waſchen. — Eben ſo nöthig für die Schönheit des Geſichtes iſt das Kämmen der Haare. Man kann verſichert ſeyn, daß, indem durch Vernachläſſigung dieſer Reinigung die behaarte Hälfte des Kopfes ſich verſtopft und die freye Ausdunſtung verliert, alle dadurch zurückgehaltene Schärfe ſich nach dem Geſichte hinzieht, und da zum großen Schaden der Schönheit durchſchwitzt; dies iſt ſo gewiß, daß man oft die langwierigſten Augen-Fehler durch nichts, als durch öfteres Kämmen und Abſchneiden der Haare, heilen kann. — Doch ich eile nun, auf das wichtigſte, allgemeinſte Reinigungs-Mittel des Körpers, das Baden, zu kommen. Hier vereinigen ſich alle Vorzüge die der Schönheit Vortheil bringen können. Es öffnet, reinigt, belebt die Haut, es bringt eine gleichförmige Circulation des Blutes und eine freye Ausdunſtung hervor, verhütet alle Stockungen und Anhäufungen deſſelben, verdünnt und verſüßt die Säfte durch das dabey eingeſogene Waſſer, welches ſich zuweilen auf einige Pfunde belaufen kann; kurz, es thut alles, was wir oben als Erforderniſſe eines wahren Schönheits-Mittels angeſehen haben, und gerade dieſes verſäumt man. Ich bin überzeugt, daß die Unterlaſſung der gewöhnlichen Haus-Bäder die vornehmſte Urſache iſt, warum Gicht, Krämpfe, Nerven-Zufälle, kurz, gewiſſe kränkliche Conſtitutionen, die der Haut höchſt nachtheilig ſind, jezt ſo häufig werden, und daß es ohne Bäder unmöglich iſt, die Haut

rein

rein und ſchön zu erhalten, und ſie vor Trockenheit, Hitze, Flecken und Ausſchlägen zu verwahren. Es giebt einen gewiſſen Zuſtand der Haut, in welchem ſich faſt alle Perſonen befinden, die ein ſitzendes Leben führen; ein Zuſtand von Lähmung und Stockung der Haut = Gefäße, der Grund einer unvollkommenen Transſpiration. Durch den Mangel von Bewegung (denn eine langſame Promenade im Wagen, oder auch zu Fuße, verdient dieſen Nahmen nicht,) entſteht eine träge Circulation der Säfte, die ſich endlich kaum bis zur Oberfläche erſtreckt; die Haut = Gefäße, die durch nichts geöffnet oder ermuntert werden, verlieren endlich alle Kraft auszudunſten, und der Schärfe, die für ſie beſtimmt iſt, freyen Durchgang zu verſtatten. Kommt nun noch ein ſchwacher Magen und unſer elendes Zwitter = Klima hinzu, welches einen Tag die Haut öffnet, und am folgenden ſie wieder verſchließt, ſo iſt nichts natürlicher, als daß alle dieſe Schärfe in der Haut eingeſperret wird, und daß dieſelbe, an ſtatt ein Reinigungs = Mittel des Blutes zu ſeyn, ein Sammelplatz unnützer ſcharfer und ſchleimiger Säfte werden muß, die ihre Geſundheit und Schönheit gänzlich verderben. In dieſer Haut = Lähmung liegt alſo der einzige Grund nicht nur vieler innerlicher Kränklichkeiten, ſondern vornehmlich der Haut = Fehler; und es entſtehen daher wirklich Ausſchläge, die durch nichts heilbar ſind, als durch Oeffnung und Belebung der Haut, und Herſtellung der freyen Ausdunſtung. — Die alte Welt half ſich durch Bäder; unſere Vorfahren thaten daſſelbe und waren geſund; man findet faſt noch in allen Städten vor Alters dazu eingerichtete Bade = Häuſer, denn wir haben ſchon längſt ihre Beſtimmung vergeſſen, und ſind ſo ganz von dieſem vernünftigen und wohlthätigen Gebrauche abgekommen, daß es uns ſelbſt in Krankheiten, wo Bäder vom Tode retten können, ſchwer ankommt, uns dazu

zu entſchließen. Wie ſchön und nachahmungswürdig iſt die Mode der türkiſchen Damen, die ihre Toilette im Bade machen! Zuerſt wird der ganze Körper mit einem Stücke feinen Camelot trocken abgerieben, wozu man gemeiniglich Seife, oder eine feine fette Thon-Erde nimmt; hierauf erfolgt das Baden, oder vielmehr ein beſtändiges Begießen mit lauwarmem Waſſer, während welchem das Kämmen und andere Reinigungen des Körpers geſchehen. Dies dauert im Sommer eine Viertel-Stunde, im Winter eine halbe Stunde; und nun legt man ſich, in reine gewärmte Leinwand gewickelt, eine Stunde lang auf den Sopha, und trinkt Kaffe. — Das Gefühl von Stärkung und Erfriſchung nach dem Bade, welches mit nichts zu vergleichen iſt, belohnt alle kleine Unbequemlichkeiten des Bades reichlich; und ich kann es mir wahrlich nicht erklären, wie ein Zeit-Alter, welches ſo erfinderiſch in allen Stücken des Wohllebens iſt, eine ſo weſentliche Berechnung des Luxus hat überſehen können; doch weis ich gewiß, daß über lang oder kurz die Nothwendigkeit uns zwingen wird, unſre geſchwächten und vertrockneten Körper durch dieſe von der Natur ſo deutlich angewieſene Erfriſchung wieder zu beleben; und ich rathe allen, denen Geſundheit und wahre Schönheit werth iſt, dieſen modiſchen Gebrauch nicht abzuwarten, ſondern wenigſtens die Woche zwey Mahl, nach vorhergegangenem Reiben des Körpers, ein laues Bad, mit Weizen-Kleyen, ſtärkenden Kräutern, auch etwas Seife gekocht, zu nehmen, und den gewiſſen Vortheil einer reinen ſchönen Haut zu erwarten.

Schon aus Obigem erhellet, daß Bewegung eine unumgängliche Bedingung zur Erhaltung der Schönheit ſey. Jedes ſtillſtehende Waſſer bekommt eine trübe und ſchmutzige Oberfläche, jede unbewegte Luft wird faul, und unſer Körper, dieſes ſo zuſam-

men-

mengeſetzte Kunſtwerk, verlangt ganz vorzüglich dieſe Beyhülfe, um die Harmonie ſeiner Bewegungen, und das Reſultat derſelben, Schönheit, zu erhalten. Sollte ja die Witterung und andere Umſtände die Bewegung im Freyen hindern, ſo kann ich, als einen Erſatz derſelben, und als ein großes Beförderungs-Mittel der Circulation, und der Reinigung der Haut, das Reiben des ganzen Körpers mit Flanell oder mit einem trocknen Bade-Schwamme, welches ſehr füglich mit dem Bade verbunden werden kann, empfehlen.

Noch eine kleine Warnung muß ich hier beyfügen. Selbſt Perſonen, die vernünftig genug ſind, das Nachtheilige der bloß äuſſerlichen Mittel, bey Haut-Schärfe einzuſehen, glauben denn doch alles zu thun, wenn ſie nur eine Menge ſogenannter blutreinigender Ptiſanen und andre Mittel hinein trinken, wodurch ſie ihren Körper gleichſam auszuwaſchen meinen. Allein ſie irren ſich gewaltig, wenn ſie nicht das Baden, fleißige Bewegung und eine gute Diät damit verbinden. Da die Ptiſanen größten Theils ſchweiß-treibend ſind, ſo muß nothwendig die dadurch nach der Haut hin gewieſene Schärfe, ohne Beyhülfe der Mittel, welche dieſelbe zugleich gangbar machen, daſelbſt noch mehr angehäuft, und oft erſt recht ſichtbar werden. Ueberdies ſchwächt man ſich den Magen, und öffnet dadurch der Schärfe eine neue Quelle.

Und nun zum Schluß noch eine Regel, die eben ſo einfach, als wichtig für die Reinheit der Geſichts-Haut iſt! Man halte den Kopf kühl, und die Füße deſto wärmer; denn gewiß ſind die beſtändig kalten Füße unſrer ſchönen Welt eine Haupt-Urſache der häufigen Erhitzungen und der Congeſtionen des Blutes nach dem Geſichte. Die zwey Pole des Körpers ſtehen nähmlich in dem genaueſten Zuſammenhange. Je mehr wir den einen durch Kälte, Näſſe ꝛc. ver-

ſchließen, deſto mehr zieht der andere an, und gemeiniglich ſind es die Füße, die in der beſtändigſten Erkältung ſich befinden, und alſo alles, was in ihnen circuliren und durch ſie transſpiriren ſollte, dem Kopfe zuſchicken. Man kann durch Tragen warmer, beſonders wollener Strümpfe dieſe unnatürliche Circulation ſehr leicht ändern, und dadurch die Füße in ihre alten Rechte wieder einſetzen, Ableiter aller aufwärts ſteigenden Wallungen und Schärfe zu ſeyn.

Der Gegenſatz von Leibes-Schönheit iſt deſſen Häßlichkeit, worunter alle Mißgeburten, Leibes-Gebrechen, und andere Abweichungen von der gewöhnlichen Geſtalt des Leibes, gehören. Ich gedenke hier der Morionen, an welchen ſich die Römer beſonders beluſtigten. Man hält gemeiniglich dafür, das Wort Morio bedeute einen Hof-Narren überhaupt; und in dieſem Verſtande iſt es auch unzählige Mahl von vielen Schriftſtellern gebraucht worden; allein der Morio war eine ganz beſtimmte Art eines beſondern Hof-Narren, den man heut zu Tage kaum mit dieſem Titel beehren würde. Morio hieß bey den alten Römern eine Art übel gewachſener Menſchen, die durch große Buckel, oder krumme Beine, große unförmliche Köpfe, herabhangende Naſen, abenteuerliche Geſichter, und dergleichen Abweichungen von der gewöhnlichen Menſchen-Geſtalt, ſich auszeichneten, und dabey blödſinnig oder Dummköpfe waren, und mit denen es den Beherrſchern der Erde gefiel, den Narren zu ſpielen, und an ihren ſeltſamen Poſituren ſich zu ergetzen. Das Lächerliche dieſer Art der Narren entſtand wahrſcheinlich aus dem Contraſt ihres männlichen Alters mit den kindiſchen und läppiſchen Einfällen.

Martialis gedenkt eines ſolchen Morio mit ſpitzigem Kopfe und langen Ohren, die er wie Eſels-Ohren be-

bewegen konnte (*); und *Clemens Alexandrinus* (**) ſagt, daß Damen, welche ſonſt ſehr delicat und ekel wären, doch mit dergleichen Morionen mit ſpitzigen Köpfen an Einem Tiſche ſpeiſeten, mit ihnen ſpielten, und an dergleichen Ungeheuern das größte Vergnügen fänden. Ja, es war zu Rom ein ordentlicher Narren-Markt (Forum Morionum), wo die Narren-Händler, welche dieſe Ungeheuer aus der ganzen Welt zuſammen ſchleppten, ſie feil hatten, und ſehr theuer verkauften (***). Ein ſolcher Morio, wenn er nur recht ungeſtaltet war, wurde nach unſerm Gelde mit tauſend Gulden bezahlt (****). Niemand fand wohl mehr Vergnügen an ſolchen Ungeheuern, als der Kaiſer Heliogabalus, deſſen Seele ſelbſt ein Monſtrum war; daher waren alle ſeine Handlungen monſtrös. Er bat einſt 8 Schielende, 8 Kahlköpfe, 8 Podagriſche, 8 Taube, 8 Schwarze, und 8 Dick-Bäuche zuſammen (†). Wenn er ausfuhr, war der ganze Gang zwiſchen ſeinen Zimmern, und dem Orte, wo der Wagen auf ihn wartete, mit Gold-Staub beſtreuet. Alle ſeine Tiſche, Stühle, Kaſten und anderes Geräth, waren von lauter Gold. Seine Fiſch-Teiche füllte er mit Roſen-Waſſer an, und die Naumachia, worin See-Treffen vorgeſtellt wurden, mit Weine. Seine Gaſtmahle waren ausſchweifend bis zum Unglaublichen. Seine liebſten Gerichte waren Zungen von Pfauen und Nachtigallen, und das Ge-

(*) *Martial.* L. VI. Ep. 39.
Hunc vero acuto capite et auribus longis,
Quae ſic mouentur, vt ſolent aſellorum,
Quis Morionis ſilium neget Gyrthae?

(**) Paedagog. III. 4.

(***) *Plutarchus* de Curioſitate.

(****) *Martialis* VIII. 13.
Morio dictus erat: viginti millibus emi.

(†) *Lampridius* in Heliogab. c. 29.

Gehirn von Papageyen und Faſanen. Seine Hunde fütterte er mit Gänſe = Lebern, ſeine Pferde mit Roſinen, und ſeine wilden Thiere mit Rephühnern und Faſanen. Bey der Tafel ſetzte er bisweilen ein Frauenzimmer, darnach einen Löwen, ſodann einen Cavalier, und neben ihm einen Tiger; und obgleich dieſen Thieren die Zähne ausgebrochen und die Klauen abgeſtutzt waren, ſo wurden doch die Menſchen dadurch in die äuſſerſte Furcht geſetzt. Seine Bedienten beſchenkte er oft mit großen Fäſſern; und wenn ſie dieſelben öffneten, ſo waren Schlangen und Scorpionen darin (*). Ein ſo monſtröſes Genie war auch in neuern Zeiten der Prinz von Pallagonia in Palermo (**).

Daß die Moriones blödſinnige und dumme Köpfe seyn mußten, ſagt Plinius ausdrücklich, und unterſcheidet dadurch ihre Reden von den muthwilligen Spott = Reden des Scurra, und den zotigen Einfällen des Cinaedus (***), und damit ſtimmt auch *Martialis* überein (****). Bloß die Eitel=

(*) *Herodian.* V. 6. *Lamprid.* 6. 8. 19 — 33.

(**) Dieſer hat bey Bagaria, einem kleinen Dorfe, 12 Meilen von Palermo, einen Pallaſt, welchen auch Brydone ſchon beſchrieben hat. In dem Kopfe des Prinzen ſind übertriebene Frömmigkeit und romantiſcher Eigendünkel verbunden. In dieſem Pallaſte iſt z. B. neben einem Relief, welches das Leiden Chriſti vorſtellt, ein Tanz von Gauklern zu ſehen; und neben der Büſte eines römiſchen Kaiſers von buntem Marmor, die eine doppelte Naſe hat, und mit einer Lorbeer = artigen Dornen = Krone bedeckt iſt, ſteht ein Neger mit einem Pferde = Fuße gegenüber. Der Geſchmack des Prinzen an Ungeheuern iſt ſo groß, daß er in die lebhafteſte Freude würde verſetzt werden, wenn ihm ſeine Gemahlinn einmahl eines gebären würde. Er verſchwendet ſein ganzes Vermögen an Ungeheuer, und ſeine Erben werden kaum ſo viel übrig behalten, daß ſie dieſelben werden ins Meer werfen laſſen können. Briefe über Sicilien und Maltha, von dem Grafen v. Borch. (1783.) Th. 2, S. 81, f.

(***) *Plinius*, L. 9, ep. 17.

(****) *Martialis* XIV. 210.

Eitelkeit ſcheint die Liebe zu dieſen Morionen erzeugt zu haben, damit ein dummer Reicher in ſeinem Hauſe einen dümmern, als er ſelbſt war, hätte, um unter dieſer Larve klug zu ſcheinen. Ja es ſtellten ſich manchmahl kluge Leute dumm, um unter dem Deckmantel der Dummheit an den Tafeln der Reichen als ein Morio zugelaſſen zu werden.

Unter die Morionen gehörten auch zum Theil die Zwerge, an welchen die Römer ſich ebenfalls beluſtigten, wie ich oben, S. 141, fgg. gemeldet habe.

Betrachtungen über die wohlgebildetſten Völker, und über den Hang aller häßlichen Völker, ſich noch häßlicher zu machen. Die wohlgebildetſten Menſchen bewohnen durchgehends auch die ſchönſten Gegenden der Erde, die, wie die Schönheit ſelbſt, zwiſchen zwey Extremen das Mittel halten, da, wo eine ſanfte Luft-Temperatur gleichweit von zuſammenziehender Kälte und austrocknender Hitze entfernt iſt. So Formen-reich, durch Kunſt und Cultur ſo vielfach verändert, Europa iſt, ſo ſtellt es doch vollkommene Schönheiten dar; nur läßt ſich dieſes wegen der ſo häufigen Vermiſchungen nicht allgemein behaupten; dem ungeachtet gehören die Europäer unter die wohlgebildetſten Nationen der Erde.

Non mendax ſtupor eſt, nec fingitur arte doloſa,
Quisquis plus iuſto non ſapit, ille ſapit.

und VIII. 13.

Morio dictus erat: viginti millibus emi,
Redde mihi nummos, Gargiliane, ſapit.

und XII. 95.

Qua moechum ratione baſiaret
Coram coniuge repperit Fabulla,
Paruum baſiat vsque Morionem;
Hunc multis rapit oſculis madentem
Moechus protinus, et ſuis repletum
Ridenti dominae ſtatim remittit,
Quanti Morio maior eſt maritus!

Erde. Sie haben ein längliches Hinterhaupt, eine angenehme Wölbung des Hirnſchedels und der Stirn, ein erhabenes Geſicht mit weit geöffneten Augen von gehöriger Größe und mancherley Farben, eine hervorſtehende Naſe, dünne Lippen, die weder aufgeworfen noch zurückgezogen ſind. Ihnen iſt vor andern Nationen, nach Camper's Urtheil (*), jener Schönheits=Winkel von 80 Grad vorzüglich eigen, der deswegen ſchöner iſt, weil die höchſte Schönheit an den Antiken in einem Winkel von 100 Grad beſteht. Ihr langes, etwas lockiges und dichtes Haupt= und Bart=Haar hat mannigfaltige Farben, anſtatt daß es faſt bey allen andern Nationen durchgehends ſchwarz iſt. Ihre Statur geht meiſtens etwas über das Mittlere. Die Bildung ihres Leibes hat eine gefällige Proportion; und dieſe iſt es, welche den meiſten europäiſchen Nationen eigen iſt. Aber ſie ſind nicht in dem ausſchließenden Beſitze derſelben. Es giebt auſſer Europa Nationen, deren Bildung in der Haupt=Sache ſich nicht nur etwa der europäiſchen bloß nähert, ſondern ſie an Schönheit ſogar übertrifft. So hat, nach Bernier's (kühnen) Ausſpruch (**), kein Land in der Welt in einem ſo kleinen Umfange ſo viel Schönheiten, als das Königreich Kachemir. Die Einwohner wären meiſtens eben ſo wohlgeſtaltet, wie die Europäer, und das Frauenzimmer ſey beſonders wegen ſeiner Schönheit ſehr berühmt. Die Kachemirer werden auſſerdem noch für die geiſtreichſten und witzigſten Indianer gehalten; ſie haben zur Dichtkunſt und zu den Wiſſenſchaften eben ſo viele Neigung, als die Perſianer, womit ſie noch mehr Fleiß und Arbeitſamkeit verbinden. Auf ähnliche Art beſchreibt Makingtoß

(*) Kleine Schriften, B. 1, S. 17.

(**) Allg. Hiſt. der Reiſen, XI B. S. 117, f.

toß (*) die Hindus, oder die alten Einwohner von Guzarat. Ihre Geſtalt iſt, nach Demſelben, gerade, ſchlank und ſchön; ihre Glieder fein proportionirt; ihre Finger lang und zart taſtend; ihr Geſicht offen und gefällig; die Züge deſſelben ſind bey dem weiblichen Geſchlechte die zarteſten Linien der Schönheit, bey dem männlichen einer männlich ſanften Seele; ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers iſt im höchſten Grade anmuthig und reizend. Hierher gehört auch, was ein anderer Schriftſteller von den Banianen ſagt (**): „Das meiſte banianiſche Frauen„zimmer hat ein wohlgebildetes Geſicht, und viele An„nehmlichkeiten. Ihre ſchwarzen und glänzenden „Haare machen eine oder zwey Locken auf dem Nacken, „und ſind mit einer Band-Schleife gebunden. Weil „der Betel ihnen die Zähne ſchwärzt, ſo ſind ſie dar„auf gekommen, ſchwarze Zähne für eine Schönheit „zu halten. Pfuy! ſagten ſie zu Mandelsloh: ihr „habt weiße Zähne, wie Hunde und Affen.“ Ferner gehören einige tatariſche Stämme urſprünglich zu den wohlgebildeten Völkern der Erde, und beyde Seiten des caspiſchen Meeres zeigen dieſe ſchönere Bildung. Wie weit die Schönheit der Tſchirkaſſen oder Kabardiner, der Georgier und krimiſchen Tatarn, über manche Schönheit nach europäiſchem Geſchmacke geht, iſt weit umher bekannt. Die Beſitzer der großen Bucharey, die usbeckiſchen Tatarn, kommen unſtreitig durch ihre ſchöne und angenehme Bildung, dieſen am nächſten; ſie werden meiſt von gewöhnlicher Größe, aber wohlgebildet und von ſehr ſchöner Farbe, beſchrieben. Sie haben große, ſchwarze und lebhafte Augen, Habicht-Naſen und wohlgebildetes Geſicht, ſchwarzes und ſehr feines Haar. Ihre Weiber ſind groß und wohlgebildet,

(*) Travels, Vol. I. p. 321.

(**) Allg. Hiſt. der Reiſen, 8. ang. D., S. 271.

det, haben eine ſehr ſchöne Farbe und ſehr angenehme Geſichts-Züge. Waren gleich die alten Perſer, und ſelbſt noch der Ueberreſt derſelben, die Gauren, nichts weniger als tüchtig, um für Muſter einer ſchönen regelmäßigen Bildung aufgeſtellt zu werden, ſo hat ſich doch nun durch die hier begünſtigende Nachbarſchaft und Vermiſchung ſchön gebildeter Völkerſchaften eine glückliche Bilduug erzeugt, die bey den edeln Perſern Würde und Schönheit verbindet. Die Armenier entfernen ſich von dieſen zwar in Anſehung der Schönheit merklich, aber nicht ſo ſehr in ihrer Bildung überhaupt. So auch die Araber, und ein Theil der Einwohner der weſtlichen und nördlichen Küſte von Afrika. Die Chingaleſen, ein Theil der Einwohner von Zeylon, kommen, nach Knoxe (*) Zeugniß, in ihrer Bildung den Europäern weit näher, als afrikaniſche Völkerſchaften. „Je mehr ſich," ſagt Herder (**): „die Türken, ein urſprünglich häßliches Volk, dem Erdſtriche ſchöner „Menſchen-Bildung zudrängten, und auf ihm ver„weilten, deſto mehr veredelten ſie ſich zu einer an„ſehnlichen Geſtalt, um ſo eher dies, da ihnen als „Ueberwindern weiter Gegenden, jene Nachbarſchaft „ſchöner Geſchlechter zu Dienſte ſtand, und wozu un„ſtreitig auch die Gebothe des Korans, der ihnen das „Waſchen, die Reinigkeit, die Mäßigung anbefahl, „und dagegen wollüſtige Ruhe und Liebe erlaubte, das „ihrige beygetragen." Eben ſo wenig darf hier das ehemahls in jeder Rückſicht vortreffliche Griechenland übergangen werden. Wie ſchön ſich Herder (***) hierüber ausdrückt, will ich eben ſo wenig übergehen. „Endlich fand an den Küſten des mittelländiſchen Mee„res die menſchliche Wohlgeſtalt eine Stelle, wo ſie „ſich mit dem Geiſte vermählen, und in allen Reizen ird-

(*) A. H. d. R. VIII B. S. 489.

(**) Ideen, Th. 2, S. 33. (***) eb. daſ. S. 35.

„irdiſcher und himmliſcher Schönheit nicht nur dem „Auge, ſondern auch der Seele ſichtbar werden „könnte; es iſt das dreyfache Griechenland in Aſien „und auf den Inſeln, in Grácia ſelbſt, und auf den „Küſten der weiten Abendländer. Laue Weſtwinde „fächelten das Gewächs, das von der Höhe Aſiens „allmählich herverpflanzt war, und durchhauchten es „mit dem Leben. Zeiten und Schickſale kamen hinzu, „den Saft deſſelben höher zu treiben, und ihnen die „Krone zu geben, die noch jedermann in jenen Idealen „griechiſcher Kunſt und Weisheit mit Freuden an„ſtaunet. Hier wurden Geſtalten gedacht und ge„ſchaffen, wie ſie kein Liebhaber tſchirkaſſiſcher Schö„nen, kein Künſtler aus Indien oder Kaſchemir ent„werfen können. Die menſchliche Geſtalt gieng in „den Olympus, und bekleidete ſich mit göttlicher „Schönheit.“ —

Ungeachtet ihrer Schwärze, haben ſelbſt mehrere Stämme unter den Negern ſehr viel Uebereinkommendes mit ſchöner europäiſcher Bildung. Dahin gehören die Einwohner von Sierra Leona, die, nach Barbot's (*) Zeugniß, zwar keine ſo ſchöne und glänzende Farbe, als die vom grünen Vorgebirge, haben, dagegen aber auch nicht ſo plattnaſig ſind. Auch die Einwohner auf der Küſte von Guinea, beſonders das weibliche Geſchlecht, haben ſo regelmäßige Geſichtszüge, daß ſie für vollkommene Schönheiten gelten können (**). Desgleichen ſind die am Senegal (***) und Gambia ohne Widerrede den wohlgebildetſten Menſchen beyzuzählen. Auch gehören hierher die Einwohner von Kongo, Loango und Angola, deren Statur mittelmäßig iſt, und die, ihre ſchwarze Farbe

(*) A. H. d. R. III B. S. 265. (**) eb. daſ. S. 662.
(***) Adanſon Reiſe ꝛc. S. 27.

Farbe abgerechnet, den Portugieſen ſehr ähnlich beſchrieben werden. Eben dieſe Negern haben weit minder aufgeworfene Lippen, wie die Nubier und andere. Auch unter den Bewohnern der Inſeln des Süd-Meeres trifft man Geſtalten und Formen an, die der ſchönſten europäiſchen Bildung nichts nachzugeben ſcheinen. Die Taheiter und die Bewohner der anliegenden Societäts-Inſeln, ſind unter allen dieſen die ſchönſten. Die Geſichtszüge der Vornehmern daſelbſt ſind ziemlich regelmäßig ſchön; nur die Naſe iſt unterwärts zu breit. Der Bart iſt ſtark, und von dunkler Farbe. Viel offenes Fröhliches verkündigt das runde Geſicht des Frauenzimmers, und ihr heiteres großes Strahlen-Auge. In der Vereinigung der Züge iſt Symmetrie; und der Ausdruck des Ganzen gewinnt unendlich durch unbeſchreiblich holdes Lächeln. Der Leib iſt ſchön gebauet; die Linien des Umriſſes fließen ſanft in einander; die Proportionen ſind weiblich ſchön. Man findet bey ihnen die ſchönſten Arme, Hände und Finger, wie das Modell der mediceiſchen Venus ſie nicht ſchöner gehabt haben mag. Nur in den Füßen der Taheiten iſt Disproportion vorhanden, indem ſie faſt durchgehends zu groß zu ſeyn ſcheinen. An einer andern Stelle (*) wird aber dieſer von Forſter den Taheiten eingeräumte Vorzug in ſo fern wieder zurückgenommen, indem nähmlich von Cook eine andere Südſee-Inſel, Nihau, entdeckt wurde, worauf die unzählbare Volks-Menge, der unſägliche Reichthum und Ueberfluß an den vortrefflichſten Natur-Producten, die Vollkommenheit aller Kunſt-Sachen und Hand-Arbeiten, hauptſächlich aber der edle Wuchs der Einwohner, und beſonders die Weiße und Schönheit des Frauenzim-

(*) Götting. Magaz. der Wiſſenſch. und Litt. 1 Jahrg. 6 St. S. 423.

zimmers, einen Wohlſtand und einen Grad von Glückſeligkeit verrieth, welcher Taheiti weit hinter ſich zurück ließ. Eben dieſes gelte auch von einer andern dabey liegenden Inſel O-Waihi, wobey noch geäuſſert wird, daß die vorzügliche Weiße und Schönheit des Frauenzimmers nur noch von ihrer Gefälligkeit übertroffen worden ſey. Auf den Inſeln der ſchönen Nation (*) traf Ferdinand de Quiros Einwohner an, die viel ſchlimmer waren, als ſie zu ſeyn ſchienen, denn ſie dünkten ihm die weiſeſten, ſchönſten und wohlgeſtaltetſten, die auf dieſer Fahrt zu ſehen waren.

Im Gegentheil giebt es auch Völkerſchaften, die in gleichem Grad, ſo wie die erſtgenannten wohlgebildeten, ſich ſchöner anziehender Form nähern, ſich dergeſtalt wieder von derſelben entfernen, daß man ſie, wenigſtens nach europäiſchem Geſchmacke, eben darum für weit weniger ſchön, und nicht ſelten für häßlich, zu halten geneigt iſt. Dahin gehören die meiſten mongoliſchen Bildungen, die ſich bey ihrer angearteten tatariſchen Geſtalt, durch eine mittlere Statur, durch große platſchige Geſichter, wenige und dünne Bart-Haare, durch gegen die Naſe ſchief ablaufende, flach ausgefüllte Augen-Winkel, durch ſchmahle, ſchwarze, wenig bogige Augenbraunen, durch eine kleine flache gegen die Stirn zu breite Naſe, durch abſtehende große Ohren, krumme Schenkel und Beine, durch ein weites und ſtarkes Gebiß, und durch Haare, die ſo dick wie Pferde-Haare ſind, auszeichnen, welches nebſt der ganzen Geſichts-Bildung ein Raub-Thier unter den Menſchen zu charakteriſiren ſcheint. In dieſem Bilde findet man faſt alle diejenigen Völkerſchaften, mehr oder weniger, welche das nördliche Aſien bewohnen, und wohin, auſſer den Si-

(*) A. H. d. R. XVIII B., S. 517.

biriern, die Baſchkiren, Jakuten, Kirgiſen, auch die Cubaner und nogoiſchen Tatarn gehören. Aehnliche, doch etwas annehmlichere Geſichtszüge finden ſich an den, dieſen Nationen ſo nahe verwandten manſchewiſchen Tatarn, oder öſtlichen Mongolen, die weit geſitteter und ſchöner ſind, inſonderheit was das weibliche Geſchlecht betrifft, und worunter viele gefunden werden, die man in jedem andern Lande unter das ſchönſte Frauenzimmer rechnen könnte. Doch kommen in der Haupt-Sache, auch die Kalmucken oder Oilöten, Uiraten oder ſchwarzen Kalmucken, überein, deren großer Kopf, platſchiges Geſicht, weit entfernt von einander ſtehende und tief im Kopfe liegende Augen, oben breite eingedrückte Naſe, und kleiner Mund, hinlängliche Kennzeichen ihrer Abſtufung ſind; doch ſollen ſie ſich auch durch häufigeres Haar am Kinne und Haupte, welches ebenfalls Pferde-ähnlich ſteif genug iſt, auszeichnen. Im übrigen beſchreibt ſie Pallas (*) als dem Anſcheine nach erträglich gebildete Menſchen. Die Tunguſen, eins der vornehmſten Völker, welches vom Jeniſei bis an das öſtliche Welt-Meer wohnt, haben ſehr viel Aehnliches mit dieſer Nation, und dem mongoliſchen Völker-Stamme überhaupt, von dem ſie doch in Sprache und Geſchlecht verſchieden ſind; ihr Körper iſt wohlgewachſen und geſchlanker, ihr Auge auf mongoliſche Art klein, die Lippe dünn, das Haar weicher, das Geſicht behält aber doch ſeine platſchige Form. Die den Tunguſen an der Weſt-Seite nahe genug liegenden Samojeden haben mit den Oſtiaken, mit welchen ſie vermuthlich einerley Volk ausmachen, überaus viel Aehnliches. Man beſchreibt ſie als Menſchen von einer Geſtalt, die unter der mittelmäßigen iſt (**). Der Ungenannte,

(*) Reiſen, B. 1, S. 308.

(**) A. H. d. R. XVII B. S. 112. XIX B. S. 492.

genannte, der eben dieſe Beſchreibung von ihnen liefert (*), ſahe keinen, der nicht über 4 Fuß hatte, obgleich dieſes die anſehnlichſte Größe iſt, die man ihnen überhaupt durch eine Folge von der mündlichen Sage von den Pygmäen zugeſteht, deren Fabel man durch ſie wirklich machen will. Es gab ſogar einige, welche über der mittlern Geſtalt und bis auf 6 Fuß hoch waren. Sie haben einen harten und nervigen Körper, von einem breiten und vierſchrötigen Baue, kurze Beine mit auswärts ſtehenden Knien, und kleine Füße, einen ſehr kurzen Hals, und nach Verhältniß ihres Leibes dicken Kopf, ein platſchiges Geſicht, ſchwarze und mittelmäßig offene Augen, eine dergeſtalt eingedrückte Naſe, daß der Zipfel derſelben beynahe mit dem Knochen des obern Kinnbackens gleich ſteht, den ſie ſehr ſtark und erhaben, ſo wie einen großen Mund und kleine Lippen, haben. Ihre Haare, die ſo ſchwarz wie Achat, aber überaus hart und ſtark ſind, hangen ihnen über die Schultern, und ſind ſehr glatt; ihre Geſichts-Farbe iſt ſehr gelbbraun; ihre Ohren ſind groß und aufgeſtülpt. Die Kamtſchadalen oder herumſtreifenden Itelmen, deren mongoliſche Abkunft Steller (**) erweislich macht, ſind klein, und ſchwarzbraun wie Mongolen ſelbſt. Sie haben ſchwarze Haare, wenig Bart, ein breites und flaches Geſicht, tief eingedrückte Naſen und Augen, dünne Beine und einen hangenden Bauch. Dagegen ſind die dieſen Kamtſchadalen gegen Süden wohnenden, weniger nomadiſchen Kurilen beſſer gebildet, von einem ſchönern Wuchſe und einer vortheilhaftern Geſtalt. Die mit ihnen ſo nahe verwandte Nation der Koriäken (***), die ihrem Urſprunge nach vielleicht ei-

(*) Memoires ſur les Samojedes. à Königsb. 1762.

(**) A. H. d. R. XX B. S. 289.

(***) eb. daſ. XX B. S. 361.

nerley ſind, verrathen bey ihrem eyrunden Angeſicht, kleinen Augen und dicken Augenbraunen, ſtumpfer Naſe und großem Munde, dennoch ihre tatariſche Abkunft allzu ſehr. Regnard's Beſchreibung der Lappen (*) gehört, wenn von häßlichen Menſchen die Rede iſt, allerdings hierher. Er beſtritt ſogar ihre Aehnlichkeit mit andern Menſchen, und glaubt, man könne nur nach dem Affen, den Lappländer als das Thier, deſſen Geſtalt der Geſtalt des Menſchen näher käme, annehmen; die allergrößten ſeyn nicht über 3 kurze Ellen; ſie haben einen dicken Kopf, ein breites flaches Geſicht, eine eingedrückte Naſe, kleine Augen, einen breiten Mund, einen dicken Bart, der ihnen bis auf die Bruſt hinunter hängt; ihre Gliedmaßen wären indeſſen doch ihrem kleinen Körper gemäß, die Beine dünn, und die Arme lang. Hagſtröm (**) hingegen hat in einigen Lappmarken viele angetroffen, die eines vollkommenen Menſchen Länge, von 3 Ellen und darüber, hatten. Er beſchreibt ſie bey weitem ſo häßlich nicht; er ſagt ſogar, daß ihre Frauensperſonen alle zu einer mittelmäßigen Schönheit gehörige Eigenſchaften beſäßen. Beyderley Geſchlechtern ſcheint es aber eigenthümlich zu ſeyn, daß ſie ſchwärzliche Haare, ein ſpitziges Kinn, eingefallene Backen und breite Geſichter haben. Hierher gehören auch die Karalen, oder die Nation der Grönländer und Eskimos, ungeachtet, nach Cranzens Meinung (***), ſie in Anſehung ihrer Bildung mehr mit den Kalmucken, Tonguſen und Kamtſchadalen, als Lappländern, Samojeden und Oſtiaken übereinkommen. Faſt durchgehends trifft man ſie aber von einer, von der europäiſchen Bildung ſehr abweichenden Form und Ge-

(*) eb. daſ. XVII B. S. 311.

(**) eb. daſ. XX B., S. 530, f.

(***) eb. daſ. S. 133.

Geſtalt an. Sie ſind von Statur ſehr klein (*), und nur ſelten über 5 Schuh hoch, die meiſten aber unter dieſem Maße, wobey ſie noch ſehr ſchwach zu ſeyn ſcheinen; doch haben ſie wohlgebildete und proportionirte Gliedmaßen. Ihr Geſicht iſt gemeiniglich breit und platt, mit erhabenen wohl ausgeſtopften runden Backen. Die Augen ſind klein und ſchwarz, aber ohne Feuer; die Naſe klein und wenig erhaben, doch nicht eingedrückt. Der Mund iſt gemeiniglich auch klein und rund, und die Unter-Lippe etwas dicker als die obere. Ihre Haare ſind pechſchwarz, ſtarr, ſtark und lang, auf dem Kopfe; nur ſelten aber haben ſie Haare am Barte, weil ſie ſich daſelbſt die Haare ſorgfältig ausrupfen. Füße und Hände ſind klein und zart; der Kopf und die andern Glieder ziemlich groß; die Bruſt hoch, die Schultern breit, vornehmlich bey den Frauensperſonen. Ihr ganzer Leib iſt ſehr fleiſchig, insgemein fett und blutreich. Die Chineſer tragen, ſo weit es nähmlich die große Verſchiedenheit ihrer Provinzen und ihrer Lebens-Art zuläßt, unſtreitig noch Züge ihrer öſtlichen, mit der tatariſchen verbrüderten Bildung an ſich. Ihr platſchiges, faſt viereckiges Geſicht, ihre verzerrten Katzen-ähnlichen Augen, in weit auseinander ſtehenden großen Augenhöhlen, die mit dicken, wenig geſpaltenen Augenliedern bedeckt ſind, deren Oeffnungen, ſo wie die ſtarken Augenbraunen, gegen die kleine, oben breite und wenig eingedrückte Naſe ziemlich ſchief herunter läuft, ihr unanſehnlicher Bart, und bey vielen die unförmliche Dicke des Leibes, gewährt hinlängliche Anzeigen ihrer tatariſchen Abkunft. Von faſt gleicher Geſtalt ſind die Japaner, ein Volk von ſineſiſcher Cultur, wahrſcheinlich aber auch mongoliſcher Abſtammung. Die

(*) eb. daſ. S. 65, f.

Chineſer und Japaner, ſagt Charlevoix (*), haben, was die Schönheit betrifft, einander wenig vorzuwerfen. Die Japaner ſind, nach ſeiner Beſchreibung, ſo ziemlich häßliche Menſchen, ſie ſehen bleyfarbig im Geſichte aus, und haben kleine Augen, wiewohl ſie ihnen nicht ſo tief im Kopfe liegen, wie den Chineſern; hiernächſt ſind ſie an den Beinen ſehr plump; an Leibes-Geſtalt kleiner als mittelmäßig; haben eine ſtumpfe, ziemlich platte und aufwärts gebogene Naſe, dicke Augenbraunen, platte Wangen, grobe Bildung, und ſehr dünnen Bart, den ſie entweder abſcheren oder ausreiſſen. Ueberaus ähnlich dieſer Bildung ſind die Einwohner von Aſſam (**), beſonders die nordwärts wohnenden Einwohner dieſes Königreiches, durch ihr plattnaſiges Geſicht, und durch ihren kropfigen Hals. Eben ſo die Arakaner (***), die eine breite glatte Stirn, kleine Augen, weite und offene Naſenlöcher, und bis auf die Schultern hinunter gezogene Ohren zu lieben pflegen. Von ähnlicher Geſtalt ſind auch die Barmen in Ava und Peru, welche noch überdies auch den Bart bis auf ſein kleinſtes Haar haſſen, ſo wie die Tibetaner und andere höhere Nationen. Von gleicher Figur ſind die von Pegu, Kambodia, Kodſchintſchina und Tunking, welche leztere ſich aber durch ovalere, weniger platſchige Geſichter, auch große Ohren, einiger Maßen unterſcheiden (****). Hiermit verbinde ich die Nachricht des Hrn. Forſter (†) von einer beſonders häßlichen Nation; dieſe ſind die Einwohner der neu-hebridiſchen Inſel Mallikolo, die als kleine, behende, hagere, ſchwarze, häßliche Geſchöpfe

(*) eb. daſ. XI B., S. 595.

(**) eb. daſ. X B., S. 557. (***) eb. daſ. S. 667.

(****) Herder, a. ang. O., S. 24. A. H. d. R. X B., S. 97.

(†) Bemerk. S. 216.

ſchöpfe beſchrieben werden, die unter allen Menſchen, welche dieſer gelehrte Reiſende geſehen hat, die meiſte Verwandtſchaft mit den Affen zu haben ſcheinen. Ihre Hirnſchedel ſind auf eine beſondere Art von der Naſenwurzel aufwärts, mehr platt oder hinterwärts zurück gedrückt, als bey allen andern Menſchen. Die Weiber ſind häßlich und übel geſtaltet, und unter dem Drucke einer harten Dienſtbarkeit. Das Haar der Mallikoleſer iſt wollicht und gekräuſelt; ihre Farbe ſchwarz, wie Ofen-Ruß; die Geſichtszüge unſanft; die Backen-Knochen breit, und der Ausdruck des Ganzen unangenehm; die Gliedmaßen ſind mißgeſtaltet oder dünn; der Bauch mit einem Stricke zuſammengeſchnürt. Manche ſind auf dem ganzen Leibe, ſogar auf dem Rücken, ſtark behaart, welches man auch in Tanna und Neu-Kaledonien wahrnahm.

Daß nicht nur Klima, ſondern auch Gewohnheiten, die nicht ſelten von demſelben abgeleitet werden, weil ſie ſich offenbar auf Verſuche gründen, die zu ſtarke Wirkung deſſelben zu ſchwächen, oft auch Erziehung, Lebens-Art, Nahrung und abſichtlich angebrachte Künſteleyen, an der ſo mannigfaltigen Bildung der Nationen augenſcheinlichen Antheil haben, iſt nicht zu läugnen. So wird die ſchreckliche Kälte der Polar-Länder, bey den unter ihrem Einfluſſe lebenden Völkerſchaften offenbare Veranlaſſung ihrer bereits angezeigten Bildung. Bey ſtarkem Froſte zieht der Menſch, natürlicher Weiſe, die Schultern aufwärts, um den Hals zu ſchützen, und die Wärme des Blutes am Kopfe zu erhalten. Wo nun ein ewiger Winter herrſcht, da wird dieſe Stellung auch zur Gewohnheit; der Hals muß unverhältnißmäßig kurz ausſehen, nicht allein, weil er mit den meiſten Theilen des Körpers eine gleiche Zuſammenziehung leidet, ſondern auch, weil der Kopf und die Bruſt, die zu einer unſchicklichen Größe ausgedehnet werden, ſeine Länge

von beyden Seiten ſchmählern. Was von dem Halſe übrig bleibt, ſteckt tief zwiſchen den Schultern, und ſo ſcheint der Kopf auf ihnen, wie auf einer Stütze, zu ruhen. Grobe und unangenehme Geſichtszüge werden ebenfalls von dem Klima gebildet; eine Wahrheit, die ſelbſt dem nachläſſigſten Beobachter nicht entgangen ſeyn kann! Starke Kälte zieht die Oeffnungen der Augen zuſammen, und die Augenbraunen herab, erhebt die Wangen, drückt den untern Kinnbacken gegen den obern, verringert dadurch die Länge des Geſichtes, und dehnt es auf beyden Seiten aus; kurz, ſie verzerrt die Züge, und benimmt ihnen das gefällige Ebenmaß. Noch einige andere Kennzeichen dieſer Polar = Menſchen beſtehen darin, daß die Naſe klein und in der Mitte des Geſichtes eingedrückt iſt, daß der Vorderkopf breit hervorſteht, und die Augen äuſſerſt ſchwach ſind. Die Mitte des Geſichtes wird faſt immer der Kälte bloß geſtellt, und leidet folglich am meiſten von ihrer zuſammenziehenden Kraft. Der Wind trifft ſie zuerſt, und ſie iſt am weiteſten von dem Sitze der Wärme in dem Kopfe entfernt. Aber eben ſo wichtig ſcheint der Umſtand zu ſeyn, daß die Bewohner kalter Länder öfter durch die Naſe, als durch den Mund Athem hohlen, und dadurch auf dieſelbe und die nächſten Theile die Luft ſtärker herbey ziehen. Ein ſolcher anhaltender Luft = Strohm vermehrt die Kälte, preſſet die Züge noch mehr zuſammen, und hindert ihr Wachsthum. Man wird ſich nun die breite und ausgedehnte Figur des Vorderkopfes leicht erklären können. Die größere Wärme und Lebens = Kraft in dem Gehirne, welche den obern Kopf anfüllt, muß ihm nothwendig einen größern Umfang geben, und ihn über die zuſammengezogenen Theile verſchieben. So werden auch die Augen in dieſer ungemein kalten Zone ſehr angegriffen; ſie ſcheinen tief im Kopfe zu liegen, weil die Augenbraunen durch das ſtete Niederziehen

ſich

ſich ziemlich weit hervor drängen; die Kälte macht ihre Oeffnungen klein, und der ſcharfe Froſt, wie auch der blendende Glanz der ewigen Schnee-Gefilde, ſpannt dieſe zarten Organe ſo ſehr, daß ſie beſtändig ſchwach ſind, und oft bey Perſonen von mittlerm Alter ſchon blind werden. Auf ähnliche Art läßt ſich dann auch die verzerrte Geſichtsbildung und das ſchielende blinzende Auge der unter ſehr heißen Klimaten lebenden Schwarzen erklären. Auch hier iſt das Geſicht den brennenden Sonnen = Strahlen am meiſten bloß geſtellt. Das Unerträgliche dieſes Gefühles ſucht der Afrikaner durch das Herabziehen des obern Augenliedes, und Hinaufziehen des untern, ſo gut wie möglich zu ſchwächen. Nothwendig werden hierbey mehrere Geſichts-Muskeln in Bewegung geſetzt. Immerdar in der Sonne, muß folglich dieſes unäblaſſige Ziehen und Zerren der Geſichts = Muskeln zur Gewohnheit werden, und der Geſichtsbildung dieſer Nationen eine Form geben, die ſich endlich durch unzählige Generationen unabänderlich anarten laſſen muß. Bey den ſüdlichen Aſiaten, welche chroniſchen Augen = Entzündungen unterworfen ſind, und deren nächſte Urſache die daſelbſt wehenden kauſtiſchen Winde ſind, hangen darum auch die Augenlieder weiter, als bey uns Europäern, herunter (*). Vielleicht könnte man dieſen Umſtand auch durch ein von Jugend auf gewohnteres, fortgeſetztes und nun natürlich gewordenes Beſtreben, ſich durch Anſtrengung der Augenlieder vor jenen Winden zu ſchützen, erklären. Dies wird wenigſtens wahrſcheinlich, wenn man ſich an die Einwohner von Neu = Holland erinnert, welche von Jugend auf die Gewohnheit haben, die Augenlieder halb geſchloſſen zu

(*) v. Pauw philoſoph. Unterſuchungen über die Aegypter und Chineſer, nach meiner Ueberſetz. (Berl. 1774, 8.) Th. 1, S. 369.

zu halten, um die Augen vor den quälenden Mücken in Sicherheit zu ſetzen. Sie würden ſogar, wegen der größten Theils geſchloſſenen Augen, von weitem gar nichts erkennen können, wenn ſie den Kopf nicht immer ſo in die Höhe richteten, als ob ſie etwas über ſich zu ſehen bemüht wären. Nur in gemäßigten Erdſtrichen hingegen, und mehr unter, als über der mittlern Region der Temperatur verſtattet die angenehme Wärme eine freye und leichte Ausdehnung, öffnet die Geſichtszüge, und vergrößert die Wölbung der Augen. Hier ſieht man denn nicht ſelten ein großes volles Par Augen, ſo wie Homer es mahlte; eine Schönheit, welche den Bewohnern des kalten Nordens ſo wenig, als jenen des brennenden Südens, verſtändlich iſt. Der ganze menſchliche Körper entwickelt ſich unter einem milden Himmel ungeſtört und ungezwungen; man erblickt daſelbſt die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit, ſo wie ſie in dem Plane und in der Idee des Schöpfers urſprünglich lag.

Ferner iſt auch der Grund der kalmuckiſchen, oder überhaupt der tatariſchen mongoliſchen Bildung in ihrer gewohnten Lebens-Art anzutreffen. Ihre gebogenen Knie und krummen Beine entſtehen ſehr natürlich daher, weil ſie von Kindheit an, auf ihren Beinen rutſchen, oder über den Pferden hangen. Ihr ganzes Leben theilt ſich in Sitzen und Reiten; und die einzige Stellung, die dem menſchlichen Fuße ſeine gerade ſchöne Geſtalt giebt, der Gang, iſt ihnen, bis auf wenige Schritte, ſogar fremd. Sollte nun nicht auch mehreres von ihrer Lebens-Art in ihre Bildung übergegangen ſeyn? Das abſtehende, thieriſche Ohr, das gleichſam immer lauſcht und horcht; das kleine ſcharfe Auge, das in der weiteſten Ferne den kleinſten Rauch oder Staub gewahr wird; der weiße hervor blökende, Knochen benagende Zahn; der dicke Hals und die zurückgebogene Stellung ihres Kopfes auf

dem-

demſelben; ſind dieſe Züge nicht gleichſam zur Beſtandheit gediehene Geberden und Charaktere ihrer Lebens-Weiſe? Setzen wir nun noch hinzu, daß, wie Pallas ſagt (*), ihre Kinder oft bis in das zehnte Jahr im Geſichte unförmlich, aufgedunſen und von einem kakochymiſchen Anſehen ſind, bis ſie durch das Auswachſen wohlgebildeter werden; bemerken wir, daß große Strecken ihrer Gegenden keinen Regen, wenig oder wenigſtens kein reines Waſſer haben, und daß ihnen von Kindheit auf, das Baden beynahe eine ganz fremde Sache werde; denken wir uns die Salz-Seen, den Salz-Boden, die Salz-Moräſte, an denen ſie wohnen, deren kaliſchen Geſchmack ſie auch in Speiſen und ſogar in dem Strohme von Thee-Waſſer lieben, mit dem ſie täglich ihre Verdauung ſchwächen; fügen wir auf der Erd-Höhe, die ſie bewohnen, die feinere Luft, die trocknen Winde, die kaliſchen Ausdunſtungen, den langen Winter im Anblick des Schnees und im Rauch ihrer Hütte, und noch eine Reihe kleinerer Umſtände, hinzu; ſollte es nicht wahrſcheinlich ſeyn, daß vor Jahrtauſenden ſchon, da vielleicht einige dieſer Urſachen noch weit ſtärker wirkten, eben hieraus ihre Bildung entſtanden und zur erblichen Natur übergegangen wäre?

Daß die Gewohnheit, die Brüſte über die Schultern zu werfen, und Kinder in dieſer Stellung daran ſaugen zu laſſen, unſtreitig großen Antheil an dem ungewöhnlich Langen und Gedehnten dieſer Theile haben müſſe, iſt leicht zu begreifen. Man hat die Brüſte der Samojedinnen und der Einwohnerinnen in den heißen Ländern, von einer ſehr auffallenden Länge und Schlappheit beſchrieben (**). Wahrſcheinlich hat aber

(*) In den Samml. zur Geſch. der mongol. Völkerſchaften. Th. 1, S. 304.

(**) A. H. d. R. XI B., S. 467.

aber auch der unmäßige Gebrauch warmer Bäder, deren die Einwohnerinnen der Inſeln des Archipelagus, ſo wie des türkiſchen Reiches, ſich bedienen (*), ſehr vielen Antheil an dieſer Verunſtaltung. Doch läßt ſich noch eine andere Veranlaſſung denken, worüber ſich beſonders Forſter in folgender Bemerkung äuſſert: „Die Weibsperſonen in O-Taheiti und den „Societäts-Inſeln, einige vom gemeinen Volke aus„genommen, auch die Einwohnerinnen der Marque„ſas und freundſchaftlichen Eylande haben keine ſo „ſchlaffe herabhangende Brüſte, als die Negerinnen, „Neu-Seeländerinnen, und die Weiber auf den weſt„lichen Inſeln des Süd-Meeres. Man hat dieſe „große Ausdehnung der Brüſte neuerlich der beſondern „Art, die Kinder zu ſäugen, zugeſchrieben; allein, „dieſer Grund ſcheint mir nicht hinreichend, indem die „vornehmen Weiber in Taheiti, deren Brüſte nicht „lang gezerrt ſind, doch keine andere Art zu ſäugen „haben. Daher glaube ich vielmehr, daß dieſe Theile „bey den gemeinen Weibern deswegen erſchlaffen müſ„ſen, weil ſie der Sonne und Luft mehr ausgeſetzt ſind. „Die Negerinnen ſowohl, als die Weiber in Malli„kolo, Tanna und Neu-Kaledonien, ſind ebenfalls „der Luft und Sonnen-Hitze bloßgeſtellt, und meh„rentheils bis an den Unterleib unbekleidet. Die ta„heitiſchen vornehmen Frauenzimmer hingegen hüllen „ſich in feine Zeuge, und vermittelſt dieſes gelinden „Druckes verliert ihr Buſen ſeine Reize nicht leicht. „Alte, aber ſehr fette Perſonen unter ihnen, haben „zwar ſtarke ausgedehnte, aber nicht lange und ge„zerrte Brüſte."

Oftmahls charakteriſirt ſich auch die Lebens-Art mancher Nationen ſprechend genug in der Phyſiognomie derſelben. Das Auge der amerikaniſchen Wilden

(*) *Blumenbach* de gen. hum. var. nat. §. 66.

den iſt ſtarr, und die Muskeln des Geſichtes ſind ſchlaff, die Wangen breit, der Mund groß, die Lippen dick, und die Naſe eingedrückt. Dieſes iſt ſein Bild. Um es zu erklären, muß man ſeine Lebens-Weiſe betrachten. Die Einſamkeit, worin er lebt, giebt ihm einen Hang zum Trübſinn; er ſpricht und lacht wenig, und ſelten wird ſein Auge heiter. Iſt er nicht auf der Jagd, und weckt ihn kein wichtiger Zufall aus ſeinem Schlummer, ſo liegt er entweder nachläſſig auf der Erde, oder ſchreitet unachtſam durch den Wald, oder ſitzt ſtundenlang da, heftet ſein Auge auf einen Punct, und verliert ſich in einer finſtern Träumerey. Die wilden Scenen der Natur, womit die ungebauete Gegend angefüllt iſt, mahlen ſich auf ſeinem Geſichte, und die Leidenſchaften von Krieg und Wut, faſt die einzigen, denen er nachhängt, vermiſchen noch damit gewiſſe Merkmahle von thieriſcher Grauſamkeit. Ideen des verfeinerten Stats-Bürgers theilen den Muskeln des Geſichtes einen redenden Ausdruck mit, und ziehen ſie mehr nach der Mitte hin, welche dadurch eine gefällige Erhabenheit bekommt. Die Seele des Wilden iſt leer, daher bleiben die Muskeln ungeſpannt, dehnen ſich ſeitwärts aus, und machen das Geſicht breit. Empfindungen des Kummers und der Einſamkeit, verurſachen dicke aufgeworfene Lippen. Wenn dieſe Gemüths-Bewegungen natürliche Folgen des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſind, wenn ſie ſchon bey dem Kinde anfangen, und ſelten durch die frohen Aufwallungen des geſitteten Lebens unterbrochen werden, ſo muß ihre Wirkung mit der Zeit groß ſeyn. Die Naſe und die übrigen Züge hangen ſo genau zuſammen, daß die Vergrößerung des einen die Verringerung des andern nach ſich zieht. Eine hervorſtehende Naſe iſt gemeiniglich mit einem ſchmahlen Geſichte und mit dünnen Lippen verbunden, ſo wie man ein breites Geſicht, dicke Lippen

pen

pen und ein rundes Kinn gemeiniglich bey einer flachen Naſe findet. Rohe Menſchen haben daher faſt immer eine platte Naſe. Iſt dabey auch das Klima wirkſam, wie in Lappland und Afrika, ſo verliert dieſer Geſichts-Theil noch mehr, auch alsdann, wenn er nach einer albernen Idee von Schönheit eingedrückt wird.

Zu manchen unnatürlichen Bildungen, die wir an verſchiedenen Völkerſchaften bemerken, giebt ſelbſt die Unzufriedenheit derſelben mit ihrer ſonſt natürlichen, Anlaß und Gelegenheit. Man ſchämte ſich ſeiner natürlichen Bildung, und wollte verändern, traf aber auf Theile, die, da ſie der Veränderung nachgaben, ſich als die häßlichſte Schönheit zulezt anerbten. Ein großer Theil hiervon fällt auf die verſchiedenen Begriffe von Schönheit zurück, die in der Folge ſo herrſchend werden, daß nur die höchſte Eigenliebe ſich überreden kann, gerade dieſe für die angemeſſenſten und zuträglichſten zu halten. Deswegen pflegen die Chineſer die Füße einzupreſſen, um ſie nicht wachſen zu laſſen, und ſo klein wie möglich zu erhalten. In Indien legt man neugebornen Kindern bleyerne Platten auf die Stirn, um dem Kopfe ſeine gehörige Breite zu geben; und eben das thun auch in einem andern Welt-Theile die Omaguas in Amerika, vermittelſt zweyer Breter, um demſelben, wie ſie ſagen, die Geſtalt des Vollmondes deſto beſſer zu geben. Andere hingegen, wie die Siameſer, binden die Köpfe der Kinder zuſammen, daß ſie rautenförmig werden; noch andere, wie die Chineſer, ziehen beynahe viereckige Köpfe. Raynold führt von den ſchwarzen Caraiben, welche vermuthlich eine Raçe afrikaniſcher, und durch einen Sturm in die antilliſchen Inſeln verſchlagener Negern ſind, ein ganz beſonderes Beyſpiel von der Umbildung des Kopfes an. Als nähmlich die Franzoſen nach St. Vincent kamen, und ihre Neger-

Scla-

Sclaven mit dahin brachten, ſo machte dieſes auf die ſchwarzen Caraiben den größten Eindruck. Gedemüthigt und erſchreckt, Menſchen zu gleichen, welche durch die Sclaverey abgewürdigt waren, befürchteten ſie, man möchte einmahl einen Mißbrauch von ihrer Farbe machen, und ihren gemeinſchaftlichen Urſprung daraus errathen, um ſie eben demſelben Joche zu unterwerfen, und zogen ſich daher in die dickſten Wälder zurück. Hier, um ſich auf immer ein unterſcheidendes Kennzeichen, welches von ihrer Unabhängigkeit zeugen ſollte, eigen zu machen, entſchloſſen ſie ſich, ihren Kindern, ſobald ſie auf die Welt kämen, die Stirn breit zu drücken. Die Erwachſenen, männlichen und weiblichen Geſchlechtes, welche dieſe Bildung ihrem Kopfe nicht mehr geben konnten, unterſtanden ſich daher auch, von da an, nicht mehr ohne dieſes ſichtbare und unauslöſchliche Zeichen der Freyheit hervor zu treten. Bloß die nächſte Generation, welche ein neues Volk zu ſeyn ſchien, faſt alle von gleichem Alter, groß, wohlgebauet, tapfer und wild, zeigte ſich wieder, und bauete Hütten an die Küſte. In Arabien und Griechenland können nur große Augen auf Beyfall rechnen; daher giebt man ſich daſelbſt unglaubliche Mühe, die Augenlieder in die Höhe zu ziehen, und die Oeffnungen zu erweitern. Die Kaffern, manche Afrikaner, auch die Lappländer, finden ein Vergnügen an Stumpf-Naſen, und drücken dieſen Theil ſo lange, bis er ſeine gehörige, ihnen liebliche Stumpfheit hat. Die Völker jenſeit des Indus, ſelbſt auch einige tatariſche Nationen, lieben einſtimmig kleine Augen und große Ohren; ſie beſtreben ſich daher, ihre Augen, ſo viel als möglich, zuſammen zu drücken, und ihre Ohren vermittelſt ſchwerer Gewichte niederzuziehen, den Rand durch Einſchnitte auszudehnen, und ſie ſo lange zu zerren, bis ſie auf die Schultern hangen, wie ſolches bey den Malabaren beſonders, ein Unterſcheid-

ungs-Zeichen für den Adel iſt. Ueberhaupt iſt es den morgenländiſchen Völkern eigen, lange Ohren vorzüglich zu ſchätzen. Einige ſuchen ſie durch beſtändiges Herabziehen zu verlängern, um nur ſo viel, als wegen des Gebrauches der Ohr-Ringe nöthig iſt, zu durchbohren. Andere machen allmählich ſo lange Löcher in die Ohrläppchen, daß man faſt eine Fauſt bequem durchſtecken könnte. Hierher gehört auch die ſonderbare Gewohnheit, ſich die Haare zu ſchneiden, oder gar auszuziehen, und ſich dann für ſchöner zu halten; dieſes iſt nicht nur bey den oben gedachten Barmen in Ara und Peru, ſondern auch bey andern Völkern jenſeit des Indus, üblich; dieſe reiſſen zwar alles Haar aus ihrem Körper aus, laſſen aber doch auf dem Geſichte hier und da einige Büſchel ſtehen, welche ſie noch zuweilen verſchneiden. Es giebt auch Tatarn, die kein Haar an ihrem Kopfe leiden, auſſer oben auf der Scheitel, wo ſie es flechten, und nach ihrem Geſchmacke zu verzieren ſuchen. Beſonders eigen iſt dieſe Sitte, das Haar ſich von dem Leibe wegzurauſen, allen amerikaniſchen Völkerſchaften. Oft geſchieht dieſes auch der Reinlichkeit wegen, welches beſonders bey den Arabern Mode iſt, die ſich das Haar aus den Ohren und der Naſe mit einer Schere, aus den Achſel-Gruben mit einem Scher-Meſſer, und von den Geburts-Gliedern mit einer gewiſſen dazu bereiteten Salbe wegnehmen, damit ſich an keiner Stelle ihres Leibes Unreinigkeiten anſetzen können; ſ. im XX Th., S. 514. Dieſe an ſo verſchiedenen Nationen bemerkte Haarloſigkeit hat manche Reiſende bewogen, ihnen Haare am Bart und andern Stellen ihres Leibes durchgehends abzuſprechen, und dieſen Umſtand für einen natürlichen Fehler oder Mangel anzugeben. Wie irrig dieſe Meinung war, iſt längſt entſchieden. Die Indianer ſowohl, als die übrigen Völkerſchaften, haben allerdings Haare am Kinne

und am Leibe; nur jene ſchiefe Idee von Schönheit veranlaſſet ſie, es mit größter Sorgfalt auszuziehen; Handelsleute, welche unter ihnen herumziehen, wiſſen recht gut, daß kleine Zangen (Pincetten) zu den einträglichſten Commerz-Artikeln gehören.

Von einer, bereits oben erwähnten und nicht leicht nachzuahmenden Künſteley, die bey den Bewohnern der neuhebridiſchen Inſel Mallikolo üblich iſt, ertheilt Hr. Forſter (*) folgende Nachricht: „Es iſt „eine ſeltſame, und meines Wiſſens ganz eigenthüm„liche Gewohnheit der Bewohner gedachter Inſel, „ſich den Unterleib mit einem Stricke ſo feſt zu ſchnü„ren, daß derjenige, der nicht von Kindesbeinen an da„zu gewöhnt iſt, ſich die äuſſerſte Unbequemlichkeit zu„ziehen würde. Der Strick, den ſie gebrauchen, iſt „ungefähr fingersdick, nnd macht oberhalb dem Na„bel einen ſehr tiefen Einſchnitt, dergeſtalt, daß der „Unterleib aus zwey unterſchiedenen und gleichſam auf „einander geſetzten Stücken zu beſtehen ſcheint. Der „obere Theil des Armes iſt durch ein ſehr enges Arm„Band in ſeiner Art eben ſo feſt, und vermuthlich „auch aus eben der Abſicht eingeſchnürt, als der Un„terleib."

Auſſerdem iſt es bey verſchiedenen Völkerſchaften noch Sitte, mancherley Zierrathen, als: Schellen, Schnallen, Ringe, Blumen, Kräuter, Perlmutter-Schmuck, Muſchelwerk, Steine, Zähne, Tuch, Federn, Knochen und dgl. an die Naſe, Ohren, um den Hals, um die Hände, Arme und Füße zu heften, und zwar vermuthlich nur aus übertriebenem Hang zum Putze, der aber kaum der Abſicht hierbey, nähmlich für ſchöner gehalten zu werden, entſpricht. So durchbohren ſich die Zemblaner die Naſe und Ohren, um dieſe Theile mit blauen Steinen behängen zu kön-

(*) Reiſe um die Welt, Th. 2, S. 185.

können. Die ſiamiſchen Weiber tragen ſo ſtarkes und ſchweres Ohr-Geſchmeide, daß man leicht einen Daumen durch die von dieſem Gewichte vergrößerte Ohr-Löcher ſtecken könnte. Die Formoſanerinnen, welche ſchon von Natur lange Ohren haben, verlängern dieſelben durch Angehänge von großem Muſchelwerk noch mehr. Die Neu-Seeländer, beyderley Geſchlechtes, tragen Tuch, Federn, Knochen von großen Vögeln, und bisweilen ſogar einen hölzernen Stecken, in den Ohren; eben ſo pflegten ſie auch gemeiniglich die Nägel, die man ihnen gab, in dieſem dem Putze geweiheten Orte zu verwahren, und überhaupt alles nur dahin zu ſtecken, was ſich durch die Löcher hindurch ſtecken ließ. Die Weiber ziehen bisweilen die ſchneeweißen Flaumfedern der Albatroſſen hindurch; und dieſe breiten ſich dann vor und hinter dem Ohre in einem Buſche, der faſt ſo groß als eine Fauſt iſt, aus. Dieſes läßt zwar ſonderbar, aber, ſo ſeltſam es auch ſcheinen mag, doch gar nicht häßlich. Auſſer dem Schmucke, den ſie unmittelbar durch die Ohr-Löcher ſtecken, ziehen ſie noch Schnüre hindurch, an welchen noch mehr Zierrathen hangen, als: Meißel oder Pfriemen, die aus grünem Talkſtein verfertigt ſind, und bey ihnen ſehr hoch gehalten werden, desgleichen die Nägel und Zähne ihrer verſtorbenen Anverwandten, Hunds-Zähne, und überhaupt alles, was ſie, ihrer Meinung nach, Seltenes und Koſtbares bekommen können. Capit. Cook traf in Süd-Wallis Inſulaner an, deren vornehmſter Putz in einem Knochen beſtand, den ſie in den Knorpel, welcher beyde Naſenlöcher von einander ſcheidet, und den ſie zu dieſem Ende durchbohren, ſteckten. Dieſer Knochen iſt einen guten Finger dick, und 5 bis 6 Zoll lang; er reicht ihnen ſolcher Geſtalt quer über das ganze Geſicht, und verſtopft beyde Naſenlöcher dermaßen, daß ſie den Mund weit aufgeſperrt halten müſſen,

müſſen, um Athem zu ſchöpfen; und wenn ſie reden wollen, ſo iſt ihre Sprache aus demſelben Grunde ſo undeutlich, daß ſie kaum einander verſtehen können. Auch auf einer neu-ſeeländiſchen Inſel traf Cook einen Mann an, der ſich den Naſen-Knorpel durchbohrt, und eine Feder durch das Loch geſteckt hatte, die auf beyden Seiten über die Backen hervorragete. le Maire (*) traf auf ſeiner Fahrt Inſulaner an, deren Weiber, zum Zeichen ihres hohen Standes, Kokos-Blätter am Halſe hangend hatten; und andere, die beyde Ohren, beyde Naſenlöcher, ſogar die Scheidewand der Naſe, mit Ringen, die Arme über den Elbogen und an den Gelenken der Hände mit Perlen-Schmuck behangen hatten. Dampier (**) berichtet, daß die Einwohner einer Inſel, die er Garre-Denys nannte, in Anſehung ihrer Geſichts-Bildung nicht zu verwerfen geweſen ſeyn, wenn ſie nicht ihr Geſicht auf die lächerlichſte Art entſtellten, indem ſie eine Art von Pflöckchen, ſo dick als ein Finger und 4 Zoll in die Länge, quer durch beyde Naſenlöcher ſteckten, und beyde Enden ſo bis an den Backen-Knochen reichen ließen, daß man vor dieſem ſeltſamen Zierrathe nichts, als eine kleine Spitze der Naſe wahrnehmen kann; der großen Ohren nicht einmahl zu gedenken, welche ſie mit eben ſolchen Pflöckchen, wie die Naſe, ausfüllen, und zu ſchmücken pflegen. Mandelslo (***) ſagt, daß die vornehmſten Weibs-Perſonen auf Guzarat koſtbare Ohren-Gehenke von Diamanten, Perlen und andern Edelſteinen, tragen. Manchmahl hängen ſie auch Ringe an die Naſe, ohne einige Beſchwerlichkeit, weil ſie ſich faſt niemahls ſchnäutzen. Die Weibsperſonen auf den Inſeln des

(*) A. H. d. R. XI B., S. 463.

(**) Voyage, To. 5, p. 82.

(***) A. [illegible] d. R. XI B., S. 210.

perſiſchen Meerbuſens pflegen auch in ihren Moden und Gewohnheiten ſtarke Nachahmerinnen der indianiſchen Weiber zu ſeyn, und Ringe in den Naſen-Knorpel zu hängen, auch wohl eine goldene Nadel quer durch die Naſen-Haut, nicht weit von den Augen, zu ſtecken. Auch unter den Arabern ſieht man viele Weiber mit einem durchbohrten Naſen-Loche, um einen großen Ring daran hängen zu können. Es ſoll ſogar unter die Artigkeit dieſer Völker gehören, den Mund ihrer Weiber durch dieſe Ringe zu küſſen, die zuweilen groß genug ſind, um den ganzen Mund in ihrem hohlen Raume verbergen zu können. Möglich ſcheint dieſes auch wohl zu ſeyn, zumahl wenn dieſe Ringe, wie Boullaye (*) verſichert, 3 Zoll im Durchmeſſer hielten. Eben Derſelbe berichtet auch, daß die Araberinnen ſich die Ohren an unterſchiedenen Orten durchbohren, um ſich daran mit eben ſo vielen Schnallen und Ringen auspußen zu können. Die Weiber in Sierra Leona tragen Ohr-Geſchmeide, die gemeiniglich am Gewichte 3 bis 4 Unzen (6 bis 8 Loth) haben, und aus Zähnen, Schnecken-Schalen, Hörnern, Stücken Holz ꝛc. beſtehen. Desgleichen pflegen die Frauensperſonen auf den karaibiſchen Inſeln ihren Hals mit Schnüren von Glas-Kugeln, die ſie von den Europäern eingehandelt haben, zu behängen; auch ſchmücken ſie die Gelenke der Hand und des Elbogens damit, ſo wie ſie auch ihre Ohren, die ſie mit aufgezogenen blauen Steinen und Glas-Kugeln zieren, nicht leer laſſen. Doch hat man dieſe ſonderbaren Methoden ſich zu putzen, wie es ſich auch von ſelbſt vermuthen läßt, größten Theils nur bey dem weiblichen Geſchlechte, und zwar beſonders unter deſſen unverheurathetem Theile, bemerkt. Wie ſehr dergleichen äuſſerſt ſonderbare Künſteleyen entſtellen, iſt leicht

(*) Les Voyages de *Boullaye*, p. 318.

leicht zu erachten. Auch die Unter-Lippe laſſen mehrere Nationen nicht ungeſchmückt. Dieſe Gewohnheit haben verſchiedene Völker, mit jenen auf Sierra Leona, am Senegal und auf der Küſte von Guinea, mit einander gemein, welche leztere eben dergleichen Zierrathen, die theils ſie ſelbſt, theils andere, an den Naſen = Knorpel, Ohren ꝛc. hängen, auch daſelbſt anbringen. Auf der Nordweſt = Seite von Amerika iſt dieſe ſeltſame Art von Putz überdies noch ein Unterſcheidungs = Zeichen des vornehmen Frauenzimmers, beſonders bey denen, welche den Port = Mulgrave und den Norfals = Sund bewohnen. Sie machen ſich eine Oeffnung in dem dicken Theile der Unter = Lippe, und erweitern ſie nach und nach zu einer mit dem Munde parallel laufenden und auch eben ſo langen Linie; in dieſer Oeffnung tragen ſie beſtändig ein Stück Holz von einer runden Geſtalt, und von der Dicke eines halben Zolles. Die Oberfläche iſt nicht flach, ſondern auf jeder Seite wie ein Löffel, doch nicht völlig ſo ſehr vertieft. Die Ränder werden ebenfalls in Geſtalt einer Rolle ausgehöhlt, damit ſie dieſen koſtbaren Zierrath deſto beſſer in der Lippe befeſtigen können, die dadurch oft wenigſtens 3 Zoll in horizontaler Richtung erweitert wird, ſo daß, natürlicher Weiſe, ſich jeder Zug in dem untern Theile des Geſichtes abſcheulich verzerrt. Auch die Einwohner auf dem Cooks = Fluſſe tragen ſich eben ſo geſchmückt, und hängen überdies an ihre Naſen und Ohren Glas = Korallen, oder, wenn ſie ſonſt nichts haben können, auch Zähne. Auf den Queen = Charlotten = Inſeln verzerren ſich die Weiber ihre Unter = Lippen ohne Unterſchied, da dieſer Putz bey den übrigen Inſulanern ſonſt nur die vom hohen Range, oder auch von größern Glücks = Gütern, auszeichnet.

In ſo fern die Zähne, und deren theils natürliche, theils erkünſtelte Farbe bey verſchiedenen Nationen mit zu einer Art von Putz gehören, darf ich ſie hier nicht ganz übergehen. Daß weiße Zähne, beſonders unter den mehr cultivirten Nationen unſers Welt-Theiles, und gewiß mit Recht, in großer Achtung ſtehen, iſt bekannt. Bey ſehr vielen um deſto minder cultivirten iſt es aber faſt durchgehends üblich, den Zähnen einen ſchwarzen Teint zu geben, und ſich dann für ſchöner zu halten. Die Gewohnheit, die Betel-Blätter (Piper Betel *Linn.*) zu käuen, der ſich verſchiedene Völker bis zur Unmäßigkeit überlaſſen, hat hieran einen offenbaren Antheil. Dieſer ergeben ſich, auſſer den Chineſern und Javanern, die Einwohner von Sumatra, Malaka, und andere. Einige, wie die Siamer, ſchwärzen ihre Zähne mit einem Firniß, der aber oft aufgetragen werden muß, weswegen ſie genöthigt ſind, ſich einige Tage nach dem Anſtriche, des Eſſens gänzlich zu enthalten, um dem Firniß Zeit zu laſſen, ſich feſt anzuſetzen. Ob die Einwohner der Küſte von Neu-Holland die beyden Vorder-Zähne der obern Kinnlade ſchon in früher Jugend ausreiſſen, weil man ſie, nach Dampier's Bericht, bey allen, ſowohl Männern als Weibern, Jungen und Alten vergeblich ſucht, oder ob eine andere Veranlaſſung ſie derſelben beraubt, ſcheint noch nicht völlig ausgemacht zu ſeyn. Eher läßt ſich eine gegründete Urſache denken, warum bey den meiſten tatariſchen Völkerſchaften die Zähne nicht ſo nahe an einander ſtehen, wie bey andern, woran nähmlich der beſtändige Genuß des rohen Pferde-Fleiſches Schuld ſeyn kann. Nach Dü Halde ſtehen bey den Chineſern die obern Zähne mehr, als die untern, hervor.

Unter die vorzüglichſten, nicht ſelten ganze große Nationen am meiſten entſtellenden Künſteleyen gehört auch die Gewohnheit, theils einzelne Theile, theils den Kör-

Körper ganz, mit verſchiedenen bunten Farben zu beſtreichen und zu ſchminken, wovon ich bereits im LXXI Th., S. 722, fgg. gehandelt habe.

Leibes-Schwäche, ſ. Leibes-Stärke.

Leibes-Schwächung, ſ. Leibes-Abhärtung, im LXXI Th., S. 485, fgg.

Leibes-Schwere, oder **Gewicht**. Die größte Schwere eines Kindes, das zu rechter Zeit zur Welt kommt, geht ſelten über 8 Pfund, und die geringſte iſt wenig unter 5. — Perſonen von mittlerer Größe zwiſchen 5 Fuß, 1 Zoll, und 5 Fuß 4 Z. franzöſ. Maßes, wiegen ungefähr 150 Pfund. Diejenigen, welche zwiſchen 4 F. 9 Z., und 5 F. 1 Z. hoch ſind, wiegen gemeiniglich nur 135 Pfund.

Wage-Zettel von der Schwere Königs Auguſt II. von Pohlen, und einiger andern hohen Perſonen (*). „Da es allerdings wichtig iſt, die Fürſten, und alle Perſonen, welche großen Einfluß auf das menſchliche Geſchlecht haben, ganz zu kennen, ſo werden auch folgende Nachrichten nicht unwichtig ſeyn, die ich aus einem Manuſcripte nehme, welches alle Kennzeichen der Glaubwürdigkeit an ſich hat. — Nach demſelben wog König Auguſt von Pohlen, 1712, d. 6 May, (da er 42 Jahr alt war,) 260 Pfund; 1714, d. 10 Jun., 250 Pf.; 1715, d. 31 Oct., 244 Pf.; 1717, d. 22 May, 235 Pf.; d. 9 Nov., 236 Pf.; 1718, d. 11 Jul., 230 Pf.; 1719, d. 25 Apr., 220 Pf.; 1721, d. 29 Jun., 222 Pf.; 1722, d. 10 Apr., 189 Pf.; d. 16 May, 199 Pf.; 1723, d. 8 May, 209½ Pf.; 1725, d. 20 Febr., 216 Pf.; 1727, d. 2 Sept., 180 Pf.; 1728, d. 10 May, 204½ Pf.; 1729, d. 29 Jan., 210 Pf.; d. 30 Dec., 226 Pf.; 1731, d. 11 Jul., 228 Pf.; 1732, d. 26 Oct., 220 Pf. (Alſo vom 42 bis 52ſten Jahre immer abnehmend, hernach wieder etwas zunehmend.)

Sein Nachfolger, Auguſt III., wog als Kurprinz (22½ Jahr alt) 1719, d. 25 Apr., 276 Pfund; 1720, d.

P 5 13 May

(*) Berlin. Monatſchr. herausgegeben von J. E. Bieſter. Febr, 1791, S. 121, fgg.

13 May, nur 256 Pf.; hingegen 1737, d. 24 Jul., als König, 293 Pfund. So daß er unter allen in dieſem Wage-Verzeichniſſe vorkommenden fürſtlichen Perſonen die ſchwerſte iſt.

Der Kurprinz Friedrich Chriſtian (nachmahliger Kurfürſt) wog, als er bald 14 Jahr alt war, 1736, d. 22 Jun., 66 Pf.; 1737, d. 17 Sept., 75 Pfund. Prinz Xaver wog an leztgedachtem Tage, da er etwas über 7 Jahr alt war, 44 Pfund.

Die Schwere des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I. betrug d. 15 Jan. 1735, 230 Pfund; des damahligen Kronprinzen Friedrich (alt 23 Jahr) d. 21 Jan., 138 Pfund.

Der Erbprinz Friedrich Ludwig von Wirtemberg, (eben derſelbe, welcher mit einer brandenburg-ſchwediſchen Prinzeſſinn verheurathet, und damahls etwas über 21 Jahr alt war,) wog 1720, d. 13 May, 283 Pfund. Er kam alſo dem Könige Auguſt III. auf 10 Pf. nahe.

Unter den nicht fürſtlichen Perſonen wog Hr. v. Lesgewandt, 1727, d. 2 Dec., vormittags 219, nachmittags aber 224 Pfund. So auch an eben dem Tage der Kron-Unterkanzler Lipski, vormittags 273, nachmittags 278 Pfund; der Kron-Schatzmeiſter Poniatowski vormittags 207, nachmittags 212 Pfund. Folglich bewirkte die Mittags-Tafel bey jedem der genannten Herren gerade eine Vermehrung von 5 Pfund. Noch wurde an eben dem Tage der Miniſter und General Graf Sulkowski gewogen, und 156 Pf. ſchwer befunden; es iſt aber anzumerken vergeſſen, ob vom Vormittage oder Nachmittage die Rede ſey.

Der General-Lieutenant Graf von Kaſtell wog, 1721, d. 29 Jan., 211 Pfund; aber 1729, d. 30 Dec., 360 Pfund; er gewann alſo in einem Zeitraume von 8 Jahren einen Zuwachs von 150 Pf.; und iſt unter allen Vorkommenden der Allerſchwerſte. — Der Pater Querini wog, 1737, d. 17 Sept., als Jeſuit, nur 174 Pfund.

Damen kommen nur zwey vor. Die Gräfinn Orzelska wog, 1725, d. 20 Febr., 132 Pf.; 1728, d. 19 Jul., 129 Pf. Die Feld-Marſchallinn Gräfinn Flemming, d. 15 May 1726, 128 Pfund.

Vermuthlich werden bey der großen Wage in dem Haupt-Zeughauſe zu Dresden, wo alle dieſe Herren und Da-

Damen gewogen ſind, noch mehrere ſolche nicht ganz unlehrreiche archivaliſche Nachrichten aufbehalten ſeyn. Ich weis übrigens nicht, ob es an dieſem oder an andern Höfen noch Sitte iſt, zuweilen die regierende Familie, die hohen Beſuchenden, und die zum Hofe gehörigen Perſonen, zu wägen.“

Linné verſichert, zu Amſterdam ein ſo ungeheuer dickes Kind geſehen zu haben, daß es, ohne ſeine Füße aus einander zu dehnen, nicht aufrecht ſtehen konnte; es wog 500 holländ. Pfund. Da es ſeine Mutter weder ſelbſt ſtillen, noch eine Amme halten konnte, ſo hatte ſie es mit ſüßem Biere aufgezogen.

Im J. 1565, ſtarb der Stadt-Einnehmer in Durlach, deſſen Körper 600 Pfund wog.

In Greifswalde lebte, am Anfange dieſes (18ten) Jahrh., ein Profeſſor, Nahmens Schack, der ſo fett war, daß er über 400 Pfund wog. Er konnte ſich auch faſt gar nicht bewegen. Czaar Peter der Große, der, bey der Belagerung von Stralſund, dort ſein Haupt-Quartier hatte, ſahe ihn, und wollte ſo wenig glauben, daß es natürliches Fett war, daß er ſchwer davon abzubringen war, dieſem Manne einige Inciſionen machen zu laſſen, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Schack kam indeſſen mit der Furcht ab, ſtarb aber bald darauf (*).

Ein Engländer aus Lincoln, ſtarb 1724, im 29ſten Jahre ſeines Alters. Er war 6 F. 4 Z. lang, maß 10 Fuß im Umfange, und hatte 580 Pfund am Gewicht. Er war ein Vieh-Händler, und verzehrte täglich 18 Pfund Rind-Fleiſch.

Der Engländer, der über den Berg Senis in Piemont reiſete, wog 550 Pfund.

Eduard Bright, ein Specereyhändler, ſtarb in ſeinem 30ſten Jahre zu Malton, in England. Er hatte

(*) Mayer Beſchreib. des menſchl. Körpers, Th. 1, S. 154.

hatte das zweyte Jahr noch nicht erreicht, als er ſchon über 144 Pfund ſchwer war. In ſeinem 20ſten Jahre wog er 336, und bey ſeinem Tode 616 Pfund. Er war 5 F. 9½ Z. hoch. Unter den Armen hielt er 5 F. 6 Z. im Umfange, und der Umkreis ſeines Bauches betrug 6 F. 11 Z. Sein Ober-Arm war 2 F. 8 Z. dick. Nach ſeinem Tode waren 12 Männer nöthig; um ihn in das Grab zu ſenken, brauchte man eine beſondere Maſchine. In ſeine Kleider konnten ſich ſieben Perſonen hüllen, wie dieſes aus Kirchen-Büchern und aus der hierüber gerichtlich abgefaßten Regiſtratur erhellet. Dieſer Mann ſtarb am 12 März 1750. Er konnte ſich, ungeachtet ſeiner ungeheuern Schwere, ſehr leicht bewegen.

Am 6 Oct. 1754, ſtarb, zu London, ein Fleiſcher, Nahmens Jacob Peuvel, der aus Stebbing in der Grafſchaft Eſſex gebürtig war. Ungeachtet er nur 39 Jahr alt war, ſo wog er doch ungefähr 480 Pfund.

Die Schwere des Menſchen iſt nicht weniger veränderlich, als ſeine Größe oder Höhe. Perſonen, die ſich wohl befinden, und ein ordentliches Leben führen, werden alle Monathe um 1 oder 2 Pfund ſchwerer, welche ſie aber auch wieder verlieren, und am Ende des Monathes aufs neue zu ihrer natürlicheu Schwere gelangen. Im Sommer wiegt ein geſunder Körper gegen 3 Pfund weniger, als im Winter. Das Gewicht des Körpers ſteigt mit dem Anfange des Herbſtes, und fällt mit dem Anfange des Sommers.

Verſuch über die eigenthümliche Schwere eines lebenden Menſchen, von John Robertſon, im 1 Th. des 50 B. der Philoſ. Tranſactions, a. d. J. 1757 (*). „Im Herbſte des Jahres 1756 hatte ich Gelegenheit, den Gebrauch der Tabelle von der eigenthümlichen Schwere und dem Gewichte verſchiedener Körper in einigen Beyſpielen zu

(*) Im 3 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1772.

zu zeigen. Unter andern glaubte ich, es würde nützlich ſeyn, die eigenthümliche Schwere des Menſchen heraus-zubringen. Ich nahm zu dem Ende einen Waſſer-Kaſten, 78 Zoll lang, 30 breit, und 30 Z. hoch, der genau wie ein langes Viereck gemacht war, um die Berechnung der horizontalen Durchſchnitte, welche die Oberfläche des Waſſers in dem Kaſten macht, möglichſter Maßen zu erleichtern. Darauf bemühete ich mich um 10 Leute, mit denen ich die Verſuche nach einander anſtellen wollte; nähmlich: zwey von 6 Fuß; zwey von 5 F. 10 Z.; zwey von 5 F. 8 Z.; zwey von 5 F. 6 Z., und zwey von 5 F. 4 Zoll. Von jeglicher Höhe wollte ich gern einen fetten und einen magern Menſchen haben; da ich ſie aber nicht, wie ich wünſchte, haben konnte, und bis in die Mitte des Octobers wartete, ſo mußte ich mit ſolchen zufrieden ſeyn, die ſich zu den Verſuchen in dieſer Jahrszeit freywillig angaben. Es waren insgeſammt Hand-Arbeiter, und auſſer einem oder zwey mittelmäßig ſtarken, alles ſchlanke und hagere Perſonen. Ich hatte mich bereits mit einem langen Maße verſehen, ihre Höhe zu nehmen, und Wageſchalen ſie darin zu wägen. Als alles in Bereitſchaft war, zog ſich jeder in einem Neben-Zimmer aus, und behielt, des Wohlſtandes wegen, bloß ein Par weite Schiffer-Hoſen an. Zuerſt nahm ich ſeine Höhe, dann ſein Gewicht, und alsdann ſtieg er in den Kaſten, nachdem er zuvor einen guten Schluck Branntwein genommen hatte. An das eine Ende des Kaſtens hatte ich einen Maßſtab, in Zolle und Zehntheile abgetheilt, befeſtigt, und merkte daran genau die Höhe des Waſſers vor dem Einſteigen, und nach dem Untertauchen des Mannes in daſſelbe. Aus dieſen verſchiedenen Obſervationen iſt folgende Tabelle entſtanden:

Num.	Höhe. Fuß.	Z.	Gewicht. Pfund	Waſſerhöhe vor dem Einſteigen. Zoll.	Waſſerhöhe nach dem Untertauchen. Zoll.	Waſſerſtieg Zoll.	Körperlicher Inhalt.	Gewicht des Waſſers. Pfund.
1	6	02	161	19,30	21,20	1,90	2,573	160,8
2	5	$10\frac{3}{8}$	147	19,25	21,16	1,91	2,586	161,6
3	5	$9\frac{1}{2}$	156	19,21	21,06	1,85	2,505	156,6
4	5	$6\frac{3}{4}$	140	19,17	21,21	2,04	2,763	172,6
5	5	$5\frac{7}{8}$	158	19,13	21,21	2,08	2,817	176,0
6	5	$5\frac{1}{2}$	158	19,09	21,26	2,17	2,939	183,7
7	5	$4\frac{3}{8}$	140	19,05	21,06	2,01	2,722	170,1
8	5	$3\frac{1}{8}$	132	19,01	20,86	1,85	2,505	156,6
9	5	$4\frac{1}{8}$	121	18,97	20,76	1,79	2,424	151,5
10	5	$3\frac{1}{4}$	146	18,93	20,66	1,73	2,343	146,4

Während dieſen Verſuchen ereigneten ſich einige Unbequemlichkeiten, die ich anfänglich nicht vermuthet hatte, und denen ich hernach nicht wohl abhelfen konnte. Es ſollte nähmlich jeder von den Leuten fein gemächlich in das Waſſer ſteigen, ſich bis an den Kopf niederlaſſen, und ſo lange warten, bis das Waſſer ruhig geworden wäre; alsdann ſollte er geſchwinde den Kopf untertauchen, und ihn einige Secunden unter dem Waſſer halten, bis ich die Höhe deſſelben genau genommen hätte; ja, wenn einer aus dem Kaſten geſtiegen wäre, ſollte der andere nicht eher wieder hinein gehen, als bis das Waſſer ſich nicht mehr bewegete. Hätten dieſe Dinge, meinem Angeben nach, genau können befolget werden, ſo würde ich die vorſtehende Tabelle, als genugſam vallſtändig, angeben. Da aber die Leute ſchon an ſich von ganz anderer Länge waren, als ich wünſchte, und noch dazu immer eilten, um davon zu kommen, ſo gar, daß auch das Waſſer, wann ſie eintraten, nicht in genugſame Ruhe kommen konnte; und da ich ſie hiernächſt nicht dahin zu bringen vermochte, ſich ſanft genug niederzuſetzen, viel weniger den Kopf nur eine Secunde unter dem Waſſer zu halten, ſo ward die Oberfläche bey den meiſten Verſuchen nie ſo ruhig, daß die Höhe deſſelben ſich ganz genau abmeſſen ließ, ſondern ich war genöthigt, dieſelbe unter den vielen Schwankungen nur ins Mittel zu nehmen. Hiernächſt legte die große Grundfläche des Kaſtens der verlangten Genauigkeit ein großes Hinderniß in den Weg. Indeſſen beſinne ich mich

mich doch nicht, daß dergleichen Verſuche irgendwo wären angeſtellt worden; daher werden die gegenwärtigen doch vielleicht denjenigen angenehm ſeyn, die über dieſen Punct einige Kenntniß zu haben verlangen. Sollte ich einmahl ähnliche Verſuche vornehmen, ſo würde ich dazu ein aufgerichtetes Parallelepipedum, nicht über 18 bis 20 Zoll weit, wählen, das inwendig mit Stufen zum Herabſteigen verſehen wäre; denn über einer ſo kleinen Grundfläche kommt das Waſſer eher in Ruhe, und die Schwankungen deſſelben ſind darin auch nicht ſo groß.

Eine vornehmliche Urſache zu dieſen Verſuchen war wohl das große Verlangen zu wiſſen, ein wie großes fichtenes oder eichenes Bret einen Menſchen im Fluß= oder See=Waſſer oben erhalten könnte. Denn ich hielt dafür, die meiſten Menſchen wären an ſich ſchwerer, als das gemeine friſche Fluß=Waſſer. Aber dieſe Verſuche zeigen das Gegentheil. Den erſten und lezten ausgenommen, ſo ward jeglicher Kerl leichter, als eine ihm gleich große Maſſe friſches Fluß=Waſſer, und noch mehr, als ſo viel See=Waſſer, gefunden. Wenn daher Perſonen, die in das Waſſer fallen, nur genug Gegenwart des Geiſtes haben, das dabey gewöhnlich vorfallende Schrecken zu vermeiden, ſo würden ſie vor dem Untergehen vielmahls bewahrt ſeyn, und ein Stückchen Holz, etwa ſo groß als ein Ruder, könnte einen Menſchen guten Theils ſo lange über dem Waſſer erhalten, als er noch Kräfte hat, ſich anzufaſſen. Vielleicht ergiebt ſich dies einiger Maßen noch beſſer aus folgender Nachricht.

Die Herren der Admiralität halten zur Uebung für die Scholaren auf der königl. Akademie des Seeweſens, zu Portsmouth, eine kleine Jacht, auf welcher die jungen Lehrlinge, unter Direction eines der Aufſeher, und Beyſtande von 8 bis 10 Seeleuten, praktiſchen Unterricht bekommen, ein Schiff in der See zu regieren. Als daher die Jacht das lezte Mahl, etwa im October, auslief, ſo bekam einer dieſer Scholaren, der kaum 13 Jahr und von hagerer Conſtitution war, Befehl, das Senkbley herauf zu ziehen. Der junge Menſch trat kaum auf ein Seiten=Holz am Verdecke des Schiffes, als er ſchon über Bord fiel. Die See war ungeſtüm, und die Jacht ſegelte ſcharf; er war alſo augenblicklich eine große Strecke vom Schiffe weg. Man ließ unverzüglich das Boot herunter. Da aber

aber das Seil daran nicht feſt war, kam es los, und giens in die See. Einer der Seeleute ſprang ſogleich über Bord, warf ſich in das Boot, brachte es ſeitwärts an das Schiff, nahm noch einen Matroſen ein, und ſo fuhren ſie nach dem jungen Menſchen, den ſie auch erreichten, nachdem er über eine halbe Stunde im Waſſer geweſen war. Dieſer erzählte hernach, er hätte ſich, weil er ein wenig ſchwimmen gekonnt, und dabey überleget, daß er untergehen würde, wenn er gegen die Wellen ſtrebete, auf den Rücken gewandt, und ſich ſolcher Geſtalt den Wellen übergeben; dabey hätte er ſich völlig ruhig gehalten, und darauf geſehen, wenn eine Welle über ihn geſchlagen, den Athem an ſich zu halten, und das ihm in den Mund getretene Waſſer auszuſpeyen. Seinen Hut, der, glücklicher Weiſe, vermittelſt einer Schnur in einem Knopfloche des Rockes angebunden geweſen, hätte er oft, zum Zeichen wo er wäre, mit der Hand in die Höhe gehalten. Gerade zuvor, ehe das Boot bey ihm angelanget, ſey er matt, und ſeine Augen trübe geworden, und habe ſich nunmehr am Rande des Unterſinkens gehalten. Dieſer Menſch, der ſich durch ſeine Klugheit vom Ertrinken gerettet, muß damahls ſpecifiſch leichter, als das Waſſer, geweſen ſeyn."

Deutſcher Zuſatz. (von Hrn. Prof. Titius.) „Es iſt eine durch Verſuche längſt ausgemachte Sache, daß der menſchliche Körper, von mittlerer Leibes-Beſchaffenheit, allemahl ein wenig leichter, als das friſche Waſſer, ſey. Dies iſt um ſo viel mehr gewiß von einem dicken, fetten und aufgedunſenen Körper, der, ſeiner Natur nach, ſchon viel weniger wiegen muß, als das Waſſer, welches mit ihm gleichen Raum einnimmt. Denn Fett, friſches und mit Luft erfülltes Fleiſch der Thiere, iſt ſchon an ſich leichter wie Waſſer. Dies iſt die Urſache, warum der fette dickbäuchige Abt Moccia, in Neapel, nicht untergeht, ſondern aufrecht in demſelben herum ſpaziert (*). Hergegen

(*) Von dem Abte Paul Moccia, welcher 50 Jahr alt war, und ſich durch ſeine lateiniſchen Briefe und durch eine griechiſche Proſodie bekannt gemacht hat, wird erzählt, er habe ſich in das Meer geſtürzt, und ſey nicht ſo bald auf dem Grunde geweſen, als er in einer ſenkrechten Richtung wieder auf die Oberfläche empor kam, wo er bis an die Bruſt im Waſſer ſtand, ohne einige Bewegung zu machen. Er blieb

gegen hagere und dürre Körper wiegen wenig minder, als das ihnen gleichräumige Waſſer, folglich gehen ſie eher unter. Setzt man nun, daß jemand ins Waſſer fällt, angenommen, daß er dabey von ſchweren, zumahl wollenen, Kleidern entblößt ſey, und kann dabey, wie dieſer junge Menſch, ruhig ſeyn, ſo bleiben die flüſſigen und fleiſchigen weichen Theile ſeines Körpers gleich ſtark ausgedehnt, die Bruſthöhle hält immer gleich viele und elaſtiſche Luft in ſich, und trägt zur Leichtigkeit des Körpers vieles bey. Wird aber die Luft in der Angſt ſehr ausgeſtoßen, und der Körper durchs Arbeiten mit Schwimmen ſehr angegriffen, ſo wird er bald matt, die fleiſchigen Theile erkalten, ziehen ſich näher zuſammen, und werden gegen das Waſſer alsdann ſpecifiſch ſchwerer. Daher wird es alsdann dem Menſchen ſauer, ſich über dem Waſſer zu erhalten, und er ſinkt, zumahl bey eingeſchlucktem Waſſer, allmählich unter. Dasjenige, was hier der junge Menſch gethan, ſchreibt ſchon Bachſtrom (Kunſt zu ſchwimmen, S. 16.) folgender Maßen von ſich: „Es „dünkte mich, daß es beym Schwimmen vorzüglich darauf ankäme,

blieb in dieſer Stellung mit in einander geſchlungenen Armen, und gieng mit eben der Gewißheit im Meere, als andere auf dem feſten Lande. Man verſichert, daß Taucher ihn mehr als ein Mahl mit ſich auf den Grund des Meeres genommen hätten, daß er aber, ſo bald ſie ihn los ließen, wie Kork-Holz wieder in die Höhe ſtieg. Zu einer andern Zeit war er auf dem Waſſer eingeſchlafen, und ſtreckte ſich eben ſo aus, als wenn er im Bette läge; er wendete ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite, ohne jemahls unterzutauchen. Er verſicherte, daß er unter ſeinen Füßen einen eben ſo ſtarken Widerſtand fühlte, als auf dem feſten Lande, und wunderte ſich über dieſe beſondere Eigenſchaft eben ſo, wie andere. Die Naturforſcher, welche dieſe Erſcheinung beobachteten, bemerkten, nachdem ſie ihn gewogen und ſeinen Umfang gemeſſen hatten — (er wog 300 ital. Pfund, bey uns 211 Pf.) — daß er 30 Pf. weniger wog, als ein gleiches Voluman von Waſſer. Im Sept. 1760 entdeckte er von ungefähr dieſe ſonderbare Eigenſchaft, und zog alsdann durch Uebung und Gewohnheit alle mögliche Vortheile daraus. R.

Hrn. Prof. Titius Betrachtungen über den welſchen Abt Moccia, der für ſich im Waſſer gehen und nicht untergehen kann, ſt. in Deſſen gemeinnütz. Abhandlungen &c. 1 Th. (Lpz. 1768, 8.) S. 491 — 498.

„me, ungehindert athmen zu können, wenn gleich der ganze Kör-
„per, Mund und Naſe ausgenommen, ins Waſſer getaucht wäre.
„Ich legte mich daher beym Schwimmen auf den Rücken, nach-
„dem ich mir die Ohren, welchen jedoch das Waſſer ſonſt eben
„nicht ſo gar ſchädlich iſt, zugeſtopft hatte. Solchergeſtalt hatte
„ich den Kopf ſo weit unter Waſſer, daß nur Naſe und Mund
„hervorragten. Gleichwie nun durch dieſe hydroſtatiſche Beob-
„achtung und Ausübung mein Körper der andern Glieder, ſich
„über Waſſer zu erhalten, nicht ſonderlich bedurfte, ſo konnte ich
„ſolchergeſtalt wohl 2 Stunden nach einander ſchwimmen. —
„Aber man muß ſich doch ungemein zwingen, viele Stunden lang
„ſo ſteif ausgeſtreckt zu liegen, und es iſt zu befürchten,
„daß man von einem krampfigen Zufalle angegriffen werde.“
Ich merke dabey noch an, daß eben dieſer Bachſtrom den vor etlichen Jahren mit vielem Geſchrey erfundenen Waſſer-Harniſch, den der neue franzöſiſche Erfinder Waſſer-Wamms nennt, bereits im J. 1734 in Uebung gehabt, und A. 1742 in ſeiner Kunſt zu ſchwimmen (art de nager) beſchrieben hat.“

Beſchreibung einer Wage, ſich ſelbſt zu wiegen, oder einer Wage, wodurch ein Menſch den Ab- und Zugang der Schwere ſeines Leibes täglich, ja ſtündlich, ohne eines Andern Hülfe erforſchen kann. Da für einen Menſchen auf der Welt nichts edleres, als Geſundheit, und nichts elenderes, als ein ſiecher Leib iſt, ſo haben von je her Aerzte ſich aufs äuſſerſte bemühet, faſt täglich neue Mittel zu erfinden. Einer will ein Univerſal-Mittel haben, welches alle Krankheiten heben ſoll; ein Anderer will alle Tage mediciniren. Einer verwirft alle Arzeneyen, und will durch lauter Waſſer curiren; ein Anderer bloß durch Reinigung des Magens mit einer Bürſte. Noch ein Anderer will bloß durch eine genaue Diät, Geſundheit und langes Leben zuwege bringen. Zu Leztern gehört *Ludovicus Cornaro*, welcher aus einem adelichen Geſchlechte von Venedig gebürtig war, und ſich meiſt zu Padua aufhielt; er hat ſich alle Speiſen zugewogen, und ſeine Natur dermaßen verzärtelt, daß, da er täglich

lich nur 4 Loth mehr eſſen wollte, in eine Krankheit fiel. Er ſtarb 1566 zu Padua, nachdem er über 110 Jahr gelebt, und ein Buch von ſeinem in der Jugend unmäßig geführten, hernach aber verbeſſertem Leben, u. d. T. Diſcorſi della vita ſobria, geſchrieben hatte, welches *Loſſius* ins Lateiniſche überſetzt, und ſeinem Hygiaſtico hat beydrucken laſſen, M. Chr. Ludovici aber ins Deutſche gebracht, und, nebſt einiger Nachricht von des *Cornaro* Leben, ſeinem 2ten Theile des engliſchen Arzneybüchlein (Lpz. 1738, 8.) einverleibet hat. Noch weiter aber gieng *Santorius Santorii*, oder *Sanctorius Sanctorii*, Prof. der Medicin zu Padua, welcher, nach einer langwierigen Unterſuchung und Erforſchung der Natur, endlich auf die Meinung kam, daß die in dem Leibe zurückbleibenden Ueberflüſſigkeiten der Speiſe, die vornehmſte Urſache der Krankheiten wären, und daß dagegen kein beſſeres Mittel ſey, als die Transſpiration, welche durch die Schweißlöcher geſchieht. Nachdem er nun verſchiedene Gründe, wodurch er Andere von ſeiner Wahrheit zu überzeugen vermeinte, erfunden hatte, brachte er dieſelben in Aphoriſmos, und machte davon ein Tractätchen, u. d. T. de medicina ſtatica aphoriſmorum ſectiones VII., welches unter andern 1657 und 1664, im Haag, 1670 nebſt *Hippolyti Obicii* ſtaticomaſtige, und 1736 nebſt Andr. Rüdiger's Tr. de diaeta humanae naturae, zu Leipzig gedruckt, 1725 aber von *Noguez* in Paris, in 2 Bänden in 8., und von *Lorry* in Paris, 1770, in 12. herausgegeben worden iſt. Daß bey einer ſtarken Bewegung und Erhitzung des Körpers, ſo wie auch bey dem Gebrauche warmer und hitziger Getränke, und überhaupt durch alles, was das Blut in ſchnellere Bewegung ſetzt, ſich eine Feuchtigkeit auf der Haut, unter dem Nahmen des Schweißes, in Tropfen anſammle, dieſes lehrt die tägliche Erfahrung, und war

den Menſchen von Anfang an bekannt. Daß aber auch ohne dieſe heftigen Bewegungen des Blutes, und bey einer ordentlichen Circulation deſſelben, eine unſichtbare und unmerkliche Feuchtigkeit beſtändig aus den Gefäßen der Haut ausdunſte, dieſes war vor den Zeiten des *Sanctorii* unbekannt, und die Ehre der Entdeckung davon ihm vorbehalten. Man konnte zwar aus der ausdunſtenden Feuchtigkeit der Lungen, welche bey der Kälte der Luft ſichtbar wird, weiter ſchließen und muthmaßen, allein durch die Sanctorianiſchen Verſuche ſind wir erſt von dem weiten Umfange dieſer Ausführung überzeugt worden. Dieſer *Sanctorii* fand, indem er ſeinen Körper, ſeinen Stuhlgang und Urin, auf der weiter unten beſchriebenen Wage täglich abwog, daß von 8 Pfund Speiſen und Getränk, 3 Pfund durch die ſichtbaren Ausleerungen weggiengen; da er aber bemerkte, daß von den übrigen 5 Pfunden der Körper weder ſchwerer, noch auch etwas davon auf eine ſichtbare Art aus dem Körper abgeſondert wurde, ſo ſchloß er, daß ſie ſich durch die Gefäße der Haut auf eine unmerkliche Art verlieren müßten. Noch mehr wird man aber von der Wahrheit des Sanctorianiſchen Syſtems überzeugt, wenn man einen Spiegel an die bloße warme Haut hält, denn alsdann wird derſelbe von den aus der Haut aufſteigenden Dünſten ganz trübe. Eben ſo, wenn man in eine gläſerne Flaſche eine warme Hand ſteckt, ſo werden ſich in derſelben nach und nach Tropfen ſammeln. Die Menge der Ausdunſtung iſt aber unter allen Umſtänden nicht einerley. So dunſten die Menſchen in wärmern Gegenden mehr, als in kälteren, aus; und dieſes mag die Urſache ſeyn, warum *Santorii*, der in Italien lebte, die Ausdunſtung etwas häufiger angegeben hat, als man ſie in kälteren Ländern beobachtet (*), ob

(*) Durch Verſuche, die in einer kältern Gegend angeſtellt worden

ob man gleich dieſes zugeben muß, daß die unmerkliche Ausdunſtung wahrſcheinlich noch ſtärker iſt, als man ſie nach den genoſſenen Speiſen und Getränke berechnen und angeben kann, weil auch eine Menge von Feuchtigkeiten durch die einſaugenden Gefäße der Haut in den Körper gebracht wird.

Die Sanctorianiſche Wage, Fig. 4177, iſt dazu beſtimmt, daß jemand wiſſen kann, er habe ſo viel gegeſſen, als ihm beſtimmt iſt, und daß er nun aufhören ſolle. Der Menſch ſitzt auf einem Stuhle an dem Tiſche, und ſoll der Stuhl etwa 1 Zoll von der Erde abſtehen, oben aber durch das Seil an dem Wage-Balken einer Schnell-Wage hangen, und ſo eingerichtet ſeyn, daß, wenn der Menſch an Speiſe und Trank ſo viel, als am Gewichte geordnet iſt, zu ſich genommen hat, der Stuhl ſchnell herunter ſchnappt, und den Eſſenden erinnert, daß er aufhören ſoll. Allein auf die Art, wie die Wage hier gezeichnet iſt, wird es nimmermehr geſchehen können, daß der Stuhl auf ein Mahl niederkippet; denn ſoll dieſes geſchehen, ſo muß die Haupt-Achſe a etwas tiefer ſtehen, als die Anhänge-Puncte c, wider die Natur der andern Wagen, doch auf die Art, wie die im XIX Th., S. 399, f. und in Fig. 1031 a) und 1031 b) abgebildeten, Ducaten-Wagen gemacht ſind, das Gewicht B aber muß indeſſen aufruhen. Weiter aber dient dieſe Wage nicht, daß man nähmlich vermittelſt derſelben wiſſen kann, wie viel man transſpirirt hat, wie viel man täglich ab- oder zugenommen hat, und mehrere dergleichen Dinge, die *Santorii* durch die Wage zu erforſchen erinnert, daß man auf etliche Loth, und nur gar auf ein Quent, ſeine differente Leibes-Schwere wiſſen könnte. Deswegen hat Leupold, auf Verlangen

 des

den ſind, hat man gefunden, daß von 8 Pfund Speiſen und Getränke, nur 56 bis 30 Unzen ausdunſten.

des Bar. v. Wolff eine Invention gemacht, die man aller Orten hinſetzen und tragen, auch bey Loth und Quent ſich ſelbſt auswiegen kann. Die Beſchreibung derſelben, in ſeinem Schauplatz der Gewicht-Kunſt und Wagen, (Leipzig, 1774, f.) S. 64, f. iſt folgende (*).

„Machina anthropometrica, oder Maſchine und beſondere Wage, vermittelſt welcher ſich ein Menſch nicht nur ſelbſt bequemlich wägen kann, wie ſchwer er iſt, und wie ſein Körper ab- oder zunimmt, ſondern auch ſo gar, wie durch die unſichtbare Evaporation oder Transſpiration, nähmlich Ausdunſtung durch die Schweißlöcher, der Menſch um ein merkliches an ſeiner Schwere, doch zu einer Zeit mehr, als zur andern, abnimmt.

Es wird ſolche eine Wage von beſonderer Art genennet, weil ſie vor andern darin differirt: 1. daß man dieſe Wage aller Orten kann hintragen laſſen und ſtellen, es ſey in Stuben oder Schlafzimmern, ohne daß etwas weiter nöthig die Wage daran zu hängen; 2. daß weder der Wagebalken, noch auch der Stuhl, der ſtatt der Wage-Schale iſt, ſich im Kreiſe herum dreht oder ſchwenket, wie bey andern Wagen; 3. daß die Perſon ſich ſicher und bequem ſetzen, und der ganze Stuhl nicht mehr als auf zwey Seiten in etwas weichen kann, welches bey der ordinairen Wageſchale nicht iſt; 4. daß die Perſon, ohne Hülfe eines andern Menſchen, ſich ſelbſt in die Wage oder in den Stuhl ſetzen, das Gewicht einlegen oder ausnehmen, und ſich ſelbſt auswägen kann, abſonderlich wenn die Perſon ihre Schwere bis auf etliche Pfund weis; 5. daß die Zunge nicht über, ſondern unter ſich ſteht, damit die Perſon im Stuhl es bequem ſehen kann, wenn ſolche perpendikulär und innen ſteht.

Erklär-

(*) Eine abgekürzte, aber deshalb nicht hinreichend deutliche, Beſchreibung und Zeichnung der im Durchſchnitt vorgeſtellten Maſchine, findet man in Hrn. Rect. Kunze Schauplatz der gemeinnützigſten Maſchinen, 1 B. (Hamb. 1796, gr. 8.) S. 62, f. und der dazu gehörigen Fig. 22.

Erklärung der Figuren und deren Theile.

Fig. 4178 a), ſtellt die Maſchine nach der Cavalier-Perſpectiv vor, bis auf den Kaſten T mit dem Gegen-Gewicht und Unterſatz, darauf ſolcher ruhet.

A, iſt ein hölzernes Kreuz aus zwey Stücken, die bey a zuſammen geſchraubet ſind, ſolches, wenn es nöthig, wieder von einander zu nehmen; hat an drey äuſſerſten Enden drey viereckige Löcher, bbb, iſt allein gezeichnet Fig. 4178 h), darin

B, C, D, drey Säulen ſtehen, und unten auf dem Fuß

E, F, G, mit drey Muttern, C, F, V, W, die an ſtatt der Kugeln oder Füße dienen, feſt geſchraubet; auf dieſen drey Säulen ruhet obenher und hält ſolche zuſammen

H, I, drey Stücke Holz, da das eine, H, Fig. 4178 d), mit zwey Zapfen c, c, in I ſteckt, und durch die Bolzen M befeſtigt iſt.

I, iſt der Balken, an welchen die Wage und alſo die ganze Laſt hängt; daher ſolcher in der Mitte auch um ein ziemliches ſtärker iſt, wie die Figur zeigt. In dieſem Balken ſind obenher mit Muttern dd befeſtigt die beyden Arme MM, darin die Wage hängt, und die an ſtatt der Schere dienen, ingl. auch die zwey Säulen B, C, und die dritte D im Holz H mit ihren Muttern e, e, e, befeſtigt.

K, der eiſerne Wagebalken, der in zwey eiſernen Armen, M, M, hängt, welche im Balken I feſt geſchraubet ſind. Dieſer iſt von andern Balken darin unterſchieden: 1. daß der mittelſte Zapfen, oder die Achſe f, viel länger iſt, als ſonſt, wie Fig. 4178 e) und f) zeigt, damit der Wagebalken ſich nicht ſo leicht im Kreiſe horizontal drehen und wenden kann, wann der Stuhl hin und her ſpielt; hingegen muß ſolcher um ein gut Theil ſtärker ſeyn; ferner, ſo kann zwar auf der einen Seite, wo das Gegen-Gewicht hängt, nur ein ordinairer Haken g ſeyn, aber an dem Ende, wo der Stuhl anhängt, muß gleichfalls ein ziemlicher Zapfen ſeyn, wie in Fig. 4178 e) und f) bey h zu ſehen iſt, und zwar deswegen, damit ſich ebenfalls der Stuhl nicht im Kreiſe herum

 drehe,

drehe, welches ſehr verdrießlich und beſchwerlich iſt. Zu dem Ende iſt auch

M, das Gehänge anders, als ſonſt, gemacht, wie in Fig. 4178 g) zu ſehen iſt; deswegen auch untenher ein flaches Charnier i gemacht, und in dem eiſernen Bügel L mit einem Bolzen befeſtigt iſt, daß ſich alſo der Stuhl allezeit perpendikulär wenden, aber nicht im Kreiſe herum drehen kann.

M, M, zwey Arme, darin die Wage hängt. Dieſe beyden Arme können auch ſo gemacht werden, daß ſie zugleich eine Stämme abgeben können, wie in Fig. 4178 b), Mn, zu ſehen iſt.

N, die Zunge, oder Index an der Wage, die hier unter ſich geht, damit die Perſon, welche im Stuhle ſitzt und ſich wäget, ſolches bequem ſehen kann, wenn ſolche innen ſteht.

O, der Stuhl, Fig. 4178 a) perſpectiviſch; Fig. 4178 b) ſeitwärts; Fig. 4178 k) vorwärts. io, der Sitz. k, zwey Arm-Lehnen, welche aber ziemlich breit, und auf den Seiten mit Leiſten verſehen ſind, damit man verſchiedene Gewichte darauf ſetzen kann. l', ein Fußtritt, der aber in Fig. 4179 a) weggelaſſen iſt.

P, ein ſtarker eiſerner Bogen, oben in m mit zwey Backen, darin L, das Gehänge, F. 4178 g), mit einem Bolzen feſt gemacht iſt. Auf beyden Seiten ſind zwey lange Schienen, n, daran der Stuhl auf jeder Seite an drey Orten feſt gemacht iſt.

Q, die Rücklehne am Stuhl.

R, ein ſtarkes, mit Leiſten eingefaßtes Bret, etliche Gewichte darauf zu ſtellen.

S, ein eiſerner Stab, über welchem die Zunge innen ſteht, wenn die Wage im Gleichgewichte iſt. R und S können bey Zerlegung des Stuhles herausgenommen werden.

T, ein Käſtchen mit einem eiſernen Bügel, op, die Gegen-Gewichte darein zu ſetzen; Fig. 4178 i) perſpectiviſch; Fig. 4178 k) im Profil.

X, ein Stuhl oder Unterſatz, worauf der Kaſten mit dem Gegen-Gewichte T ruhen kann.

Fig.

Fig. 4178 e), der Wagebalken perſpectiviſch; Fig. 4178 f), im Grundriß. Fig. 4178 b), der Stuhl ſeitwärts; Fig. 4178 k), rückwärts.

Anmerkung wegen der Mechanik. Obſchon durch überflüſſige Figuren die Sache deutlich genug vorgeſtellt iſt, ſo iſt doch zu merken: 1. Daß die Stellage eben nicht 3 Säulen haben darf, ſondern wohl mit 4 und mehr Säulen, nach dem es Jedem bequem däucht, gemacht werden kann. Hier hat man nur die leichteſte Art genommen. 2. Wer einen beſtändigen Ort dazu erwählen kann, darf die Wage oben nur an einen Balken feſt machen laſſen, und neben dem Stuhle eine kleine Tafel, worauf die kleinen Gewichte und das Käſtchen mit dem Gegen-Gewichte ruhen, anbringen, und darauf auch einen eiſernen Stab, an welchem die Zunge den gleichen Zuſtand zeigt, befeſtigen laſſen. Oder es dürfen auch nur 2 Säulen ſeyn, wenn ſolche unten und oben befeſtiget werden können. 3. Der Stuhl kann, nach jeder Perſon Bequemlichkeit, höher oder niedriger, weiter oder enger gemacht werden. 4. Was bey dem Wagebalken zu beobachten iſt, iſt aus Obigem zu erſehen. 5. Eine Schnellwage dient hier nicht, weil Eine Perſon die Gewichte nicht dirigiren kann, ſondern allezeit zwey Perſonen ſeyn müſſen.

Gebrauch dieſer Maſchine. 1. Es müſſen nicht nur 1 bis 2 ganze und halbe Centner, ſondern auch ein Vorrath von kleinern Gewichten, als: ganze, halbe und Viertel-Pfund, wie auch Loth und Quent, vorhanden ſeyn. 2. Das Wägen geſchieht auf zweyerley Art: entweder, daß die Perſon ſich erſtlich in den Stuhl ſetzt, und dann das Gewicht eingelegt wird; allein hierzu wird noch eine Perſon erfordert. Oder, daß erſtlich das Gewicht eingeleget werde, und dann erſt (welches die bequemſte Art iſt,) die Perſon ſich hinein ſetzt, und durch dieſelbe allein kann verrichtet werden, und zwar alſo: Die Perſon legt ſo viel Gewichte in den Kaſten T, Fig. 4178 k), als ſie meint, daß ſie ſchwer iſt, welches durch etliche Mahl zu probieren bald gefunden wird, und nur das erſte Mahl, und hernach nicht weiter nöthig iſt; doch darf es ſo accurat nicht ſeyn, ſondern es können etliche Pfunde, ja wohl 10, oder mehr zu viel oder zu wenig, genommen werden. Dieſes aber zu erſetzen, ſo liegen auf den bey-

den Arm-Lehnen des Stuhles KK, oder nur auf dem Brete R, ſo viel Gewichte, welche entweder von K in R, oder von R in KK können geleget werden, bis die Zunge N auf dem Stab S innen ſteht. Die Gewichte auf den Arm-Lehnen KK müſſen vom Gegen-Gewicht T allezeit ſubtrahiret werden.

Beſchreibung deſſen, was für Experimente Hr. D. Keil mit dieſer Wage gemacht hat. Es hat Hr. D. Jac. Keil zu London, Ao. 1718 Tentamina medico-phyſica &c. ediret, und dieſen die Medicinam Staticam Britannicam angehänget, worin er, nach des *Sanctorii* Art, in England auch dergleichen Experimente angeſtellet, und einen großen Unterſchied zwiſchen den italiäniſchen, als welche in einem heißern Lande gemacht worden ſind, gefunden hat. Er hat ſolches durch Tabellen vorgeſtellt, darin theils Experimente, die er ein ganzes Jahr durch gemacht, theils die er binnen 10 Jahren zu gewiſſen Zeiten elaborirt hat. Solche ſind nun paſſiret bey einem 30 bis 40jährigen Alter. Wir wollen uns vorjezt nur ſo viel daraus bedienen, als den Actis Erud. Lipſ. A. 1720, p. 286, einverleibt iſt.

1. Was durch den Stuhl weggeht, iſt gemeiniglich auf einen Tag 5 Unzen; der Urin von einem Tage, 2 Pfund und faſt 6 Unzen. Die Perſpiration (unmerkliche Ausdunſtung) beträgt in einem Tage 31 Unzen. Es variirt aber in Anſehung des Temperamentes, Alters, Speiſe und Trank, Schlaf und Wachen, Bewegung und Ruhe, überdies auch nach der Witterung der Jahrszeit. 2. Bey einem geſunden Körper iſt die Einladung mit der Ausladung allemahl einerley. 3. Des Nachts giebt es weniger Urin, als des Tages. Die Ausdunſtung im Sommer, iſt viel ſtärker als im Winter. Die bey Tage iſt anderthalb Mahl ſo ſtark, als bey der Nacht; obſchon ſolche bey Nacht nicht ſo ſtark iſt, bringt ſie doch nicht mehr Urin; und obſchon bey Tage mehr Urin iſt, ſo verringert es doch nicht die Ausdunſtung. 4. Wenn wir zwiſchen Schlaf und Wachen den Tag gleich eintheilen, iſt die Perſpiration eines Tages 30 Unzen 7 Quent; wenn wir 8 Stunden im Bette liegen, 33 Unzen. 5. In Sommer-Tagen iſt die größte Perſpiration faſt 3 Pfund; im Winter die geringſte $1\frac{1}{2}$ Pf. Dieſe Gränzen überſchreitet eine richtige Perſpiration nicht, es ſey denn, daß die Natur durch Hitze, ſtarkes

kes Exercitium, Froſt oder Kälte, gehindert werde. 6. Durch Hitze und ſtarke Bewegung werden öfters 2, 3, auch wohl gar 4 Unzen perſpirirt in einer Stunde; ſo viel aber ſolche bey einer ſtarken Bewegung zu viel iſt, ſo viel nimmt ſie bey erfolgter Ruhe wieder ab; bey Kälte und Ruhe iſt ſolche in einer Stunde kaum ½ Unze. 7. Die Perſpiration wird durch Reiten und warmes Bad vermehrt, daß es auf 1½ Pf. ſteigt, und wird doch in den folgenden Stunden nicht gehindert. 8. Die Perſpiration iſt im Winter vor dem Kamin oder Ofen ſo ſtark, als im Sommer von der Sonne. 9. Derjenige, der durch allzu ſtarkes Exercitium fatigirt iſt, wird im warmen Bette weniger perſpiriren, als ein anderer, der mit bloßem Leibe in freyer Luft ſchläft. 10. Um ſo viel mehr die Perſpiration bey Tage iſt, um ſo viel weniger iſt ſie bey Nacht, und öfters auf die Hälfte, ohne daß etwas Böſes daraus entſteht. 11. Die Perſpiration hindert weder, noch befördert die Oeffnung oder das Kratzen (Perfricatio) der Haut. 12. Durch das Schwitzen nimmt das Gewicht des Leibes mehr ab, als durch die unmerkliche Ausdunſtung. 13. Die Purganzen verhindern die Perſpiration nicht. 14. Die Quantität der Speiſe und des Trankes iſt gegen die Quantität der Perſpiration, wie 2¼ zu 1; iſt Speiſe und Trank des Tages 4½ Pf., ſo iſt die Perſpiration 2, und der Urin auch 2 Pf. 5 Unzen, durch den Urin 3 Unzen. 15. Der natürliche Auswurf iſt nicht mit der Schwere des Leibes, ſondern mit der gebührenden Nahrung proportionirt. Ein jeder Körper erfordert ſeine gewiſſe Nahrung, bey deren Mangel der Leib ab-, und beym Ueberfluß zunimmt. Die tägliche Nahrung (Victus) iſt, nach vorhergehenden Obſervationen, 4 Pfund. Sind die Nahrungs-Mittel mehr oder weniger nach gebührender Art, ſo correſpondiren alsdann Einnahme und Ausgabe nicht mehr; denn ob wir ſchon mehr oder weniger eſſen, ſo behält doch die Natur ihre gewiſſe Regel bey der Ausleerung. 16. Dünne Getränke befördern den Urin, aber die Perſpiration gar wenig. 17. Vor und nach der Mahlzeit differirt die Perſpiration gar wenig oder nichts; und einer, der gar nicht gegeſſen hat, perſpirirt nicht weniger, als derjenige, der gegeſſen hat. 18. Der Puls gegen Morgen iſt viel ſchneller; auch vor dem Früh-Eſſen wird er ſchneller. 19. Die Luft geht täglich durch alle Poros

aus

aus und ein in den Leib. Die Ausdunſtungen aus der Luft gehen mit der Luft in und durch die Haut, werden mit dem Geblüte vermiſcht, und vermehren die Schwere des Leibes. Die Körper, die durch Krankheiten ausgezehrt ſind, ziehen die Dünſte häufiger an, und bey nebeliger Luft alle Körper mehr, als bey trockner, des Nachts mehr als am Tage, im Schlaf mehr als beym Wachen; und daher kann es kommen, daß die nächtliche Perſpiration ſchwächer iſt. 20. Die Feuchtigkeit der Luft ziehen auch die Kleider an ſich. Kleider von Thieren ziehen mehr die Feuchtigkeiten an, als Kleider von Vegetabilien; ſeidene und wollene Kleider ziehen ebenfalls an, am meiſten aber das Leder; am wenigſten die Leinwand, am allerwenigſten aber ſchwarze Kleider.“

Leibes=Stärke, ein beträchtlicher Grad der Kraft, oder ein beträchtlicher Grad des Vermögens, körperlichen Widerſtand zu überwinden; Lat. Robur corporis.

Wenn von der körperlichen Stärke von einzelnen Menſchen oder ganzen Völkern die Rede iſt, ſo glaubt ein Jeder, daß er wiſſe, was er ſich bey Stärke eigentlich denke und zu denken habe. Nichts deſto weniger wird körperliche Stärke ſehr häufig mit Härte des Körpers, oder mit Betriebſamkeit und Thätigkeit verwechſelt, ſo wie in der Betriebſamkeit nicht immer wahre Arbeitſamkeit und bloße Geſchäftigkeit gehörig von einander unterſchieden werden; und dennoch ſind alle dieſe Eigenſchaften des Körpers oder des Menſchen ſehr von einander unterſchieden. Viele Völker haben ſehr harte Körper, ohne ſtark zu ſeyn; andere haben harte und ſtarke Körper, ohne Thätigkeit zu beſitzen; noch andere haben eine ungewöhnliche Geſchäftigkeit, ohne daß ſie den Nahmen von Arbeitſamen verdienen.

Härte des Körpers beſteht in einer ungewöhnlichen Fähigkeit, Schmerzen und Verwundungen, Hunger und Durſt, oder Uebermaß im Genuß von Speiſen und herauſchenden Getränken, Hitze, Kälte und andere

Be=

Beſchwerden der Witterung und Jahrszeiten aushalten, und ſich von ausgeſtandenen Leiden und Mühſeligkeiten ſchnell und leicht erhohlen zu können. Körperliche Stärke hingegen äuſſert ſich in dem Vermögen, Hinderniſſe oder gegenſtrebende Kräfte wegzuräumen und zu überwinden. Sie iſt geringe, oder gewöhnlich, oder ungewöhnlich, je nach dem man geringe, oder gewöhnliche, oder auſſerordentliche Hinderniſſe oder gegenſtrebende Kräfte wegzuräumen vermag. Es verräth zwar körperliche Stärke, wenn jemand ſehr große Laſten heben, oder tragen kann; der wahre Beweis und Maßſtab aber von Leibes-Stärke liegt nicht in einzelnen augenblicklichen, oder kurzdauernden auſſerordentlichen Anſtrengungen körperlicher Kräfte, ſondern in der Fähigkeit, ſchwere und anhaltende Arbeiten, dergleichen die Arbeiten unſerer Landleute, oder die von Schmieden, Schlöſſern und Tiſchlern ſind, anhaltend verrichten zu können. Kinder laufen mehr und länger umher, als Erwachſene. Frauenzimmer tanzen anhaltender, ohne zu ermüden, als Männer. Die ſchwächſten amerikaniſchen Wilden gehen ohne alle Nahrung, oder bey der ſchlechteſten Nahrung, ſchneller und länger, als die ſtärkſten Europäer. Leibes-Stärke beſteht alſo nicht in der Fähigkeit, die Beine ungewöhnlich anſtrengen zu können, ſondern der eigentliche Sitz und die Werkzeuge von Stärke ſind Arme und Hände.

Thätigkeit oder Betriebſamkeit bedeutet die Bereitwilligkeit, die Kräfte des Körpers oder des Geiſtes anhaltend zu üben, um entweder ſich und den Seinigen größere Vergnügungen und Vortheile zu verſchaffen, oder um ſeine Nebenmenſchen glücklicher, oder weniger unglücklich zu machen. Thätigkeit ſollte alsdann bloß Geſchäftigkeit genannt werden, wenn man zwar leichte Geſchäfte, z. B. Krämerey, Schacherey, Petſchierſtechen ꝛc. gern übernimmt und verrichtet, aber

zugleich vor allen ſchweren Arbeiten des Körpers und Geiſtes, die nicht geringe Anſtrengung erfordern, einen unüberwindlichen Abſcheu hat. Thätigkeit iſt oder wird nur alsdann wahre Arbeitſamkeit, wenn man ſich ſchweren Arbeiten eben ſo freywillig, als leichten, unterzieht, und jene vor dieſen wählt, ſobald ſie nützlicher oder gemeinnütziger ſind.

Zu der Zeit, als die Menſchen noch nicht glaubten, daß ſie die Welt hätten beſſer einrichten wollen, als Gott, hielten ſie alles für ſehr gut, wie es der Schöpfer ſelbſt that. Sie fanden die Luft, in der ſie leben ſollten, weder zu rauh, noch zu heiß, und gebrauchten weder Pelze, noch Kleider. Sie fanden, daß die Natur ihre Haut gegen die Witterungen ſelbſt ſtärkte, wie ſie bey allen Thieren that. Sie aßen das Kraut auf dem Felde, und waren einig, daß es ihre Pflicht wäre, ſich ihren Unterhalt ſelbſt zu ſuchen, und das Land anzubauen. Es fiel ihnen nicht ein, daß das rohe Waſſer den Magen erkältete, oder daß die Feld-Früchte Blähungen verurſachten. Es ſchien ihnen eine Wohlthat des Himmels zu ſeyn, daß ſie Fäuſte zur Arbeit und Füße zur Bewegung empfangen hatten; und niemand hielt ſich deshalb für unglücklich, daß niemand anders für ihn arbeitete, und daß ihn nicht Menſchen oder Thiere von einem Orte zum andern brächten. Kein Menſch auf dem Erdboden wußte, wie lange er ſchlafen, und auf welcher Seite er liegen müßte, wenn es ihm ſollte geſund ſeyn. Er ſchlief ein, wenn er müde war; er erwachte, wenn er ausgeſchlafen hatte, und wußte ſich nicht zu erinnern, auf welcher Seite er gelegen hatte. Kurz, die Menſchen lebten wie die Thiere, ſie waren ſo geſund und wurden ſo alt, wie das liebe Vieh. Man konnte an ihnen nicht merken, daß ſie mehr Seele hätten, als andre Geſchöpfe. Sie beſaßen Empfindungen, Leidenſchaften und eine Beurtheilungs-Kraft, die ſie für

nichts Beſonderes halten konnten, weil ſie gewohnt waren, eben daſſelbe an den Thieren wahrzunehmen.

Ich weis nicht, wie lange es her iſt, daß die Menſchen ganz anders geworden ſind; aber das weis ich, daß es eine ſolche Zeit gegeben haben müſſe, weil wir noch izt die Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes in eben dem Zuſtande finden. Der wilde Amerikaner, der Mohr, der die afrikaniſchen Wüſteneyen bewohnt, der Grönländer, der aſiatiſche Tatar, lebt noch izt in dieſem Stande der Natur, den wir den Stand der Wildheit, die Barbarey nennen. Die andere Hälfte der Menſchen allein iſt geſittet geworden. Dieſe Verwandlung beſteht eigentlich darin, daß man mit der Einrichtung der Welt immer ſchlechter zufrieden ward, daß man fand, ſie ſey für unſere Natur nicht gut eingerichtet, und daß man ſeine Vernunft zu Rathe zog, wie man den Fehlern Gottes abhelfen könnte. Es war zu beſchwerlich und zu niederträchtig das Feld zu bauen; es war empfindlich und unanſtändig, unbekleidet zu gehen; die Witterungen mochten noch zur Noth für das Vieh erträglich seyn, allein für Menſchen hätte Wind und Wetter nicht mit in die Reihe der Dinge gebracht werden müſſen. Die Speiſen, welche die Natur darboth, waren zu einfach für den Geſchmack, und für den Magen zu grob und unverdaulich. Es war eine Weisheit nöthig, zu entdecken, was uns unter den Dingen, die uns die Natur darboth, zuträglich wäre; und als man deſſen ſehr wenig fand, ſo mußte man daran gedenken, neue Nahrungs-Mittel zu erſinnen, woran die Natur nicht gedacht hatte. Man entdeckte nach und nach, wie man ſich in einem weichen Bette ſo legen müſſe, daß man ſich nicht wehe thäte, oder am Schlafe hinderte; wie man die Luft, die doch durch alle Ritzen dringen kann, aus einem Raume abhalten könne, den man mit ſeinen Dünſten anfüllen und zu ſeiner Wohnung erwählen

wollte.

wollte. Und endlich, was iſt weiter viel davon zu ſagen? wir wurden, dem Himmel ſey Dank! aus wilden Barbaren geſittete Menſchen, aus Bauern gnädige Herren, aus Mägden gnädige Damen, aus Handwerksleuten Gelehrte, und aus einfältigen Beobachtern der Natur Leute, die ihre Fehler wohl einſahen, und mit unermüdetem Eifer daran arbeiteten, ſie zu verbeſſern. Unſre wilde Voraltern, die ihre Nachkommenſchaft nimmermehr für ihr eigenes Fleiſch und Bein halten würden, werden von uns für eine Art vierfüßiger Thiere gehalten, die durch eine Art eines Wunderwerkes geſittete Menſchen erzeugt haben. Sie begnügten ſich mit dem, was ihnen die Natur anboth, und waren dabey ſtark, geſund, hart und dauerhaft. Wir erfinden täglich etwas Neues, um der Natur nichts zu danken zu haben, und ſind dabey ſchwach, kränklich, zärtlich, und immer bemüht, das Geheimniß zu entdecken, wodurch die Patriarchen ein ſo hohes Alter haben erreichen können.

Es iſt eine ſehr wichtige Frage, was für Vortheile das menſchliche Geſchlecht durch dieſe ſeine große Verwandlung erhalten habe? Ich bin viel zu unvermögend, dieſe Frage zu beantworten, ob ich gleich täglich höre, daß es ein Glück für eine Nation ſey, geſittet zu werden. Vielleicht würde es mir viel leichter ſeyn, eine Menge von Unvollkommenheiten anzuführen, die ihren Urſprung bloß der Milderung unſerer Sitten zu zuſchreiben haben; allein ich ſehe nicht ein, was für ein Nutzen daraus meinem Geſchlechte erwachſen könnte. Es hat ſchon genug Schriftſteller gegeben, welche das Lob der Barbarey geſchrieben haben, und die ſich kaum darüber zufrieden geben können, daß wir auf zwey Füßen gehen, und unſere Vorder-Füße in der Schwebe tragen. Die Sitten-Lehrer, die ſich über die Verbeſſerung unſerer Lebens-Art ereifert haben, müſſen ſich wohl einbilden, daß mehr daran

gele-

gelegen ſey, bey einer viehiſchen Lebens=Art hundert Jahr zu dauern, und mit einer Haut wie Pergament den Witterungen Trotz zu biethen, die Seele bloß wegen ihrer Vereinigung mit dem Leibe zu dulden, und den Leib bloß um der Vernichtung der Seele willen vollkommener zu machen. Ich an meinem Theile bin vollkommen überzeugt, daß es weder möglich noch nützlich wäre, die Welt wieder in die ehemahlige Barbarey zurück zu führen, wenn man auch gleich deutlich zeigte, daß die Menſchen mit den guten Sitten zugleich ihre allermeiſten Krankheiten, ihre Schwäche und Hinfälligkeit, ihre kurze Dauer und ihr Unvermögen, ihr eigenes Daſeyn zu ertragen, erworben hätten. Ich halte dieſes für unwiderſprechliche Wahrheiten, und bin nicht ſo ſtolz, zu zweifeln, daß nicht die meiſten Menſchen eben dieſelben Einſichten beſitzen ſollten. Allein, wie läßt ſich wohl die Einbildung derer mit der geſunden Vernunft zuſammen reimen, die um deswillen die Welt in eine ganz neue Form bringen wollen, gleich als ob ſtarke und dauerhafte Leiber der einzige Gegenſtand aller menſchlichen Abſichten ſeyn müßten, und als ob zu einer neuen Einrichtung der Welt ſonſt nichts mehr erfordert würde, als einzuſehen, daß die alte nichts tauge. Tauget dieſe in vielen Abſichten ſehr wenig, ſo tauget die andere in eben ſo vielen Abſichten vielleicht noch weniger. Man darf nur ein wenig Vernunft beſitzen, um mit der Welt zufrieden zu ſeyn.

So gelinde ich nun auch von dem Verluſte unſerer Barbarey urtheile, und ſo wenig ich begehre, daß ſie um unſerer Stärke und um des hohen Alters willen wieder eingeführt werden möchte, ſo kann ich doch nicht umhin, zu geſtehen, daß ich mich öfters ungemein verwundere, wie ſchlecht der größte Theil der geſitteten Menſchen die Kunſt verſteht, die aus den üblichen Lebens=Arten und den feinern Sitten ent=

ſpringenden Uebel auf eine der Vernunft anſtändige Weiſe zu mäßigen, und hierin ſich, wie in allen nothwendigen Umſtänden, wo man auf zwey Neben=Wegen ſehr unglücklich ſeyn kann, nach Art der Weiſen um eine ſichere Mittel=Straße zu bekümmern. Man müßte ſehr wenig Ueberlegungen anzuſtellen gewohnt ſeyn, wenn man nicht alsbald entdecken ſollte, daß unſere geſittete Lebens=Art ein gezwungenes Weſen ſey, wozu die Natur uns nicht beſtimmt zu haben ſcheint, welche uns vielmehr alle zu Bauern geboren werden läßt. Da wir aber durch die allmähliche Verzärtelung unſerer Aeltern endlich auch mit verzärteltem Leibe ſchon geboren werden, und unſere Natur hierdurch ſowohl zur Wildheit unvermögend, als auch zu deren Folgen zu ſchwach geworden iſt, ſo wäre es wenigſtens billig, daß wir bey der einmahl nothwendig gewordenen Lebens=Art, die uns ſo weit von unſerer natürlichen Beſtimmung entfernt, und ſo wichtiger damit verbundener Vortheile, dergleichen die Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers ſind, beraubt hat, auf alle Weiſe bemüht wären, dieſe verlornen Vortheile wenigſtens in dem Grade zu erhalten, der bey unſerer heutigen Lebens=Art noch zu erhalten möglich iſt. Allein, man muß das Gegentheil hiervon täglich erfahren, und das geſittete Geſchlecht der Menſchen verdient deshalb das Mitleiden aller Redlichgeſinneten. Man ſucht zu unſern Zeiten einen beſondern Vorzug darin, die Zärtlichkeit auf den höchſten Grad zu treiben, und es wird beynahe verächtlich, geſund, ſtark und dauerhaft zu ſeyn. Es iſt zum Schimpf geworden, vierſchrötig zu ſeyn; und man hält einen, der alle Witterungen, alle Speiſen, alle Strapazen vertragen kann, für gemein und niedrig. Ein Mann, der ſich vom Pöbel unterſcheiden will, muß nicht allein ſelbſt zärtlich erzogen ſeyn, ſondern er muß auch ſeine Kinder gleich von Jugend an, auf dieſe

Wei-

Weiſe erziehen, damit es ihnen unmöglich falle, ſich beſſer, als ihre Aeltern, in die Welt zu ſchicken. Dieſe übertriebene Gewohnheit ſtiftet ſo viel Schaden in der menſchlichen Geſellſchaft, daß es eine Sache von äuſſerſter Wichtigkeit iſt, hierüber die ernſthafteſten Betrachtungen anzuſtellen.

Welcher Menſch, er ſey von welchem Stande er wolle, kann ſich wohl rühmen, daß ihn ſein Stand auſſer Gefahr ſetze, ſich zuweilen den Witterungen bloß zu ſtellen! Hat er nun einen ſo zärtlichen Körper, daß er dieſelbe ohne Schaden ſeiner Geſundheit nicht ertragen kann, ſo verliert er das Vermögen dem State zu dienen, und der Stat verliert an ihm eine Perſon, von der er die Belohnung ſeiner Erziehung erwartet, welche darin beſteht, ihm zur Zeit, wenn es nöthig iſt, Dienſte zu leiſten. Wie mancher Fürſt, wie mancher Prinz und Edelmann hätte nicht zu unſern gegenwärtigen Zeiten den abgehärteten Leib eines Wilden, oder auch nur eines ſtarken Bauers von nöthen, um zum Beſten des States eine Winter-Campagne mit halten zu können? und wie ſchlecht muß nicht dabey eine Nation zurecht kommen, die mit zu vieler Zärtlichkeit auferzogen worden iſt. Können ſich dergleichen Fälle für Perſonen ereignen, deren Stand ſie doch über alle Ungemächlichkeiten des Lebens zu erheben ſcheint, ſo ſollte billig kein anderer Menſch darauf Rechnung machen, daß er in ſeinem Leben nicht nöthig haben würde, ſich von den Witterungen tyranniſiren zu laſſen. Die Gelehrten durfen ſich am wenigſten hierin für geſichert halten. Sie ſind Leute, die eine der unnatürlichſten Lebens-Arten führen, welches unſtreitig die iſt, ſtets mit der Seele zu arbeiten, und ſtets mit dem Körper müßig zu gehen. Sie können weder ein langes noch geſundes Leben hoffen, wenn ſie ſich nicht auf Leibes-Uebungen einlaſſen, wobey die Seele müßig iſt, und

nur der Körper allein arbeitet. Dieſe Leibes-Uebungen müſſen in freyer Luſt geſchehen, wenn ſie nicht entweder ohne Nutzen, oder gar ſchädlich ſeyn ſollen. Können nun aber Gelehrte die Witterungen nicht vertragen, ſo werden nur ſehr wenig Tage im Jahre für ſie übrig bleiben, da ſie die gehörigen Leibes-Uebungen anſtellen könnten, da es doch nothwendig iſt, daß dieſelben keinen Tag verabſäumet werden. Zudem, wie oft iſt es einem Gelehrten nicht nothwendig, zu reiſen! wie oft muß ſich nicht ein Prediger, ein Arzt, gefallen laſſen, des Nachts ſein Bette zu verlaſſen, und Nothleidenden mit Troſt und Hülfe entgegen zu eilen! Ein Kaufmann, ein Handwerks-Mann, hat das Reiſen unentbehrlich nöthig, und findet tauſend Gelegenheiten, wo er ſich um die Witterung nicht bekümmern muß, wenn er ſein Glück machen will. Das Frauenzimmer allein iſt, ſeiner Lebens-Art nach, den Witterungen nicht ſo ſehr ausgeſetzt; allein, wie elend führen ſie auch nicht ihr Leben, das voller Schwachheit, Gebrechlichkeit und Krankheit iſt! Ja, wie viele vornehme Damen müſſen nicht zur Zeit der Krieges-Unruhen ſeufzen, daß ihre Flucht nicht im Winter geſchehen möchte, da ſie dazu erzogen worden ſind, ſich nur von einem Zephir abkühlen zu laſſen! Eine ſchwache Nation iſt das gröſte Unglück für einen Stat. Die Witterungen richten ſich nun ſchlechterdings nicht nach uns; ſie ſind unſerm Körper erträglich eingerichtet, ſo lange derſelbe im Zuſtande der wilden Natur bleibt. Sobald wir aber eine künſtliche und verzärtelte Lebens-Art anfangen, ſo ſind ſie uns zu rauh und zu ſtrenge.

Eben ſo iſt es mit der Zärtlichkeit in den Nahrungs-Mitteln. Welcher Menſch kann unglücklicher ſeyn, als der keine Speiſen, keine Getränke vertragen kann, die doch alle andere Menſchen ohne Schaden genießen? Wer iſt ſo glücklich, daß er zu allen Zeiten

ten in allerley Umſtänden einerley Dinge haben kann? Unter den Sachen, die uns unentbehrlich ſind, kann man nie zu viel Mannigfaltigkeit haben. Ein Menſch, der, wie ein Strauß, Eiſen verdauen könnte, würde da noch zu Eſſen finden, wo alle andere Menſchen verhungern müßten. Man iſt alſo immer deſto glücklicher, je mehr Arten von Speiſen und Getränken man vertragen kann. Der Reichſte, der Adeliche, der Fürſt ſelbſt, der Gelehrte, der Kauf-Mann, der Künſtler, das Frauenzimmer, kurz, jeder Stand der Menſchen kann durch zufällige Umſtände in die Nothwendigkeit gerathen, mit ſchlechten Speiſen, mit mancherley Getränke fürlieb zu nehmen; und unglücklich iſt er, wenn er ſo zärtlich erzogen worden iſt, daß ſein Magen nicht alles verdauen will, was ihm den Hunger ſtillt. Mancher König, mancher Prinz hat im Felde Speck und Commiß = Brod, Kraut und Rüben, zu ſeiner Speiſe erwählen müſſen! Mancher vornehmer Gelehrter muß zuweilen mit ſchlechter Koſt zufrieden ſeyn, wenn ſeinem Verleger eine Noth zuſtößt, oder ſeine Frau mehr Männer zu verſorgen hat, als ihn. Mancher Poet, den eine Grazie mit Nektar und Ambroſia groß gefüttert hat, muß auf dem Parnaß Bier, Brod und Käſe mit ſtiller Dankſagung genießen. Mancher Autor, der Königen die Sitten-Lehren der feinſten Erziehung vorſchreibt; ja mancher, der für den Kenner aller Leckerbiſſen und aller Getränke gehalten werden muß, die nur irgend den Magen eines Prinzen, der wohl erzogen wird, verderben können, muß doch oft für einen Schinken, oder ein Glas Wein, ſeinen kunſtrichteriſchen Geſchmack verläugnen, und aus Liebe zum Leben die Liebe zur vornehmen Tafel fahren laſſen. Kurz, da es ausgemacht iſt, daß ein Menſch, der in der Welt fortkommen will, auch leicht müſſe befriediget werden können; da es ausgemacht iſt, daß man ſich, durch eine vor-

ſichtige Strenge in der Erziehung, an alle Speiſen und Getränke gewöhnen kann, und da kein Menſch davor ſicher iſt, daß er nicht in die Nothwendigkeit gerathen ſollte, alle Nahrungs-Mittel zu verſuchen; ſo iſt es ein unverantwortlicher Fehler der Zucht, den Kindern die eigenſinnige Wahl in den Speiſen und Getränken zu geſtatten, oder, wenn ſie ſelbſt dieſen Fehler aus angeborner Neigung vermeiden, denſelben von Seiten der Aeltern zu erſetzen, und ihnen aus thörichter Zärtlichkeit eine Menge von Nahrungs-Mitteln zu entziehen, welche man ihnen für ſchädlich oder unnütz, für zu ſchlecht, oder für zu niederträchtig, hält.

Die Leibes-Bewegung iſt, wie ich im LXXI Th., S. 498, fgg. ausführlich gezeigt habe, eins der unentbehrlichſten Mittel zur Geſundheit, und zugleich dasjenige, wodurch geſittete Perſonen ſich am leichteſten diejenigen Vortheile für ihre Geſundheit und Dauerhaftigkeit wieder erwerben können, welche ſie zugleich mit der Rauhigkeit der Barbarey verloren haben.

Aus demjenigen, was ich bisher geſagt habe, erhellet, daß eines Theils unſere Aeltern, und andern Theils auch diejenigen, die uns in der erſten Jugend erziehen, viel dazu beytragen können, uns Geſundheit und Leibes-Stärke zu verſchaffen. Man findet Perſonen, welche ſich bloß durch beſtändige Uebung auſſerordentlich ſtark machen können; allein, die Natur-Gaben müſſen dazu kommen.

Einige Kennzeichen körperlicher Stärke und Schwäche, nach Lavater's Vorſtellung (*).

„Man heißt einen menſchlichen Körper ſtark, der andre Körper leicht verändern, und durch andere Körper nicht leicht verändert werden kann. Je mehr einer unmittelbar wirken, und je weniger einer unmittelbar

(*) Im 4 Verſuch ſeiner phyſiognomiſchen Fragmente ꝛc. (Lpz. und Winterthur, 1778, gr. 4.) S. 358, fgg.

telbar entwegt werden kann, deſto ſtärker iſt er. Deſto ſchwächer, je weniger er wirken, und den Wirkungen anderer widerſtehen kann.

„Es giebt ſtille Stärke, deren Weſen Unbeweglichkeit; und lebendige Stärke, deren Weſen Bewegung iſt. Dieſe ſind zugleich auſſerordentlich unbeweglich, und auſſerordentlich bewegend. Sie ſind elaſtiſch. Es giebt Felſen-Stärke und Feder-Stärke.

„Es giebt Herkules, die aus Knochen und Sehnen gebauet, dicht, feſt, gedrängt, ſäulenartig ſtark ſind; und unherkuliſche Helden, die nicht von ſo feſter, dichter Natur und Statur, nicht ſo unterſetzt, nicht ſo ſteinern ſind, und dennoch, wenn ſie gereizt werden, wenn man ihrer Wirkſamkeit widerſtehen will, dem Drucke ſo ſtark entgegen wirken, mit ſolcher elaſtiſcher Kraft dem Widerſtande widerſtehen, als kaum die ſtarkgebeinteſten, ſehnenreichſten zu thun im Stande ſind.

„Ein Elephant hat natürliche Knochen-Stärke; gereizt und ungereizt trägt er ungeheure Laſten, und zerſtampft mit ſeinem leiſeſten Fußtritt. — Eine gereizte Weſpe hat eine ganz andere Art von Stärke. Beyde Arten der Stärke ſetzen Feſtigkeit der Grund-Theile und Feſtigkeit des Zuſammenhanges voraus. Alle Lockerheit hebt Stärke auf.

„Die Grund-Stärke eines Menſchen, ſo wie ſeine Grund-Schwäche, iſt alſo durch ſeine Lockerheit oder Unlockerheit leicht ſichtbar. Auch die Elaſticität eines Körpers hat auffallende Merkmahle, die nicht zulaſſen, daß man ihn mit dem unelaſtiſchen vermiſche. Der Fuß eines Elephanten und eines Hirſches, einer Weſpe und einer Mücke — welch ein ſichtbarer Unterſchied der Stärke!

„Stille, feſte Stärke, zeigt ſich in proportionirter Geſtalt, die jedoch eher etwas zu kurz, als zu lang, ſeyn darf; zeigt ſich in dichtem Nacken, breiten

ten Schultern, einem auch im Zuſtande der Geſundheit mehr knochigen, als fleiſchigen Geſichte; zeigt ſich in kurzer, gedrängter, allenfalls knotiger Stirn, und beſonders in ſichtbaren, doch nicht zu weit vorſtehenden, in der Mitte entweder flachen, oder ſcharf eingeſchnittenen, mit nichten aber flach vertieften Stirn-Bein-Höhlen (ſinubus frontalibus); in horizontalen, nahe auf den Augen liegenden Augenbraunen — in tiefem Auge, feſtem Blicke; — in einer breiten, feſten, bey der Wurzel knochigen Naſe — und überhaupt in geraden, eckigen Umriſſen; zeigt ſich in kurzem, krauſem, dichtem Haupt- und Bart-Haar; zeigt ſich in kurzen, etwas breiten, ſich wohl an einander ſchließenden Zähnen, gepreßten Lippen — daß die untere eher vor, als zurück ſteht — im ſtark vorſtehenden breiten Kinne; im knotig hervorſtehenden Hinterhaupt-Bein (os occipitis); in der Baß-Stimme, und im feſten Auftritt und Stillſitzen.

„Die Stärke kann wohl nicht viel ſtärker ſich ausdrücken, als in dem herkuliſchen Körper, Fig 4179. — Siehe da die breite Schulter und Bruſt! da alles gepackt, und doch frey in einander fließend, daß einfache, ſchwer zermalmende Bewegung leicht möglich iſt — da den mehr coniſchen als cylindriſchen kurzen Hals und Nacken! da die breite, von oben herab gefurchte Stirn mit eher abwärts ſich ſenkenden, als in die Höhe ſich ziehenden Augen-Knochen; da die kurze, breite, feſte Naſe — da eine ſolche Harmonie von Kraft-Muskeln, die ſich ſogleich als unüberwindliche Ueberwindungs-Kraft ankündigt. —

„Hier, Fig. 4180, ein anderes Bild, hoher menſchlicher Stärke; — ich ſage menſchlicher; denn für einen Jupiter iſt ſie zu menſchlich. — (So wie denn überhaupt, ſelbſt wenn man alle üble Laune aus dem Götter-Geſichte wegwiſchen könnte, auch die Form des Geſichtes keiner, obgleich nur erdichteten,

ober-

oberſten Gottheit würdig wäre; — geſchweige daß ein einziger Zug von der Güte deſſen darin ſey, den alle Götter anbeten (*). Aber ein herrliches Bild großer menſchlicher Stärke!

„Unterſte Stufe zur Kraft eines deorum genitor atque hominum ſator. — Eiſerne Feſtigkeit und Bewußtſeyn der Unüberwindlichkeit im Ganzen. Nicht Herkules zermalmende Stärke; ſtillere, verſchloßnere, mehr ehrwürdige als furchtbare Stärke. — Die Stirn iſt für den höchſten Ausdruck feſter Stärke um etwas zu lang. Aber in der Form, der Lage der Augenbraunen, und im Zwiſchenraume zwiſchen denſelben, in der Tiefe und Form der Augen, deren Winkel jedoch zu ſtumpf ſind — liegt eiſerner Sinn; unerſchütterliche, beynahe übermenſchliche Kraft, die aber durch die abgeſchliffene Naſe wieder vieles verliert. Vielleicht iſt auch der Knochen an der Hand, zu der Breite der Bruſt gerechnet, etwas zu ſchmahl.

„Hier, Fig. 4181, noch ein Bild eines Matroſen, der allen Ausdruck unbeweglicher Felſen=Stärke hat; ſo hat ſich vielleicht phyſiſche Kraft ohne Seele und Reizbarkeit ſelten eingefleiſcht. Die Tiefe unter der Naſe allein zieht wieder was Beträchtliches von der ſonſt großen Stärke dieſes Geſichtes ab. Man bemerke beſonders den geraden, beynahe perpendikulären Umriß des Hinterhauptes — den man gewiß an keinem feinfühlenden, phyſiſch ſchwachen Kopfe finden wird.

„Die elaſtiſche Stärke, die lebendige Kraft der Gereiztheit muß in dem Momente der Activität erkannt,

(*) Von der Unter=Lippe iſt alles Erhabene auf ewig verbannt. Der Raum zwiſchen der Naſe und der Mittel=Linie des Mundes läßt keine Ober=Lippe zu, die der untern entſprechen könnte. Und wäre ſie kleiner als die untere, wie unwürdig! Weder Stirn noch Naſe ſind Jupiteriſch genug. So eine Naſe hat kein Menſch, der vergöttert wird. Der Blick des Auges iſt kräftig, aber nicht erhaben.

kannt, und dann die feſten Zeichen derſelben abſtrahirt werden, wenn die reizende Kraft wieder ruhet; — „Dieſer Körper alſo (Fig. 4182), der in Ruhe ſo we- „nig vermag, ſo ſchwach wirkt, ſo ſchwach wider- „ſteht — kann ſo gereizt, ſo geſpannt, ſo kräftig „werden.“ — Und dann wird man finden, daß dieſe durch Reizung erwachende Stärke größtentheils in ſchmächt- igen, länglichen, doch nicht ſehr langen, dabey mehr knöchernen, als fleiſchigen, Körpern wohnt. — In Körpern, von blaſſer bräunlicher Farbe, ſchneller Be- weglichkeit, verbunden mit einer gewiſſen Art von Steif- igkeit, die ſchnell und feſt auftreten, ſcharfen feſten Blick haben, beſchnittene, leicht doch genau geſchloſſene Lip- pen. Andere Kennzeichen weis ich vor der Hand noch nicht anzugeben.

„Kennzeichen der Schwäche ſind — unpropor- tionirte Länge der Statur, viel Fleiſch, wenig Kno- chen, Gedehntheit; ſchwankendes Weſen; lockere Haut; abgerundete ſtumpfe, vornehmlich hohle Umriſſe von Stirn und Naſe; Kleinigkeit der Naſe und des Kin- nes; kleine Naſenlöcher, zurückgehendes Kinn; lan- ger cylindriſcher Hals; ſchnelle oder langſame Beweg- lichkeit ohne feſten Auftritt; blöder Blick; zuſinkende Augenlieder; offner Mund; lange Zähne — lange aber ans Ohr eingekerbte Kinnlade — weißliche Farbe des Fleiſches; gelbliche und grünliche Zähne — blon- des, langes, zartes Haar — helle Stimme, u. ſ. w.“

In der Mechanik, iſt die **Kraft des Menſchen**, zur Bewegung die brauchbarſte, weil ſie die wenigſte Zurüſtung erfordert. Der Menſch kann eine Sache durch **Heben, Tragen, Ziehen, Drücken, Stoßen, Treten, Drehen** ꝛc. bewegen. Am wirkſamſten iſt ſeine Kraft, wenn er nicht bloß einen Theil des Kör- pers, ſondern mehrere dazu anwenden kann, damit auch die Schwere des Körpers mitwirken könne. Man hat alſo hierauf, bey Anlegung der Maſchinen,

mit

mit zu achten. Ferner muß man auch, bey der durch Menſchen bewegten Maſchine, auf eine vortheilhafte Stellung des Körpers ſehen; man muß den Menſchen ſo ſtellen, daß ſeine Theile des Körpers, ſo viel als möglich, in ihrer natürlichen Lage bleiben, denn in einer gezwungenen und unnatürlichen Stellung kann die Kraft nicht ſo ſehr ausdauern. Ein Beyſpiel einer ſolchen unnatürlichen Stellung wäre folgendes: es ſollte ein Menſch an einem Tret-Rade ſitzen, und mit den Füßen daſſelbe fortſchieben; wenn nun der Sitz zu niedrig wäre, ſo müßte er die Beine ſtets ſehr hoch bewegen, dieſes würde ihn aber in ſehr kurzer Zeit ſo ermüden, daß er nachher gar nichts mehr thun könnte. Oder, es ſollte ein Menſch ein lothrechtes Rad mit den Hacken bewegen, oder ſitzend ein wagerechtes Rad auf eben dieſe Art herum treiben.

Durch Ziehen verurſachet der Menſch, daß eine Sache ihm folgen muß. Durch Niederdrücken bewegt er eine Sache unter ſich fort. Durch Schieben bringt man eine Sache, vermittelſt der Hände oder Füße, vor ſich weg, z. B. einen Schieb-Karren. Durch den Stoß läßt ſich auch eine Sache fortbewegen, ſo daß die durch den Stoß hineingebrachte Kraft noch eine Zeitlang fortwährt. Durch Aufheben bringt man eine Sache von unten herauf gegen ſich. Durch Treten werden die Tret-Räder, die Spindel an der Dreh-Bank, und viele andere Maſchinen bewegt. Durch Drehen bringt man krummlinige, und durch Verbindung dieſer Bewegung mit andern, auch wohl geradelinige Bewegungen hervor. Durch Laufen bewegt man ſowohl lothrecht ſtehende, als auch wagerechte Tret-Räder. Alle dieſe verſchiedenen Arten der Anwendung der Kräfte erfordern auch verſchiedene Stellungen des Körpers. Unter den Bewegungen, die vermittelſt der Arme oder Hände geſchehen, ſind diejenigen die ausdauerndſten und wirkſam-

ſamſten, wobey die Arme nahe am Leibe bleiben; weniger ausdauernd iſt die Lage, in welcher die Arme weit vom Leibe ausgeſtreckt ſind, weil dieſes an ſich ſchon ermüdend iſt.

Wie ſtark und wie viel ein Menſch arbeiten könne, läßt ſich im Durchſchnitt nicht mit größter Genauigkeit beſtimmen. Wenn ein Menſch auf die Zehen tritt, kann er höchſtens 150 bis 160 Pfund tragen; bey gewöhnlicher oder auch eingebogener Stellung können Einige mehrere Centner tragen; durch den Druck in ſenkrechter Richtung kann er höchſtens ſo viel, als das Gewicht ſeines Körpers beträgt, wirken. In wagerechter Richtung kann er nicht mehr als 24 bis 25 Pfund, mit einer Geſchwindigkeit von 3000 Schritt in einer Stunde fortbewegen. Daß aber ein Menſch auf ebener Erde oft größere Laſten fortbewegt, widerſpricht nicht dem, was eben geſagt iſt, denn er hat auf der ebenen Erde nicht die ganze Laſt, ſondern nur den Widerſtand, den die Reibung verurſachet, zu überwältigen, und dieſer beträgt ungefähr 24 bis 25 Pfund, bey denen Laſten, die er zu bewegen noch die nöthigen Kräfte beſitzt. In einer Viertel=Stunde kann ein Menſch 40 Pfund mit den Händen 60 Fuß hoch hinaufziehen; will er aber 80 Pfund auf eben dieſe Höhe bringen, ſo muß er ſchon eine halbe Stunde Zeit haben; um nun in eben der Zeit von einer Viertel=Stunde die Laſt 60 Fuß hoch zu bringen, darf er ſeine Kraft nur durch ein Gewicht am Zieh=Seile verſtärken. Siehe auch im LXV Th., S. 187.

Bey der größern oder geringern Stärke der Menſchen, kommt vieles auf das Klima, auf die Bildung der Glieder, Stärke der Muskeln, Gewohntheit zur Arbeit, Nahrungs=Mittel und Geſundheit an. Menſchen mittlerer Größe ſind gemeiniglich bey der Arbeit am dauerhafteſten.

Daß die alten Deutſchen auſſerordentlich ſtark, und ſtärker, als die übrigen Völker, waren, mit welchen ſie kriegten, iſt ſo bekannt, daß es keines Beweiſes bedarf. Ich führe nur einige Beyſpiele von vorzüglicher Stärke an, um zu zeigen, welchen fürchterlichen Eindruck ſolche Krieger auf ihre Feinde machten.

In einem Gefechte des longobardiſchen Herzoges Romoald, eines Prinzen des Königes Grimoald, durchbohrte der Lanzenträger des Erſtern, Amalong, einen griechiſchen Reiter mit ſeiner Lanze, ſo, daß er ihn aus dem Sattel hob, und hoch über ſeinem Kopfe in der Luft empor hielt. Dieſe That ſetzte das griechiſche Heer in ein ſolches paniſches Schrecken, daß es auf ein Mahl die Flucht ergriff, und beynahe ganz niedergemacht wurde (*).

Nicht weniger, als die Griechen, erſchraken die Türken vor der Rieſen-Stärke der Franken, die während der Kreuz-Züge in das gelobte Land zogen. In dem erſten Heere der Kreuz-Brüder erregte kein anderer unter Chriſten und Saracenen durch ſeine auſſerordentliche Stärke eine ſolche Bewunderung, als Gottfried von Bouillon. Da das chriſtliche Heer ſich in Piſidien in der Nachbarſchaft von Klein-Antiochien gelagert hatte, ſo giengen Gottfried v. Bouillon und einige andere Ritter in einen benachbarten Wald, um den Kummer, von welchem ſie verzehrt wurden, auf eine kurze Zeit durch die Jagd zu zerſtreuen. Gottfried hatte ſich von ſeinen Begleitern ein wenig getrennt, als er einen gemeinen Krieger, der etwas Holz zuſammenſuchen wollte, mit dem heftigſten Angſt-

(*) *Paul. Warneſ.* V. 10. Amalongus — quendam Graeculum eodem conto fortiter percutiens de ſella ſuſtulit, eumque in aëra ſuper caput ſuum leuauit. Quod cernens Graecorum exercitus mox immenſo pauore perterritus in fugam conuertitur etc.

Angſt-Geſchrey auf ſich zukommen, und von einem ungeheuern Bären verfolgt ſahe. Der Herzog eilte ſogleich dem geängſtigten Manne zu Hülfe, und der Bär wandte ſich nicht weniger geſchwinde gegen den neuen Feind. Das gereizte Thier verwundete das Pferd des Herzoges ſo gefährlich, daß dieſer abſteigen, und ſich zu Fuße mit dem Degen in der Hand vertheidigen mußte. Der Bär kehrte ſich an den Degen des Herzoges nicht, und ſuchte ihn mit entſetzlichem Gebrüll und aufgeſperrtem Rachen zu packen und niederzuwerfen. Allein, der Herzog ergriff das Thier mit der linken Hand, und ſtieß ihm den Degen bis an das Heft in den Leib, daß es todt zur Erde niederfiel. Der Held erkaufte dieſen Sieg ſehr theuer; denn der Bär hatte ihn während des Kampfes ſo ſtark verletzt, daß er ſich nicht aufrichten konnte, und ſich beynahe verblutet hätte, wenn er nicht von ſeinen Leuten wäre gefunden, und von den Wundärzten, die im Lager waren, verbunden worden (*).

Bey der Belagerung von Antiochien zeichnete ſich Gottfried v. Bouillon durch eine andere That aus, welche den Ruhm ſeiner Tapferkeit und Stärke durch das ganze Morgenland verbreitete (**). Gottfried hatte eines Tages ſchon vielen Saracenen mit einem Hiebe die Köpfe abgehauen, als er einen geharniſchten Reiter kecker, denn die übrigen, eindringen ſahe. Er gieng daher auf dieſen Saracenen los, und verſetzte ihm einen ſolchen Hieb, daß, des Harniſches ungeachtet, die obere Hälfte des Körpers in der Gegend des Nabels von der untern getrennt wurde, und an der Seite des Pferdes herabfiel. Da das Pferd des Saracenen mit dem halben Reiter in die Stadt zurück lief, ſo entſetzten ſich die Ungläubigen vor der Neuheit der Zerfleiſchung, die ihnen ganz unerhört war (***).

Nach

(*) *Wilh. Tyr.* III, 17. (**) Eb. daſ. V, 6.

(***) reliqua parte ſuper equum, cui inſederat, intra vrbem in-

Nach der Eroberung von Jeruſalem kam ein arabiſcher Fürſt in das Lager Gottfried's von Bouillon, um ſich durch den Augenſchein von der Stärke der fremden Krieger und ihres Anführers zu überzeugen. Der Araber bat Gottfried auf das inſtändigſte, daß er ihm doch eine Probe ſeiner ſo allgemein bewunderten Stärke geben, und einem großen Kamel, welches er deswegen mitgebracht hatte, den Kopf abhauen möchte. Der Herzog that, was der Araber wünſchte, und ſchlug dem Kamel mit einem einzigen Schwert-Streiche den Kopf ab. Der Araber erſtaunte zwar über das, was er geſehen hatte, ſchien aber dabey zu glauben, daß der Kopf des Thieres nicht weniger durch die Schärfe des Schwertes, als durch die Stärke des Armes, der es führte, gefallen ſey. Der Herzog ließ ſich daher den Säbel des Arabers geben, und hieb einem andern Kamel den Kopf eben ſo leicht, als dem erſtern, ab. Nach dieſem zweyten Verſuche brach der Araber in die größten Lobſprüche des chriſtlichen Heer-Führers aus, both zum Zeichen ſeiner Ehrfurcht große Geſchenke in Gold, Silber und ſchönen Pferden dar, und breitete den Ruhm Gottfried's unter nahe und ferne Horden von Arabern aus (*).

Bey der Belagerung von Damaſcus gab auch Kaiſer Konrad III. einen Beweis von Stärke, der, wie *Wilhelmus Tyrius* ſagt, in allen folgenden Jahrhunderten geprieſen zu werden verdiene. Er hieb nähmlich einem geharniſchten Saracenen, mit einem einzigen Streiche ſeines Schlacht-Schwertes nicht nur den Kopf, ſondern auch die linke Schulter, den linken Arm und einen Theil der Seite, ab. Als die Un-

introducta. Obſtupuit populus viſa facti nouitate: nec latere patitur, quod vbique praedicat, factum tam mirabile. eb. daſ.

(*) eb. daſ. IX, 22.

Ungläubigen dieſe That ſahen, oder erzählen hörten, verloren ſie alle Hoffnung, den Chriſten widerſtehen zu können (*).

Ueber die körperliche Stärke verſchiedener Völker (**). „Es iſt viel ſchwerer, einzelne Menſchen und ganze Völker in Anſehung ihrer Stärke, als in Anſehung ihrer Größe, zu vergleichen. Die Kräfte von Menſchen laſſen ſich überhaupt nicht ſo genau meſſen, und in beſtimmten Größen ausdrücken, als die Höhe ihrer Körper; und in ſo fern ſolche Meſſungen auch möglich wären, ſind ſie doch ſelten angeſtellt worden. Um die Kräfte ganzer Nationen gegen einander abzuwägen, bleibt faſt nichts übrig, als zu unterſuchen, ob Völker ſowohl in einzelnen Zweykämpfen, als in offenen Schlachten, beſtändig oder gewöhnlich die Sieger von andern, oder Ueberwundene, waren; ob ſie leichtere oder ſchwerere Uebungen des Körpers, leichtere oder ſchwerere Waffen und Rüſtungen, leichtere oder ſchwerere Werkzeuge und Arten zu arbeiten, hatten, oder noch haben; und ob ſie die beſſern aber ſchwerern Uebungen, Waffen, Rüſtungen, Werkzeuge und Arten zu arbeiten dann, wann ſie ihnen bekannt oder angebothen wurden, annahmen oder verſchmähen? Selbſt bey dieſen Schätzungen der Kräfte von Nationen muß man viele Vorſicht anwenden, wenn man nicht der Stärke allein etwas zuſchreiben will, was eine Wirkung oder Mitwirkung des größern Muthes, oder der größern Thätigkeit, oder der größern Kunſt und Wiſſenſchaft, iſt.

„Von den älteſten Zeiten her übertrafen die nicht-ſlaviſchen Völker Europens die übrigen Nationen der Erde an körperlicher Stärke, und beſonders an ausdauern-

(*) eb. daſ. XVII, 4.

(**) In Meiners und Spittlers neuen götting. hiſtor. Magazin, 2 B. 4 St. (Hannov. 1793, gr. 8.) S. 585, ſgg.

dauernder Kraft und Beharrlichkeit in allen ihren Arbeiten und Unternehmungen eben ſo ſehr, als an Größe, Schönheit, oder Tapferkeit. Die Griechen und Römer erheben die Rieſen-Stärke der celtiſchen Barbaren, am meiſten die der alten Germanier, nicht weniger, als ihre Rieſen-Größe und als ihren unüberwindlichen Helden-Muth. Eine gleiche Bewunderung und Schrecken erregten die abendländiſchen Krieger zu den Zeiten der Kreuz-Züge in den Griechen und Saracenen durch ihre auſſerordentliche Stärke und Tapferkeit. Wenige Hunderte der erſtern ſchlugen immer viele Tauſende der leztern; wenige Tauſende ſchlugen Hunderttauſende der Feinde, und dieſe geſtanden, daß ſolche ſtarke und muthige Menſchen mit Recht nach der Herrſchaft über die ganze Erde trachteten. So wie die Griechen, die über das ganze weſtliche Aſien und über Aegypten herrſchenden Perſer, und die Römer den ſchönſten Theil der alten Welt überwunden hatten, ſo warfen deutſche Völker das römiſche Reich über den Haufen. Die Nachkommen der alten Germanier verloren aus eben den Urſachen und in eben dem Verhältniſſe, an körperlicher Stärke, aus welchen und in welchem ſie an Größe einbüßeten. Deſſen ungeachtet breiteten die aufgeklärten europäiſchen Völker in den lezten drey Jahrhunderten ihre Herrſchaft in allen Erd-Theilen weiter, als jemahls, aus, und gewannen, und behaupteten ihre Eroberungen allenthalben mit einer weit geringern Menſchen-Zahl, als welche ſie beſiegt und ſich unterthan gemacht hatten. So wie die germaniſchen Nationen in den ältern und mittlern Zeiten ſchwerere Waffen und Rüſtungen hatten, als alle übrigen Völker, ſo haben ſie auch jezt noch die meiſten und ſchwerſten militäriſchen Uebungen, die meiſten Handwerke und Gewerbe, den beſten Ackerbau und die ſchwerſten Werkzeuge deſſelben. Slawen, Juden, und andere Fremdlinge, woh-

nen ſeit vielen Jahrhunderten auf deutſchem Grund und Boden, und genießen eben ſo lange deutſche Luft und deutſche Nahrungs-Mittel, ohne die Stärke und Arbeitſamkeit der urſprünglichen Deutſchen erlangt zu haben.

„Die ſlawiſchen Nationen in Europa ſtehen den germaniſchen weniger in Anſehung der Stärke, als der Arbeitſamkeit nach. Einem illyriſchen Bauer wird es nicht ſchwer, einen wilden Ochſen mit ſeiner Fauſt zu bändigen; und ähnliche Beyſpiele werden von den Walachen und andern Slawen angeführt. Die ſlawiſchen Völker ſind ferner meiſtens ſehr anſchlägig, und können leicht alles, was ſie ſehen, oder wozu ſie geprügelt werden, ſelbſt mit den mangelhafteſten Inſtrumenten nachmachen. So ſtark und anſchlägig aber im Durchſchnitt die ſlawiſchen Nationen ſind, ſo haben ſie doch insgeſammt einen natürlichen, und nur durch Zwang und Züchtigungen zu überwindenden Abſcheu gegen alle Arbeiten, die große und anhaltende Anſtrengungen erfordern. Kein ſlawiſches Volk hat den deutſchen Pflug, die deutſche Ege, deutſche Fuhrwerke und die deutſche Art das Feld zu beſtellen, angenommen. Faſt alle Handwerke und Gewerbe unter den ſlawiſchen Nationen werden von Deutſchen und andern Fremden ausgeübt; und diejenigen, welche die erſtern ausüben, werden ſo ſchlecht betrieben, daß ihre Arbeiten gemeiniglich um den dritten oder vierten Theil des Preiſes, welchen man für die Arbeiten deutſcher Handwerker zahlt, gekauft werden. Seitdem man die ruſſiſchen Bauern von Hand- und Spann-Dienſten befreyet, und auf Obrock oder Geld-Abgaben geſetzt hat, bearbeiten ſie gewöhnlich nur ſo viel Feld, als ſie ſelbſt zur Nothdurft brauchen, und ſchicken die Söhne in die Städte, damit ſie als Handlanger oder Schacherer ſo viel erwerben, als zur Bezahlung der Abgaben nöthig iſt. In den berührten Stücken ſtimmen

men die ſlawiſchen Völker überein, ſie mögen in fruchtbaren oder unfruchtbaren, in heißen oder in kalten Ländern wohnen. Kein griechiſcher oder römiſcher Schriftſteller redet von der Stärke ſlawiſcher Nationen mit ſolchen Ausdrücken von Bewunderung, als womit die Alten die Stärke aller germaniſchen Völker erheben. Es war gewiß nicht bloß die Folge von geringerer Tapferkeit, oder geringerer Kriegeskunſt, ſondern auch von geringerer Stärke, daß die ſlawiſchen Nationen von je her, den germaniſchen nicht widerſtehen konnten, und von dieſen faſt immer, wenn ſie gleich in geringerer Anzahl waren, überwunden wurden. Die Slawen brachen aus dem alten Sarmatien nicht eher los, als bis die Gothen und andere deutſche Völker die Ufer des ſchwarzen Meeres, und das ehemahlige Pannonien und Illyrien ganz, oder faſt ganz, verlaſſen hatten. Auch nahmen die Wenden das Königreich Böhmen und das öſtliche Deutſchland nicht eher in Beſitz, als bis die Gothen, Rugier, Longobarden und Vandalen weggezogen waren. So bald die in Deutſchland zurückgebliebenen Germanier ſich wieder erhohlt hatten, entriſſen ſie den benachbarten Wenden ein Stück Landes nach dem andern, und verjagten entweder die Wenden, oder unterjochten ſie auch.

„Unter den morgenländiſchen Nationen werden beſonders die Mingrelier, Circaſſier und Georgier, die Turkomannen und Türken, zum Theil die neuern Perſer, endlich die höhern Caſten in manchen Gegenden von Hindoſtan, nicht bloß als große (ſ. oben, S. 105), ſondern auch als ſtarke Völker geſchildert. Von den Arabern hingegen, den Syrern, den Armeniern, den meiſten Tataren an der Oſt-Seite des caſpiſchen Meeres, und in Sibirien, iſt es bekannt, daß ſie in Anſehung der Stärke, wie der Größe und des Muthes, ſehr weit hinter den Europäern zurück bleiben.

So leicht es den Griechen, den Römern und den Kreuz=Brüdern ward, mit kleinen Haufen die größten morgenländiſchen Heere zu überwinden, ſo leicht ward den Ruſſen und Koſaken, welche Sibirien eroberten, der Sieg über die meiſten katariſchen Bewohner dieſes Landes. Die erſtern fanden einen ſo geringen Widerſtand, daß ſie die Tataren nicht einmahl mit der Schärfe des Schwertes, ſondern mit Stößen ihrer Degen=Knöpfe, bey Hunderten tödteten. Selbſt die Türken geſtanden es, und geſtehen es noch immer ein, daß ſie weder den Deutſchen noch den Ruſſen in gleicher Zahl Stand halten, und daß ſie entweder nur durch Liſt, oder eine überwiegende Menge, oder durch grobe Verſehen ihrer deutſchen und ruſſiſchen Feinde über die leztern ſiegen können. Ungeachtet die Maratten, und die Krieger des Hyder Ally zu den ſtärkſten Völkern in Aſien gehören, und die leztern nach europäiſcher Art diſciplinirt ſind, ſo wurden ſie doch immer, wenn ſie auch in zehnfach größerer Zahl da waren, von den durch das oſtindiſche Klima ſchon entkräfteten Europäern geſchlagen. Die indiſchen Krieger haben im Durchſchnitt ein ſo weibiſches Anſehen, daß die Engländer, womit Munro nach Indien kam, die erſten Hindus, welche ſie erblickten, für verkleidete Weiber hielten. Im Ganzen ſind die Hindus viel ſchwächer, als die Europäer, und werden ſelbſt für ſchwächer, als die Mohren, oder als die Muhamedaner in Hindoſtan, gehalten. Die Schwäche der Morgenländer entdeckt ſich am deutlichſten in ihrer allgemeinen Abneigung gegen alle Arbeiten, die eine anhaltende und ſtarke Anſpannung geiſtiger oder körperlicher Kräfte erfordern, in dem hieraus entſtehenden Mangel von Betriebſamkeit, und in der Unvollkommenheit ihres Ackerbaues und ihrer Manufacturen, einige wenige ausgenommen, die ihnen von je her eigen waren. So wie aber die Morgenländer,

ihrer gewöhnlichen Langſamkeit und unbehülflichen Schwerfälligkeit ungeachtet, viel ſchneller laufen, viel beſſer auf dem Seile tanzen, und mit ſchlechten Inſtrumenten mehr ausrichten können, als die Europäer, ſo ſind ſie auch im Stande, vermöge gewiſſer Stellungen und Bewegungen ihrer biegſamen Körper, auf kurze Zeit weit größere Laſten auf dem Kopfe und auf dem Rücken zu tragen, als die ſtärkſten Männer in Deutſchland oder England. „Als wir,“ ſagt Irwin (*): „von dem Hafen in Alexandrien zurückkehrten, fanden wir einen Laſt-Träger, „der unter einem doppelten Ballen Baumwolle zu erliegen ſchien. Er trug lange und ſteife Stiefeln, um dadurch ſeinen Knien mehr Feſtigkeit zu geben, und hatte „überdem die Hände auf die Knie geſtützt. Wenn es nicht „Tauſenden bekannt wäre, die nach der Levante handeln, „ſo müßte man Bedenken tragen, die ungeheuern Laſten „anzuführen, welche die Träger in den türkiſchen Städten „fortbringen können. Wir gingen zu der Wage, wo die „Waren gewogen werden, und ſahen einen Mann, der „einen Ballen von 7 Centn. auf den Nacken nahm, und „wegtrug. Die Entfernung war freylich nicht groß, und „es ſcheint eben ſo viel Kunſt, als Stärke, in dieſen erſtaunlichen Aeuſſerungen körperlicher Kräfte zu ſeyn. „Ich habe während meines Aufenthaltes in Indien mehr „als ein Mahl gehört, daß die perſiſchen Laſt-Träger eine „Tonne Wein, die über 10 Centn. ſchwer iſt, auf den Rücken nehmen, und daß die Sineſen in Canton mit Hülfe „einiger Bambu-Stöcke daſſelbe noch leichter thun.“

„Die häßlichen und gelben, oder gelbbraunen Völker des öſtlichen, nördlichen und ſüdlichen Aſiens ſtehen den Nationen des weſtlichen Aſiens in Anſehung der Stärke des Körpers wenigſtens eben ſo ſehr, als in Anſehung der Größe, nach. Das am wenigſten ſchwache unter dieſen ſchwachen Völkern ſcheinen die Kalmyken, und nach ihnen die Mongolen, zu ſeyn, wel-

(*) Voyage up the Red-Sea, p. 380, f.

welche leztere aber doch ſchon unbärtiger und weibiſcher von Anſehen ſind, als die erſtern. Daß die Mongolen und Kalmyken den ſüdlichen Aſiaten an Stärke und Muth überlegen ſeyn, erhellt allein daher, daß die Hirten-Völker der Mongoley ſehr oft Sina und andere oſtindiſche Reiche mit einigen tauſend Kriegern überrannt, und Jahrhunderte lang behauptet haben. — Der Degen, oder Stock, oder auch nur die drohende Stimme eines Europäers kann einen ganzen Haufen von Siameſen und andern ſüdlichen Aſiaten in Schrecken ſetzen, oder in die Flucht jagen. Weil die ſüdlichen Aſiaten wiſſen, daß die Söhne von Europäern ſtärker ſind, als ihre eigenen, ſo biethen deswegen Väter und Männer in den meiſten oſtindiſchen Ländern den Europäern ihre Töchter und Weiber an; und die Weiber und Töchter ſowohl der ſüdlichen, als der nördlichen Aſiaten ziehen die ſtärkern Europäer ihren eigenen Landesleuten ſehr weit vor. Noch ſchwächer und feiger, als die Völker des ſüdlichen Aſiens, ſind die ſibiriſchen Völker von mongoliſcher Abkunft, die einzigen Tunguſen ausgenommen. Dieſe leztern leiſteten den ruſſiſchen Eroberern einigen, wiewohl ſchwachen Widerſtand; ſonſt aber nahmen einige hundert ruſſiſche und koſakiſche Abenteurer das ungeheure Sibirien, welches beynahe den achten Theil der Oberfläche der Erde ausmacht, faſt ohne alle Gegenwehr der Eingebornen ein. Seit der Herrſchaft der Ruſſen iſt es dieſen nie eingefallen, Oſtiaken, Samojeden, Buräten, oder Tunguſen zu Soldaten anzuwerben, weil die Sibiriaken wegen ihrer Schwäche und Feigheit zum Kriegesdienſt eben ſo untüchtig, als zu harten Arbeiten, ſind. Die ſchwächſten unter den mongoliſchen Bewohnern von Sibirien, ſind die Buräten. Sechs Buräten können mit der höchſten Anſtrengung aller ihrer Kräfte nicht ſo viel ausrichten, als ein einziger Ruſſe. Die Schwäche der Buräten,

und

und der übrigen verwandten mongoliſchen und finniſchen Stämme zeigt ſich auch in der auffallenden Leichtigkeit ihres Körpers, und in dem allgemeinen Hange dieſer Völker, durch das geringſte unerwartete Geräuſch, oder andere plötzliche Eindrücke, in Anwandlungen von epileptiſcher Wut verſetzt zu werden.

„Wenn man die Geſchichte der Siege des Attila, und Dſchingis Chan nicht genau kennt, ſo kann man durch die Thaten dieſer Eroberer leicht zu dem Gedanken veranlaſſet werden, daß wenigſtens die Kalmyken und Mongolen, welche ſie anführten, den europäiſchen und tatariſchen Völkern überlegen geweſen ſeyn; allein, die Hunnen wurden den Gothen und andern deutſchen Nationen nie durch ihre Stärke und Tapferkeit, ſondern bloß durch ihre Pfeile, und noch mehr durch ihre und ihrer Pferde Geſchwindigkeit, gefährlich. Die Hunnen flogen mit ihren leichten Pferden ſchnell heran, verwundeten die ſchwer bewaffneten deutſchen Krieger, und eilten wieder davon, bevor man ſie mit Schwertern und Lanzen erreichen konnte. Um alſo der beſtändigen Plackereyen der Hunnen los zu werden, verließen die Gothen ihre Wohnſitze am ſchwarzen Meere, oder vereinigten ſich auch mit den Hunnen als Bundes-Genoſſen. Gothen und andere Deutſche waren es vorzüglich, womit Attila ſeine kühnſten Züge unternahm, und ſeine größten Schlachten lieferte. So bald nach dem Tode des Attila die deutſchen Hülfs-Völker ſich von den Hunnen trennten, giengen ihre Herrſchaft und Herrlichkeit unwiederbringlich verloren. Im ſechsten Jahrhundert brauchten Beliſar und Narſes in den Kriegen mit den Vandalen und Oſt-Gothen beſtändig hunniſche Krieger; auch dieſe aber waren eine leichte Reiterey, und ſchadeten den ſchwerer bewaffneten Deutſchen durch eben die Waffen und Art zu kriegen, womit die Vorfahren der

einen, den Vorfahren der andern geſchadet haben, und nachher die Ungarn und die türkiſche Reiterey den Deutſchen Abbruch thaten. Dſchingis Chan überrumpelte die Tataren an der Oſt-Seite des caſpiſchen Meeres, wie Attila die Gothen überrumpelt hatte, und brauchte nachher die Tataren wieder, um andere verwandte Nationen zu unterjochen; weswegen auch, wie man ſchon lange bemerkt hat, die Heere des Dſchingis Chan nicht Mongolen, ſondern Tataren, und das Vaterland deſſelben nicht Mongoley, ſondern die große Tatarey, genannt wurde.

„Ungeachtet die ſüdlichen Aſiaten viel ſchwächer ſind, als die weſtlichen, ſo übertreffen ſie dieſe doch in der Geſchicklichkeit, große Laſten zu tragen. Irwin's oben angeführtes Zeugniß wird durch die Zeugniſſe aller übrigen Reiſenden beſtätigt. Sineſiſche Schiffer tragen Bücher-Kiſten, die über 600 Pfund ſchwer ſind, mit großer Leichtigkeit weg (*). Eine eben ſo unglaubliche Fertigkeit beſitzen die kraftloſeſten ſüdlichen im Rudern. Die Siameſen ſind ſo ſchwach, daß ſie kaum gehen und ſich aufrecht erhalten können, und wegen ihrer Schwäche zu allen übrigen harten Arbeiten untüchtig; hingegen können ſie ſonſt 3 Tage und 3 Nächte fortrudern, ohne auszuruhen (**). Daß dieſe Fähigkeit zu tragen und zu rudern mit einer eben ſo ungewöhnlichen Schwäche des Körpers vereinbart ſey, lehren die Beyſpiele anderer ohnmächtigen Völker gleichen Urſprunges. Die Grönländer gehören zu den ſchwächſten Nationen der neuen Welt, und dennoch regieren Männer, die in 3 Tagen nichts, oder nur See-Gras gegeſſen haben, ihren Kahn in den größten Wellen, und Grönländerinnen tragen ein ganzes Rennthier zwey Meilen weit, oder auch ſolche Steine und

(*) Lettres edif. VII. p. 172. Sonnerat II. 30.

(**) Loubère. I. 211, ſ.

und Laſten auf dem Rücken, wovon der ſtärkſte Europäer kaum die Hälfte aufheben kann. Noch ſchwächer, oder wenigſtens ſo ſchwach, als die Grönländer, ſind die Wilden am Oronoko, und Maragnon, und doch rudern die Indianer von Para nach St. Pablo, 800 See-Meilen den Amazonen-Fluß hinan, welches Europäer und ſelbſt Negern eben ſo wenig zu thun im Stande wären, als ſie in anderthalb Tagen und zwey Nächten über Berge und durch dicke Wälder einen Weg von 300 engl. Meilen machen könnten, dergleichen ein Chikkaſah-Krieger machte. Die Hottentotten ſind viel ſchwächer, als die Negern und Caffern, und doch können ſie einen Sack Weizen, der beynahe 200 Pfund wiegt, mit einer ſolchen Leichtigkeit aufheben und forttragen, daß es gar nicht ſcheint, als wenn ſie ihre Kräfte anſtrengten. Aus allen dieſen Beyſpielen muß man die Folge ziehen, daß die den ſchwächſten Nationen eigenthümlichen ungewöhnlichen Fertigkeiten zu laufen, Laſten zu heben oder zu tragen, und zu rudern, mehr eine gewiſſe Biegſamkeit, als eine auſſerordentliche Stärke des Körpers vorausſetzen.

„Unter den Bewohnern der oſtindiſchen und Süd-See-Inſeln ſind mehrere Völker, welche ſelbſt die Europäer in Anſehung der körperlichen Stärke weit hinter ſich laſſen. Die ſchönen Inſulaner der Süd-See waren ſo mächtig und gewandt im Ringen und Balgen, daß die ſtärkſten und geübteſten engländiſchen Matroſen es mit ihnen nicht aufnehmen konnten. Nicht bloß Männer, ſondern auch Weiber, nahmen ſehr oft Europäer unter den Arm, und trugen ſie über Bäche und Flüſſe weg. Nicht weniger ſtark waren die Einwohner der Ladronen, zwiſchen welchen und den ſchönen Inſulanern der Süd-See Cook auf ſeiner lezten Reiſe eine große Uebereinſtimmung in Sprache, Sitten und Meinungen fand. Die Bewohner der marianiſchen Inſeln werfen Steine mit einer ſol-

chen Kraft, daß ſie in Baum=Stämme eben ſo tief eindringen, als wenn ſie mit Büchſen wären hinein geſchoſſen worden. Auch ergriffen mehrmahl einzelne Wilde verirrte Europäer ſo feſt, daß dieſe ſich nicht rühren konnten, und eilten mit ihrer Beute ſo ſchnell fort, als wenn ſie ein neugebornes Kind getragen hätten. Wenn man auch annimmt, daß die ſtarken Inſulaner der Süd=See von den ſtärkſten Caſten in Hindoſtan abſtammen, ſo kann man doch nicht läugnen, daß ſie durch ihre Verpflanzung ſehr an körperlichen Kräften gewonnen haben; denn ſolcher ſtarken Männer, als die marianiſchen und Südſee=Inſeln nähren, erwähnt die Geſchichte in Hindoſtan und dem übrigen ſüdlichen Aſien gar nicht.

„Wenn man eine ungewöhnliche Fähigkeit zu laufen, zu rudern und Laſten zu tragen, nicht als Beweiſe von Stärke anſieht, und Stärke nur nach dem Vermögen ſchätzt, ſchwere und anhaltende Arbeiten des Feldes oder nützlicher Handwerke aushalten zu können, ſo ſind die Amerikaner wenigſtens ſo ſchwach oder noch ſchwächer, als die Völker in der Mongoley und im ſüdlichen Aſien. Die Amerikaner unterſcheiden ſich von einander durch verſchiedene Grade von Stärke oder Schwäche ungefähr eben ſo ſehr, als durch die verſchiedenen Grade von Größe. Die ſchwächſten ſind die Bewohner der nördlichſten und ſüdlichſten Gegenden, und der ungeſunden Ufer des Oronoko, des Maragnon und ähnlicher Flüſſe. Die Feuerländer wurden durch die geringſten Anſtrengungen beym Hauen, Sägen und andern Arbeiten, äuſſerſt matt. Vielleicht, ſagt Gily, giebt es auf der ganzen Erde keine ſo ſchwache Menſchen mehr, als die Indianer am Oronoko ſind (*). Auch den ſtärkſten Ame-

(*) II. 39. In fatti non v'ha forſe nel mondo verun' altra gente, la quale ſia o più gentile, o più debole, o meno robuſta degli Indiani.

Amerikanern aber iſt es eigen, daß ſie nicht ohne Lebens-Gefahr zu harten und anhaltenden Arbeiten gezwungen werden können (*). Bevor man dieſes wußte, brauchten die Spanier die Eingebornen der neuen Welt zu den Arbeiten in den Minen, und die Einwohner von St. Domingo wurden dadurch in kurzer Zeit bis auf den lezten Mann aufgerieben. Jezt haben die Spanier im Nuovo-Regno die Indianer ganz fahren laſſen, und nehmen lieber Negern, ungeachtet dieſe viel theurer ſind. Wo aber noch Amerikaner zu Feld- und Minen-Arbeiten gezwungen werden, da gehen ſie in großer Menge zu Grunde, ungeachtet ſie lange nicht ſo viel thun, als ein europäiſcher Arbeiter ausrichten würde (**). Die Engländer, Franzoſen und andere europäiſche Pflanzer in West-Indien brauchen Caraiben und andere Süd-Amerikaner zur Jagd, oder zum Fiſchen, nie aber auf den Zucker-Feldern, oder in den Zucker-Mühlen, weil man weis, daß die Amerikaner ſolche Arbeiten nicht aushalten können. Robertſon, der die Amerikaner ſonſt von vielen andern Seiten ſehr unrichtig anſahe, urtheilte darin vollkommen wahr, daß die Amerikaner ſich mehr durch Beweglichkeit, als durch Stärke des Körpers, auszeichnen, und daß ſie eher Raub-Thiere, als Laſt-Thiere, oder arbeitsfähige Thiere, zu ſeyn ſchienen.

„Die Negern ſowohl in Afrika, als in Hindoſtan, ſind ſtärker und muthiger, als die Amerikaner und ſüdlichen Aſiaten, und ſie ſehen daher auf beyde mit Verachtung herab. Im Ganzen ſcheinen die in Afrika ſtärker, als die aſiatiſchen, zu ſeyn. Die ſchönen ſchwarzen Völker ſowohl an der Weſt- als an der Oſt-

Seite

(*) Per robuſti, che ſieno, non duran gli' Indiani che con pericolo della vita, et di longhiſſimi febbri ne laborioſi meſtieri. *Gily*, l. c. p. 366.

(**) Ulloa Nachr. II. 126.

Seite von Afrika, ſind ſtärker, als die eigentlichen oder häßlichen Negern, weswegen dieſe von den erſtern in den meiſten Gegenden bezwungen und beherrſcht wurden. Im Durchſchnitt ſchäzt man die von der Weſt-Küſte mehr, als von der Oſt-Küſte, und an der Weſt-Küſte die vom Senegal bis an den Aequator mehr, als die aus Congo und Benguela. Der Unterſchied unter den Negern aus Guinea, und aus Congo oder Angola, iſt ſo groß, daß man für die erſtern 2 bis 3 Mahl ſo viel bezahlt, als für die leztern. Die aus Congo ſind ſehr oft ſo abgeneigt und unfähig zur Arbeit, daß ſie ſich lieber zu Tode hungern, als zum Arbeiten mit den übrigen Sclaven zwingen laſſen. Der Grund, warum die Guinea-Negern ſtärker, als die übrigen, ſind, liegt höchſt wahrſcheinlich darin, daß ſie ſich mehr oder weniger mit Mauren und Arabern vermiſcht, und dadurch einen Theil der Stärke der leztern erhalten haben. Auch die ſtärkſten Negern aber arbeiten kaum halb ſo viel, als europäiſche Landleute, oder Handwerker und Tagelöhner; und wenn man ſie etwas über ihr geringes Vermögen anſtrengt, ſo ſterben ſie haufenweiſe dahin. Man kann nicht ſagen, daß die übermäßige Hitze die Negern in den weſtindiſchen Inſeln aufreibe, wie ſie Europäer aufreiben würde. Die größte Hitze iſt der Natur der Negern am meiſten angemeſſen, und nur in der Hitze ſind ſie munter und vergnügt. Im Heben und Tragen ſind ſie, ſo wie im Laufen und Tanzen, den übrigen Nationen gleichen Urſprunges ähnlich. Es koſtet manchem Neger nicht viele Mühe, Zucker-Fäſſer von tauſend Pfund von der Erde zu heben. Wenn ſie den ganzen Tag gearbeitet haben, laufen ſie, ſo oft ſie können, ganze Meilen weit, um die Nacht mit andern Sclaven zu tanzen, und gehen am andern Morgen ohne Ermüdung wieder an ihre Arbeit; ja, ſie tanzen bisweilen ganze Tage und Nächte, ohne die

ge-

geringſte Erſchöpfung zu empfinden (*). Wenn alſo auch die Guinea-Negern um mehrere Grade arbeitsfähiger ſind, als die Amerikaner und ſüdlichen Aſiaten, ſo fehlt doch auch den Negern im Durchſchnitt die ausdauernde Kraft zu ſchwereren und nützlichen Arbeiten, nach welchen wir in Europa vorzüglich Stärke des Körpers ſchätzen.

„Die Vergleichung oder Geſchichte der Stärke und Schwäche von Völkern führt natürlich auf die Unterſuchung der Urſachen der einen und der andern hin. Unter den Urſachen der verſchiedenen Stärke und Schwäche von Nationen muß man das Blut, oder die Abſtammung, als die erſte und vornehmſte nennen. Man mag die urſprünglichen Verſchiedenheiten von Menſchen-Raçen erklären, wie man will, ſo bleibt es immer unwiderſprechlich, daß die Natur mit der Organiſation oder dem Blute der einen ganz andere Eigenſchaften, als mit dem Blute der übrigen, verbunden hat. So wie einzelne Menſchen und Thiere mit ungleichen Anlagen von Stärke oder Schwäche, von Schönheit oder Häßlichkeit, von Größe oder Kleinheit, von Genie oder Dummheit, von Gutartigkeit oder Uebelartigkeit, geboren werden: ſo ſind auch eben dieſe Tugenden oder Untugenden in ganzen Raçen von Menſchen und Thieren, oder in ganzen Haufen von Völkern, erblich oder angeſtammt. Die Geburt aus deutſchem Blute gab von je her viel größere Vorzüge des Körpers, des Geiſtes und des Herzens, als eine jede andere Abſtammung; und deutſche Völker mochten im Lande der Sarmaten, oder der Griechen und Römer, oder ſelbſt in den Morgenländern umher ziehen, oder ſich niederlaſſen, ſo hatten und behielten ſie, ſo lange ſie unvermiſcht blieben, beſonders in Europa, ſtets ihre deutſche Stärke, Größe und Tapferkeit un-

ge-

(*) *Du Tertre*, II. 497.

geſchwächt. Die vorhergehende kurze Darſtellung der angebornen Stärke oder Schwäche von Völkern lehrt, daß die eigentliche Stärke des Körpers, d. h. die Fähigkeit zu ſchweren und anhaltenden Arbeiten, in den verſchiedenen Raçen von Menſchen ungefähr in eben dem Verhältniſſe, wie die übrigen Vollkommenheiten der menſchlichen Natur, abnehmen, und daß alſo die germaniſchen Völker ſtärker und arbeitſamer, als die ſlawiſchen, dieſe ſtärker als die morgenländiſchen, und die Morgenländer ſtärker, als die häßlichen und dunkelfarbigen Völker, ſind.

„Unter allen Raçen von Menſchen iſt keine, auf welche nicht die Verſetzung in ein anderes Klima entweder günſtig oder ungünſtig wirkte. So wie aber daſſelbe Klima auf Menſchen und auf Thiere, oder auf Thiere von verſchiedenen Gattungen und Raçen meiſtens einen ſehr verſchiedenen Einfluß äuſſert: ſo lehrt eine allgemeine Erfahrung, daß daſſelbe Klima in Völkern von verſchiedenem Urſprunge eben ſo verſchiedene Wirkungen hervorbringt, als die Naturen, oder die Empfänglichkeit derſelben von einander abweichend ſind. Auch wirkt das Klima auf die Stärke und Schwäche von Völkern nach ganz andern Geſetzen, als in den gewöhnlichen Gemeinplätzen über das Klima enthalten ſind.

„Viele neuere Schriftſteller ſahen es als einen unläugbaren Erfahrungs=Satz an, daß die Vorzüge des Körpers und der Seele mit der Schönheit des Himmels, der Geſundheit der Luft, der Fruchtbarkeit des Bodens, und der Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Gewächſe der Erde, zunähmen und zunehmen müßten; und aus dieſem angeblichen Erfahrungs=Satze leitete man die vermeintlichen Vorzüge der Griechen vor den neuern Völkern Europens ab. Dieſem angeblichen Erfahrungs=Satze aber widerſpricht die Geſchichte aller Völker und Erd=Theile. In unſerm Europa

ha-

haben viele Gegenden in Italien, Spanien, Frankreich, und in den türkiſchen Provinzen, einen ergiebigern Boden, ein milderes und geſunderes Klima, und mannigfaltigere und beſſere Producte, als Deutſchland, Holland, England und die nordiſchen Reiche; und doch hatten die leztern, und nicht die erſteren Länder von je her die ſtärkſten und arbeitſamiſten Menſchen. Im weſtlichen Aſien und im nordweſtlichen Afrika übertreffen die geſegneten Provinzen von Perſien, Syrien und der Barbarey, an Fruchtbarkeit des Bodens, an Heiterkeit und Geſundheit der Luft, und an Menge und Vollkommenheit von Blumen, Pflanzen und Bäumen, alle übrige Länder in dieſen Erdſtrichen, und doch bringen eben dieſe geſegneten Gegenden nicht ſo ſtarke und große Menſchen hervor, als das ungeſunde Mingrelien, und die am wenigſten geſunden Provinzen von Hindoſtan. In der neuen Welt können, in Anſehung des Bodens und Klima, alle übrige Länder gar nicht mit den Königreichen Quito, Peru und Chili, verglichen werden; und auch in dieſen Paradieſen ſind die Menſchen weder ſo groß, noch ſo ſtark, als in dem ungeſunden Paraguay, oder in dem rauhen Patagonien. In Afrika endlich jenſeit des Atlas, wird das geſunde und heitere Vorgebirge der guten Hoffnuug von den häßlichſten und ſchwächſten Menſchen bewohnt; und die ſtärkſten und größten Neger-Völker finden ſich auf den niedrigen und ungeſunden Küſten, die zwiſchen dem Senegal und dem Sierra Liona eingeſchloſſen ſind.

„Die Geſchichte aller Völker und Erd-Theile beweiſet ferner, daß durch Verpflanzung in günſtigere Klimate, die Stärke, wie die übrigen Tugenden des Menſchen, viel langſamer vermehrt, als ſie durch die Verſetzung in ungünſtige Gegenden vermindert werden. Der Europäer mag kommen, in welche Erd-Theile er will, ſo artet er allenthalben, und in einigen

Gegenden ſo ſchnell, aus, daß neue Abkömmlinge aus Europa nach einem Aufenthalte von einigen Monathen kaum mehr kenntlich ſind. Dieſe Ausartung nimmt mit jeder Zeugung zu; und es iſt daher in allen Erd-Theilen eine allgemeine Erfahrung, daß alle Creolen zu jeder Arbeit und Unternehmung, die ausdauernde Kraft erfordert, viel weniger tüchtig ſind, als die in Europa gebornen Menſchen, und daß dieſe Untüchtigkeit zu ſchweren Arbeiten und Unternehmungen um deſto größer iſt, je länger die Vorfahren von Creolen in fremden Erd-Theilen gelebt haben. Die Negern hingegen gewinnen durch die Verpflanzung nach Weſt-Indien, und auf das feſte Land von Amerika, nicht nur in Anſehung der Bildung und anderer Vorzüge, ſondern auch in Rückſicht auf die Arbeits-Fähigkeit. Dieſer Gewinn iſt aber lange ſo groß und ſchnell nicht, als der Verluſt, den die Europäer durch die Verſetzung in dieſelben Gegenden leiden. Eben ſo haben die Juden und andere Morgenländer durch den langen Aufenthalt in Europa vielleicht an Kräften und Geſchäftigkeit etwas zugenommen. Allein auch dieſer Gewinn iſt nicht mit dem Verluſte, den Europäer durch einen gleich langen Aufenthalt in den morgenländiſchen Reichen erfahren, zu vergleichen.

„Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft wirken auf Völker von verſchiedener Abkunft auf die entgegengeſetzteſte Weiſe. Wir ſehen es in Europa als eine untriegliche Regel an, daß ein heißes und feuchtes Klima den Körper des Menſchen entkräftet, indem es die Nerven und Muskeln abſpannt, und eine unmäßige Ausdunſtung hervorbringt. Dieſe Regel bewährt ſich durch alles, was man an Europäern in den verſchiedenſten Gegenden des heißen Erd-Gürtels bemerkt hat. Europäer mögen in die heißen und feuchten Gegenden von Afrika, Amerika oder

Aſien,

Aſien, verpflanzt werden, ſo büßen ſie allenthalben in kurzer Zeit ihre blühende Farbe, ihre europäiſche Thätigkeit und den größten Theil der ihnen angebornen Stärke, ein, und fallen in eine unnennbare Mattigkeit, die niederdrückender als die ſchwerſte Krankheit iſt. In vielen Gegenden des heißen Erdgürtels werden die Stimme und der Gang des Europäers nicht weniger, als ſeine Farbe, verändert. Der Gang wird langſam und ſchleppend, und die Stimme und Rede matt, wie von Sterbenden oder tödlich Kranken. Meiſtens fehlt den Bewohnern der heißen Zone, die aus europäiſchem Blute entſproſſen ſind, ſelbſt der Wille zu arbeiten. Wenn dieſer aber auch da iſt, ſo mangeln doch die Kräfte; und Perſonen, die, wie in Europa, zu arbeiten verſuchen, werden entweder in kurzer Zeit aufgerieben, oder durch unheilbaren Wahnſinn beſtraft.

„Ganz andere Wirkungen bringt das heiße und feuchte Klima in den dunkelfarbigen und häßlichen Völkern, wenigſtens in dem größten Theile derſelben, hervor. Dieſe Nationen werden im Ganzen um deſto größer und ſtärker, je heißer und feuchter die Länder ſind, in welchen ſie leben. Eben daher ſind die Negern zu anhaltenden und ſchweren Arbeiten tüchtiger, als alle andere Nationen von gleicher Abkunft. Auch ſind ſie am ſtärkſten und geſundeſten in denen Jahrszeiten und Gegenden, in welchen die Europäer am meiſten geſchwächt und getödtet werden, nähmlich in den heißeſten und feuchteſten.

„Nicht weniger widerſprechend ſind die Wirkungen von Kälte auf den Körper der weißen und ſchönen, und den Körper der dunkelfarbigen und häßlichen Nationen. Die leztern wurden am kleinſten und ſchwächſten in den kälteſten Gegenden, an den Ufern des Eis=Meeres, an der Hudſonsbay, und im Feuerlande. Die erſtern hingegen nahmen an Größe und Stärke um deſto mehr

zu, je kühler oder kälter ihre Wohnſitze waren. Unter den häuslichen Thieren können die größten und nützlichſten, beſonders die Pferde, eine feuchte unmäßige Hitze eben ſo wenig, als die äuſſerſte Kälte, ertragen. Schon in den Morgenländern, wo zwar eine große, aber doch meiſtens trockne Hitze iſt, werden häusliche Thiere ſelten verſchnitten, weil die Hitze ihnen ohnedies allen Muth nimmt, und nach Chardin's Beobachtung müſſen ſowohl die Laſt-Thiere, als die Menſchen, durch unaufhörlichen Geſang, oder Geſchrey und Geklingel, zur Arbeit ermuntert werden, wenn ſie nicht ermatten ſollen. Alle Arten von Raub-Thieren, und alle Arten von Ungeziefer, beſonders Ratzen, Kröten, Fröſche, Ameiſen, giftige Fliegen, Mücken und Schlangen, ſind im heißen Erdgürtel viel größer und ſtärker, als in den gemäßigten Zonen; Pferde hingegen und Hunde verlieren faſt durchgehends an Schönheit, Kraft und Muth. Hunde ſind in Hindoſtan, in Afrika, auf den Inſeln der Süd-See und in ganz Amerika, ſo ſchwach, feige und träge, daß ſie eine ganz andere Art von Thieren, als die europäiſchen, zu ſeyn ſcheinen. In allen oder den meiſten von dieſen Ländern, ſind die Hunde eben ſo ſtumm, als die Hähne, oder als die Vögel des Waldes; die erſtern bellen nicht, ſondern heulen nur; und die leztern krähen und ſingen nicht. In Guinea werden die beſten Pferde aus der Barbarey bald ſo klein und häßlich, daß ſie Eſeln mehr, als Pferden, gleichen. Die ſchönſten perſiſchen Pferde arten in Siam ſo ſchnell aus, daß man ihnen ſchon in den erſten Zeugungen ihre Abkunft gar nicht mehr anſehen kann. Die ſineſiſchen Pferde ſind ſo feige, daß ſie durch das bloße Wiehern der zwar flüchtigen, aber gar nicht ſtarken mongoliſchen Pferde unaufhaltſam weggeſchreckt werden. In gewiſſen Gegenden des ſüdlichen Amerika büßen Pferde nicht ſehr an Größe und Schönheit

heit der Bildung ein; allein an Kraft verlieren ſie alle, und ſie werden daher weit eher, als die europäiſchen, ermüdet. In der Gegend von Portobello, die auch den Menſchen im höchſten Grade gefährlich iſt, werden die dahin verpflanzten Thiere, des reichen Futters ungeachtet, welches Berge und Thäler darbiethen, nicht nur kleiner, häßlicher und magerer, ſondern ſie ſollen ſo gar ihre Zeugungs-Kraft und Fruchtbarkeit verlieren. Die arabiſchen, ungariſchen, pohlniſchen und ukrainiſchen Pferde laufen ſchneller und länger, als die ſchönſten engliſchen und deutſchen Pferde; dagegen fehlt den erſtern die ausdauernde Kraft, die zu ſchweren Arbeiten des Feldes oder zum Angriff der ſchweren Reiterey erfordert wird; und auch in den Thieren alſo iſt die Fähigkeit, lange und ſchnell zu laufen, ſehr oft ohne wahre Stärke vorhanden.

„Menſchen von derſelben Abkunft, die auf fruchtbaren und geſunden Gebirgen das Leben von Hirten führen, ſcheinen zwar größer, und wenn es auf einzelne Anſtrengungen von Kräften ankommt, auch ſtärker, aber zugleich weniger ausdauernd für anhaltende Arbeiten und Beſchwerden zu werden, als die benachbarten Landleute in den Flächen. In der Schweiz iſt es bekannt, daß die berniſchen Oberländer, die Schwyzer, die Entlibucher und Appenzeller, im Ringen, Balgen und andern Leibes-Uebungen, viel mehr Gewandtheit und Stärke zeigen, als die Ackerleute im berniſchen oder züricher Gebiethe. Dagegen ſoll man in den Regimentern die Söhne von Ackerleuten auch deswegen mehr, als die von Hirten, lieben, weil jene dauerhafter, als dieſe, ſind. Vielleicht verhält es ſich mit den Bewohnern kleiner und fruchtbarer Inſeln, in Vergleichung mit den Bewohnern des feſten Landes eben ſo, wie mit den Hirten in Vergleichung mit den Ackerleuten. Die oſtindiſchen und Südſee-Inſulaner ſind ſtärker, als alle andere Nationen des ſüdlichen

Aſiens, von welchen ſie entſprungen ſeyn können; ob ſie aber zu anhaltenden Arbeiten noch weniger tüchtig ſind, als dieſe, müſſen die Wahrnehmungen von künftigen Reiſenden entſcheiden.

„Mangel oder Fülle, und die gute oder ſchlechte Beſchaffenheit von Nahrungs-Mitteln, welche ganze Völker und einzelne Menſchen genießen, wirken zwar zu ihrer Schönheit oder Häßlichkeit, zu ihrer Größe und Kleinheit, und alſo auch zu ihrer Stärke oder Schwäche mit, nur nicht ſo mächtig, und nicht auf die Art, wie man gemeiniglich annimmt. Dieſelben Nahrungs-Mittel ſind der Natur verſchiedener Völker eben ſo wenig in gleichem Grade angemeſſen, und bringen in verſchiedenen Menſchen eben ſo wenig dieſelben Wirkungen hervor, als dieſelben Klimate. Die ſchwächſten Nationen auf der ganzen Erde, die Fiſcher- und Jäger-Völker in Sibirien, beſonders die am Eis-Meere, die Grönländer und Eskimos, die Feuerländer und viele andere Ichthyophagen und Jäger-Horden in der neuen Welt, genießen lauter animaliſche Speiſen, und noch dazu entweder ganz, oder größten Theils roh; und kein angeblicher Erfahrungs-Satz war daher erfahrungswidriger, als dieſer: daß animaliſche Speiſen den Menſchen ſtärker und muthiger machen, als vegetabiliſche. Hr. Ritter Pallas ſchloß vielmehr aus der allgemeinen und ungewöhnlichen Schwäche und Leichtigkeit des Körpers aller urſprünglichen ſibiriſchen Völker, daß eine bloß animaliſche Nahrung unnatürlich, und der Erlangung der körperlichen Vorzüge des Menſchen hinderlich ſey; eine Behauptung, die ohne Einſchränkung auch nicht mit der Geſchichte übereinzuſtimmen ſcheint. Die angeführten Beyſpiele beweiſen es nicht überzeugender, daß animaliſche Speiſen nicht alle Völker ſtark machen, als es die Beyſpiele der alten Griechen und Römer, und die Beyſpiele der Sclavonier, der Morla-

ken

ken und anderer ſlawiſchen Nationen, darthun, daß man bey dem Genuſſe von faſt lauter vegetabiliſchen Nahrungs-Mitteln ſehr ſtark ſeyn könne. Die Griechen und Römer nährten ſich, und die ſlawiſchen Völker nähren ſich noch izt faſt allein mit einem harten Brey, oder mit ſchlechtem Brod, oder mit Hülſen-Früchten, und beſaßen oder beſitzen dennoch ſehr viele körperliche Stärke. Chardin und andere Reiſende glaubten, daß die Braminen und Banianen deswegen weniger ſtark ſeyn, und weniger lange lebten, als die Europäer, weil ſie ſich von allen Fleiſch-Speiſen enthielten. Dieſe Schriftſteller bedachten nicht, daß die Braminen und Banianen viel ſchöner, größer und ſtärker ſind, als die dienenden und verachteten Parias in Hindoſtan, ungeachtet dieſe das Fleiſch von zahmen und wilden Thieren, oft roh oder faulend verſchlingen.

„Die germaniſchen Völker aßen von je her viel mehr Fleiſch, als die ſlawiſchen, morgenländiſchen und mongoliſchen Nationen, diejenigen unter den leztern ausgenommen, welche durch Klima und Aufenthalt zum Genuß von bloß animaliſchen Speiſen genöthiget wurden. Dieſer allgemeine und beſtändige Hang der germaniſchen und übrigen ächt celtiſchen Völker zu animaliſchen Speiſen, erregt und beweiſet zugleich die Vermuthung, daß animaliſche Nahrungs-Mittel der Natur dieſer Völker mehr, als der von andern Nationen, angemeſſen, und daß ſie auch eine Mit-Urſache der vorzüglichen Stärke dieſer Fleiſch-eſſenden Völker ſeyn. Die Griechen folgten dem Rathe des Pythagoras, und gaben ihren Kämpfern mehr Fleiſch, als die übrigen Griechen aßen, weil man bemerkte, daß der Genuß von Fleiſch-Speiſen die Stärke der Kämpfer vermehre. Die Römer ahmten die Beyſpiele der Griechen nach, und ließen ihre Gladiatoren mehr animaliſche, als vegetabiliſche, Nahrungs-Mittel genie-

ßen. Faſt alle vergleichende Beurtheiler der Franzoſen und Engländer führen das größere Maß von kräftigen Fleiſch-Speiſen, womit die Leztern vor den Erſtern ſich nähren, als einen der wichtigſten Gründe an, warum die Engländer im Durchſchnitt ſtärker, als die Franzoſen, ſeyn (*). Daß aber auch unter den Völkern germaniſchen Urſprunges die körperliche Stärke nicht in gleichem Verhältniſſe mit dem Genuſſe von Fleiſch-Speiſen wachſe, erhellet aus der Vergleichung der höhern und niedrigern Stände. Die mit der Hand arbeitenden Volks-Claſſen ſind überhaupt ſtärker, als die mit dem Kopfe arbeitenden, obgleich die Erſtern weniger Fleiſch eſſen, als die Leztern.

„Die lezte Haupt-Urſache der Stärke und Schwäche von ganzen Völkern und einzelnen Menſchen, iſt das Maß ihrer Arbeiten und Leibes-Uebungen, wovon im Art. Leibes-Uebung ein Mehreres vorkommen wird.

„Mangel von Anſtrengung iſt ein Zeichen und eine Urſache von Schwäche. Eine ähnliche Kraftloſigkeit oder Entkräftung wird durch eine übermäßige Anſpannung der Nerven und Muskeln hervorgebracht. Unter den Arbeitern, die jährlich aus dem Biſthume Osnabrück noch Holland gehen, ſterben Manche vor der Zeit, weil ſie ſich bey ſchlechter Nahrung über ihr Vermögen anſtrengen (**). Dieſelbe Urſache

(*) *Jardine*, I. 198, f. Dieſer Schriftſteller bemerkt, daß man in Frankreich bey allen Arten von Arbeiten mehr Hände brauche, als in England. Daß die Franzoſen eine ſchwächere Raçe von Menſchen ſeyn, als die Engländer, will er unter andern auch dadurch beweiſen, daß die Franzoſen einen zu langen Rücken hätten. Ich zweifle, ob dieſe Beobachtung ſelbſt richtig iſt; noch weniger aber werden ihm die Phyſiologen die daraus gezogene Folgerung zugeben.

(**) Möſer Osnabr. Geſch. I. 111. und XXIV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 417, fgg.

ſache wird von dem frühzeitigen Tode vieler Isländer angegeben (*).

„Die Gewohnheit, auſſerordentliche Stärke durch das Wort Rieſen-Stärke auszudrücken, zeigt an, daß man ungewöhnliche Stärke und Größe am häufigſten vereinigt gefunden, oder wenigſtens geglaubt habe. Die griechiſche Fabel nannte den Herkules, den Theſeus, und andere Helden, als Beyſpiele von Rieſen-Stärke, und die griechiſche Geſchichte führte beſonders den Milo von Kroton, und einen Hirten Titormus, als Ungeheuer von Stärke, an (**). Milo trug einen lebendigen Ochſen eine beträchtliche Strecke Weges auf dem Rücken, und den Milo übertraf Titormus ſo ſehr, daß jener dieſen als einen andern Herkules bewunderte. Titormus warf ein großes Felſenſtück, welches Milo kaum bewegen konnte, viele Schritte weit von ſich, und ergriff mit jeder Hand einen wilden Stier ſo feſt bey einem Beine, daß keins dieſer Thiere ſich losreiſſen konnte."

In allen Jahrhunderten hat es Menſchen gegeben, welche durch eine auſſerordentliche Stärke Bewunderung erregt haben. Es ſind aber auch ſchon vor mehr als anderthalb tauſend Jahren Leute geweſen, welche durch geſchickte Anwendung mechaniſcher Vortheile, ſolche Künſte gemacht haben, wodurch alle unkundige Zuſchauer in Erſtaunen geſetzt werden, wiewohl es unzweifelhaft iſt, daß jeder geſunder Menſch von gewöhnlicher Stärke, mit Anwendung jener Hülfsmittel, eben daſſelbe leiſten kann. Von ihnen gilt mit mehr Recht, als von den Pſyllis, was *Celſus* von Leztern ſagt: neque Hercule ſcientiam praecipuam habent hi, ſed audaciam vſu ipſo confirmatam.

(*) Kerguelen, S. 53, f.

(**) *Aelian.* Varior. XII, 22. und Scholiaſt. Lucian. II. p. 45. Ed. Reitz.

Das älteſte Beyſpiel aus der heiligen Geſchichte, iſt Simſon, ein Sohn des Manoah, aus dem Stamme Dan, ein merkwürdiger iſraelitiſcher Richter über Iſrael. Richt. 13, f. Die Geburt deſſelben wurde ſeinen Aeltern durch einen Engel verheißen, doch zugleich dem zu gebärenden Kinde von den Aeltern eine beſondere Lebens-Art vorgeſchrieben, V. 7, f. Mit ſeinen zunehmenden Jahren legte er durch die Zerreißung eines Löwen ſchon eine Probe ſeiner Leibes-Stärke und ſeines Helden-Muthes ab; Cap. 14, 6. Viele neuere Bibel-Feinde haben dieſe Geſchichte bezweifelt. Wenn man aber gleich zugeben muß, daß eine auſſerordentliche Tapferkeit und körperliche Stärke dazu gehöre, ſo iſt doch dieſe Begebenheit ſo unmöglich nicht, als Jene ſich einbilden. Ungeachtet der Löwe ſonſt ein furchtbares Thier iſt, ſo bemerkt doch ſchon Thevenot (*), daß heutiges Tages die Araber ſich vor einem Löwen nicht ſonderlich fürchten, daß ſie ihn vielmehr, wenn ſie nur einen Stock in Händen haben, todt ſchlagen. Vergl. 1 Sam. 17, 34, f. Iſrael wurde eben damahls von den Philiſtern ſehr hart gedränget (Richt. 13, 1.), daher er inſonderheit mit dieſen Feinden ſeiner Nation zu thun hatte.

Die Geſchichte, wie Simſon den Rachen des Löwen aufreiſſet, oder verſtopft, mit der Umſchrift: OBTVRAVIT OS LEONIS. 1517. ließ Philipp II., Herzog in Pommern, auf eine Medaille von 1 Loth bringen, welche er auf das 1617 in Pommern von ihm gefeyerte evangeliſche Jubiläum verfertigen ließ, zur Erinnerung, daß Luther, als ein geiſtlicher Simſon, den Mund des 1517 zu Rom regierenden Papſtes, *Leo* X. verſtopft hat, daß dieſer der Lehre des Evangelii nicht mehr, wie vorher, gleichſam entgegen brüllen konnte. Auf dem Revers dieſer ſelten zum Vorſchein-kommenden Medaille, Fig. 4183, ſteht folgende Aufſchrift, in 7 Zeilen: IN ME-

(*) Reiſebeſchr. B. 2, Cap. 13, S. 213.

MEMO | RIAM JVBILÆI | EVANGELICI | ANNO MDCXVII | CELEBRATI. PHI | LIPPVS. II. DVX | POM. F. F.

In ſeiner Jugend ſchon verliebte er ſich in ein philiſtiſches Frauenzimmer zu Thimnath, und bat ſich von ſeinen Aeltern aus, daß ſie ihm dieſe ausländiſche Perſon zu heurathen erlauben möchten. Seinen Aeltern war dieſe Bitte unangenehm, weil ſie das göttliche Verboth wußten (2 Moſ. 34, 16. vergl. 5 Moſ. 7, 3.), daher ſie ihn auf alle Art und Weiſe von dieſem Vorhaben abzubringen ſuchten, Richt. 14, 3. Doch Simſon blieb bey ſeinem gefaßten Vorſatz, und vollzog die Hochzeit mit dieſem Mädchen auf eine feyerliche Art, mit Einwilligung ſeiner Aeltern. Auf der Hochzeit legte er unter andern den verſammelten philiſtäiſchen Gäſten ein Räthſel vor, wozu ihm das in dem Aaße des zerriſſenen Löwen gefundene Honig Gelegenheit gab. V. 14. vergl. 8. Viele können nicht begreifen, wie die Bienen in das todte Aaß gekommen ſeyn, da dieſelben ſonſt Abſcheu vor dem Geſtanke todter Aeßer zu haben pflegen. Doch dieſe Schwierigkeit fällt weg, wenn man annimmt, daß Simſon nach Zerreiſſung des Löwen erſt nach einem Jahre dieſe Straße wieder gereiſet, und da das Honig gefunden habe. Hiernächſt konnte in dem heißen Paläſtina das todte Aaß viel leichter in die Verweſung übergegangen ſeyn, als bey uns, ſo, daß die Bienen ſich vor dem Geſtanke deſſelben, das nun als ein Gerippe ohne allen Geruch und Bewegung da lag, nicht mehr ſcheuen. Er hatte ſelbſt von dieſem Honig gegeſſen (V. 9.), und legte den Philiſtern ein Räthſel davon vor: „Speiſe gieng von dem Freſſer, und Süßigkeit von dem „Starken“; wobey er ihnen verſprach, wenn ſie es errathen würden, 30 Feyer-Kleider (koſtbare Kleider) zu geben, welche er aber von ihnen verlangte, wenn ſie es nicht errathen könnten. Doch dieſe ſteckten ſich

hinter ſeine Frau, welche ihn ſo lange durch ſchmeichleriſche Reden einzunehmen wußte, bis er ihr die Auflöſung des Räthſels anzeigte (Cap. 14, 17.), welche ſodann durch ihre Bekanntmachung die Philiſter in den Stand ſetzte, daſſelbe aufzulöſen. Simſon argwöhnte vermuthlich einen vertrauten Umgang der Philiſter mit ſeiner Frau; V. 18 (*), gab ihnen zwar die verſprochenen Feyer-Kleider, die er 30 von ihm erſchlagenen Philiſtern ausgezogen hatte, und verließ ſein Weib, die nachher einem von den 30 Hochzeit-Gäſten Simſon's zu Theil ward. V. 19. 20. Dieſes ſahe Simſon für eine große Beleidigung an, und ſuchte ſich zu rächen.

Das Räthſel: Speiſe gieng von dem Freſſer, und Süßigkeit von dem Starken, iſt auf einigen Medaillen als Sinnbild gebraucht worden.

1. *Alphonſus*, Herzog zu Ferrara, ließ daſſelbe, im J. 1511, auf eine Münze prägen. Es war Derſelbe in Krieg mit dem Papſte Julius II. gerathen, welcher gern die Stadt Comacchio von ihm unter ſeine Bothmäßigkeit gehabt, es auch gern geſehen hätte, daß er das Bündniß mit dem Könige in Frankreich, Ludwig XII. aufgehoben hätte; allein, weil er ſich auf Dieſen am meiſten verlaſſen mußte, welcher ihm durch ſeinen Legaten öfters hatte verſichern laſſen, daß er eher ganz Frankreich für ihn aufſetzen wollte, ließ er ſich ſolche Süßigkeit von dieſem Starken dermaßen gefallen, daß er ſolches ſogar auf einer Münze (von $\frac{5}{8}$ Loth) frey bekannte, welche auf einer Seite Deſſen Bildniß darſtellt, mit der Umſchrift: ALFONSVS DVX FERRARIÆ III., und auf der andern Seite den ſitzenden Simſon, welcher in der rechten Hand einen Löwen-Kopf hält, woraus ein Bienen-Schwarm fliegt; vor ihm iſt ein abgehauener Baum, um welchen ſich eine Schlange windet, mit der Umſchrift: DE FORTI DVLCEDO.

2. Eben

(*) Diedrichs Verſuch über die Geſchichte Simſons, (Gött. 1778) St. 1, S. 14, Anm.

2. Eben dieſes Emblema findet man auch auf einer dem Papſte *Leo* XI. zu Ehren geſchlagenen Medaille; Fig 4184. Auf derſelben liegt ein todter Löwe, aus deſſen Rachen die Bienen aus und ein fliegen, mit der Umſchrift: DE. FORTI. DVLCEDO. MD.CV. womit man deſſen beſondere Freundlichkeit und zugleich auch angeborne Großmüthigkeit vorzuſtellen ſuchte. Die andere Seite enthält des Papſtes Bruſtbild im linksſehenden Profil mit der Calotte, und der Umſchrift: LEO XI. PONT. MAX. ANNO I. Dieſe Medaille, welche 1½ Loth wiegt, iſt ſehr rar; denn der aus dem Mediceer Geſchlechte herſtammende, und im Jahr 1605 erwählte Papſt hatte nur 25 Tage regiert.

3. Ferner findet man gedachte Worte auf einer, den Königen von Schweden, Guſtav Adolph und Karl XII. zu Ehren, von Tenzel und Wermuth veranſtalteten Medaille. Als Guſtav Adolph 1631 zum erſten Mahl über den Rhein gieng, und die Spanier ſchlug, wurde bey Oppenheim ein Gedächtniß-Stein gelegt; dieſen ließ Karl XII., da ſich etliche große Bienen-Schwärme an denſelben angelegt hatten, wieder repariren, und in Sicherheit vor dem Rhein ſtellen. Auf der bey dieſer Gelegenheit geſchlagenen, 2 Loth ſchweren, Medaille ſieht man, auf der erſten Seite, die hohe Gedächtniß-Säule, welche bey Oppenheim dem Könige Guſtav Adolph, an dem Orte, wo er d. 7 Dec. 1631, das erſte Mahl mit ſeiner ſiegreichen Armee über den Rhein in die Pfalz gieng, zu Ehren geſetzt wurde, nebſt der dort herum liegenden Gegend, mit der Ueberſchrift: DE FORTI DVLCEDO, und der Unterſchrift: Obeliſcus Suecicus prope Oppenhemium An. MDCXXXI fixus. Auf der andern Seite lieſet man Folgendes: Sereniſſimum ac Potentiſſimum Suecorum Gothorumque Regem CAROLVM XII. Monumentum avitum, invictiſſimo Heroi GVSTAVO ADOLPHO Rhenum traiicienti, Hiſpanosque luganti poſitum mellifluis Apum examinibus mirabili exemplo vndiquaque nunc perfuſum, ab imminente ex inundationibus interitu ipſo quaſi Rheno recedente feliciſſime vindicantem Numismate hoc mnemonico ſubiectiſſime venerantur Gothae Thuringorum W. E. T. et C. Wermuth A. MDCIC.

4. Medaille auf den im J. 1660, zwiſchen dem Könige von Spanien, Philipp IV., und dem Könige von Frank-

Frankreich, Ludwig XIV., im J. 1660, bey Gent, der Haupt-Stadt im oeſtreichiſchen Flandern, geſchloſſenen Frieden, und die in den Friedens-Artikeln zugleich dem Könige von Frankreich, mit einer Mitgabe von 500,000 Ecus zur Ehe verſprochene ſpaniſche Prinzeſſinn; Fig. 4185. Avers. Die Bildniſſe der beyden Könige, im völligen Ornat, von einem Lichte erleuchtet, welche eine Taube umgiebt, als Sinnbild des heil. Geiſtes; ſie halten zwiſchen beyden in einander geſchloſſenen Händen, einen mit ſeiner Frucht beſetzten Oehl-Zweig, mit der Umſchrift: ACCIPIT A COELO MISSAM MANVS VTRAQVE PACEM; und der Exergue in 4 Zeilen:

PHILIPPO IV. LVDOVICO XIV.
CATHOLICO. CHRISTIAN.iſſimo
REGIBVS PACIFICIs
S. P. Q. G. (Senatus Populusque Gandavenſis.)

Rev. Der ſpaniſche Löwe, welcher von den um ihn fliegenden Bienen mit Honig ernährt wird, und darunter das von Simſon ſeinen Hochzeit-Gäſten aufgegebene, und im 14 Cap. des Buches der Richter verzeichnete Räthſel, mit den Worten: DE FORTI DVLCEDO. JVD. XIV. Da es hier aber nicht eine Heurath mit einem Philiſter, ſondern mit dem Könige von Frankreich, betrifft, deſſen Wappen-Schild mit 3 Lilien beſetzt iſt, ſo erblickt man zur Seite des ſpaniſchen Löwen, einen mit Lilien beſetzten Zweig, und darüber die auf die Stelle in Hohel. II, 16. der unter den Roſen (Lilien) weidet, zielenden Worte: PASCITVR INTER LILIA. CANT. II. Es iſt dieſes eine Anſpielung auf die an den franzöſiſchen Hof gekommene Tochter des Königes von Spanien. Die Umſchrift lautet: A BELLIS VTRIMQVE FORTITER GESTIS DVLCEDINE PACIS ENATA. A. M DC LX. S.enatus P.opulusQue G.andavenſis.

5. Als die Univerſität Helmſtädt, im J. 1676, ihr erſtes Jubel-Feſt begieng, wurde, zur Feyer deſſelben auch ein Jubel-Thaler von den drey damahls regierenden Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg geſchlagen. Auf dem Avers erſcheint der Univerſität Wapen, wie ſolches die untenſtehenden Worte: INSIGNIA ACADEMIÆ JVLIÆ

LIÆ anzeigen. In dem Wapen ſelbſt (*) ſteht Simſon, wie er den Löwen zerreiſſet, dabey Sonne, Mond und Sterne zu ſehen ſind, mit der Umſchrift: EX FORTI DVLCEDO. Auf dem Avers ſteht folgende Aufſchrift, in 17 Zeilen: ANNO M.DCLXXVI. D. XV. OCT. MEMORIA SECVLARIS CELEBRATA ACADEMIÆ JVLIÆ A DIVO JVLIO DVC. B. ET L. HELMSTADI SAXONVM FVNDATÆ AO. MDLXXVI. D. XV. OCT. DEO OPT. MAX. PER SERENISS. PRINCIPES AC DOM. DN. GEORGIVM WILHELMVM, DN. JOHANNEM FRIDERICVM, DN. RVDOLPHVM AVGVSTVM DVCES BRVNSVIC. ET LVNEB. EANDEM CLEMENTER CONSERVANTE ET PROTEGENTE.

Sim-

(*) Der Schild deſſelben iſt, nach deutſcher Art, zwerch getheilt. Der Obertheil iſt blau, der Untertheil Silber. Simſon hat einen goldenen Rock ohne Aermel an, und trägt einen goldenen Hut mit einer rothen Binde, deren Enden auf beyden Seiten fliegen. Der vordere Theil des Löwen iſt roth, der hintere golden. Im Obertheile des Schildes zur Rechten Simſons iſt ein ſilberner halber Mond, die Hörner oder Spitzen nach Simſon zu kehrend, und darüber ein ſilberner ſechseckiger Stern; zur Linken, eine goldene Sonne.

Warum eben das Wapen der Univerſität Helmſtädt den Simſon mit dem Löwen führt, iſt nicht ſchwer zu errathen. Das Haus Braunſchweig, deſſen regierenden Herren die Univerſität zugehört, führt unter andern im Wapen, ein goldenes, mit rothen Herzen beſtreuetes, Feld, in welchem ein blauer Löwe, wegen des Herzogthumes Lüneburg zu ſehen iſt; da nun aus dieſem der Herzog Julius die Univerſität geſtiftet hat, ſo erlaubte er zugleich der Akademie den Löwen in ihrem Wapen. Daß er aber den Simſon dazu geſetzt hat, welcher, erwähnter Maßen, an den Wein-Bergen zu Thimnath einen Löwen zerriſſen, und hernach in demſelben einen Bienen-Schwarm und Honig gefunden, wovon er auf ſeiner Hochzeit das Räthſel: Speiſe gieng von dem Freſſer, und Süßigkeit von dem Starken, den Jünglingen gegeben hatte, worauf die Worte auf dieſer Münze: EX FORTI DVLCEDO, zielen, ſo wollte der Herzog unſtreitig dadurch anzeigen, daß, gleichwie er ein Nachkomme des berühmten Herzoges, Heinrich des Löwen ſey, er, nach Art des Simſon, durch Errichtung der Univerſität Helmſtädt, lehrbegierigen Studenten das Honig der Gelehrſamkeit habe vorſetzen laſſen.

Simſon beſuchte, nach Verlauf eines Jahres, ſeine geweſene Frau, und wollte ihr ehelich beywohnen, doch ihr Vater wollte dieſes nicht zugeben, ſchlug ihm aber vor, ihre jüngere und ſchönere Schweſter zu heurathen; Cap. 15, 1. 2. Simſon ſuchte ſich deswegen an den Philiſtern zu rächen, und ließ 300 Füchſe unter das Getreide der Philiſter laufen, die unter denſelben großen Schaden anrichteten; V. 4, 5 (*).

So-

(*) Ueber dieſe Geſchichte, da Simſon 300 Füchſe gefangen, und Feuerbrände an ihre Schwänze gebunden hatte, welche die Haufen der Korn-Garben, nebſt dem ſtehenden Korne, Weinberge und Oehlbäume der Philiſter anzündeten, haben viele Schrift-Spötter gelacht. Es iſt aber unter dieſen Thieren der Schagal oder Schakal (Goldwolf), ein Mittelding zwiſchen Fuchs und Wolf, zu verſtehen. Nach den Berichten der däniſchen Miſſionarien, Th. 4, S. 1641, könnte jemand, wenn er Luſt hätte, in wenig Tagen mehr als 600, fangen. Dieſe Nachricht mit dem Umſtande, daß dieſe Thiere ſich auch häufig in Paläſtina finden, (Haſſelquiſt fand dieſe Thiere unter andern bey Jaffa, in der Gegend von Gaza, folglich in Simſon's Vaterland,) zuſammengenommen, giebt nun auf ein Mahl der Geſchichte Simſon's Leben und Wahrſcheinlichkeit; und nun iſt es begreiflich, wie Simſon 300 Füchſe (nähmlich dergleichen Schagals) hat fangen, und Feuerbrände an ihre Schwänze binden können. In den erwähnten Berichten der däniſchen Miſſion., gleich nach den oben angeführten Worten, wird eine ſehr ähnliche Luſt mit dieſen Füchſen erzählt, woraus erhellet, daß nicht ſo gar gefährlich mit den Thieren umzugehen ſeyn muß, als man ſich bey Simſon's Füchſen vorſtellt. „In Tranquebar hatte der dortige Gränz-Hüter ein Luſt-„Spiel mit dergleichen Thieren angeſtellt, und nach der „Zahl der Schellen, die er gehabt, beynahe 100 lebendige „Füchſe gefangen, die er, nachdem er jedem eine Schelle an „den Hals gehänget, wieder laufen laſſen.“ Nach Hrn. Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg Nachricht, im 3 B. ſeiner Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien, (Königsb. und Lpz. 1794, gr. 8.) S. 167, findet man bey der Stadt Trani, im Königreiche Neapel, verſchiedene Felder, die denen ganz gleich ſind, durch welche Simſon die Schakalen jagte, denen er Brände an die Schwänze heftete, und zugleich die Saaten, Reben und Oehlbäume der Philiſter beſchädigte; denn die Reben ſind daſelbſt nicht höher, wie bey uns die Kartoffel-Pflanzen; oft ſchlagen die Aehren über die Reben zuſammen, und auf den Aeckern ſteigen Feigen-, Johannisbrod-, Mandel-,

Pfir-

Sobald die Philiſter erfuhren, daß Simſon ihnen dieſen Schaden verurſachet habe, ſchoben ſie alle Schuld deswegen auf Simſon's Schwiegervater, und verbrannten deſſen ganzes Haus mit Feuer; V. 6. Simſon ſuchte noch mehr Gelegenheit, ſich an ihnen zu rächen, und ſchlug ſie; V. 8. Daß er damahls in einer Berg-Feſtung Etham gewohnt habe, welche unfehlbar gegen Mittag lag, wird daſelbſt verſichert. Das Hinabgehen alſo, V. 8, heißt ſo viel, als gegen Mittag gehen. Hier wurde er den Philiſtern von ſeinen eigenen Landsleuten überliefert, welche ihn mit großem Jubel-Geſchrey empfiengen, und ihn mit Stricken banden. Doch Simſon ermannte ſich, und ſchlug mit einem faulen Eſels-Kinn-Backen 1000 Philiſter; V. 15. Um dieſe Geſchichte wahrſcheinlich zu machen, iſt vor allen Dingen Simſon's unbeſchreiblicher Muth und Stärke, mit der Vorſtellung des allgemeinen Schreckens zu verbinden, welcher die Philiſter ſchon da einnahm, als ſie ſahen, daß er die Stricke, mit denen ſie ihn gebunden hatten, wie Fäden zerriß; V. 14. weswegen ſie dem Simſon nicht widerſtehen konnten. Vermuthlich feyerten die Männer Juda hierbey auch nicht, ſondern ſtanden dem Simſon treulich bey, um ihr demſelben (V. 13.) gethanes Verſprechen zu erfüllen. Nach die-

Pfirſich-, Apricoſen-, Oehl- und Granat-Bäume. Auf die Aehnlichkeit ſolcher Felder mit den Aeckern der Philiſter, hatte Schinz, in ſeiner Beſchreib. von der italiän. Schweiz, den Herrn Grafen zu Stolberg aufmerkſam gemacht. Ein Mehreres von dem Schakal wird an ſeinem Orte vorkommen.

Obſervatio de metamorphoſi vulpecularum Samſonis in ſtraminis manipulos, ſt. in *Obſervation. ſelect. ad rem litterar. ſpectant.* To. VIII. (Hal. 1704, 8.) obſ. 14, S. 367 — 386.

Godofr. Martini obſ. in locum Jud. XV. com. 4. de vulpibus Simſonis, in manipulos ſtraminis transmutatis, formae avitae nunc iterum reſtitutis, ſt. in *Miſcellan. Lipſienſ.* To. IV. (Lpſ. 1717, 8.) obſ. 90, S. 237—276.

dieſer verrichteten Helden-That ſang er ein Sieges-Lied, von welchem der Verfaſſer des Buches der Richter aber nur zwey Strophen, die vermuthlich den Anfang deſſelben ausmachten, bemerkt; V. 16. So lange er ſang, hielt er vermuthlich den Eſels-Kinnbacken in der Hand; als er aber damit fertig war, warf er denſelben weg, und bemerkte von dieſem Vorfalle den Ort, wo er ſich damahls befand, Ramath Lehi, d. i. Kinnbacken-Wurf; V. 17. Indeſſen hatte er ſich ermüdet, und war ſehr durſtig. Gott erhörte ſein Gebet um Waſſer, und es öffnete ſich in dieſer Gegend ein Fels oder eine Höhle, woraus Waſſer lief, mit dem er ſeinen Durſt ſtillen konnte; V. 19.

Nach Luthers Ueberſetzung: „Da ſpaltete Gott einen Backenzahn in dem Kinnbacken, daß Waſſer heraus „ging,“ könnte man ſich einbilden, daß dieſes Waſſer aus dem geſpaltenen Eſels-Kinnbacken gelaufen ſey, welches ſelbſt *Bochartus* (Hieroz. P. 1, L. 2, c. 15, col. 203) hierbey angenommen hat; doch ſchon *Joſephus* (Antiq. L. 5, c. 8) erklärt Maotesch durch einen Fels, und das Wort, welches Luther hier durch Kinnbacken überſetzt hat, bedeutet eigentlich den Nahmen desjenigen Ortes, deſſen oben, V. 9, 14, 17, gedacht iſt. Man muß hier nach dem Hebräiſchen eigentlich ſo überſetzen: „Da ſpaltete „Gott eine Höhlung, die zu Lehi war, daß Waſſer heraus kam.“ Daß im Orient Quellen verſiegen, die nach einiger Zeit wieder Waſſer geben, iſt bekannt. Ein Beyſpiel hiervon findet man ſelbſt bey dem *Curtius* (de reb. Alexandri M. L. 7, c. 10). Simſon nannte dieſe Quelle des Anrufers Quelle zu Lehi; V. 19. Auch noch in ſpätern Zeiten ſoll dieſelbe vorhanden geweſen ſeyn, wie *Hieronymus* (Epitaph. Paulae, epiſt. 27, c. 6.), und *Mich. Glycas* (Annal. P. 2, p. 164), deren Stellen davon *Bochartus* (Hieroz. P. 1, L. 2, c. 15, col. 205) angeführt hat, berichten. Auf ſolche Art fällt alles Wunderbare bey dieſer Begebenheit weg, welches man ſonſt darin hat finden wollen.

Jo. Sidelmanni diſſ. de maxilla Samſonitica. Hafn. 1706.
Jo. Chr. Büſing commentatio de fonte in gratiam Simſonis miraculoſe a Deo producto, ſt. in der *Biblioth. Hagana hiſtorico-philolog.* Claſſ. 2, Faſc. 3, p. 505.

Nach

Nach dem Berichte der Bibel, verwaltete Simſon, von dieſer Zeit an, die richterliche Würde unter ſeiner Nation; V. 20. Eine neue Begebenheit begegnete ihm hierauf. Er hieng ſich an ein liederliches Weibs-Bild zu Gaza, welche Stadt den Philiſtern gehörte. Es wurde den Philiſtern verrathen, daß er bey derſelben eine Nacht zubrächte, weswegen ſie ihn hier gefangen nehmen wollten. Doch er entgieng auch hier der Gefahr, indem er die von den Philiſtern verſchloſſenen Stadt-Thore aus ihren Angeln hob, und ſie auf einen Berg bey Hebron trug; Richt. 16, 1 — 3.

Zu Simſon's Zeiten waren die Thore der Stadt hölzern, da Eiſen und Stahl ſelten wären, und ihre Schlöſſer beſtanden oft aus bloßen Stricken. Selbſt die Riegel der Thore waren anfangs hölzern, nachher ehern; 1 Kön. 4, 13. 2 Chron. 8, 5. 14, 6. In Gaza war vermuthlich mehr als Ein Thor; doch Simſon erwählte zu dieſer Helden-That das unbrauchbarſte, welches vermuthlich durch den täglichen Sonnenbrand mürbe geworden war (*). Die größte Schwierigkeit bey dieſer Begebenheit liegt in dem Orte, wohin er dieſes Thor getragen habe. Hebron lag wenigſtens 11 deutſche Meilen von Gaza. Daß er mehrere Nächte dazu gebraucht habe, da er in Einer Nacht an einen ſo entlegenen Ort nicht kommen konnte, iſt nicht zu glauben, indem gewiß die Einwohner das Wegtragen ihres Thores nicht ſo ruhig angeſehen haben würden. Man muß alſo die Worte על פני hier durch gegenüber, neben, nahe, überſetzen, wie Lackemacher (Obſerv. philolog. P. 8, p. 181.), und Diedrich (über die Geſchichte Simſons, Th. 2, S. 72), es ſchon verſtanden hat. Er nahm das Stadt-Thor, und ſchleppte daſſelbe auf einen ſehr hohen Berg, von deſſen Spitze man gegenüber das noch weit davon gelegene Hebron ſehen konnte. Wirklich zeigt man, nach Dapper's Bericht (Aſien, S. 138) noch heutiges Tages einen Berg an der Morgen-Seite von Gaza, welchen man für den-jen-

(*) S. Harenberg's Gedanken davon, in der Brem- und Verdiſchen Bibliothek, B. 2, St. 2, S. 306, f.

jenigen ausgiebt, auf welchen Simſon das Stadt=Thor von Gaza getragen haben ſoll.

Nachher hieng ſich Simſon wieder an ein liederliches Weibsbild, Nahmens Delila, welche ſich durch reiche Verſprechungen der Philiſter bewegen ließ, das Geheimniß, worin ſeine Stärke beſtand, aus demſelben heraus zu locken, welches er derſelben endlich, nachdem er ſie verſchiedene Mahl getäuſcht hatte, nach langem Weigern entdeckte, daß nähmlich ſeine Kraft in ſeinen Haaren befindlich wäre, welche folglich ihn ganz verlaſſen würde, wenn man ihm dieſe Haare abſchnitte; Richt. 16, 4. 19. Vermuthlich lag in den Haaren ſelbſt dieſe Stärke nicht, ſondern, weil er ein Naſiräer war, folglich ſich ſein Haar wachſen laſſen mußte, es nicht abſchneiden durfte, ſo verliehe ihm Gott, ſo lange er das that und beobachtete, eine auſſerordentliche Stärke, deren er wieder von Gott beraubt wurde, da er ſich mit dieſer Hure einließ, und ſein Naſiräer=Gelübde (Cap. 13, 5.) brach (*). Seine Liebhaberinn benachrichtigte hiervon ſogleich die Fürſten der Philiſter, welche ihn, da ihm die Haare abgeſchnitten waren, gefangen nahmen, ihn mit ehernen Ketten banden, und ihn in einer Mühle zu Gaza mahlen ließen (Cap. 16, 21.), nachdem ſie ihm vorher die Augen ausgeſtochen hatten.

Bayle will zwar vorgeben, als habe das Wort mahlen hier einen obſcoenen Sinn, er habe bey den Weibern der Philiſter ſchlafen müſſen (vergl. Hiob 31, 10.), allein nach Diedrich's (Verſuch zur Geſch. Simſons, St. 2, S. 79) Meinung, iſt es unnöthig, die gewöhnliche Bedeutung des Mahlens hier zu verlaſſen, welche im hebräiſchen Sprachgebrauche völlig gegründet iſt; 4 Moſ. 11, 8. Jeſ. 47, 2; aus welchen Stellen zugleich klar iſt, daß man

(*) S. Leonh. Joh. Carl Juſti Abh. über Simſons Stärke, im Repertorio für bibliſche und morgenländ. Litteratur, Th. 7, S. 78. 132.

man bey den alten Morgenländern die im Siege erbeuteten Mädchen zum Drehen der Hand-Mühlen angehalten hat. Sonſt wurden die ſchlechteſten Dienſt-Mägde dazu gebraucht; 2 Moſ. 11, 5. Matth. 24, 41.

Endlich erfolgte ſein Tod, welchen er ſelbſt durch Einſtürzung der Säulen in Dagon's Tempel verurſachete, da er bey ihrem angeſtellten Jahr-Feſte ihnen ſpielen ſollte. Vermuthlich rührte dieſer neue Beweis ſeiner Stärke daher, daß er wieder ſein Haar ſeines Naſiräer-Gelübdes hatte wachſen laſſen, weswegen ihm Gott wieder die vorige Stärke verliehe; Richt. 16, 22. Zugleich aber richtete er bey ſeinem Tode eine große Niederlage unter den Philiſtern an; V. 30. Er hat ſeine richterliche Regierung über Iſrael 20 Jahr verwaltet; V. 31, vergl. 15, 20.

Daß Simſon, Hebr. 11, 32. von dem Apoſtel mit unter die Glaubens-Helden geſezt wird, darf, ungeachtet ſeiner mit einigen Huren getriebenen Unzucht, niemanden befremden, da er billig unter diejenigen Perſonen gehört, die im völligen Vertrauen auf Gott ihre großen Thaten verrichtet haben; vergl. Richt. 13, 25.

Den lezten Theil der Geſchichte Simſons, von Einſtürzung der Säulen, und der dadurch verurſachten großen Niederlage unter den Philiſtern, (indem es Richt. 16, 30. heißt: „Da fiel das Haus auf die Fürſten, und auf alles Volk, das darinnen war, daß der Todten mehr war, die „in ſeinem Tode ſturben, denn die bey ſeinem Leben ſturben.“) findet man auf einer, auf des Königs Guſtav Adolph in Schweden Tod verfertigten, 1 Loth ſchweren, Medaille, vorgeſtellt, wie nähmlich gedachter König, als ein zweyter Simſon, die Säulen (der katholiſchen Ligue) ergreift, und durch ſeinen glorieuſen Tod vor Lützen, im J. 1632, verurſachete, daß mehr in und nach ſeinem Tode, der Feinde umgekommen waren, als in ſeinem Leben. Unter dem Bilde des auf Simſon fallenden Hauſes lieſet man: ALTER ERAT G. A. und darüber: CVM DEO ET VICTRICIBUS ARMIS. Auf dem Revers nimmt eine Hand aus den Wolken (worüber Jehovah) einen Pelikan von ſeinen Jungen, die er mit ſeinem Blute tränket; darunter ſieht man zwey geharniſchte Hände, ein Schwert und eine

Fahne haltend; von unten greift eine andere Hand zum Degen-Knopf. Ueberſchrift: SIC IMMORTALIS ERIT. Exergue: NEC ETIAM INULTUS.

Es iſt merkwürdig, daß unmäßige Freſſer (Vielfraße), deren im XV Th., S. 15, fgg. Erwähnung geſchehen iſt, bey aller ihrer Unmäßigkeit, nicht nur eine eiſerne Geſundheit, ſondern auch eine ungewöhnliche Stärke gehabt haben. Der kurz vorher genannte Milo, der 6 Mahl in den olympiſchen Spielen, und eben ſo viel Mahl in den pythiſchen Kampf-Spielen, den Preis erhalten hat, trug einſt einen lebendigen Ochſen, in Einem Athem, eine ziemliche Strecke weg, ſchlug ihn darauf mit einem einzigen Fauſt-Schlage todt, und fraß ihn auf ein Mahl, ohne etwas übrig zu laſſen. Daß die alten Geſchichtſchreiber hierin etwas geprahlt haben, iſt handgreiflich; wir wollen aber annehmen, daß der krotoniſche Vielfraß nur den 10ten Theil von ſeinem Ochſen genoſſen hat, ſo betrug die Portion doch leicht 30 Pfund Rind-Fleiſch. Sonſt erzählt man von der Stärke dieſes handfeſten Mannes mancherley Proben, wovon folgende die merkwürdigſten ſind. Man hatte beſchloſſen, ihm zum Andenken, und zu Ehren ſeiner Siege, eine marmorne Bild-Säule im olympiſchen Haine aufzurichten; ſie war fertig, und ſollte hingeſchaffet werden. Milo ſelbſt trat dabey ins Mittel, und erſparte die Koſten, indem er ſie allein ergriff, und auf ſeinen Schultern dahin trug. Er konnte auf einem mit Oehl beſtrichenen Teller ſo feſt ſtehen, daß ihn niemand herunter zu ſtoßen vermochte. Einen Apfel hielt er mit einer Hand ſo feſt, daß ihm denſelben niemand nehmen konnte, doch ohne denſelben zu zerdrücken. Er band ſich den Kopf mit einer Ochſen-Sehne, und hielt hernach den Athem ſo lange an ſich, daß durch das Anſchwellen ſeiner Adern im Kopfe, die Sehne zerriß. Dieſer Mann, der Simſons Stärke beſaß, hatte auch ſeine Plage, denn ſei-

ſeine Frau hielt ihn, troß ſeiner furchtbaren Fauſt, eben ſo geſchickt unter dem Pantoffel, als Delila den Bändiger der Philiſter. Auch ſein Tod war, wie des Hebräers Ende, tragiſch. Er ſtarb, da er im Alter eine Eiche, worein ſchon mit Keilen ein Riß geſchlagen war, aus einander reiſſen wollte; die Keile fielen wirklich ſchon heraus; da es ihm aber an Kraft fehlte, klemmte der Stamm ihm die Hände ſo feſt, daß er ſie nicht wieder heraus ziehen konnte; und da ihm niemand zu Hülfe kam, wurde er lebendig von den Wölfen gefreſſen.

Ein eben ſo berühmter Athlet war Polydamas, des Nicias Sohn aus Skotuſſa. Polydamas und Milo ſind die beyden am meiſten genannten Nahmen der alten Athleten, und wie Herkules und Simſon zum Sprichworte geworden, wenn man rieſenmäßige Kraft bezeichnen will. „Die Statüe auf dem hohen „Fuß-Geſtelle", ſagt *Pauſanias:* „deren Meiſter „*Philippus* iſt, ſtellt den größten unter allen Menſchen „vor, wenn ich die ſogenannten Heroën, oder noch ein „älteres Geſchlecht der Menſchen vor ihnen ausnehme. „Dieſer größte und ſtärkſte unter den Menſchen der „neuern Zeiten iſt Polydamas." Von ſeiner ungemeinen Stärke führt *Pauſanias* mehrere Beyſpiele an. Auf dem thraciſchen Gebirge hielten ſich viele Löwen auf, welche die Kamele bey der Armee des Xerxes zerriſſen, und ſich zuweilen auch bis an den Berg Olympus, der Macedonien und Theſſalien trennt, verirrten. Einen der fürchterlichſten dieſer Löwen überwand Polydamas ohne Waffen, bloß durch die Stärke ſeines Armes, ſo wie Herkules, deſſen Ruhm ihn anſpornte, ähnliche Thaten auszuführen, und wie Simſon und David in der iſraelitiſchen Geſchichte. Eine andere bewundernswürdige Probe ſeiner Stärke war die: Er gieng unter eine Heerde Ochſen, ergriff den größten und wildeſten an einem Hinterbeine, hielt

ihn an der Klaue feſt, und er mochte ſpringen und ſtoßen wie er wollte, ſo ließ er doch nicht ab, bis der Ochs ſich endlich mit aller Macht los riß, und die Klaue in der Hand des Polydamas zurück blieb. — Er war im Stande, einen Wagen im ſchnellen Fahren aufzuhalten; wenn er ihn hinten mit einer Hand anfaßte, waren die Pferde ihn aus der Stelle zu ziehen, nicht vermögend. Drey der ſtärkſten Krieger, die Darius ihm entgegen ſtellte, erlegte er ohne Mühe. Dieſer zweyte Herkules nahm aber ein trauriges Ende durch die zu große Zuverſicht auf ſeine Stärke. Er war mit ſeinen Gefährten in eine Höhle gegangen, um ſich vor den Sonnen-Strahlen zu ſchützen. Der Berg über ihnen fieng an einzuſtürzen. Die Andern entflohen in der Geſchwindigkeit; Polydamas aber wollte den Berg mit ſeinen Händen ſtützen, und wurde todtgedrückt. Es iſt merkwürdig, daß die beyden Helden unter den Athleten, Milo und Polydamas, aus ähnlicher Vermeſſenheit ein ähnliches Ende hatten.

Im 3ten Jahrhundert, lebte ein gewiſſer Firmus oder Firmius, der zu der Zeit des Kaiſers Aurelian ſich in Aegypten zum Kaiſer aufwarf; er war aus Seleucia in Syrien, ein Freund der bekannten Zenobia, und wurde von Aurelian öffentlich hingerichtet (*). Von ihm, (und nicht von dem Firmus, der 100 Jahr ſpäter in Afrika von dem Vater des Kaiſers Theodoſius überwunden wurde (**), erzählt Vopiſcus, er habe ſich auf die Bruſt einen Amboß ſetzen, und darauf Eiſen ſchmieden laſſen; er habe dabey rückwärts gelegen, habe ſich aber mit Füßen und Schultern dergeſtalt gegen feſte Körper geſtämmet, daß ſein ganzer Kör-

(*) Allgemeine Welthiſtorie, Th. 13, S. 621.

(**) Eb. daſ. Th. 14, S. 269.

Körper einen Bogen gemacht, und er mehr zu ſchweben, als zu liegen geſchienen habe (*).

Chriſtoph, Herzog zu Bayern, hob, 3 Jahr vor ſeinem Tode, welcher auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande zu Rhodis erfolgte, einen Stein von 3 Centn. 40 Pfund und drüber, von der Erde auf ſeine Schultern, und warf ihn weit von ſich weg.

Louis de Boufflers, mit dem Zunahmen der Starke, der im J. 1534 lebte, war ſehr ſtark und behende. Wenn er beyde Füße zuſammen geſtellt hatte, konnte ihn kein Menſch einen Schritt weder vor- noch rückwärts ſtoßen. Er zerbrach ein Hufeiſen mit leichter Mühe, und konnte einen Stier bey ſeinem Schwanze überall hinziehen. Er hob ein ſtarkes Pferd in die Höhe, und trug es auf ſeinen Schultern fort. Er ſprang in voller Rüſtung auf ein Pferd, ohne es zu berühren, und ohne den Fuß in die Steigbügel zu ſetzen. In einem 200 Schritt weiten Laufe, kam er dem ſchnellſten ſpaniſchen Pferde zuvor.

(*) VOPISCUS *vita Firmi:* Incudem ſuperpoſitam pectori conſtanter aliis tundentibus pertulit, cum ipſe reclivus ac reſupinus et curvatus in manus penderet potius quam iaceret. Die ganze Stelle iſt verſtändlich, wenn man die Zeichnung des *Deſaguliers* (in ſ. Courſe of experimental philoſophy, [Lond. 1745, 4.]), Tab. 19, f. 5, anſieht; nur das: in manus macht eine Schwierigkeit. Hr. Hofr. Beckmann (in ſ. Beyträgen zur Geſchichte der Erfindungen, 4 B. 1 St. [Lpz. 1795, 8.] S. 80,) vermuthet, *Vopiſcus* habe in arcum geſchrieben, ſo wie Virgil Georg. II, 448. ſagt: taxi curvantur in arcus. *Deſaguliers* beſchreibt die Lage, S. 266, alſo: The pretended Sampſon puts his ſhoulders (not his head, as he uſed to give out) upon one chair, and his heels upon another, (the chairs being made faſt,) and ſupports one or two men ſtanding upon his belly, raiſing them up and down as he breathes, making with his backbone and thighs and legs the arch, whoſe abutments are the chairs. — Von dieſen Leuten ſagt *Seneca*, de ira II, 12: didicerunt ingentia vixque humanis toleranda viribus onera portare.

Der Major Barſabas, im vorigen (17ten) Jahrhundert, beſaß eine ſolche Stärke, daß, wenn er zu Pferde feſt ſaß und anſchloß, er dem Pferde die Knochen zerbrach. Er kam einſt in eine Schmiede, und brachte dem Schmid ein ſtarkes Eiſen zu bearbeiten; als dieſer ſeinen Willen erfüllen wollte und ſich etwas entfernte, nahm Barſabas den Amboß, und verbarg ihn unter ſeinen Mantel. Der Schmid, welcher das Eiſen auf demſelben ſchmieden wollte, erſtaunte ſehr, als er ihn vermißte, und noch mehr, als er ſahe, daß dieſer Officier den Amboß ohne Schwierigkeit wieder an ſeine Stelle ſetzte. An der Tafel ſeines Generales, nahm Barſabas eine ſilberne Schale, in welcher ſich Wein befand, und drückte ſie in der Hand zu einem Becher ſo zuſammen, daß der Wein bis über den Kopf in die Höhe ſpritzte. — Ein Gascogner, den er in einer Geſellſchaft beleidigt hatte, überreichte ihm eine Ausforderung. „Sehr gern“, antwortete Barſabas: „allein fühlen Sie einmahl hierher!“ Der Gascogner reichte ihm die Hand, welche der Major dermaßen drückte, daß alle Knochen zerquetſcht wurden, und er alſo auſſer Stand geſetzt wurde, ſich mit ihm zu ſchlagen.

Der ſogenannte engliſche Simſon, *William Joy*, aus der Inſel Tanet in Kent gebürtig, zeigte im J. 1699 in London, und 1700 in Amſterdam, im 24ſten Jahre ſeines Alters, vor dem Könige *William*, dem Prinzen und der Prinzeſſinn von Dänemark, dem Herzoge von Gleceſter, und allen Großen des königl. Hauſes, faſt unglaubliche Proben einer übermenſchlichen Stärke; indem er 1. ein Stück Bley von 2014 Pfund von der Erde aufhob; 2. einen Strick mitten um ſeinen Leib band, an welchem er ein Pferd fortjagte, das ihn aber nicht von der Stelle rücken konnte; 3. denſelben Strick an zwey Pfähle band, und darauf in Stücke zerriß; 4. gegen 16 Pferde gezogen;

5. auf

5. auf einen Stuhl ſich niederlaſſend, ſich einige Schritte mit erhabenen Füßen von der Erde fortrückte; 6. aus einem auf der Ferſe ſeines Fußes ſtehenden Glaſe trank, indeſſen er auf dem andern Fuße ſtand, u. ſ. w.

Der König in Pohlen und Kurfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt, beſaß eine auſſerordentliche Stärke. Er konnte Hufeiſen zerreiſſen, große Nägel zerbrechen, den Ochſen auf Einen Hieb den Kopf herunter hauen, ſtarke ſilberne Teller wie Papier zuſammen rollen, dergleichen Becher dermaßen drücken, daß der Wein nach der Decke hinauf ſpritzte (*). D. Kundmann beſaß in ſeinem Münz=Cabinet einen kaiſerl. Siebenzehn=Kreuzer, in welchem gedachter König den Daumen zwiſchen den Fingern tief, gleichſam wie in Wachs, eingedrückt, und ſeine ſonderbare Stärke daran bewieſen hatte (**). Dieſes Königes, wird weiter unten, S. 319, bey der Geſchichte des v. Eckenberg, wieder Erwähnung geſchehen.

Im Anfange des jezigen (18ten) Jahrh. lebte im Meklenburgiſchen ein anſehnlicher Cavalier, v. Lützow, welcher viele Proben ſeiner ungewöhnlichen Stärke ablegte; inſonderheit drückte er nicht allein, wie kurz vorher von dem Könige in Pohlen gemeldet worden iſt, in das Geld ſeine Finger ein, ſondern warf auch einen Species=Thaler nach dem andern in die Eichen, daß ſie kein Menſch mit den Fingern wieder heraus ziehen konnte. Von deſſen Tochter, welche eben nicht ſonderlich ſtark, aber breit von Schultern, und lang ge=

(*) Ephem. Nat. Cur. Dec. III. An. IX et X, obſ. 85, p. 158.

(**) S. Deſſen ſonderbare Thaler und Münzen ꝛc. (Breßl. und Lpz. 1734, 4.) S. 129. Von andern dergleichen Beyſpielen, ſ. Deſſen Promtuarium rerum naturalium et artificialium Vratislavienſe, (Vratisl. 1726, 4.) num. 12, S. 334.

wachſen war, erzählt ein glaubhafter ſchleſiſcher Cavalier, welcher ehemahls in holſteiniſchen Dienſten als Grenadier-Capitain geſtanden, daß er mit ihr, da ſie ungefähr 20 Jahr alt war, und er damahls im Schleswigiſchen im Quartier gelegen, wo ſie ſich ebenfalls aufgehalten, in Geſellſchaft gerathen ſey, und ſie einſt im Scherz feſt vor ſich gehalten, ſie aber geſagt habe: „Herr Capitain! wo ich Sie wieder feſt halten ſoll, „werden Sie nicht ſo leicht loskommen!“ Darauf habe ſie ſich umgedrehet, den Capitain, der gewiß groß und ſtark war, beym Kleide mit Einer Hand auf der Bruſt ergriffen, und mit ſteifem Arm ſchwebend eine lange Weile in die Höhe gehalten, bis er gute Worte gegeben, ihn wieder herunter zu laſſen, und endlich das Compliment gemacht habe: er wünſche ſich zwar in ihre Gewogenheit zu kommen, aber nicht mehr unter ihre Hände (*).

Im erſten Viertel des jezigen (18ten) Jahrhundertes, reiſete ein deutſcher ſtarker Mann, oder Simſon, wie er ſich nannte, faſt in ganz Europa herum, und ſeiner vermeinten Künſte wurde damahls in ſo vielen Schriften gedacht, daß man daraus ſchließen kann, ſie müſſen vorher nicht oft gezeigt geweſen und alſo wieder neu geworden ſeyn. Er nannte ſich Johann Karl von Eckenberg, war aus Harzgerode im Anhaltiſchen gebürtig, und damahls 33 Jahr alt. Nachdem er in England, Holland, Brabant, Schweiz ꝛc. herum gereiſet war, zeigte er ſeine Künſte auch in der leipziger Oſter-Meſſe 1717, gieng von da nach Berlin, und hernach auf Special-Befehl des Königes Friedrich Wilhelm I., nach Charlottenburg, wo er den 9 Jul. vor dem Könige und der ganzen kön. Familie allerley Beweiſe ſeiner auſſerordentlichen Stärke darſtellte, welche dem Könige ſo wohl ge-

(*) Kundmann ſonderbare Thaler ꝛc. S. 130.

geſielen, daß er ihm, auſſer andern Begnadigungs-Zeichen, die Erlaubniß ertheilte, in allen königl. Landen die Märkte frey zu beziehen, und zu agiren, ſo wie er dieſe Experimente auch in Leipzig, im April gedachten Jahres, im Appeliſchen Hauſe, auf einem beſondern Gerüſte, vor dem Könige in Pohlen gemacht hatte.

Dieſe Experimente beſtanden, nach einer von Leipzig mitgetheilten Relation (*), darin, 1. daß er ſich einen Amboß auf die Bruſt ſetzen, und auf demſelben durch Schmiede-Knechte ein ziemlich ſtarkes Eiſen entzwey ſchlagen ließ; 2. daß er mit freyen Händen einen ſtarken neuen Strick zerriß; 3. daß er ein Huf-Eiſen in viele kleine Stücke zerbrach; 4. daß er eine Kanone von 4 Centn. aufhob und ſo lange in die Höhe hielt, bis er ein Glas Wein ausgetrunken hatte; 5. daß er ein Pferd mit einem oder zwey Reiter auf einem dazu eingerichteten Gerüſte in die Höhe hob, und dabey auf einem Waldhorne blies; 6. daß er zwey ſtark anziehende und mit vielen Schlägen angetriebene Pferde dergeſtalt zurück hielt, daß er dieſelben vielmehr zurück, als ſie ihn fort gezogen, wobey er ſich auf einer ſchief liegenden Fläche zwiſchen zwey Pfähle geſtämmet hatte, welches Experiment er in Leipzig, vor dem Könige und den Miniſtern, ſogar mit königlichen Pferden gemacht haben ſoll; 7. er hielt eine, 6 Ellen lange, ſtarke und ſchwere, ja mit Eiſen beſchlagene Schloß-Bank mit den Zähnen, und ließ 2 bis 3 Männer oft daran ziehen, die ihm aber dieſelbe nicht aus den Zähnen bringen konnten; dieſe Bank hob er mit den Zähnen in die Höhe, und zeigte ſie um und um an die Zuſchauer. In des Königs Gegenwart unterſtand ſich ein ungemein großer und ſtarker Trabant,

(*) Im 1 Verſuch der Bresl. Samml. von Natur- ꝛc. Geſchichten ꝛc. v. Jul. 1717, S. 82, ſqq.

bank, ihm die Bank aus den Zähnen zu reiſſen; da er es aber nicht vermochte, drehte er die Bank, und riß dem Eckenberg eher einen Zahn locker, als daß er die Bank aus dem Munde gebracht hätte, worüber der König ſeinen Unwillen bezeigte. Vor jeder Action gieng Derſelbe in ein Apartement, und trank daſelbſt ein Glas ſtarken Brandwein. Das Bildniß dieſes Starken, nebſt der Abbildung einiger ſeiner Kunſt-Stücke, ſtellt, nach dem vor dem 21 St. der Bibliotheca, Acta & Scripta Magica des Hrn. Superint. Hauber befindlichen Titel-Kupfer, Fig. 4186 dar.

Im J. 1718 gieng Derſelbe nach Breslau, und zeigte in einem öffentlichen Hauſe auf der Taſchen-Gaſſe, nebſt ſeiner bey ſich führenden Geſellſchaft geſchickter Seil-Tänzer, unter einer großen Menge Zuſchauer, vom Ende des März bis 8 April, ſeine Experimente, wovon nachſtehender Bericht (*) ein Mehreres beſagt.

„Er ließ zuförderſt ſeine Wunderwerke durch einen gedruckten Zettel ſpecificiren, und am Hauſe, wo er agirte, hieng ein Bild mit vielen Feldern, worein er die Species ſeiner Kunſt ſtückweiſe abbilden laſſen, mit beygefügter Acclamation an die Zuſchauer:

Curieuſe Schauer, kommt heran!
Hier iſt ein Simſon wieder am Leben,
Demſelben Gott viel Stärke gegeben:
Schaut dieſen Simſon an!
Curieuſe Schauer, kommt heran!

Die im Zettel verſprochenen Künſte beſtanden in Folgendem: 1) Hebt er eine Kanone von 2000 bis 2500 ℔. mit einer Hand auf, worauf er noch einen Tambour mit der Trommel oder einem andern Inſtrumente ſitzen läßt; ſelbige Kanone hält er ſo lange hoch, bis er mit der andern Hand, auf Geſundheit der Herren Zuſchauer ein Glas

(*) Im 3 Verſuch der Bresl. Samml. ꝛc. v. März 1718, S. 822, ſqq.

Glas Wein ausgetrunken hat. 2) Läßt er zwey, auch drey von den ſtärkſten Pferden, die nur in der Stadt oder auf dem Lande mögen gefunden werden, an ſeinen Leib ſpannen, welche alsdann mit aller Macht ziehen müſſen, dennoch aber, ihn von ſeinem Platze zu ziehen, nicht capable ſind. 3) Reißt er ein Seil oder Strick, welches zwey Pferde nicht zerreiſſen können, mit ſeinen beyden Händen in Stücke. 4) Legt er ſich ſchwebend auf zwey Stühle, als den Kopf auf einen Stuhl, und die Füße auf den andern; alsdann läßt er fünf oder ſechs von den ſchwerſten Männern auf ſeinen Leib treten, und hält dieſelben ſchwebend hoch, ſo, daß ſich der Leib nicht das geringſte moviret oder beuget. 5) Hebt er auch ein Pferd, worauf ein oder zwey Mann ſitzen, mit einer Hand auf, und hält daſſelbe ſo lange hoch, bis er mit der andern Hand ein Glas Wein getrunken hat. 6) Läßt er einen Amboß von 5 bis 600 ℔. auf ſeine Bruſt ſetzen, und läßt darauf von zwey Schmiede-Knechten einen Stab Eiſen in Stücken ſchlagen. 7) Legt er ſich auf die Erde, und läßt zwey der ſchwereſten und ſtärkſten Männer auf ſich treten, mit welchen er aufſteht, und ſtellt ſie auf einen Stuhl, der auf der Tafel ſteht. 8) Hebt er auch zehn oder zwölf der ſchwereſten Männer auf, und hält dieſelben ſo lange in der Höhe mit Einer Hand, bis er mit der andern Hand ein Glas Wein ausgetrunken hat. 9) Dreht er einen, 1 Fuß langen und einen Daumen breiten, eiſernen Nagel, gleich einem Flintenzieher oder Krätzer. 10) Nimmt er eine, 18 Fuß lange, Bank mit einem Ende in den Mund, und läßt auf das andere Ende der Bank einen Stuhl legen; die hebt er 10 Fuß hoch von der Erde. 11) Nimmt er einen Stock in den Mund, und läßt zwey von den ſtärkſten Männern daran ziehen, welche nicht capable ſind, ihm den Stock aus dem Munde zu ziehen. 12) Wird derſelbe den curieuſen Herren Zuſchauern noch mehrere Stücke zeigen, ſo hierin nicht benahmet ſind.

Dieſe ſämmtlichen Experimente nun hat er allhier in Breslau vorgeſtellt, aber mit einer andern Efficacia und Beſchaffenheit, weder man aus dem Zettel vermuthen kann; als nach welchem man ſich alles nur ſimpliciter zu geſchehen einbildet, da doch aber lauter Handgriffe, mechaniſche Proportionen und Maſchinen hierbey das Haupt-Werk ausgemacht haben. Und in der That, es wären die-

dieſe Experimente ſämmtlich keine wahre Signa roboris extraordinarii, ſondern gleichwie ſie ſich auf lauter habitudines mechanicas gründeten, alſo war gewiß ein jeder von ordentlicher Leibes-Stärke, ſelbige nachzumachen, fähig, wenn ihm nur die iztgedachten Proportionen bekannt, die Handgriffe mitgetheilet, und die Glieder durch genugſames exercitium abgehärtet seyn. Wie denn nicht zu läugnen iſt, daß eine gute Fermeté der Glieder und ein activer Angriff freylich wohl hierzu erfordert wird, deren aber ein jeder junger und geſunder Kerl durch Uebung ſo gut theilhaftig werden kann, als dieſer falſche Simſon. Und gewiß, man hat ſich bisher nicht wenig wundern müſſen, daß man dieſem Manne den Titel eines Simſons unverwehrt gegönnet, der doch jenem ſo wenig gleich war, als ein heutiger Wunderthäter dem Elias. Es war in der That eine offenbare Unwahrheit, und wenn Simſon dort, wie der Elias, ein Vorbild Chriſti geweſen, ſo würde unſer Eckenberg des Criminis Blasphemiae ſo wenig entgehen können, als wenn ſich einer einen andern Elias nennen wollte. Doch wir finden uns genöthigt, unſer Urtheil durch die Experimente ſelbſt zu beſtärken.

Wir glaubten demnach, Urſache zu haben, dieſe phyſikaliſche Sonderheiten, die der Operator, nach dem Vorſpiel derer ſich viel mehr, als er, ſignaliſirenden Seiltänzer, bey Lichte auf einem Theatro, von etwan 2 Ellen hoch, zu verſchiedenen Mahlen in Augenſchein zu nehmen. Und da bemerkten wir zuförderſt an ſeiner Perſon, daß er von Statur und Leibe mittelmäßig, ungefähr von meiſt melancholiſchen Temperament, an Alter im 34ſten Jahr, von Geſichte blaßgelb, an Händen maſſiv, von einer erhöheten Bruſt, die faſt nur Ein Bein vorſtellete, alſo daß man ganz ſeitwärts die Rippen erſt wahrnehmen konnte, an Gemüthe ohne ſonderliches Feuer, von Reden douce, an Geberden leutſelig, an Conduite complaiſant, und am Gange nicht eben allzu hurtig ſey. Iſt ſonſt ſelten krank geweſen, auſſer einmahl an einem hitzigen Fieber. Seine Stärke verſicherte er erſt im 11ten Jahre ſeines Alters wahrgenommen zu haben, da er einem Jungen ſeines gleichen den Arm zerbrochen; und ungeachtet er ſehr hart gehalten worden, ſo hat er doch zeitig angefangen, das Stein-zerſchlagen auf ſich probiren zu laſſen, bis er ſich nach und nach in mehrern Künſten exerciret. Er verſicherte

cherte uns, bey gepflogener Unterredung zu Hauſe, daß, wenn er die Knie recht ſchlöſſe, er mit dem Oberleibe auf 12000 ℔., und mit dem Unterleibe auf 25 Centn. force hätte; und daß, wenn er nicht in continuirlichem Exercitio bliebe, abſonderlich, wenn er das Amboß-ſchlagen unterließe, auch nur ein halb Jahr, er hernach Blut ſpeye. Er ſagte, daß ihm einſt ein Grenadier in Niederland ſeine Künſte habe nachthun wollen, ſonderlich mit dem Pferdeziehen, wobey aber der rechte Pflock zerbrochen, und ihm das linke Bein in lauter Schiefer zerquetſchet worden, daß er in wenig Stunden darauf geſtorben; welches ein gewiſſer Cavalier geſehen zu haben verſicherte. Man fragte ihn, wegen Zerbrechung der Hufeiſen, ſilberne Teller zuſammen zu rollen, u. dgl. worauf er zur Antwort gab, daß Se. Maj. der König in Pohlen auch dergleichen Anfrage an ihn gethan; doch hätte er geantwortet, daß ihm die Vortheile von beyden nicht bekannt wären, und würde ihm das Experiment mit ſilbernen Tellern allzu koſtbar fallen; doch verſicherte er bey ſeiner Ehre, daß er mit dem Könige habe ringen müſſen, welcher ihn denn nicht ſo geſchont habe, als wie er gegen einen König habe thun müſſen. Von dem Einbiegen des kaiſerl. Siebenzehn-Kreuzers mit dem Daumen, ſagte er, daß es der König nicht mehr zuwege brächte, auſſer daß er ſilberne Becher zerdrückte, welches er auch thun könnte, wenn er die Becher verderben wollte; inſonderheit meinte er, daß ſeine gröſte force in Händen auf den Nagel mit bloßen Fingern zu drehen ankäme, wie auch mit dem Kanon-heben auf die einwärts geſchloſſenen Knie, und bey allem auf eine große Vorſichtigkeit.

Was nun ſeine bey uns gemachten Experimente anbetrifft, ſo machte er ſelbige ohne Oberkleider, mit einem blauen Schurz umgeben; hierbey redete er nichts, auſſer par complaiſance und Diſcurs-weiſe. Der Harlequin hingegen war ſein Praeco, durch den er jedes Stück andeuten, ſich ſelbſt aber beſtändig den ſtarken Simſon nennen ließ. 1) Das erſte Experiment nun, welches er in unſerm Beyſeyn machte, war das mit dem Amboß, der etwas über 2½ Ctn. wog, und den er ſich, als er ſich geſtreckt auf das Theater gelegt hatte, auf die Bruſt ſetzen ließ, doch ſo, daß der Amboß von beyden Seiten gehalten, ihm ſelbſt aber das Geſicht mit einem Hute bedeckt

wurde;

wurde; auf ſelbigem mußte ein Schmiede-Knecht einen dünnen Stab Eiſen durch einen großen Hammer, vermittelſt eines aufgeſetzten zugeſchärften Hammers, in 4 oder 5 Stücke, jedes auf 2 bis 3 Schläge, zerſchlagen, wonach der Operator den Amboß mit den Händen ſchleunig von der Bruſt hinab ſtieß, aber mit nichten in die Höhe hob. Dieſes Experiment kann die Bruſt eines jeden, ordentlich ſtarken Kerls ertragen, und es ſind ſchon mehrmahls betriegeriſche Marktſchreyer allhier geweſen, die dergleichen durch ihre Bedienten, zur falſchen Bezeugung ihrer bey ſich führenden ſonderbaren Bruſt- und Herz-Stärkungen, auf öffentlichem Theater vorgeſtellt haben (*). — 2) Ließ er ſich von 2 Pferden (welche diesmahl Schecken waren,) ziehen. Er ſaß auf dem Theater, und die Pferde befanden ſich auf der Parterre. Vor ſich hatte er eine in die Höhe ſtehende Säule, woran auf einem ſchief vom Theater bis an die Säule gehenden Brete er ſitzend die Füße ſtemmete. Um den Leib hatte er einen Gurt mit einem Haken, an die er den Strick hieng, der durch einen Einſchnitt der Säule an die Pferde gieng, von ihm ſelbſt aber mit den Händen angefaſſet wurde; dieſe nun mußten ſolcher Geſtalt den Strick von oben herab, und alſo mehr mit dem Halſe, als mit dem Vorderbug, ungefähr 8 bis 10 Ellen lang, ziehen; ſie giengen dicht an den Bretern, die unter das Tanz-Seil gelegt waren; und gleichwie die Pferde ſein Eigenthum waren, alſo wurden ſie auch von ſeinem eigenen Knechte dirigirt, um und um aber ſtanden Zuſchauer. Solchemnach trieb dieſer die Roſſe mit vielem Schreyen an; der Operator ſelbſt aber rückte ſie von hinten mit den Stricken, und ſie geriethen ſehr öfters auf die Breter, wodurch ein großes Geraſſel und Herumlaufen der Leute entſtand; und dieſes währte eine gute Weile, ohne den Meiſter von der Stelle zu ziehen. Dieſes war das große Experiment, bey dem die Pferde, weil ſie mit dem Halſe ziehen mußten, keine rechte force hatten, von hintenzu gerückt, von vorn durch Finſterniß, von der Seite durch das Trampeln auf den Bretern, und durch das

(*) Eben dieſes, nähmlich einen Amboß auf die Bruſt ſetzen, und darauf Eiſen ſchmieden zu laſſen, hat ſchon im dritten Jahrhundert Firmus oder Firmius geleiſtet; ſ. oben, S. 310. K.

das Ausweichen der Leute von oben herab durch Schreyen mehr ſchüchtern, als encouragirt wurden, da inzwiſchen der Künſtler ſeine force mehr von der Säule, als von ſeinen Händen, hatte. — 3) Zerriß er das hänfene Seil, woran ihn die Pferde gezogen hätten, und zwar ſolchergeſtalt, daß er daſſelbe oben an eine Säule 4, 5 bis 6 Mahl herum wickelte, und mit dem einen Ende durch einen ſtarken eiſernen rund gehämmerten Haken oder Angel ſteckte, an die Extremität eine Schlinge machte, und hierauf verſchiedene Mahl verſuchte, ob die abhängige Länge nach der Proportion ſeines Anziehens accommodat wäre; wenn er dieſe getroffen hatte, ſo zog er das Seil mit den Händen an, daß er mit den Füßen an der Säule hinan gehen konnte; hierauf legte er ziemlich unvermerkt die Schlinge des Seiles an den Haken, mit einem quer durchgehenden Stock, den er unter dem Schurze hatte, und womit er das Seil etliche Mahl feſter zudrehete; dieſes hieng er an den Haken, den er um den Unterleib hatte, wippte hierauf das Seil 3, 4 bis 5 Mahl, womit es nach und nach zerriß, daß er rückwärts auf das Bett, ſo ihm ſein Bedienter ſitzend auf den Schooß hielt, fallen mußte. Das Seil war ungefähr eines ſtarken Manns-Daumen dick, und ſonſt von gutem Hanfe, welches ihm anfangs der Seiler mit einem Theile untermiſchten Werg zubereitet hatte, ſo daher auch bald zerriſſen; aber es befahl ihm nachgehends der Maitre in Perſon, ſolches von gutem Hanfe zu verfertigen, welches aber ſchwerer und ſpäter zerriß; ſonſt ſagte der Seiler, daß dergleichen Seile gebraucht würden, wenn die Fuhrleute 4 bis 5 Pferde vorzuſpannen pflegten. Dieſes aber hieß gleichwohl nicht ſo ſchlechterdings, wie der Zettel lautete, mit beyden Händen zerriſſen. Es that ſolches das Wippen mit dem ganzen Leibe, und der eiſerne Angel, an dem das Seil gerieben wurde, wie nicht weniger auch das feſtere Zuſammendrehen, gaben dem Experimente das pondus; und ſollen, wie uns gemeldet worden, ſelbiges ihm einige Andre, ſo wie die übrigen Stücke, mit gutem Succeß nachgemacht haben. — 4) Ließ er ſich rückwärts liegend, und mit abermahl, wie oben, verdecktem Angeſichte, zwey über einander gelegte Sandſteine auf dem hohlen Leibe zerſchlagen. Aber wer da weis, daß ein morſcher Sandſtein, ja ein gegoſſener metallener Mörſer, wenn er nicht auf et-

 was

was fermen aufſteht, leicht zerſchlagen werden könne, der Elater abdominis aber eine groſſe Laſt unverſehrt halten könne, dem wird dieſes Experiment ſo wenig, als das mit dem Amboß, ſonderlich ſcheinen. — 5) Hob er ein Stück oder eine Kanone von 1900 Pfund, aber nicht auf gleicher Erde, ſondern auf einem vierſparrigen Gerüſte, ungefähr 4 bis 5 Ellen hoch ſtehend, auch nicht mit den Händen, ſondern mit den Hüften, in die Höhe; denn als er oben ſtand, ſo legte er die Kette, woran das Stück hieng, an den um den Leib habenden Knebel oder Haken, das Stück ſelbſt aber lag auf einem Bret, an deſſen vier Ecken vier Ketten befeſtigt waren, welche oben zuſammen und in eine giengen; dieſe hieng er an ſeinen Gurt, und verſuchte ſo lange, bis er die Proportion genommen hatte; hierauf ſtämmete er die Knie an einander, bückte ſich etwas weniges, und richtete hernach den Leib ſo weit in die Höhe, als er ſich gebückt hatte, da alsdann die Klötze, worauf die Kanone lag, weggeſchoben, und das Stück, alſo hangend, hin und her bewegt, von ihm aber die Kette mit einer Hand gehalten oder vielmehr nur angegriffen wurde, daß es ſchien, als hielte er die Kanone mit der Hand, welches aber vermittelſt der Hüften geſchahe, da inzwiſchen während dieſer Bewegung Rüpel (ſo nennte ſich der Harlequin,) ſich darauf ſetzte, der Maitre aber ein Glas Wein austrank, darauf er ſchleunig die Kanone fallen ließ. Doch dies wird mit nichten für ein Zeichen auſſerordentlicher Stärke, ſondern bloß für eine proportionem mechanicam gehalten werden müſſen, wie man denn bey den Mechanicis, z. E. *Borello*, *Caſato*, *Papinio*, und Andern, dergleichen und noch größere Experimente antrifft. — 6) Hob er eine Bank mit den Zähnen, aber vornehmlich mit dem Leibe oder der Bruſt, auf; dieſe war ſehr dünn und ſchwach, ungefähr 4 Ellen lang, und etwa 1½ Viertel breit, bey beyden Enden mit 2 ſchräge auswärts gehenden Stützen oder breiten Füßen verſehen. Die eine Extremität der Bank faſſete er mit den Zähnen an, und hob ſolche an dieſer Seite in die Höhe, womit denn die eine Stütze auf den Leib traf; hierauf legte er die Hände hinter den Rücken, beugte ſich rückwärts, und hob die Bank alſo mit dem auswärts gebogenen Vorderleibe in die Höhe, die ſich denn, wegen ihrer Dünne, ſehr biegte; er ſchwenkte ſie alſo herum, und unter währendem

Schwen-

Schwenken wurde ein Stuhl darauf geſetzt, und ſo wurde ſie nebſt dem Stuhle noch ein paar Mahl herum geſchwenkt, aber ziemlich unvorſichtig, indem ſie beynahe den Zuſchauern an die Köpfe wäre geſchlagen worden, welches doch aber der Maitre, wenn es bloß auf force hätte ankommen ſollen, billig hätte evitiren können, weil die angegebene Stärke die Bank leicht mit Bedacht zu dirigiren wäre fähig geweſen; aber das ganze Werk gründete ſich auf die Anſtämmung und auf das Herumſchwenken. — 7) Legte er ſich rücklings auf zwey Stühle, und ließ zwey Kerle auf ſeine Knie treten; die Füße zog er langſam an ſich, und trieb die beyden Kerle mit den Knien in die Höhe; dann richtete er den Vorderleib auf, und ſaß alſo mit aufgerichteten Knien, und den darauf ſtehenden Perſonen; dieſe faſſete er hierauf mit ſeinen Armen an den Füßen zuſammen, hob ſie unter währendem Aufſtehen in die Höhe, und wollte ſie auf den auf dem Tiſche ſtehenden Stuhl ſetzen, aber ſie taumelten beyderſeits dergeſtalt, daß, wenn ſie nicht wären gehalten worden, ſie leicht einen ſchweren Fall hätten thun können, und ſie hatten hiervon nichts, als ein allgemeines Auslachen, zum Vortheil. — 8) Legte er ſich mit dem Kopfe auf den einen, und mit den Füßen ſtämmte er ſich an den andern Stuhl, (welche beyde feſt gehalten wurden,) daß der übrige Leib hohl lag; dann ließ er ſich 3 bis 4 Perſonen auf den Leib treten, ohne ſolchen nieder zu beugen, worauf er ſich ſeiltänzerhaftig, mit den Füßen über den Stuhl, auf welchem er mit dem Kopfe lag, hinweg ſchwenkte, daß er auf ſelbige zu ſtehen kam. Doch von dieſen beyden Experimenten iſt genug, wenn wir ſagen; daß ſie von andern Leuten gar bald und glücklich nachgemacht worden ſind. — 9) Ließ er ſich einen Stöckel, etwa 6 Viertel lang, durch drey Kerle aus dem Maule ziehen. Rüpel forderte zu dieſem Experiment ein paar Kerle auf, worauf endlich ein ſtarker unterſetzter Kutſcher hervortrat, der dieſerwegen ſeinen Rock ablegte. Der Maitre ſahe ihn ſtarr an, und dieſer ergriff nebſt Rüpeln und dem Schmiede-Knechte, den Stock an einem Ende, und der Maitre hielt ihn mit dem andern zwiſchen den Zähnen, und legte zugleich die Hände hinter den Rücken. Es wurde gezogen, und der Meiſter ſtämmte ſich, und ſuchte jene fort zu ziehen; doch hierbey ſchien es, als ſtolpere er auf dem Theater, und

wollte fallen, womit er aber den Stock fahren ließ. Ob er nun, weil er vielleicht gemerkt hatte, daß er den Stock nicht würde erhalten können, den Fall ſimuliret habe, oder ob ihm in der That der Fuß geglitten ſey, iſt ungewiß. Doch nahm er von neuem das Experiment vor, und ſchleppte die Kerle rund auf dem Theater herum, ohne daß ihm der Stock konnte ausgeriſſen werden. Hierauf gieng er hinter den Vorhang, und trat kurz darauf wieder hervor, hielt ſich inzwiſchen das Schnupftuch vor den Mund, worüber er endlich von einem Zuſchauer gefragt wurde, dem er denn mit einer verdrießlichen und kläglichen Miene entdeckte, daß ihm ein Zahn ſey ausgeriſſen worden, welches ſollte geſchehen ſeyn währendem Falle, und weil die Kerle gedrehet hätten; worüber doch Rüpel bald anfangs proteſtirt hatte, aber auch jezt zugleich mit zog. Hierauf wurde der Zahn allenthalben mit großem Fleiße geſucht, aber nicht gefunden. In ſeinen Mund konnten wir ihm damahls nicht ſehen; und es hätte manchem ſcheinen können, als wäre ein Fucus hierunter verborgen geweſen: a) weil er nicht zu bluten ſchien; b) weil es währendem Fallen ſoll geſchehen ſeyn; da er doch hierauf das Experiment von neuem, beſſer und länger vorgenommen hatte, ohne einen Tropfen Blut von ſich zu geben, oder auch einiges ſchmerzhaftes Unvermögen zu zeigen; c) weil, der Sage nach, ihm an andern Orten ebenfalls ein Zahn ſoll ausgeriſſen worden ſeyn, es ſey denn daß es ein eingeſetzter Zahn geweſen, wie er ſich denn hierſelbſt auch wieder einen andern habe wollen einſetzen laſſen. Inzwiſchen war bey dieſem Experiment der Vortheil an der Kürze des Stockes, und daß er nur die ziehenden Perſonen einmahl ins Fortſchleppen gebracht hat, und es iſt daſſelbe hierauf mit leichter Mühe von Andern ziemlich imitiret worden. — 10) Das Experiment mit dem Nagel-drehen, welches er nach der gewöhnlichen Weiſe mit einem Tüchel in Händen verrichtete, verdient nicht weitläuftig allegirt zu werden, weil ſolches dergeſtalt bekannt und leicht iſt, daß es von einem Jeden, der die Handgriffe weis, gar leicht nachgemacht werden kann. — Und dieſes waren die Experimente, die wir vor unſre Perſon von ihm zu ſehen Gelegenheit hatten, aus denen wir aber nicht die geringſte Ueberzeugung von einer auſſerordentlichen Leibes-Stärke abnehmen konnten, als die lediglich

aufs Exercitium, auf Handgriffe und Proportiones mechanicas, wo nicht etwan manchmahl auf einen offenbaren Fucum ankamen.“

Im Jun. 1718 ließ dieſer ſich fälſchlich rühmende Simſon ſich zu Königsberg in Preuſſen mit ſeinen Experimenten ſehen.

Im Auguſt deſſelben Jahres agirte Derſelbe in Danzig, wovon nachſtehender Bericht des Hrn. D. Kulmus, aus Danzig (*), ein Mehreres beſagt.

„Dieſer ſtarke Mann ſieht dem Anſehen nach eben nicht ſtark aus; ob er zwar eine vollkommene Größe hat, ſo iſt er doch dabey ziemlich mager, aber ſtark von Knochen, welches man an den Händen ſehen kann, die ziemlich maſſiv ſind. Damit aber nicht etwan ein Einfältiger dieſen guten ehrlichen Mann, ex religioſa quadam ſimplicitate coactus, eines criminis magiae beſchuldigen möge, ſo will ich zu ſeiner Defenſion alle Umſtände, die dabey vorgehen, beyfügen. Es iſt aus allen ſeinen Proben zu ſchließen, daß nicht alle Leute von einer ſolchen natürlichen Stärke werden gefunden werden; doch glaube ich gänzlich, daß wenn einer oder der andere ſtarke Bauer bey ſeiner natürlichen force die Geſchicklichkeit und den Verſtand hätte, aller möglichen Vortheile ſich ſo, wie dieſer, zu bedienen, er ſollte es ihm, wo nicht zuvor, wenigſtens doch gleich thun. Auf dieſen folgenden Umſtänden beruhet die meiſte Kraft.

Als bey dem erſten Stück, 1) wenn er eine Kanone aufhebt, bedient er ſich eines vierbeinigen Geſtelles, welches aus 4 ſtarken Mauer-Latten, deren jede ungefähr 12 Schuh hoch ins Quadrat zuſammengeſetzt, und mit Quer-Hölzern befeſtigt iſt, doch oben enger als unten. Die Kanone liegt auf einem Brete, worunter Rollen gelegt ſind; von allen 4 Ecken des Bretes gehen beſondere Ketten ab, welche oben in Eine zuſammenlaufen, wie bey Wage-Schalen zu ſehen iſt. Wenn er nun die Kanone aufheben will, wird das Geſtelle über dieſelbe geſetzt, ſo daß auf jeder Seite des Bretes 2 Füße davon zu ſtehen

(*) Im 5ten Verſuch der Bresl. Samml. 2c. v. J. 1718, S. 1511, ſqq.

kommen; alsdann ſteigt er oben in das Geſtelle auf zwey in demſelben befindliche Balken, die beweglich ſind, damit er ſie nach Gefallen von einander abſchieben kann, und ſo tief liegen, als ſeine Beine lang ſind. Zwiſchen dieſen beyden Balken zieht er die Kette an ſich, und hängt ſie an einen um den Leib feſt gemachten Riemen oder Gurt; weil er nun noch dabey mit der rechten Hand die Kette anfaſſet, damit vielleicht derſelben Haken nicht wieder ausſpringe, ſo ſcheint es, als wenn er die Kanone mit Einer Hand aufhöbe. Er erleichtert ſich auch die Laſt dadurch, daß er mit ſeinen Hüften und Ballen ſich hinten oben am Quer-Holze des Geſtelles ſtützt, und mit den Füßen vorwärts renitiret, ſo, daß das Centrum gravitatis, oder vielmehr die Directions-Linie der Laſt, etliche Zoll hinter die Ferſe kommt; hernach hebt er den etwas niedergebogenen Leib und zugleich die daran hangende Laſt in die Höhe, (es iſt aber kaum zu merken) damit die unter das Bret gelegten Rollen hervorgezogen werden können, und hält alſo die Laſt bey 1 Minute lang ſchwebend. Während ſolcher Zeit ſieht man recht, wie ſeine force durch die Laſt nach und nach geſchwächt wird; denn ſobald er mit der linken Hand ein Glas Wein ausgetrunken hat, welches in der Geſchwindigkeit geſchieht, ſteuert er ſich mit ſelbiger Hand vorn an das Geſtelle, und kommt hierdurch der Kraft der Füße zu Hülfe; dem ungeachtet beginnt er mehr und mehr zu zittern, bis er endlich auf die Knie ſinkt, und dadurch die nicht eben hoch von der Erde erhobene Kanone niederfallen läßt. Seine eigene Kraft beſteht meiſtens in der Feſtigkeit der Glieder an den Füßen. Der Riemen um den Leib wird, meines Erachtens, ſo breit ſeyn, daß er die Nates mit bedecke, welches ich bey folgendem

2ten Stücke geurtheilet, wenn er ſich von zwey Pferden ziehen läßt; denn da ſitzt er auf dem Boden mit dem Leibe aufgerichtet, da denn unfehlbar der Leib durch die Kraft der Pferde würde gekrümmt werden, wenn der Gurt nicht auch zugleich über die Hüftknochen und Ballen gienge. Auch bey dieſem Stücke bedient er ſich einiger Vortheile. Es iſt nähmlich auf dem Theater ein Pfoſt oder Pfahl, ungefähr 1 Elle hoch, befeſtigt, welcher von oben mitten eingeſchnitten iſt, damit in dem Einſchnitte das Seil, woran die Pferde ziehen, liegen kann. Gleich unter dem Einſchnitt iſt am Pfoſt eine Leiſte, worauf mit

einem

einem Ende ein Bret gelegt wird, welches nicht vollkommen ſo lang, als des ſtarken Mannes Beine hoch ſind; mit dem andern Ende liegt das Bret auf dem Theater um ſo viel niedriger, als die Leiſte des Pfahles vom Theater erhoben iſt, und wird alſo aus dem Brete, mechanice zu reden, ein Planum inclinatum, bey 1 Elle hoch, auf welches ſich der ſtarke Mann ſetzt, hernach das Seil an ſeinen Gurt befeſtigt, und die Beine an den über der Leiſte noch hervor ragenden Pfoſt zu beyden Seiten ſtämmet, und auf ſolche Weiſe die zwey angetriebenen Pferde, welche auf der Erde um ſo viel niedriger, als das Theater erhoben iſt, ſtehen, (der Rücken der Pferde aber war mit dem Theater beynahe gleich hoch,) an ſich hält. Aus dieſem Probe-Stücke kann man ſeine eigentliche force ausrechnen, durch den mechaniſchen Lehrſatz: daß die Kraft ſich zur Laſt verhalte, wie die Höhe des Plani inclinati zu deſſen Hypothenuſe, weil die Directions-Linie der Kraft mit ihr in hoc caſu parallel iſt. Dieſes aber iſt falſch, daß er die Pferde zurück zu ziehen, capable ſeyn ſolle; denn es iſt bekannt, daß, wenn man aufhört Pferde anzutreiben, ſie von ſich ſelbſt zurück treten; nun habe ich niemahls von ihm geſehen, daß er die Pferde im Antreiben zurück gezogen hätte, ſondern ſobald der dazu beſtellte Kerl aufhört zu peitſchen, zieht der ſtarke Mann den durch das Nachgeben der Pferde relaxirten Strick, und alſo auch, dem Schein nach, ſelbſt die Pferde an ſich.

3) Das Seil, welches er zerreißt, iſt im Diameter 1 Zoll dick. Er windet daſſelbe etliche Mahl um einen Pfoſt, ſteckt das eine Ende durch eine Haſpe, befeſtigt vorn an demſelben Ende ein Holz, welches er hernach in der Mitte beym Knoten am Gurt hängt, mit beyden Händen ergreift, zugleich aber auch die Füße gegen denſelben Pfoſt neben den Strick ſteuert, und ſo lange mit dem ganzen ſchwebenden Leibe wieget und dehnet, bis der Strick an dem Orte, wo der affrictus iſt, platzet. Der Strick iſt nicht aus Hanf, ſondern nur aus ſchlechtem Werge verfertigt, und kann vielleicht auch vorher in etwas gebeizet und macerirt worden ſeyn, welches nicht eben zu merken iſt.

Das 4te Stück, welches er, nach dem Berichte des 23 St. des unter dem Titel: Curiöſer Secretarius ꝛc., herausgekommenen Journals, zu machen pflegt, hat er, mei-

nes Wiſſens, hier nicht gezeigt. Wie mir aus Königsberg referirt worden iſt, ſo treten ſeine eigenen Leute auf ihn; es ſoll aber auch daſelbſt ein fremder Kerl allein mit ihm ſolches zu verſuchen gebeten haben, der den ſtarken Mann ſo getreten hat, daß er geſchrien; ſed hoc ex relatione aliorum; ob es wahr ſey, weis ich nicht. Es kommt aber mit einem andern Stücke überein, welches er hier täglich gemacht hat, und wovon der Verf. vorgedachten Journals nichts meldet, wenn er nähmlich auf gleiche Art ſchwebend auf ſeinem Leibe, circa regionem pubis, 2 bis 3 große Steine, welche ¼ Elle dick ſind, nach einander in Stücke zerſchlagen ließ; wenn ſolches verrichtet war, ſchwung er ſeinen Leib über die Lehne des Stuhles, worauf der Kopf ruhete, und machte ein Compliment. Hier iſt zu merken, daß er an dem einen Stuhle zugleich die Schultern, an dem andern aber die Füße mit dem Fußblatte und Abſatz ſtämmete; der Leib lag nicht horizontal, ſondern ſo viel möglich erhoben; die Stühle wurden feſt gehalten; es waren auch keine Fels-Steine, ſondern Werkſtücke, oder Stücke von Mühlſteinen, welche weich und ſandig ſind. Ueberdies wiſſen die Steinbrücher aus Erfahrung, daß ein jeder Stein auf etwas hohlem leichter zu zerſchlagen iſt, als auf etwas hartem, ſo mehr renitiren kann, und die Kraft des Schlagens ſchwächt, wie ſolches, nach den Principiis des berühmten *Hugenii* de motu corporum ex percuſſione, demonſtrirt werden kann. Daß er den Leib über den Stuhl wirft, geſchieht durch die force der an dem Stuhl geſteuerten Füße, und durch Balanciren mit dem Leibe.

Das 5te geſchieht auf gleiche Art mit dem erſten.

Beym 6ten ſetzt er den Amboß auf die Bruſt nahe am Halſe, und wälzet nach verrichteter Sache denſelben durch eigene Kraft von ſich. Es beruhet auf der force des oſſis ſterni, und daß er vielleicht den Athem ſo lange in ſich halte, als geſchlagen wird; denn ſo können die aufgeblaſenen Lungen zugleich mit renitiren. Ein gleiches habe ich vor etlichen Jahren von einem Andern geſehen, der einen noch viel dickern Stab Eiſen durch 3 Schmiede-Knechte zerſchlagen ließ; er that es aber nicht alle Tage, wie dieſer.

Das 7te habe ich nicht geſehen, auch nicht vernommen, daß es gemacht worden ſey.

Mit dem 8ten geht es zu, wie mit dem 1ſten und 5ten.

An

An dem 9ten konnte man ſehen, daß er einige Stärke habe, jedoch iſt der Nagel nach Proportion viel breiter, als dicker; er hat aber auch an einem gemeinen ſtarken Nagel bey dem Hrn. Präſidenten dieſes Ortes zuerſt die Probe gethan.

Beym 10ten iſt die Bank nicht über ¼ Elle breit, und ſo dünn als nur möglich. Die Füße an beyden Enden der Bank machen einen ſpitzigen Winkel mit ihr auswärts, ſo daß der Untertheil der Füße bis an die Perpendikular-Linie der Enden der Bank reichet; und dieſes deswegen, damit er einen von dieſen beyden Füßen, wenn er das Ende der Bank mit den Zähnen wohl gefaſſet hat, füglich an den Bauch ſetzen und mit demſelben nachheben könne. Sobald er ſie in die Höhe gehoben hat, dreht er ſich geſchwinde mit derſelben einmahl herum, und läßt ſie fallen.

11) Zwey ſeiner eigenen Leute ziehen an dem Stocke. Vor etlichen Wochen fand ſich hier ein Schiffer, der zu verſuchen begehrte, ob er vermögend ſey, den Stock allein auszuziehen; als ihm ſolches zu probieren erlaubt wurde, hat er es 2 Mahl hinter einander präſtiret. Der ſtarke Mann, welcher nicht allein über den Schimpf, ſondern auch, daß ihm die Zähne wackelnd und blutig worden, entrüſtet war, forderte ihn zum dritten Mahl aus; als aber der gute Schiffer ſeine größte force anwandte, öffnete jener das Maul, und ließ ihn ſo ſtark zu Boden fallen, daß man ihn für todt hielt. Vielleicht hat er im Ziehen auch zugleich gedrehet. Nachmahls hat der ſtarke Mann dieſes Stück nicht mehr präſentiret, wohl aber geſagt: daß die Leute in Danzig zu ſchlau wären. Es iſt hier noch ein anderer ſtarker Arbeitsmann, der ſeine Hand-Griffe bemerkt hat, und nun einige von ſeinen Stücken ihm nachmacht.

Wer aus dieſer meiner umſtändlichen Relation ſich einen deutlichen Begriff im Verſtande wird machen können, der wird von ſich ſelbſt urtheilen, in wie weit er mit dem wahren Simſon zu vergleichen iſt. Denn der h. Geiſt redet umſtändlich, daß der Simſon, als er 1) den Löwen zerriſſen, gar nichts in ſeinen Händen gehabt, womit er dieſe That hätte verrichten können; Judic. 14, 6. 2) Kann man ſich auf keinerley Weiſe den geringſten Vortheil fingiren, den Simſon bey Zerreißung der zwey neuen

X 5 Stricke,

Stricke, womit ihn die Männer von Juda gebunden hatten, gebraucht hätte, c. 15, 13., der 7 neuen Seile von friſchem Baſte, c. 16, 8. 9., und der neuen Stricke, womit ihn Delila band, c. 16, 12. Er wird unfehlbar ſo gebunden worden ſeyn, daß er ſich nicht hat regen können. Als er 3) die beyden Thüren der Stadt Gaza mit den Riegeln ausgehoben, c. 16, 3. wird er gewiß keine Seile oder Kloben, oder andere mechaniſche Zurüſtung, bey der Hand gehabt haben. Daß ſie aber nicht leicht müſſen geweſen ſeyn, erhellet aus der darüber entſtandenen Erſtaunung der Philiſter, v. 5. 4) Das Haus, worin die Philiſter waren, als er ihnen im Spectacul diente, c. 16, 27. wird ohne Zweifel nebſt ſeinen Säulen nach der alten Architektur wohl verſichert geweſen ſeyn, u. ſ. w.

Dieſer ſtarke Mann hatte auch hier einen Circumforaneum bey ſich, welcher viele Arcana zu haben vorgab. Vielleicht iſt von dieſem das zu verſtehen, was der Verf. des oben gedachten Journals von dem ſtarken Manne ſelbſt rühmt, daß er ein Oleum antimon. dulce, einen Glieder-Balſam, und ein noch anderes Specificum in Epilepſia & omnibus morbis generis nervoſi, habe. Er hatte auch bey ſich eine Bande von Seiltänzern, davon ein Holländer meritirte geſehen zu werden; er ſprang über anderthalb Mann hoch, ließ ſich ein Band quer über das Seil, höher als er ſelber war, ziehen, und ſprang gleich auf einander vorwärts und rückwärts darüber, geigete ſich auch zuweilen ſelbſt la Folie d'Eſpagne, wenn er ohne Gewicht-Stange tanzte; auch tanzte er in Stiefeln mit hohen Abſätzen und Sporen, und machte Capriolen und alle andere Lectiones eben ſo gut damit, als ein anderer in ſeinen weichen Schuhen; nicht weniger war er zu admiriren auf dem ſchlappen Seile, wenn er ſich auf demſelben balancirte oder ſchwenkte, indem er mit Einem Fuße darauf ſtand oder gieng, oder mit dem Rücken darauf lag, und doch balance hielt; er gieng auch, ohne ſich zu balanciren, auf demſelben ſchlappen Seile ohne Gewicht-Stange, drehete ſich nachmahls auf demſelben um, und ſchoß in demſelben tempo ein paar Piſtolen los ꝛc. Dieſer aber iſt jezt von dem ſtarken Mann abgegangen, und hat ſich mit einem Luftſpringer in eine andere Bande conjungirt, desgleichen auch nicht leicht in ſeinem Metier geſehen worden,

wel-

welcher einen Luftſprung auf freyer Erde höher als ein Mann, ja über einen Reiter zu Pferde, that ꝛc.

Noch eines muß ich melden von dem ſtarken Manne: Der Autor gedachten Journals nennt ihn einen von Adel aus Harzgerode gebürtig; das iſt gewiß, er führt einen aufſichtigen Stat, hat 9 ſchöne ſcheckige Pferde einerley Art, viel Bediente ꝛc. aber der Kutſcher, der bey ihm iſt, iſt ſein leiblicher Bruder; daraus ich ſchließe, daß er nicht von adelicher Extraction ſeyn müſſe; doch kann dieſes vielleicht ſeyn, daß er wegen ſeiner Experimente von hohen Potentaten geadelt worden ſey.“

Im Sept. 1723, ließ ſich der falſche Simſon, zu Nimwegen für Geld ſehen, wovon D. Degner folgende Relation ertheilt (*):

Im Monath Sept. 1723, kam der ſchon mehrmahls hier geweſene falſch berühmte Simſon, Karl von Eckenberg hier an, hatte eine große Bande Springer, Voltigierer, Seiltänzer und Muſikanten bey ſich, und nennte ſich in ſeinem ausgeſtreueten Zettel den weit-berühmten ſtarken Mann. Der Zettel machte das meiſte Rühmen von ſolcher Gaukler-Bande, referirte nur die 5 principaleſten Stücke ſeiner Kunſt, und ſagte, daß er ſonſt noch 20 differente Stücke könnte. Ich war curieus, mich mit ihm weitläuftig zu unterreden, und ſeine Stärke näher zu unterſuchen, weswegen ich ſeine Künſte verſchiedentlich wohlbedächtig anſahe, und ihn auch bey mich auf eine Abend-Collation invitirte, welches er auch verſprochen, aber nicht gehalten hat, vielleicht daß er Mißtrauen auf mich faſſete. Seine vornehmſte, in dem Zettel verſprochene Experimente hat er nicht einſt präſtirt, und dasjenige was er vorſtellte, waren die gemeinſten; er that aber bey jeder Scene, deren er des Tages 2, 3 bis 4 vorſtellte, nicht mehr als 3 bis 4 Stücke, und mehrentheils immer die eigenſten. Er überreichte mir anbey ein Tractätchen, ſub tit.: Johann Carl von Eckenbergs abgenöthigte Ehren-Rettung, entgegengeſetzt denen Breßlauiſchen Sammlungen. Es iſt dieſes derjenige Tractat, deſ-

(*) Im 25 Verſuch der Bresl. Sammlung ꝛc. v. J. 1723, S. 331, ſqq.

deſſen ſchon im 9 Verſ. der Bresl. Samml. in der Vorrede gedacht worden iſt, aber es war der andere Druck an. 1723. mit einer Vorrede und ſogenannter Specie facti verſehen, auch mit ſeinem vorſtehenden Portrait und hinten angehängten Kupfern ſeiner prätendirten Künſte. Die Charteque ſelbſt enthält nichts Reelles, ſondern nur einen ganzen Wuſt evomirter Galle und unverſtändiger Paſſionen, welcherley Anzüglichkeiten niemahls die Wahrheit, ſondern jedesmahl einen hierunter verborgenen Betrug, zu praeſumiren entdecken. Und daß dieſes ſich auch hier in der That alſo befinde, ſind die ſelbſt angedruckte Figuren, deren 14 ſind, das allerunumſtößlichſte Zeugniß und Beweisthum, maßen ſolche, der originellen Vorſtellung des v. Eckenberg entgegen gehalten, ein jeder ganz und zumahln falſch befindet, auch von allen ſelbſt auf dem Theatro dafür erkannt, er aber in den größten Argwohn einer offenbaren Bosheit, und dahinter ſteckenden Betrugs, gefallen iſt, gleich ferner die in Bresl. Samml. M. Mart. 1718, Claſſ. 4, Art. 8, & Aug. Cl. 4, Art. 8 (*), weitläuftiger angeführte Handgriffe in Vergleichung dieſer Figuren, mit mehrerem anweiſen können. Er hatte, nebſt einer Tochter von 10 Jahren, auch ein artiges Mädchen von 5 Jahr, die beyde alles Seiltanzen und Gaukelſpielen mitmachen mußten. Dies Kind war für ſein Alter von ſehr gedrungenen und ſtarken Gliedern, dem Vater hierin nicht ungleich; er ſpielte auch viel mit dieſem Kinde, welches mit ihm ringen mußte, und deſſen ſonderbare Stärke der Vater mir anrühmte. Ich war curieus, gab dem Kinde einiges Geld, um es treuherzig zu machen, und auch mit mir zu ringen, ſo auch geſchahe. Das Kind legte ſeine Hand und Finger zwiſchen den meinigen, ſetzte ſich ſteif auf ſeine Füße, und drung mit vorgebogenem Leibe gerade auf mich an, und bezeigte in der That eine ſolche Stärke, daß es mir den Arm und dadurch den ganzen Leib ziemlich weit zurück ſtieß, worüber ich mich anfangs verwunderte, doch ſcherzend ſagte: das gelte nicht, ſie müßte ihre Hand gegen meinen Ballen anſetzen und drücken; und da befand ich, daß es den vierten Theil der erſten Force nicht thun konnte, welches der Vater nicht gern

(*) Siehe oben, S. 316, fgg. K.

gern ſahe, und das Kind zu ſich rief. Ueber eine Weile ſagte ich dem Kinde, ſie ſollte mir die Finger brav ſtark, ſo ſtark als ſie könnte, zuſammen drücken, und da bewies ſie ſo wenig Stärke, als ein anderes Kind von ihrem Alter, ſo daß ich kaum ein wenig Drücken fühlen konnte. Der Vater wollte das Kind excuſiren, aber es war geſchehen, und ich hatte ihm ſchon ſeine Handgriffe abgelernt. Sonſt erzählte mir Eckenberg, wie ihm zwey Mahl ſtark durch den Waſſergang Blut abgegangen ſey, nachdem der Hammer, womit die Leute den Stein auf ſeinem Leibe zerſchlügen, ab- und auf den Leib gefahren wäre. Uebrigens hat er nicht viel Stat gezeigt, in einer der ſchlechteſten Herbergen logirt, und keine Pferde bey ſich gehabt. Seine Frau, die auch eine Seiltänzerinn war, nahm das Geld an der Thüre ein, und ſahe einer adeligen Dame gar nicht gleich. Er hatte einen Bruder bey ſich, der ebenfalls auf dem Seile tanzte. Aus ſeinen Discurſen konnte ich merken, daß er römiſcher Religion wäre. Er hat, ſo viel ich erfahren können, keine Arcana ausgebothen, ſondern ſeine Scenam ordentlich mit einem ſchlechten Jungen-Spiel geendigt. Curioſitatis gratia fragte ich ſeine Frau und eine Seiltänzerinn, die er bey ſich hatte, ob ſie ihre exercitia zu aller Zeit verrichten könnten, und keine turbas menſium dadurch erleiden müßten? Sie bezeugten aber, daß ſie ſich an keine Zeit kehrten, auch keine Veränderung dadurch erführen.“

Im Jahr 1725, trat der ſogenannte andere Simſon auch in Nürnberg auf, und was Hr. Roſt daſelbſt von ihm bemerkt hat, iſt aus nachſtehendem Berichte, v. 21 Sept. 1725 (*) zu erſehen:

„Der großſprecheriſche Karl v. Eckenberg iſt vor einigen Monathen auch hier um Geld zu ſehen geweſen; ich habe ihm dieſe Ehre ein einziges Mahl angethan, weil ich ſeine elende Simſons-Stärke ohne Brille gleich erkannt habe, und mir die Mühe nicht öfter geben mögen, ihm zu zuſchauen. Konnte doch der Prahler den zinnernen Teller nicht entzwey reiſſen, ſondern brach mit erſchreck-licher

(*) Im 33 Verſuch der Bresl. Sammlungen, v. J. 1725, S. 319, f.

licher Mühe ein kleines Stückchen davon herab; er entſchuldigte ſich zwar, das Zinn wäre ſo zähe als Eiſen, allein dadurch gab er eben ſeine Schwäche zu erkennen; wie zermarterte er ſich, bis er mit ſeinem Leibe den Strick entzwey prellete! und ein ander Mahl konnte er es gar nicht bewerkſtelligen, da war denn das Regen-Wetter Schuld daran. In ſeinem Charletans-Zettel hieß es, er riſſe ihn mit den Händen entzwey; er belog aber die Leute damit eben ſo, wie mit ſeinen andern Kunſt-Stücken, mit dem Stecken im Munde, der ſich freylich nicht ſo leicht herausziehen läßt, wenn man wie ein raſender Menſch auf dem Theatro herum läuft. Mit dem Pferdeziehen iſt es gar was lächerliches; und wenn der Welt was nützliches daraus erwüchſe, wollte ich es ſchier wagen nachzumachen, denn die dazu erfordernden Vortheile ſind nicht weit herzuhohlen. Das Zuſammenrollen der Teller habe ich ſchon oft bewerkſtelligt, und ſie wieder ausgebreitet, wie ſie zuvor geweſen. Mit Einem Worte, wer ein wenig weis, was Mechanica iſt, und die Potentias mit der Proportion der Laſt und Kraft verſteht, dem ſind ſolche Dinge keine Zaubereyen. Sed mundus vult decipi, decipiatur ergo. Ein Kluger lacht darüber. — — Mit ſeinem Edelmanns-Titel iſt er hier gar übel angelaufen, weil man ihn gleich gekannt, daß er ehemahls bey einer Compagnie Soldaten von hieſiger Stadt in Dienſten geſtanden."

Der ſogenannte zweyte Simſon oder ſtarke Mann, v. Eckenberg verdient alſo nichts weniger als Bewunderung, da, wie aus oben angeführten Relationen erhellet, die meiſten ſeiner Kunſt-Stücke theils gar nichts Auſſerordentliches waren, theils nicht bloß durch die Kraft ſeiner Leibes-Stärke, ſondern durch eine mechaniſche Hülfe geſchahen, wie aus Nachſtehendem noch deutlicher zu erſehen iſt.

Zwey verſchiedene Gewichte, die nach der Direction zwey verſchiedener ſchief liegenden Flächen von gleicher Höhe in einander wirken, halten einander die Wage, wenn dieſelben ſich gegen einander verhalten, wie die Längen der gleich hohen Flächen, nach welchen

ſie

ſie ziehen. „Hieraus,“ ſagt Hr. Prof. Kühn (*), „kann man auch erſehen, wie man es machen müſſe, „wenn ein Mann von mittelmäßiger Stärke ein Par „ſtarke Pferde an einem Strick aufhalten, d. i. ihnen „im Ziehen die Wage halten ſollte (dergleichen ſtat„iſches Kunſtſtück der ſogenannte ſtarke Mann vor un„gefähr 28 Jahren hier und an andern Orten wirklich „gemacht hat). Nähmlich auf dem horizontalen „Schauplatze Rh, Fig. 4187, war ein ſtarker Pfo„ſten RS von 3 bis 4 Schuh aufgerichtet, mit einer „bey S befindlichen Rolle, um welche ein ſtarker „Strick PSp gezogen war. Alsdann legte ſich der „ſtarke Mann längſt Rh auf den Rücken, ſtremmete „ſich mit den Füßen bey R an den Pfoſten, und zog „ſowohl mit aller ſeiner Macht, als auch mit der „Schwere des Leibes ſelbſt, den Strick nach ſich, nach „der Linie Sh, da indeſſen die unter dem Schauplatze „und ziemlich weit vom Pfoſten bey H angeſpannte „zwey ſtarke Pferde denſelben Strick nach der Linie „SH anzogen, aber nicht von der Stelle kommen konn„ten, ob man ſie gleich ſo ſtark antrieb, daß zuweilen „der Strick ſelbſt darüber entzwey riß. Um dieſes zu „erklären, darf man nur bedenken, daß hier wirklich „zwey ſchief liegende Flächen SH und hS von gleicher „Höhe RS vorhanden ſind. Es ſey z. E. SR = 3′; „Sh = 4′; SH = 24′; die Kraft der beyden Pferde „zuſammen = P = 1200 Pfund; die ganze Kraft „des ſtarken Mannes = p = 200 Pfund. Weil „demnach iſt

die

(*) In ſeiner Beſchreibung einer neuen und vollkommenern Art von Wagen, auf welchen nicht allein gleich große, ſondern auch ungleich große Gewichte ſich gegen einander überaus genau abwägen laſſen ꝛc. im 1 Th. der Verſuche und Abhandlungen der Naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig, (Danz. 1747, 4.) S. 15, fgg.

die Kraft der Pferde	zur Kraft des ſtarken Mannes,		wie die Länge der 1ſten Fläche	zur Länge der 2ten Fläche
P:	P	=	HS:	hS
d.i. 1200 ℔.:	200 ℔.	=	24′:	4′
6:	1	=	6:	1;

„ſo halten die ziehenden Kräfte P und p einander die „Wage; und alſo hat der ſtarke Mann, bloß mit einer „gewöhnlichen Manns-Kraft von 200 ℔. gar leicht „ein Par ſtarke Pferde aufhalten können.“

„Als ich,“ ſchreibt Hr. Superint. Hauber (*): „in meinen Studenten-Jahren, den ſogenannten zweyten Simſon ſeine Künſte machen ſahe, ſo begegnete ihm bey dem Kunſtſtücke, welches ſeine Stärke dadurch beweiſen ſollte, daß ihn zwey Pferde nicht von der Stelle ziehen könnten, ein kleiner Unfall, welcher ſeine Schwäche offenbarete. Es waren nähmlich zwar damahls zwey gar magere Pferde zur Ausführung dieſes Kunſtſtückes genommen worden, und welche wohl in der ganzen Stadt ſchlechter nicht waren; indem aber die beyde hölzerne Pfoſten, an welche er ſich mit den Füßen anhielt, nicht feſt genug in die Erde geſchlagen waren, ſo giengen ſie auf das erſte Anziehen der Pferde los, und dieſe zogen den Simſon über die Pfoſten hinüber, und mit ſolcher Geſchwindigkeit fort, daß man gar keine auſſerordentliche Stärke ſehen konnte, ſondern er mit vollem Halſe Halt! Halt! Halt! rufen mußte, welches denn, wie leicht zu erachten iſt, unter den Zuſchauern ein großes Gelächter erweckte.“

„Eben alſo,“ fährt Hr. Prof. Kühn fort: „geht „es an, daß ein Mann von mittelmäßiger Stärke ei„nen mit ein Par ſtarken Pferden beſpanneten Wagen „zurück halten kann, daß ſie ihn nicht von der Stelle „ziehen können; desgleichen Kunſtſtück ein gewiſſer „wegen ſeiner Stärke berühmter preuſſiſcher Edelmann „in Gegenwart des Kurfürſten Friedrich Wilhelm „des Großen, bewieſen hat. Man ſtelle ſich nähmlich

(*) Im 21 St. ſeiner Bibliotheca magica, S. 580.

„ſich den Wagen vor, durch die zwey Räder ſ und S „über der Horizontal = Linie HRh, Fig. 4188; man „ziehe durch die Vorder = Axe ſ, und durch die Hinter= „Axe S, eine gerade Linie ſS, und verlängere dieſelbe „bis in H; ſo iſt klar, daß man eigentlich nach der „Directions=Linie SſH ziehen müſſe, wenn der Wagen „auf dem Horizont HR von R gegen H fortgebracht „werden ſoll. Nun ſey HE die Höhe der Pferde vom „Horizont bis an die Bruſt E, und der Strick Eſ ſey „an der Vorder = Axe ſ befeſtigt; ſo ziehen die Pferde „nicht nach der Linie ſH, ſondern nach einer etwas „höher ausſchweifenden Linie ſE. Folglich wird nicht „die ganze Kraft der beyden Pferde angewendet, den „Wagen längſt RH fortzubringen, ſondern ein Theil „davon wird angewendet, die Vorder = Räder ſ gleich= „ſam ein wenig zu heben, und der übrige größte Theil „der Kraft (den ich 1200 Pfund gleich ſetzen will,) „wird nur angewendet, nach der wahren Direction des „Wagens ſH zu ziehen. Es ſey ferner an der Hinter= „Axe S ein Strick Sh angebunden, und ein Mann, „deſſen Länge von den Füßen bis an die Bruſt durch „die Linie Rv angedeutet wird, ergreife den Strick Sh „bey v, ſtremme ſich mit den Füßen an einen bey R „gleichſam von ungefähr liegenden großen Stein an, „und werfe ſich mit aller Macht und Schwere (die ich „z. E. 200 Pfund gleich ſetzen will,) nach hinten über, „ſo zieht er nach der Directions = Linie Sh. Wenn nun „ſich verhält

	die Kraft der Pferde.	:	Kraft des Mannes	=	die Länge der 1ſten Fläche	:	Länge der 2ten Fläche
	P	:	p	=	HS	:	hS
z. E.	1200 ℔.	:	200 ℔.	=	18′	:	3′
d. i.	6	:	1	=	6	:	1;

„ſo halten die gegen einander ziehenden Kräfte einan= „der die Wage, folglich kann der Wagen nicht von der „Stelle kommen.“

Bey der Stärke des Leibes beſaß v. Eckenberg doch keine Stärke des Geiſtes; wenigſtens hatte er die Kräfte des Verſtandes nicht ſo geübt, als die Kräfte ſeines Leibes; denn er hat von der Rechen-Kunſt, welche eine der erſten Uebungen des Verſtandes iſt, nicht viel gewußt, und er wurde durch eine ganz ſimple Art zu rechnen betrogen, und iſt auch dieſer Geſchichte wegen merkwürdig (*). Er kaufte ein Pferd zu Leipzig. Der Verkäufer forderte nicht mehr dafür, als daß er ihm binnen 24 Stunden auf folgende Art: in der erſten 1 Pfennig; in der zweyten, 2 Pfennige; in der dritten, 4 Pfennige; in der vierten, 8 Pfennige, und alſo bis zu Ende der 24ſten Stunde, jede allemahl verdoppelt, bezahlen ſolle. Der ſtarke Mann war dazu gleich willig, und ſtellte ſogar einen förmlichen Wechſel, folgenden Inhaltes darüber aus:

Leipzig, d. 17 Oct. 1717.

Gegen dieſen meinen Sola-Wechſelbrief zahle an Herrn Johann Heinrich Beyern, binnen 24 Stunden, und zwar jede Stunde, deren 24; und zwar

die erſte, 1 Pfennig;
die zweyte, 2 Pfennige;
die dritte, 4 Pfennige;
die vierte, 8 Pfennige;

und alſo weiter bis zu Ende der 24 Stunden, jede allezeit dupliret; es mache aus an Rthlr., ſo viel es in der Rechnung austrägt. Des Werths bin ich durch einen Pferde-Handel wohl vergnüget, leiſte dahero bey Verpfändung meines Vermögens, a dato an, mit Begebung aller Ausflucht, als: der Verletzung über die Hälfte &c. gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe.

Johann Carl von Eckenberg.

Dem

(*) D. *Valent. Jo. Deſſel*, zu Roſtock, hat davon Gelegenheit genommen, eine juriſtiſche Diſſert. de eo, quod iuris eſt circa actus per progreſſionem initos, 1723, zu ſchreiben.

Dem Manne kam dieſes als eine Kleinigkeit vor. Er verſahe es aber darin, daß er nicht vorher die ganze Summe in einer Tabelle, worin man ſie überſehen kann, ausrechnete, oder ausrechnen ließ. Denn dieſe Anzahl Pfennige macht in 24 Stunden eine Summe von 58,254 Rthlr. 5 Gr. 3 Pf. aus, die er zu bezahlen nicht im Stande war.

Hier folgt um deren willen, die noch zweifeln ſollten, die Tabelle:

				1	Pf.	die	1ſte	Stunde.
				2	⸗	—	2te	—
				4	⸗	—	3te	—
				8	⸗	—	4te	—
		1	Gr.	4	⸗	—	5te	—
		2	⸗	8	⸗	—	6te	—
		5	⸗	4	⸗	—	7te	—
		10	⸗	8	⸗	—	8te	—
		21	⸗	4	⸗	—	9te	—
1	Rthlr.	18	⸗	8	⸗	—	10te	—
3	⸗	13	⸗	4	⸗	—	11te	—
7	⸗	2	⸗	8	⸗	—	12te	—
14	⸗	5	⸗	4	⸗	—	13te	—
28	⸗	10	⸗	8	⸗	—	14te	—
56	⸗	21	⸗	4	⸗	—	15te	—
113	⸗	18	⸗	8	⸗	—	16te	—
227	⸗	13	⸗	4	⸗	—	17te	—
455	⸗	2	⸗	8	⸗	—	18te	—
910	⸗	5	⸗	4	⸗	—	19te	—
1820	⸗	10	⸗	8	⸗	—	20ſte	—
3640	⸗	21	⸗	4	⸗	—	21ſte	—
7281	⸗	18	⸗	8	⸗	—	22ſte	—
14563	⸗	13	⸗	4	⸗	—	23ſte	—
29127	⸗	2	⸗	8	⸗	—	24ſte	—
Summa 58254	Rthlr.	5	Gr.	3	Pf.			

Eine wahre Leibes⸗Stärke ſcheint jener Knecht im Fürſtenthum Oels gehabt zu haben, welcher, nach dem Berichte der bresl. Sammlung ꝛc. (*), im Jun. 1718,

(*) Im 4 Verſuch, v. J. 1718, S. 1238.

am zweyten Feyertage, zu Briſche im Stift Trebnitz, mit einem Manne um etwas Geld wettete, daß er den Amboß aus der Schmiede (von ordinärer Größe, wie die Dorf-Schmiede zu haben pflegen,) über den Weg hinüber tragen wollte; welches er wider Vermuthen präſtirte, und die Wette gewann. Am folgenden Tage hielt er die Wette von neuem um ein Achtel Bier, daß er den Amboß weiter und bis in das Vorwerk tragen wollte, wozu aber die Kräfte nicht zureichen wollten, ſo, daß er den Amboß mitten auf dem Wege mußte ſtehen laſſen, und alſo die Wette verlor.

Von einem ſtarken Kerl, in Breslau, im J. 1719, wird in den bresl. Sammlungen (*) Folgendes berichtet.

„Wir haben, im J. 1718, den fälſchlich genannten andern Simſon aufgeführt, und ſeine, mehr in mechaniſchen Handgriffen, als einer wahren Stärke, beſtehenden Künſte und Experimente erzählt; dem wir jezt einen andern ſolchen vermeinten Herculem an die Seite ſetzen. Es fand ſich nähmlich dieſen Monath (Jun.) allhier eine Bande von Seiltänzern und andern Künſtlern oder Gauklern ein, darunter eine Frau mit der Karte, mit ihrem Leibe und Gliedern, ein anderer junger Menſch mit Seiltanzen, und ein ſogenannter ſtarker Kerl nach dieſer angerühmten Stärke allerley Exercitia machten. Sie warfen dieſerwegen einen beſondern Zettel aus, und intimirten inſonderheit von dem Leztern Folgendes: „Zum Beſchluß dieſer Action wird ſich ſehen laſſen ein Holländiſcher Meiſter, welcher einen 3 bis 4 Centner ſchweren Stein oder Amboß mit ſeinen eigenen Haaren wird in die Höhe heben, ſonder Hände Anlegung, welches ihm der Stärkſte, der ſich ſamt ſeiner Stärke rühmet, nicht wird nachthun; daher dieſes Stück mit großer Verwunderung kann geſehen werden. Deſſelben gleichen wird er ſich laſſen brennendes Siegellack auf die Zunge treiffeln und ein Petſchaft drauf drucken, dergleichen ſehenswürdiges Meiſterſtück ſeiner Stärke zu beweiſen, ſowohl einen

(*) Im 8 Verſuch, v. J. 1719, S. 740, f.

nen Stein von 3 bis 4 Centnern auf ſeiner Bruſt durch 2 Schmiede-Knechte entzwey ſchlagen laſſen. Jngleichen läßt er ſich auch auf dem holen Leibe eine Stange Eiſen entzwey ſchlagen, auch hält er eine Canone ſo lange in der Hand, bis er ein Glas Wein ausgetrunken. Jm Polaniſiren auf zwey Stühlen, den Kopf auf einen, die Füße auf dem andern, liegend, 4 oder 5 ſtarke Männer auf ihm ſtehend, womit er mit ihnen ſpielen wird, als wie mit einem Ball, und wird darzu ſchwebende, ſo lange, bis daß er ein Glas Wein der geſamten Compagnie in Geſundheit hat ausgetrunken. Zwey bis drey Pferde läßt er auch an ſeinen Leib legen, und nicht capable ſeyn ſollen, ihn von der Stelle wegzuziehen, derowegen iſt einem jeden erlaubt, Pferde zu nehmen nach ſeinem Belieben, und antreiben zu laſſen," u. ſ. w.

Dieſer leztgemeldte Kerl war klein von Statur, kaum 2½ bresl. Ellen hoch, von Maaſtricht gebürtig, ungefähr 32 Jahr alt, ſchwach von Händen, Füßen, Bruſt und Kreuz; ſelbiger hob einen Feldſtein, ungefähr 2 Centn. ſchwer, mit den Haaren in die Höhe. Der Stein war kreuzweiſe mit einem Strick gefaßt, daran band er ſich ſo kurz mit dem Kopfe an, als es möglich war, nachdem er vorher unter ſeine ſchwarzen Haare, die er in zwey Theile getheilet, zwey Stricke geflochten hatte; dann ließ er zwey Schemel neben ſich ſetzen, und an jedes einem Beine griff er immer weiter und weiter hinauf, bis er die Hände auf den Sitz brachte, als ſo hoch er auch den Stein hob, und ſtark niederfallen ließ. Dann legte er ſich auf die Erde, und ließ ſich einen Sand-Stein auf dem Unterleibe entzwey ſchlagen. Hierauf ſteuerte er ſich, wie Eckenberg, auf zwey Schemel die Länge hin, ſo daß er mitten hohl lag; und ſo ließ er 4 Perſonen auf ſich treten, wovon der eine aber nicht zu rechnen war, als der bloß auf den Beinen ſtand, die auf dem Schemel lagen. Er ließ auch eine Schiene Eiſen, 2 gute Finger breit und 1 Finger dick, nicht auf dem Amboß, ſondern auf einem Steine auf der Bruſt, mit mehr als 20 Schlägen, vermittelſt eines aufgeſetzten Theil-Hammers, entzwey ſchlagen. Zugleich verſicherte er, daß er durch Krankheit die Haare ſehr verloren habe, ſonſt er wohl einen Reiter mit ſammt dem Pferde gehoben hätte, die Kanone aber deswegen nicht hübe, weil der Verdienſt hier ſehr ſchlecht ſey, und es bis 10 Thaler koſte, dieſelbe ins Ball-Haus, wo er agirte,

zu transportiren, und das Geſtelle machen zu laſſen. Der Pferde wegen excuſirte er ſich auch, doch ſagte er, er brauche kein hohes Theatrum, auch keine hohe Pflöcke, ſich anzuſteuern, und das Seil darüber gehen zu laſſen, wie Eckenberg. Er ließ auch ausſtreuen, daß er eine Salbe, einem Jeden dergleichen Stärke beyzubringen, mit ſich führe. Dieſes, und da ſie Anfrage thaten, ob ihnen erlaubt wäre, gewiſſe Medicamente oder Schmieralien früh auf öffentlichem Markte zu verkaufen, zeigte deutlich genug, daß es eine Marktſchreyer-Bande war. Doch verdiente das Stein-aufheben mit den Haaren ſo gut geſehen zu werden, als des Eckenberges Experimente, ungeachtet es auch, wie dieſe, ſeinen mechaniſchen Grund hatte, ohne aus der Stärke des Leibes große Wunder zu machen.“

In Dresden, wurden in den Carnevals-Luſtbarkeiten, 1723, zwey ſtarke Ochſen aufgeführt, und an dieſelben der dortigen Fleiſcher Hunde gehetzet. Weil man nun die Ochſen vermittelſt langer Stricke, welche an die Hörner gebunden waren, in Sicherheit gehalten, aber ihnen hieran doch Raum zum Laufen gelaſſen hatte, ſo traten hierbey zwey Italiäner in neſſeltuchenen netten Hemden hervor, welche ihre beſondere Stärke darin zeigten, daß ſie dieſe erzürnte Ochſen im Laufen anhielten, und zugleich auch dieſelben mit den Leinen dergeſtalt rückten, daß ſie auf die Vorder-Füße niederfallen mußten. Wenn es auch geſchahe, daß dieſe Beſtien unter die Leute laufen wollten, ſo haben die Italiäner dieſelben angefallen und zurück gehalten.

Einige Perſonen können ſich bloß durch beſtändige Uebung auſſerordentlich ſtark machen; allein die Natur-Gaben müſſen dazu kommen. Man hat ein Beyſpiel an dem großen, langbärtigen und ſtarken Andreas Eberhard Rauber, von Talberg und Weineeck, welcher ein Huf-Eiſen zerbrach, mit Einer Frau acht Zwillinge erzeugte, und einen getauften Juden erbärmlich zurichtete. Dieſer Jude befand ſich zu Grätz, am Hofe des Erz-Herzoges Karl, und glich

wegen ſeiner Länge und Stärke einem Rieſen. Der Erz-Herzog wollte wiſſen, ob er, oder Rauber, der ſtärkſte wäre, und nöthigte ſie beyde, daß einer von dem andern einen Fauſt-Schlag aushalten mußte. Sie würfelten um den Vorrang; und der getaufte Jude, welcher der erſte war, verſetzte Rauber'n einen ſo derben Schlag, daß er acht Tage das Bett, und noch länger die Stube hüten mußte. Als er ſich wieder erhohlt hatte, mußte der Jude auch einen Schlag von ihm aushalten. Rauber ergriff ihn bey ſeinem langen Barte, wickelte ihn zwey Mahl um ſeine linke Hand, und ſchlug mit der rechten ſo ſtark darauf, daß er nicht allein ſeinen Bart, ſondern auch den untern Kinnbacken in der Hand behielt, welches dem Juden bald darauf das Leben koſtete. Man findet an dieſen beyden Leuten Merkmahle großer Natur-Gaben. Sie waren beyde von ungeheurer Länge; und wenn das Glück es fügt, daß ſolche Leute geſund erwachſen, welches aber ſelten geſchieht, ſo müſſen ihre Muskeln nothwendig eine auſſerordentliche Stärke erlangen. Sie waren auch beyde ſehr vierſchrötig, und hatten einen ſtarken Haarwuchs, welcher ebenfalls eine Folge guter Naturen iſt. Der Bart des Juden mußte ſehr lang und ſtark ſeyn; Rauber's Bart aber war noch weit größer; denn er reichte ihm vom Kinne an, bis an die Füße, und von da wieder zurück, bis an den Gürtel.

Daß große Leibes-Stärke durch Uebung erlangt werde, beweiſet das Beyſpiel des Marſchalles von Boucicaut, des größten unter allen Rittern des Mittel-Alters. Dieſer zog ſchon in ſeinem zwölften Jahre mit in den Krieg, nicht etwa um als neugieriger Knabe den Kämpfen der Streiter zu zuſehen, ſondern um ſelbſt in vollem Ernſte mit zu kämpfen. Er trug ſeinen Harniſch eben ſo leicht, und duldete alle Beſchwerden des Krieges eben ſo willig, als es die älteſten und

durch Gewohnheit geübteſten Ritter nur thun mochten. Schon als Knabe, erlegte er in den Schlachten Feinde, die ſeiner Kindheit und Kleinheit ſpotteten. Kaum daß er in das erſte Jünglings-Alter getreten war, ſo begann er ſchon Ritter-Züge nach Preuſſen und nach andern fernen Ländern, und erwarb ſich allgemein die Ehre, für den tapferſten Ritter ſeiner Zeit gehalten zu werden. In ſeinem 25ſten Lebens-Jahre hatte er ſchon in vielen Ländern Europens ſo große Thaten gethan, daß er vor unzählig vielen andern, die darauf gegründete Anſprüche zu machen glaubten, des Marſchall-Stabes würdig befunden und erkläret wurde. Er übte ſich ſchon von früher Jugend auf, nicht nur in allen Arten ritterlicher Waffenführungen, ſondern auch im ſchnellen und langen Laufen, um dadurch einen deſto längern Athem zu gewinnen. Er hieb mit ſchweren Aexten, ſeinen Arm zu ſtärken, daß er in Schwenkung der Streit-Axt deſto fertiger würde. In voller Rüſtung tanzte er nicht nur, ſondern machte darin auch die allerſchwerſten Sprünge. Es koſtete ihm keine Mühe, ſich ſchwer bewaffnet, ohne Hülfe des Steigbügels auf ein Streit-Roß zu ſchwingen. Er ſprang ſogar einem großen, auf einem Streit-Roß ſitzenden Manne auf die Schultern, wenn er dieſen nur an einem Aermel anfaſſen durfte. Eben ſo leicht war es ihm, wenn er die eine Hand auf den Sattel-Knopf eines großen Streit-Roſſes ſetzte, und mit der andern die Mähne anfaßte, ſich von flacher Erde über das Pferd weg zu werfen. Er konnte auch an zwey Mauern, die etwa eine Klafter weit von einander entfernt aufgeführt waren, ohne alle weitere Beyhülfe, bloß durch die Kraft ſeiner Arme und Beine hinauf und herab klettern, hätten ſie denn auch die Höhe eines Thurmes gehabt. Endlich ſtieg Ritter Boucicaut, mit einem Panzer-Hemde angethan, an der einen Seite einer Leiter bloß durch die Hülfe ſeiner Hände empor; und wenn er kein

Pan-

Panzer-Hemd — welches ein recht ſchweres Stück Zeug war, woran ein gewöhnlicher Menſch ſo ſchon ſeine gebührliche Laſt zu tragen hatte, — wenn er kein Panzer-Hemd anhatte, ſo konnte er mehrere Stufen, bloß mit Hülfe einer einzigen Hand erreichen. Und bey allen dieſen halsbrechenden Stücken, die ihm aber ſehr leicht wurden, weil er ſich darin geübt, und alle Maſſe ſeiner Körper-Kraft darauf zuſammengedrängt hatte, ließ er bis in das ſpäteſte Alter nicht nach, ſelbſt zu Friedens-Zeiten, ſich mit Rittern und Knappen in den Waffen zu üben.

Am 15 Febr. 1790, ſtarb zu Tündern, ein merkwürdiger Kraft-Mann, der Meier Jobſt Heinrich Meier, ein Mann, der gewiß etwas wichtiges für die Welt geworden wäre, wenn er eben ſo glückliche Umſtände, als natürliches Vermögen dazu, gehabt hätte. Er beſaß eine auſſerordentliche Stärke des Leibes und Geiſtes. Doch ganz ohne Gelegenheit, dieſelbe auszubilden, konnte er ſich nur in ſolchen Dingen hervorthun, die zwar viel in dem engen Wirkungs-Kreiſe ſeines Standes, aber wenig oder gar nichts, in der übrigen Welt bedeuteten. Als Beweis ſeines guten Kopfes kann ich nur anführen, daß er gern von der Gemeine zur mündlichen Verhandlung ihrer Angelegenheiten bey den hohen Landes-Collegien gebraucht wurde, und in einem beſonders wichtigen Falle ſelbſt die Audienz Georg's in Hannover genoß. Doch war ſein Kopf mehr auf Unternehmungen und Ueberwindung großer Schwierigkeiten, als auf genaue Anordnung kleiner oekonomiſcher Umſtände bedacht; lieber entriß er der Weſer mit unmenſchlicher Arbeit, ganze Morgen Land, als daß er aus den Furchen ſeiner Aecker das Waſſer leitete. Seit Jahrhunderten war unter ſeinem Lande her ein ſchiffbarer Arm der Weſer gegangen. Meier mißgönnte dem Strohme dieſes entbehrliche Ruhe-Bett, und fieng an es auszudämmen,

men, nicht mit Pfählen, ſondern mit Bäumen, und dämmte und kämpfte ſo lange gegen den Strohm, bis dieſer, des Widerſtandes müde, ſeine alte Beſitzung verließ, und ſeinem Ueberwinder einen Platz von 3 Morgen zum ſchönſten Wieſenwuchs einräumte. So leicht es ſich vermuthen läßt, daß ein bloßer Bauersmann, und ich darf hinzuſetzen, ein Mann ohne Barſchaften, dergleichen Unternehmungen nicht ohne eine vorzügliche Körper-Kraft gewagt habe, ſo wird es doch den Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihnen hiervon einige beſondere Beweiſe gebe. Meier hatte in ſeinen jungen Jahren, da er als Reiter unter dem kurhannöveriſchen Leib-Regimente diente, einen Haufen preußiſcher Werber aus einem Wirthshauſe geſchlagen, und mußte dafür in Hameln, wo der Stab ſeines Regimentes lag, einige Stunden am Pfahle ſtehen. Hier ward er durſtig; ſich Getränke an den Pfahl bringen zu laſſen, ſchien ihm weitläuftig; er zog den Pfahl heraus, nahm ihn auf die Schulter, und gieng damit ſelbſt zum Ordonnanz-Hauſe, wo Getränk zu haben war. Sein General ſahe ihn, und rief: „Meier, „was machſt du für Streiche!“ — „Ich bin ja am „Pfahl,“ antwortete er: „wenn es aber auf dieſe Art „nicht gilt, ſo weis ich, wo ich ihn gekriegt habe.“ Er gieng zurück, ſteckte den Pfahl wieder ein, und trat in ſeine gehörige Stellung. Einſt trug er ein halbes Fuder oder 6 calenb. Malter Haber auf einer Bier-Leiter. Ein Jude both ihm mit großen Lobpreiſungen ein 16 Hand hohes Pferd zum Verkauf an. Meier fand es aber gegen ſeine Größe zu kurz, und ſagte: „Jude, lobt das Pferd ſo viel nicht, es iſt ja „nur ein Beutel.“ — „Ein Beutel?“ verſetzte der Jude: „nun wenn ihrs dafür traget, ſo ſoll es euer „ſeyn.“ Geſchwind nahm er zwar das Wort aus Kunde des ſtarken Trägers zurück; aber Meier nahm, um ſein Wort zu rechtfertigen, das Pferd auf die

Schulter, und trug es einige Schritte fort. Bey einem ſtark gemeſſenen Malter Bohnen behaupteten Einige, das könnte kein Menſch tragen. Meier ſagte: „Setzet ein Maß Brandwein, und ich nehme es in „einem Scheffel ſtehend auf, laſſe einen Kerl oben dar„auf ſitzen, und gehe damit ſpazieren.“ Man nahm die Wette an, und Meier erfüllte ſein Wort. Die Lebhaftigkeit ſeines äuſſerlichen Ausdruckes war ſeinem innern Muthe gleich, und verließ ihn nicht in ſeinen lezten Stunden; ſie war aber ſo wenig grob, daß ſie vielmehr auf der entgegengeſetzten Seite zu weit zu gehen ſchien. Gar zu gern küßte dieſer kräftige, biedere Mann Leuten, die er verehrte, die Hand. Er ſtarb im 90ſten Jahre ſeines Alters.

Annalen der braunſchw. lüneb. Churlande, 4 Jahrg. 3 St. (Zelle, 1790, gr. 8.) S. 730, f.

Ein Mehreres von der Leibes-Stärke der Menſchen, in Anſehung des Hebens und Tragens, des Schiebens und Ziehens, wird im Art. Leibes-Stellung vorkommen.

Was die Leibes-Stärke der Thiere, und deren bewegende Kraft, betrifft, ſo bedient man ſich am gewöhnlichſten der Pferde, zur Bewegung der Laſten und Maſchinen. Man rechnet, daß ſie gewöhnlich auf ebenem Wege 175 Pfund bewegen können; nicht 175 Pfund Laſt, ſondern eine weit größere Laſt, die etwa 175 Pfund Friction an den Achſen und Rädern verurſachete. Berg-auf kann es bey weitem nicht ſo viel fortbringen, weil es alsdann einen Theil der Laſt mit zu ziehen hat. Die Stärke des Pferdes übertrifft die Stärke des Menſchen ſiebenfach. Bey der Stärke der Thiere kommt vieles auf Klima, Statur, Nahrung, Geſundheit, und Gewöhntheit zur Arbeit, an.

Die Thiere bewegen Maſchinen: 1. durch Ziehen, entweder in gerader Richtung, wie die Laſt-Wägen, oder in kreisförmiger Richtung, wie z. B. die Deich-

ſel

ſel der Leim=, Butter= oder Mehl=Mühlen. — 2. Durch Treten, a) mit den Vorder=Füßen, da z. B. ein Rad ſo angebracht iſt, daß das Thier daſſelbe mit den Vorder=Füßen bewegen muß. Die hierdurch hervorgebrachte Bewegung mag wohl ſtark genug ſeyn, Blaſebälge, gewiß aber nicht Mühlen zu bewegen. Es läßt ſich auch nicht jedes Thier hierzu gebrauchen; denn da es ſtets befürchten wird, daß es herabfällt, ſo möchte es ſehr ſchwer ſich zu dieſer Arbeit gewöhnen laſſen; es iſt aber auch für das Thier gefährlich, indem es, wenn es nicht ſehr regelmäßig tritt, leicht herabfallen und die Beine zerbrechen kann. b) Mit den Hinter=Füßen. Das Rad muß hier die Stelle einnehmen, wo die Hinter=Füße ſtehen ſollten, welche Stelle deswegen ausgeſchnitten ſeyn muß. Hiervon gilt eben das, was eben vorher bey a. geſagt iſt. Stehen die Thiere zu weit herein, ſo verlieren ſie ihre Kraft, ſo auch wenn ſie zu weit hinaus geſtellet werden. c) Durch Treten mit allen vier Füßen; dazu muß das Rad entweder α) lothrecht ſtehen, und breit ſeyn, ſo daß die Thiere ſich inwendig auf Tret=Leiſten ſtemmen können; indem ſie nun fortgehen, treiben ſie das Rad unter ſich weg, und bewegen dadurch eine mit dem Rade verbundene Maſchine. Hierzu nicht abgerichtete Thiere ſtehen ſtill. Oder β) das Rad liegt ſchräg, d. h. es macht einen Winkel mit der wagerechten Linie.

Da es aber bey der Bewegung der Maſchinen nicht bloß auf die Kraft ankommt, ſondern auch auf die Schwere des Körpers, der die Kraft ausübt, ſo muß man ebenfalls auch auf die Schwere des Menſchen oder des Thieres, wodurch die Maſchine getrieben werden ſoll, Rückſicht nehmen. Ein ausgewachſener Menſch wiegt ſelten weniger als 110 Pfund, gemeiniglich mehr, und kann gewöhnlich über 110 Pfund heben; ſoll er aber die Arbeit fortſetzen, muß die Kraft, welche er anwenden ſoll, nicht über 30 Pfund betragen.

Ein

Ein Pferd wiegt zwiſchen 880 und 1320 Pfund; ſehr große Ochſen faſt eben ſo viel. Bey Wägen, welche längſt einem Hügel hinauf gehen, zieht ein Ochs, wiewohl in etwas längerer Zeit, noch mehr als ein Pferd.

Von der Stärke eines Pack=Pferdes und Eſels im Tragen ſchwerer Laſten, ſ. im LXV Th., S. 187.

Auch oft ganz kleine Thiere äuſſern ungemeine Stärke. Die Weiden=Raupe zernaget das feſteſte Holz, und gräbt ſich Gänge darein. — Der Miſt=Käfer ſchleppt ein Stück Bley, das ſo groß und dick als er ſelbſt iſt, auf ſeinem Rücken fort. — Ein Floh zieht an einem Kettchen eine Laſt, die 80 Mahl ſo viel, als er ſelbſt, wiegt. — Die Urſache dieſer ungemeinen Stärke bey ſo kleinen Thieren, liegt unſtreitig in der großen Anzahl von Muskeln, die dieſe Thierchen beſitzen. Der Menſch hat kaum fünfthalb hundert Muskeln; und bey der Raupe des Weidenholz=Spinners hat Lyonet deren über 4000 gezählt.

Leibes=Statur (der Ton auf der lezten Sylbe), aus dem Lat. Statura, die Leibes=Größe, beſonders in Anſehung der Länge, doch ohne das Verhältniß derſelben gegen die Dicke auszuſchließen. Ein Menſch von guter Statur, von gutem Wuchſe. Eine lange Statur. Siehe Leibes=Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes=Stellung, Leibes=Lage, Leibes=Poſitur. Der Menſch unterſcheidet ſich von den Thieren, in Anſehung des Leibes, vorzüglich auch durch ſeine aufrechte Stellung, und durch eine ihm natürliche, in dem Bau ſeines Körpers liegende Eigenſchaft, die ihm in einem weit vollkommenern Grade, vor den ihm auch hierin am meiſten ähnlichen Thieren zukommt. Geht der Menſch gewöhnlich aufrecht, und nur auf zwey Füßen, und muß er dieſes auch wegen der Einrichtung ſeines Körpers, ſo behauptet man doch nicht, daß er nicht auch ſeine beyden Hände als Füße brau-

chen

chen kann, um damit gleich auf vier Füßen zu gehen; doch wird die Vorausſetzung hierbey nicht Statt finden können, der Schöpfer habe den Menſchen hierzu unbeſtimmt gebildet. Sein zweyfüßiger Gang iſt nur weit vollkommener, und zum Schreiten bequemer eingerichtet, als ſein vierfüßiger, wenn er ſich auch deſſen bedienen würde. Mit Moſcati (*) aber den Menſchen zum Quadruped zu machen, ſeinen natürlichen zweyfüßigen, ihm in aller Rückſicht ganz angemeſſenen wohlthätigen Gang abzuläugnen, ſey es nun abſichtlich, oder nur um etwas neues und auffallendes zu beſtreiten, hieße ſich an der Natur ſelbſt verſündigen. Mehrere berühmte Männer haben es gleichwohl ihren Bemühungen um die natürliche Geſchichte des Menſchen würdig geachtet, das Inconſequente der Hypotheſe dieſes ſonderbaren Mannes darzuſtellen, von welchen ich nur die Herren Blumenbach (**), Zimmermann (***), und Mayer (****), hier nenne. Doch würde es zu weit führen, wenn ich alles das Vorzügliche und Gründliche, welches von Jenen der Moſcatiſchen Meinung entgegengeſetzt worden iſt, hier mit anführen wollte. Der Ungrund derſelben fließt von ſelbſt aus dem Beweiſe, daß der Körper des Menſchen, von Natur aus zur aufrechten Stellung, und zum zweyfüßigen Gang, gebauet iſt. Es wird ſich aber derſelbe am füglichſten mit den Worten des Hrn. Hofr. Blumenbach führen laſſen.

Be-

(*) Von dem körperlichen weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Structur der Thiere und der Menſchen. Eine akad. Rede vom D. Peter Moſcati, aus dem Ital. überſ. von Hrn. Hofr. Beckmann. Gött. 1771, 8.

(**) De gener. hum. var. nat. §. 17.

(***) Geographiſche Geſchichte der Menſchen ꝛc. Th. 1, S. 117, fgg.

(****) Beſchreib. des ganzen menſchlichen Körpers, Th. 1, S. 120, fgg.

Betrachte man nur die breiten Hüft=Beine (Ilia), die ſich unterwärts in die ſchmahlen Sitz=Beine (Iſchia) verlieren, ferner das kurze Becken, welches oberwärts beträchtlich erweitert, unterwärts aber verengt iſt, wodurch es gerade ſo geräumig wird, daß es dem Durchgange der Frucht hinreichenden Platz läſſet, dabey aber den Vorfall der Gebärmutter verhindert, und vergleiche dieſe mit dem länglichen, geraden und gleichſam walzenförmigen Becken der Thiere, mit ihren breiten Sitz=Beinen und aus einander ſtehenden Hüft=Beinen; bemerke die Verbindung und den Bau der Geſäß=Muskeln und Waden, und entſcheide dann, welche Art des Gehens dem Menſchen angemeſſener iſt. Halte man nur ein Thier=Skelett, oder auch nur die Coiterſche Figur eines aufrecht, nur auf ſeinen Hinter=Beinen poſſierlich einhergehenden ſkelettirten Fuchſes, gegen ein menſchliches, auf Händen und Füßen ſtehendes Skelett, und ſehe dann zu, ob man nicht das zweyfüßige Quadruped ſo gut, als den vierfüßigen Menſchen, für gleich monſtrös halten müſſe. Beſonders muß man, bey der allgemeinen Rückſicht auf das Becken, auch die Bemerkung der Pfanne (acetabulum oſſis iſchii), des Kopfes und Halſes des Schenkel=Beines (cervix oſſis femoris) verbinden. Der längliche, und bey dem Menſchen allmählich ſchief abwärts laufende Hals des Schenkel=Beines, iſt bey dem Menſchen, ſo gar auch bey dem Affen, kurz, beynahe in die Quere geſtellt, und der Kopf iſt ſchiefer mit der Gelenkfügung des Hüft=Beines vereinigt. Ferner gehört hierher die ganze Zuſammenfügung der Knochen des Fußes, der ſtarke Ferſen=Knochen bey dem Menſchen, die Gelenkfügung des Mittel=Fußes mit der Ferſe, der ſelbſt an dem Menſchen länglich und weit breiter iſt. Auſſer dieſen gehört noch folgender wichtige, und für das Aufrechtgehen auf zwey Füßen des Menſchen entſcheidende Beweis, den die

Lehre der Knochen-Erzeugung darbiethet, hierher. An jedem Neugebornen verknöchern ſich die Beine des Mittel-Fußes, vornehmlich der Ferſen-Knochen, weit ſchneller, und kommen eher zur völligen Reiſe, als jene an der Mittel-Hand. Hieraus erhellet zugleich auf das unwiderſprechlichſte die weiſe Einrichtung der Vorſehung, indem die Hände des Neugebornen in den erſten Jahren nicht nöthig haben eine gwaltſame Handlung auszuüben, da hingegen die Füße ſchon nach Ablauf des erſten Jahres dauerhaft genug ſeyn müſſen, den Körper zu tragen, und im Gehen zu unterſtützen.

Erſchöpfen ſchon dieſe, ganz aus der reinſten anatomiſchen Betrachtung des menſchlichen Körpers hergenommene Sätze, den Beweis, daß der Menſch von Natur aus, zum zweyfüßigen aufrechten Gang gebildet worden iſt, ſo wird es vielleicht doch nicht unnütz ſeyn, zur Beſtätigung deſſen, nach Hrn. geh. R. Mayer (*), beyzufügen, daß auch die übrigen Theile des menſchlichen Körpers in ihrer Bildung, Lage, Bewegung und Proportion genau mit dem aufrechten zweyfüßigen Gange des Menſchen harmoniren, und daher ganz anders beſchaffen ſeyn müßten, wenn der Menſch, nach Moſcati's paradoxer Meinung, zum vierfüßigen Gang erſchaffen wäre. Denn eben zu dieſem Endzwecke ruhet der menſchliche Kopf auf einem weit kürzern Halſe, und iſt auf die hierzu nöthige Weiſe auf dem Rumpfe befeſtigt. Seine Wölbung macht ihn bey der aufrechten Stellung geſchickt, aller äuſſern Gewalt den möglichſt ſtarken Widerſtand zu thun. Die Erfahrung beſtätigt es zur Genüge, welche Laſten man daher auf dem Kopfe zu tragen im Stande iſt (ſ. Th. LXV., S. 187). So ſind die Bewegungen des Kopfes theils durch ſich ſelbſt, theils in

(*) Am ang. O., S. 100 und 213.

in Verbindung mit den Bewegungen des Rumpfes, ſo eingerichtet, daß in ſeiner aufrechten Stellung keine Gegend um den Körper übrig bleibt, welche derſelbe nicht wahrzunehmen vermöchte. So haben auſſer dem Menſchen nur diejenigen Thiere, welche aufrecht ſtehen können, und ſtarke Kräfte in ihren obern Gliedmaßen beſitzen ſollen, das Schlüſſelbein, wie: der Affe, der Bär, die Fledermaus, die Beutel-Ratze, der Maulwurf, das Eichhörnchen, die Maus, der Igel; dahingegen diejenigen Thiere, die kein Schlüſſelbein haben, ihre größte Stärke immer in den Hinter-Füßen beſitzen, und dieſer ſich vornehmlich zu Waffen bedienen, wie z. B. das Pferd, der Eſel (*). So finden ſich die Brüſte des weiblichen Geſchlechtes auf einer dazu eingerichteten, größern Weite zwiſchen beyden Armen, welches für ein zweyfüßiges Geſchöpf, das den Säugling in den Armen hält, eine bequeme Lage iſt, und daher an vierfüßigen Thieren nicht beobachtet wird.

Man darf auch nur den, mit dem Menſchen in Rückſicht ſeines Körperbaues verwandten Orang-Utang in einige Vergleichung bringen, und deſſen, gewiſſer Maßen doch nur ſo zu nennende, aufrechte Stellung genau beobachten, ſo wird unſtreitig zugleich auch die große Verſchiedenheit, die zwiſchen beyder anfrechten Stellung Statt findet, von ſelbſt ſichtbar. Der Orang-Utang konnte, nach Hrn. Hofr. Blumenbach's Zeugniß (**), doch nur auf einen Stecken geſtützt, auf ſeinen Hinter-Beinen einher gehen, und ſtand, wenn er ſich aufrecht richtete, doch nur mit gebogenen Knien (***). Anders konnte das Thier weder gehen

(*) Blumenbach Geſch. der Knochen, §. 306.

(**) *Blumenbach* de gen. hum. var. nat. §. 18.

(***) Camper Naturgeſch. des Orang-Utang, von Herbell überſ. S. 143, f.

hen noch ſtehen; denn der in einfache Bogen gekrümmte Rückgrath, und der demſelben zu Folge beſtändig vorwärts hangende Kopf, mußte der Schwerpunct-Linie eine ganz andere Direction geben (*), als der mehr wellenförmig (**) gekrümmte, daher einer weit vielfachern Bewegung fähige, und darum zum aufrechten Gang ganz dazu gebauete bey dem Menſchen. Eben daher ſollte weder der Körperbau des Orang-Utang, noch der Körperbau irgend eines vierfüßigen Thieres, zum beſtändigen, regelmäßigen, natürlichen aufrechten Stand und Gang eingerichtet ſeyn. Der Menſch ſollte dieſes Vorrecht nur allein haben, der unter allen Thieren das einzige iſt, welches fußet (***), und mit der ganzen Ferſen-Fläche auftritt.

Hiernächſt würden zumahl größere Thiere gewiß nicht im Stande ſeyn, bey einer mehr dem menſchlichen Rücken ähnlichen Bildung ein ſo anhaltendes Vorwärtsbeugen bey Aufſuchung und Verzehrung ihrer Nahrung auszuhalten. Nicht einmahl wären ſie es, auch bey der, ihren oekonomiſchen Verhältniſſen und Bedürfniſſen ganz angemeſſenen Bau-Art ihres Rückens, wenn nicht die auch für ſie beſorgte Natur die weiſe Vorkehrung getroffen hätte, wodurch ſie nun ihren Bedürfniſſen auch mit einer gewiſſen Leichtigkeit und Bequemlichkeit nachgehen können. Zu dieſer Abſicht haben die meiſten Quadrupeden ein beſonderes Ligament (****), welches den vorwärts hangen-

(*) Camper, a. ang. O., S. 178.

(**) Blumenbach Geſch. der Knochen, §. 205.

(***) Blumenbach, a. ang. O., §. 397, Anm.

(****) Paxwax *Linn.* Ligamentum latum album. Ligamentum ſuspenſorium colli. Bey manchen Quadrupeden, die kein ſo ſtarkes Lig. ſuspenſ. haben, zeigt ſich dagegen in den Nacken-Wirbelbeinen eine beſondere Einrichtung. S. Blumenbach, a. ang. O., §. 233. de gen. hum. var. nat. §. 22. Tab. II. fig. 1, vergl. mit fig. 2.

genden Kopf tragen hilft, und verhindert, daß er keiner zu ermüdenden Anſtrengung ausgeſetzt werde, welches aber auch dem Menſchen, ſo wie jenen Thieren, die ihre Nahrung nicht auf dem flachen Lande ſuchen, ganz entbehrlich iſt.

Dieſer Einrichtung zu Folge läßt es ſich auch erklären, warum weder der Orang-Utang, noch irgend ein anderes vierfüßiges Thier auf dem Rücken liegen kann (*), und warum keines mit ſeinen Hinter-Beinen allein, aufrecht, ſteile große Anhöhen mit der Geſchwindigkeit eines Menſchen hinauf zu laufen, und den Weg eben ſo wieder rückwärts zu machen, wie der Menſch, im Stande iſt.

Nur der Menſch hat zwey wahre Hände, und auſſer ihm kein Thier, ſelbſt der Orang-Utang nicht. Nehme man immer deſſen vier Extremitäten für Hände an, wie es denn wegen des Gebrauches, den derſelbe nebſt ſeinen Gattungs-Verwandten davon macht, gar füglich geſchehen kann, ſo vermag doch keines von allen vierhändigen Quadrupeden ſeine vier Hände auf eine ſo mannigfaltige, ganz der geiſtigen ſowohl als körperlichen Organiſation des Menſchen entſprechende Art zu benutzen, wie der Menſch, ſeine beyden nur ihm verliehenen Hände, allein; denn ſie ſollten weder Stützen abgeben, ſeinen Körper mit zu tragen, noch ſeine Behendigkeit und Geſchicklichkeit im Laufen und Entfliehen zu unterſtützen; nicht ſollten ſie durch das Betreten der Erde, durch den Druck und das Reiben, gerade dem Zwecke der Natur entgegen ſtreben, den dieſelbe bey ihrer Bildung durchaus vor Augen hatte. Auf der Bildung und auf dem Gebrauche, den nur der Menſch von ſeinen beyden Händen machen kann, ruhet eine weit edlere Beſtimmung, weit vielſeitigere Beſtimmung. Es ſind zahlreiche Gattungen unter

(*) Camper, a. ang. O., S. 177 und 195.

den Säug-Thieren mit Händen verſehen, aber bey keinem einzigen kommen dieſelben doch dem ſo vorzüglichen Bau der Menſchen-Hände gleich; ſelbſt weder bey Tyſon's noch bey Camper's Orang-Utang (*). Bey beyden waren die Hände affenmäßig, mit kurzen Daumen, weswegen auch lezterer gar nichts anzufaſſen vermögend war (**).

Die Affen, ſagt Hr. Hofr. Blumenbach ſehr wahr: ſind, ihrer Natur nach, weder zweyfüßige, noch vierfüßige Thiere, denn ſie bewohnen nicht, wie andere Quadrupeden, die flache Erde allein, ſondern auch Bäume. Ihrer Beſtimmung nach, hatten ſie alſo wahre Hände, wie der Menſch, nicht einmahl nöthig, da hingegen der Menſch dieſelben zu ſeinem beſondern von der Stellung ſeines Körpers ganz unabhängigen Gebrauch erhalten hat. Weil der Affe, der Orang-Utang ſeine Vorder-Hände auch zum Schreiten, Klettern gebraucht, ſo muß nothwendig dieſer Umſtand einen ſehr wichtigen Einfluß auf das Gefühl derſelben haben. Durch das unabläſſige Berühren ſo rauher und harter Körper, muß unſtreitig das feine Gefühl ihrer Finger oder Zehen abgeſtumpft werden, da es hingegen bey dem Menſchen in ſeinem natürlichen Zuſtande weit eher und länger erhalten werden kann. Die unendlichen Vortheile, welche der Menſch vor allen übrigen Thieren durch das feine Gefühl ſeiner Hände voraus hat, ſind eben ſo bekannt, als wie ſehr derſelbe, beſonders bey blindgebornen Menſchen, erhöhet wird.

Auch die Lage der Augen und Ohren bey dem Menſchen iſt gar nicht für ein vierfüßiges Thier eingerichtet. Die Augen-Axe ſteht bey dem Menſchen beynahe perpendikular auf dem vertikalen Durchſchnitt des Kopfes,

(*) Geſch. der Knochen, S. 342. Anm.

(**) Camper, a. ang. O., S. 195.

Kopfes, da ſie hingegen bey den Thieren, die großen Affen ausgenommen, einen ſpitzigen Winkel macht, d. h. das Auge des Menſchen wäre, wenn er auf vier Füßen ſtände, mehr der Erde zugekehrt, als bey den Thieren. Auch hat die Natur den Thieren, bis auf den Orang-Utang, der auch hier wieder mit dem Menſchen zutrifft, einen eigenen Muskel (Suspenſorius oculi), den Augapfel in die Höhe zu halten, gegeben, welcher dem Menſchen fehlt. Giengen wir alſo auf Händen und Füßen, ſo wäre nicht nur das Geſicht des Menſchen mehr, als irgend bey einem andern Thiere, eingeſchränkt, ſondern dieſes wäre auch eben der Fall mit dem Gehör; denn die Ohren ſtänden gleichfalls gerade der Erde zu. Auch der Rückgrath iſt zu dem zweybeinigen Gange beſſer, als bey irgend einem andern Thiere, eingerichtet. Nehmen nicht die Wirbelbeine an Stärke zu, wo ſie mehr zu tragen haben? Daher ſind die Lenden-Wirbelbeine viel ſtärker, als alle übrige; ſie tragen den ganzen Stamm des Körpers; dieſes war bey einer Horizontal-Länge unnöthig, und eben daher findet ſich das Verhältniß nicht bey den Thieren.

Nach dieſen Betrachtungen müſſen die übrigen Einwürfe des Moſcati ſehr gezwungen ſcheinen. Was iſt es, z. B. für ein Einfall, deswegen, weil verſtümmelte Menſchen ohne Finger haben nähen, ſchreiben, arbeiten können, dem Menſchen alle die Verrichtungen, die er izt mit ſeinen gut gebaueten Händen und Füßen vorzunehmen im Stande iſt, auch alsdann zu zutrauen, wenn er Pferde-Hufe oder mißgeſtaltete Glieder habe? Man kann einen Elephanten zum Seiltanzen abrichten, aber nie iſt er dazu erſchaffen. Daß der Menſch auf vier Füßen feſter ſtehe, als auf zweyen, iſt unläugbar; allein würde man deswegen die Naſe oder die Augen lieber auf die Spitze der Finger ſetzen, um auf eine größere Weite

zu riechen oder zu ſehen, und alle die übrigen Vortheile ihrer jezigen Lage und Sicherheit dagegen aufgehen laſſen? Es kommt auf die Summe der Vortheile und auf die ganze Einrichtung an. Man muß keinen Theil oder Function allein einzeln beurtheilen, ſonſt wäre es auch beſſer, daß die Natur noch auf dem Hinter-Kopfe ein drittes Auge anbrächte. Krankheiten aber, welche Moſcati dem Aufrechtgehen zur Laſt legt, würden auch bey einer jeden andern Stellung des menſchl. Körpers Statt finden. Es iſt z. B. gewiß, daß das Liegen des Nachts, wenn es anhaltend auf Einer Seite oder auf dem Rücken dauert, große Ungemächlichkeiten nach ſich zieht; ſoll deswegen der Menſch gar nicht liegen? Die Anſtrengung der Muskeln bey dem zweybeinigen Gange iſt wahr; aber wenn die Natur uns nun dazu mit ſtarken Muskeln verſehen hat, wie die Muskeln der Waden, der Schenkel und des Hintern ſind? und dann ſo giebt uns ja auch eine kleine Ruhe hinreichende Kräfte, dieſen Gang fortzuſetzen. Der aufrechte Gang der Mutter ſoll Schuld ſeyn, daß die Frucht, welche gegen das Ende der Schwangerſchaft mit dem Kopfe nach unten zugekehrt liegt, einen ſo übermäßig großen Kopf habe; daß der Menſch mit Kopf-Krankheiten, Schlagfluß, Schwindel, Tollheit, mehr als ein anderes Thier, befallen wird. In den erſten Zeiten der Schwangerſchaft iſt augenſcheinlich die Frucht in einer ſitzenden Stellung, ſie wendet ſich nach und nach, und nur gegen den fünften oder gar ſechsten Monath ſteht der Kopf ganz gerade unten. In den erſten Monathen aber ſind, natürlicher Weiſe, die Theile am weichſten, am mehreſten fähig ausgedehnt zu werden, und da ſteht ja der Kopf nicht nach unten; es müßten alſo die Füße ſich übermäßig ausdehnen, wenn die Lage ſo ſehr viel vermöchte. Und findet ſich denn der Kopf des Kindes nur allein ſo ſehr groß? iſt er nicht bey

einem

einem neugebornen Hunde gleichfalls übermäßig? Die Hündinn trug aber doch ihre Frucht horizontal, oder wenigſtens nicht ſo, wie der Menſch? Kopf-Krankheiten herrſchen, leider! genug unter uns, aber ſie herrſchen nur, ſeitdem wir unnatürlich leben. Der alte Deutſche, der Kanadier, und ähnlich lebende, einfach lebende, wenig denkende Nationen, hatten und haben ſie weit weniger; ſie biethen mit ihrem Ausdauern den ſtärkſten horizontal liegenden Thier-Körpern Troß. Alters halber ſtirbt aber auch ein Thier am Schlagfluſſe. Was die Tollheit betrifft, ſo hat Moſcati wohl nicht daran gedacht, daß in jedem Jahre gewiß weit mehr Hunde, als Menſchen, toll werden. Man ſchlägt die Hunde todt, die Menſchen ſperrt man ein, wodurch ſie noch toller werden, und dabey ihre Zahl ſichtlicher wird. Melancholie, Hypochondrie, und hierher gehörige Verwandte der Tollheit, nehmen aber augenſcheinlich mit den vielen Kopf-Arbeiten, ſitzenden Lebens-Art, warmen Getränke, zu; denn es iſt gewiß, daß die Summe der tollen oder verrückten Leute vor tauſend Jahren, anſehnlich von der jezigen übertroffen wird. Aber vor tauſend Jahren giengen wir doch eben ſo gut, als izt, auf zwey Füßen. Giengen wir aber bey unſern übermäßigen Kopf-Arbeiten izt auf allen vieren, ſo muß doch Moſcati ſelbſt geſtehen, daß alsdann der Trieb des Blutes weit ſtärker gegen das Gehirn wäre, als bey der Perpendikular-Stellung. Und dieſes wäre die Beantwortung der wichtigſten Einwürfe gegen das Aufrechtgehen der Menſchen.

Hier iſt eine kurze Ueberſicht der Gründe, warum der aufgerichtete Gang, und nicht der auf allen Vieren, dem Menſchen natürlich ſey. 1. Die Beine und Schenkel ſind viel länger, als die Arme. Wenn man auf allen Vieren geht, ſo iſt folglich der Kopf niedriger, als das Hintertheil — eine äuſſerſt unzweckmäßige und unbequeme Stellung. 2. Unſre Arme biegen ſich im Elbogen-Ge-

lenke vorwärts, und die Beine im Knie-Gelenke rückwärts — eine Einrichtung, die dem Fortgehen auf allen Vieren ganz zuwider iſt. 3. Hacken-Fortſätze und Waden würden für dieſen Gang eben ſo unzweckmäßig ſeyn, ſo wie platte Fuß-Sohlen. 4. Der Bau des Beckens, und die Art, wie der Kopf des Ober-Schenkels in die Pfanne eingelenkt wird, widerſpricht jenem Gange geradezu. 5. Desgleichen und noch mehr die Verbindung des Kopfes des Ober-Armes mit der Schulter. 6. Die Befeſtigung der Gedärme iſt bey den vierfüßigen Thieren am Rückgrathe angebracht, bey dem Menſchen aber am Zwerchfelle. 7. Der Kopf des Menſchen iſt durch kein ſtarkes Ligament an den Hals-Wirbeln befeſtigt, daher die Haltung deſſelben in jeder andern, als der aufrechten Lage, Anſtrengung erfordert. 8. Auch haben die Augen keinen Aufhänge-Muskel.

Uebrigens muß man den Körper in jeder Lage in ſeiner Gewalt haben, und kann alſo auch, zur Uebung, auf Händen und Füßen gehen, traben und galoppiren.

Wegen der Kunſt in ſeltſamen und ungewöhnlichen Bewegungen oder vielmehr Verdrehungen des Leibes und deſſen Glieder, waren ſchon in den alten Zeiten die ſogenannten Gaukler berühmt; in den neuern Zeiten aber iſt ſolche Kunſt noch viel höher getrieben, und von einigen Perſonen durch langwierige Uebung ihrer Glieder zu ſolchen ſeltenen und auſſerordentlichen Bewegungen gewöhnet worden, daß dieſelben, und die dadurch gemachten Leibes-Stellungen und Poſituren ganz erſtaunend anzuſehen geweſen ſind. In Fig. 4189, ſieht man die wunderbaren Leibes-Bewegungen und Stellungen eines ſolchen Künſtlers, welcher, vor etwa 50 Jahren, in Deutſchland herum gezogen iſt, und dieſelben für Geld gezeigt hat, abgebildet.

Betrachtung über verſchiedene Krankheiten, die von den Stellungen des Leibes ihren Urſprung nehmen. Es giebt in den Staten des Groß-Mogols eine gewiſſe unglückſelige Secte heiliger Mön-

Mönche, welche, die Sünden des Landes bey den Göttern zu verſöhnen, das Gelübde thun, Zeit ihres Lebens in einer gewiſſen unnatürlichen Stellung des Leibes zu bleiben. Die Reiſenden, welche dieſe Elenden (die ſogenannten Fakirs, Fahkiers oder Faquirs,) in dem heiligen Haine geſehen haben, verſichern, daß einige einen Arm in einer beſtändigen Richtung ſo lange in die Höhe halten, bis er ganz ſteif wird, und lebenslang ſo bleibt; andere ihre Fäuſte ſo lange zuſammengedrückt halten, bis die Nägel in die flache Hand hinein wachſen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen; wieder andere das Geſicht über eine Schulter drehen, und es in dieſer Stellung behalten, bis ihr Kopf mit dem Geſichte rückwärts ſtehen bleibt, oder die Augen auf die Spitze der Naſe drehen, bis ſie das Vermögen in einer andern Richtung zu ſehen, gänzlich verlohren haben; einige ihre ganze Lebenszeit hindurch mit zurück gebeugtem Nacken, damit ſie nichts als den Himmel ſehen können; einige mit auf den Rücken gedreheten Armen, andere mit niedergebücktem Leibe ſtehen, einige ſich niemahls niederlegen, ſondern ihr ganzes Leben hindurch ſtehen, wobey ſie ſich entweder an einen Stab lehnen, oder an ein unter ihren Achſeln durchgezogenes Seil halten, und die meiſten in den allerbeſchwerlichſten Stellungen ſtehen oder ſitzen, und daß dieſe Leute, nachdem ſie ſolche Marter einige Jahre ausgehalten haben, nicht mehr vermögend ſind, ihre Glieder, wenn ſie gleich wollten, wieder in die natürliche Stellung zu bringen, weil ihre Gelenke mit harten Knorpeln verwachſen, ſo daß ſie ſich nicht beſſer, als hölzerne Statuen, bewegen können (*). Dieſe Men-

(*) Die Fakirs ſind Mönche, die ſich der Andacht als einer beſondern Lebens-Art ergeben. Man hält ſie für heilige Männer; und weil ſie keine Hanthierung treiben, ſo ſuchen ſie nur die Verehrung des Volkes zu erwerben. Ein Theil ihrer Heiligkeit beſteht darin, daß ſie nicht eſſen, was nicht bey

Menſchen-Geſichter beweiſen mit ihrem Schaden, wie nothwendig es ſey, die Gliedmaßen des Leibes in beſtändiger Bewegung zu erhalten, wenn man die Ver-richt-

bey Kuh-Miſte gekocht oder zugerichtet iſt, als den ſie für beſonders heilig halten. Sie verachten Güter und Ergetzungen des Lebens. Arbeit ſchätzen ſie eben ſo wenig. Sie bringen ihr Leben zu, Straßen und Wälder zu durchlaufen, wo ſie meiſtens von Kräutern und wildem Obſte leben. Andere nehmen ihre Wohnung in verfallenem Gemäuer und in Höhlen, und wählen allezeit die unreinlichſten Oerter. Andere, die noch heiliger ſind, gehen, bis auf die Scham-Glieder, nacket, und zeigen ſich in dieſem Zuſtande ohne Bedenken in Städten und auf Land-Straßen. Den Kopf laſſen ſie niemahls ſcheren, den Bart noch weniger, den ſie nie waſchen und kämmen, ſo wenig als ihre Haare. Sie ſehen auch ſo rauch von Haaren aus, als wie wilde Männer. Bernier, als Augenzeuge, meldet Folgendes: „Unter einer unglücklichen Menge und Mannigfaltigkeit von „Fakirs, Armen, Derviſchen, Mönchen oder Santons der „heidniſchen Indianer giebt es eine große Menge, welche „Arten von Klöſtern haben, wo ſich Superioren befinden, „und die eine Art von Gelübde der Keuſchheit, Armuth „und des Gehorſams, thun. Sie führen ein ſo auſſerordentliches Leben, daß ich nicht weis, ob man es glauben „wird. Ordentlich ſind es die, welche man Janguis oder „Gugis nennt, welches ungefähr ſo viel iſt, als: mit Gott „vereinigte. Man ſieht deren viele nacket, oder Tag und „Nacht auf der Aſche liegen, auch öfters unter einigen der „großen Bäume, die ſich an den Ufern der Talabs oder „Waſſerbehälter befinden, auch in den Gallerien, die um „ihre Deutas oder Götzen-Tempel ſind. Einigen gehen „die Haare bis mitten auf die Schenkel herab, und ſind „wie in Aeſte zuſammen verwickelt, wie das grobe Haar „unſerer zottigen Hunde. Ich habe verſchiedene von dieſen geſehen, die einen Arm, manchmahl auch zwey, erhoben, und beſtändig über ihren Kopf ausgeſtreckt hielten, „und am Aeuſſerſten der Finger die Nägel gekrümmt, und „wie ich ſie abgemeſſen habe, länger als mein kleiner Finger. Ihre Arme waren klein und mager, wie bey „Schwindſüchtigen, weil ſie in dieſer gezwungenen Stellung nicht Nahrung genug bekamen; ihre Sehnen waren „verkürzt, die Gelenke ausgefüllt und vertrocknet, und ſie „konnten die Arme nicht mehr niederbeugen, etwas aufzuheben; ſie haben deswegen junge Novitien, die ſie mit „großer Achtung bedienen. Keine Megära kann ihrer Geſtalt gleichen. Ich habe oft auf dem Felde, beſonders in „den Ländern der Rajas, ganze Haufen dieſer nackenden „Faquirs angetroffen, die mir Abſcheu erweckten. Einige „hielten die Arme erhaben, in der nur erzählten Stellung, „an-

richtungen leicht und ohne Schwierigkeit damit ausüben will. Das beſte Wachsthum unſers Leibes beraubt uns endlich des Vermögens, unſere Gliedmaßen nach unſerm Belieben zu gebrauchen, wenn man ſie nicht unterdeſſen in beſtändiger Uebung erhält. Daher iſt begreiflich, warum man zu derjenigen Zeit, da der Körper am ſchnelleſten wächſt, nähmlich in den Jahren der Jugend, diejenigen Bewegungen am meiſten üben muß, die man zu einer Fertigkeit bringen will. Wer erſt im dreyßigſten Jahre zu tanzen anfängt, wird gewiß keine große Geſchicklichkeit darin erhalten. Die Alten haben dieſes ſchon gewußt; denn es war bey ihnen, wie bey uns, Mode, daß ſchon die Kinder tanzen lernen mußten.

Motus doceri gaudet Jonicos
Matura virgo, & fingitur artibus
Jam nunc.

Nie-

„anderer Haare waren ausgebreitet, oder ſie hatten auch „ſolche um den Kopf gewickelt. Andere hielten Kolben in „der Hand, und andere hatten eine trockne und ſteife Tie„ger-Haut auf den Schultern. Ich ſah ſie oft voll Un„verſchämtheit quer durch einen großen Flecken ziehen; ich „bewunderte, wie Männer und Weiber ſie anſahen, ohne „ſich zu bewegen, und wie die Weibsbilder ihnen ſehr an„dächtig Almoſen brachten. Ich habe vor langer Zeit zu „Dehli einen bekannten Faquir Sormet geſehen, der ſo „nacket durch die Gaſſen gieng, und ſich endlich lieber den „Kopf abhauen ließ, ehe er ſich bekleidete, was ihm auch „Aurengzeb drohen und verſprechen mochte. Ich habe „verſchiedene geſehen, die aus Andacht lange Wallfahrten „nicht nur nacket, ſondern auch mit großen eiſernen Ketten „beladen, unternahmen, welche Ketten ſo groß waren, als „die man an die Füße der Elephanten legt. Andere hatten „ein beſonderes Gelübde gethan, ſich 7 oder 8 Tage auf den „Füßen aufgerichtet zu erhalten, die dadurch ſehr aufſchwol„len, und ſich nur die Nacht einige Stunden lang an ein „ausgeſpanntes Seil lehnten; andere, die ganze Stunden „auf ihren Händen ſtehen blieben, ohne ſich zu bewegen, „den Kopf niederwärts und die Füße in die Höhe gekehrt, „oder andere ſo gezwungene und ſchwere Stellungen an„nahmen, daß nur unſere Gaukler ſie nachmachen können.“
Fig. 4190, ſtellt verſchiedene Arten von Fakirs dar.

Niemand wird im Clavierſpielen eine auſſerordentliche Fertigkeit erlangen, wer nicht ſchon in der Jugend entweder dazu, oder zu andern Uebungen mit den Fingern angehalten worden iſt, die ihm das Vermögen, ſie geſchwinde zu bewegen, verſchafft haben. Man kann nicht glauben, wie ſich in der Zeit des beſten Wachsthumes die Gelenke, durch beſtändige Uebung derſelben, zwingen laſſen, und wie ſehr ſie hingegen verwachſen, und zu vielen ſchnellen und auſſerordentlichen Bewegungen ungeſchickt werden, wenn man ſie zu dieſer Zeit gar nicht gebraucht. Ein Junker, der in ſeinem Großvater-Stuhle groß wächſt, hält einen Triller eines Muſikanten für eben ſo was erſtaunliches, als die Verdrehungen eines Seil-Tänzers und Luft-Springers, weil er nicht vermögend iſt, ſeine Finger ſchneller zu bewegen, als ſeine Füße. Man darf auch nicht glauben, daß die Mönche in Hindoſtan die einzigen Beyſpiele wären, welche dieſes beweiſen. Herr D. Unzer (*), verſichert einen Wechſel-Juden geſehen zu haben, der ſeit ſeiner Jugend faſt nichts anders gethan, als Geld gezählt hatte, und dem der Rückgrath dergeſtalt krumm verwachſen war, daß er in eben der Stellung krumm gebogen einher gieng, als wie er am Tiſche ſaß und Geld zählte, ſo daß es ihm unmöglich war, ſich gerade in die Höhe zu richten. Unter allen Profeſſioniſten und Handwerkern, die in einer gewiſſen Stellung ihre Arbeiten verrichten müſſen, findet man Beyſpiele von Leuten, die gleichſam in die Profeſſion hinein gewachſen ſind, und nicht wieder heraus kommen können. Wie viele Schmiede haben nicht von der Schwere des Hammers, den ſie führen müſſen, einen hohen Rücken in der Gegend der Schulterblätter; wie vielen Soldaten iſt nicht das Gelenk der

(*) Im 28 St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1755; und im Arzt, 109 St. (Hamb. 1761, gr. 8.)

der linken Hand, von dem Tragen der ſchweren Muſkete, ſteif! hundert anderer Beyſpiele nicht zu gedenken. Es ſind auch nicht allein die Gelenke, die ſich zur Zeit des Wachsthumes durch die Uebung geräumiger, und zu mancherley Bewegungen geſchickter machen laſſen, ſondern auch die Muskeln, welche die bewegenden Kräfte ſind, werden durch die Uebung vermögender gemacht. Es hat Leute gegeben, die bloß durch lange Uebung ſo weit gekommeu ſind, daß ſie ihre Ohren, wie die Thiere, haben bewegen können. Alle Menſchen würden dieſes zu thun vermögend ſeyn, wenn ſie ſich darauf üben wollten, indem jeder die Muskeln dazu hat, ob ſie gleich bey Leuten, die ihre Ohren gar nicht bewegen können, kaum ſichtbar ſind. Auf der Uebung alſo beruhet alles, was uns in den Stellungen und Bewegungen mancher Menſchen in Erſtaunen ſetzt; und das geſundeſte Kind, dem von ſeiner Geburt an, keine Bewegung geſtattet würde, würde in ſeinem 20ſten Jahre eine Perſon ſeyn, die kein Glied regen, und in einem Garten auf ein Poſtement geſtellet werden könnte.

Die Thiere ſind hauptſächlich darin von den Pflanzen unterſchieden, daß ſie die Wurzeln, welche ihre Nahrung an ſich ziehen, inwendig bey ſich führen, da hingegen die Pflanzen dieſelben in der Erde feſt ſchlagen. Wenn wir unſere Nahrung eben ſo, wie die Pflanzen, in der Erde zubereitet fänden, ſo würden wir eben ſo unbeweglich ſeyn, als die Pflanzen, und unſere Arme würden ſo ſteif ſtehen, als die Zweige der Bäume. Allein, wir ſollten uns bewegen; wir ſollten Maſchinen ſeyn, die nach ihrer Nahrung ſelbſt ausgehen könnten, und darum tragen wir unſere Milch-Gefäße bey uns. Es iſt alſo eine Widerſtrebung der Abſichten der Natur, wenn wir unſern Leib ruhen laſſen, und ihn nicht in beſtändiger Bewegung erhalten. Eine ſolche Uebertretung kann uns alſo auch

nicht

nicht ungeſtraft hingehen. Wir werden ſchwach, unvermögend und ungeſund, ſobald wir die Leibes-Bewegung unterlaſſen; und eben dieſes Schickſal trifft uns ſogar ſchon alsdann, wenn wir lange in einer Stellung des Leibes verharren, ohne öfters damit abzuwechſeln. Alles dieſes führe ich bloß darum hier an, weil die beſtändige Abwechſelung der Stellungen unſers Leibes, d. i. die beſtändige Bewegung aller beweglichen Theile deſſelbtn, das einzige Mittel iſt, wodurch man allen Ungelegenheiten, Gebrechlichkeiten, Schwachheiten und Krankheiten, die von den verſchiedenen Stellungen des Leibes ihren Urſprung nehmen, ſicher vorbeugen kann. Wie glücklich wären wir, wenn die Ungeſchicklichkeit des Leibes, eine plumpe Geſtalt und verwachſene Glieder, die einzigen Uebel wären, die von unnatürlichen Stellungen des Leibes, die nicht oft genug abgewechſelt werden, entſtehen! Aber, welch ein viel traurigeres Schickſal iſt es nicht, daß die wenigſten Menſchen wiſſen, noch glauben, wie viel auf dieſe ſcheinbare Kleinigkeit ankomme, und daß dadurch Unzählige ihr Lebens-Ziel verkürzen, und ſich noch dazu zeitlebens ungeſund, und zu wahren Märtyrern einer ſeltſamen Stellung machen!

Eine jede Stellung, welche die Verrichtung eines edeln Theiles oder Eingeweides in unſerm Körper hindert, oder denſelben verletzt, muß unumgänglich, ſowohl der Geſundheit als dem Leben nachtheilig ſeyn. Dergleichen Stellungen aber ſind alle diejenigen, welche die Bewegungen des Herzens, der Lungen, der Bruſt, des Zwerchfelles, des Magens und der Därme, ingleichem die Verrichtungen der Leber, der Milz, und der Nieren, in Unordnung bringen, oder dieſe Theile verletzen. Ich werde demnach beweiſen müſſen, daß gewiſſe Stellungen des Leibes die Verrichtungen ſolcher Theile hindern, oder dieſelben verletzen; und diejenigen, die ihren Körper öfters in dergleichen Stellungen

ungen verſetzen, werden daraus abnehmen können, wie vieler Gefahr ſie ſich ausſetzen. Ich könnte hier alle Künſtler, Profeſſioniſten und Handwerker durchgehen, und zeigen, welche Stellungen des Leibes bey ihren verſchiedenen Arbeiten der Geſundheit nachtheilig wären; allein, da ich dieſe Materie bey Beſchreibung der Künſte und Handwerke zum Theil mit zu berühren pflege, auch dergleichen Arbeiten ſchwerlich auf eine andere Art verrichtet werden können, ſo will ich izt nur einige Erinnerungen machen, die ſolche Verſehen betreffen, welche füglich abgeändert werden können.

So wie beym Liegen alle Glieder ihrer natürlichen Schwere überlaſſen ſind, ſo gilt dieſes beym Sitzen hauptſächlich nur von den untern Gliedmaßen, daher man in dieſer Lage von Ermüdungen der Schenkel und Beine, z. B. vom Gehen, Tanzen ꝛc. ausruhet. Das Sitzen, wenn es mit Anlehnen des Oberleibes und des Kopfes verbunden iſt, iſt dem Liegen ähnlich, und verſtattet den Schlaf. Nach dem Eſſen iſt der Schlaf, in dieſer Lage, der Geſundheit zuträglich; dagegen bey dem horizontalen Liegen, Magen und Gedärme eine zur Verdauung ungünſtige Lage haben. Zum lange dauernden Schlafe iſt die ſitzende Stellung nicht bequem, weil die obern Theile des Körpers auf die untern drücken. Es giebt Perſonen, welche im Bette ſelbſt in dieſer Stellung ſchlafen, die doch einem vollkommenen Ausruhen der Glieder nicht angemeſſen zu ſeyn ſcheint.

Die Baſis, worauf der Körper beym Sitzen ruhet, ſind die beyden Hüft-Beine (oſſa iſchii), denen die großen Geſäß-Muskeln (glutaei medii) eine weiche Bekleidung geben, um ihnen das Geſchäft, den Körper zu tragen, zu erleichtern.

Man kann entweder ſo ſitzen, daß beyde Schenkel zu beyden Seiten des Sitzes herunter hangen, wel-

ches

ches bey einem ſchmahlen Sitze der Fall iſt, wie z. B. auf einem Pferde, oder ſo, daß ſie vorwärts gekehrt ſind, wie bey dem Sitzen auf Stühlen, Sopha's und Bänken. Bey der leztern Art machen die Ober-Schenkel ungefähr einen rechten, oft auch einen noch kleinern Winkel mit dem Rückgrath, daher die Theile, die innerhalb dieſes Winkels liegen, zuſammengedrückt werden. Da nun dieſe Wirkung insbeſondere den Darm-Canal trifft, welcher den größten Theil der Höhlung des Unterleibes ausfüllt, und deſſen freye Lage und Bewegung zur Verdauung und zur Fortſchaffung des Unnützen ſo nothwendig iſt, ſo müſſen unausbleiblich ſehr nachtheilige Folgen für die Geſundheit aus zu lange anhaltendem Sitzen entſtehen, wovon ich hernach ausführlich handeln werde.

Morgenländiſche Völker, und bey uns die Schneider bey ihrer Arbeit, ſitzen, bekannter Maßen, mit untergeſchlagenen Beinen. Für einen, der nicht daran gewöhnt iſt, iſt dieſe Stellung nicht bequem; zur Abwechſelung kann ſie aber auch nützlich ſeyn. Lange anhaltend verurſachet ſie krumme Knie, weil die hintern Schenkel-Muskeln nicht gehörig ausgedehnt werden.

Das Sitzen iſt, überhaupt betrachtet, eine unnatürliche Leibes-Stellung. Ich nenne aber eine unnatürliche Stellung diejenige, welche einige Verrichtungen in unſerm Leibe hindert, die eine ſolche Unterbrechung nicht leiden, oder welche gar eine Verletzung mancher Eingeweide nach ſich zieht. Dergleichen Folgen aber zieht das Sitzen unwiderſprechlich nach ſich. Ich weis wohl, daß einige kluge Leute gefunden haben, daß uns die Natur ſelbſt die Geſäß-Muskeln (glutaeos) als Küſſen untergelegt habe, damit wir darauf ſitzen ſollen. Allein, dieſe haben nicht bedacht, daß ſo viel tauſend andere Thiere eben dergleichen Küſſen haben, und dieſelben noch niemahls gebrauchen,

ſich

ſich darauf zu ſetzen. Der Unterleib enthält in einem ſehr engen Raume eine Reihe von Gedärmen, die ſechs Mahl länger ſind, als der Menſch, der ſie bey ſich trägt, und die beſtändig eine gewiſſe regelmäßige Bewegung haben müſſen, theils um die Verdauung zu befördern, theils um den Ueberfluß aus dem Leibe heraus zu ſchaffen. Auſſerdem befinden ſich in dieſem engen Raume noch der Magen, die Nieren, die Leber, das Gekröſe, die Milz, die Urinblaſe, und verſchiedene große und kleine Blut-Gefäße, unter welchen die Pfort-Ader gerade in die Höhe ſteigt, und keine Klappen (Valvuln) hat, welche ſonſt das Aufſteigen des Blutes in dergleichen Adern erleichtern. Die Bewegung des Zwerchfelles und der Muskeln des Unterleibes ſchränkt dieſen Raum bey dem Ein- und Ausathmen noch mehr ein; und ſobald dieſe Bewegung gehemmt wird, wird zugleich das Athemhohlen beſchwerlicher, und der Umlauf des Blutes verhindert. Es iſt alſo leicht zu begreifen, daß keine Leibes-Stellung gefährlicher und an ſchlimmen Folgen fruchtbarer ſeyn könne, als diejenige, welche den Unterleib noch mehr zuſammendrückt, und die freye Bewegung deſſelben hindert. Das Sitzen thut beydes, und zwar um deſto mehr, je tiefer man ſich dabey mit dem Oberleibe vorwärts bückt. Daher findet man, daß Leute, die ſehr viel ſitzen, beſtändig mit vielen Krankheiten befallen ſind. Die gehinderte Bewegung der Gedärme verurſachet, daß die Verdauung der Speiſen nicht gehörig von Statten gehen kann, daß die Speiſen zu lange in den Gedärmen verweilen, daß ſich daher beſtändig mehr Winde darin erzeugen, die nicht abgeführt werden können, daß die Leibes-Oeffnung unterbrochen wird, und daß das Geblüt in den Blut-Gefäßen der Gedärme nicht gehörig circuliren kann. Aus dieſer einzigen Quelle entſpringen demnach alle Ungelegenheiten, welche der erſte Grad der

Hypochondrie zu erzeugen pflegt. Wie oft fallen nicht Perſonen, wenn ſie ſtundenlang vorwärts gebückt geſeſſen haben, ohnmächtig vom Stuhle, zumahl wenn ſie noch dazu den Unterleib mit engen Kleidern ſehr zuſammengeſchnüret haben! Wie ſchlecht iſt nicht ihr Appetit, wenn ſie ſich von dem Schreib=Stuhle erheben, um ſich zu Tiſche zu ſetzen! Wie ſind ſie nicht mit Blähungen, mit Magendrücken, mit Uebelkeiten, mit Verſtopfung geplagt! Alle dieſe Zufälle verſchwinden faſt von ſelbſt wieder, wenn ſie nur einige Tage das Sitzen unterlaſſen, und ſich in freyer Luft bewegen. Fahren ſie hingegen täglich damit fort, ſo reißt das Uebel immer weiter ein, der gehemmte Umlauf des Geblütes in den Blut=Gefäßen des Unterleibes, und beſonders der Pfort=Ader, füget zu den vorigen Krankheiten neue hinzu; die Beſchwerlichkeiten der unordentlichen Bewegungen auf die goldene Ader nehmen ihren Anfang; die Leber und Milz leiden Gefahr von Verſtopfungen, Verhärtungen und wirklichen Geſchwüren, und der Tod beſchließt endlich das vieljährige Elend ſolcher Menſchen. Ein gewiſſer munterer, geſunder und lebhafter Jüngling, der in ſeinem 18ten Jahre auf die Univerſität zog, und, weil er auf Schulen wenig gelernt hatte, alles Verſäumte auf ein Mahl nachhohlen wollte, ſtudierte zwey Jahr mit ſolcher Unabläſſigkeit, daß er zuweilen ganze Wochen lang nichts anders that, als von ſeinem Stuhle aufzuſtehen, um zu Bette zu gehen, und aus dem Bette aufzuſtehen, um ſich wieder auf ſeinen Stuhl zu ſetzen. Dieſer muntere, blühende Jüngling war nach einem Jahre einem Schatten ähnlich, und ſtarb, nach zwey durchgeſeſſenen Jahren, an einer Verletzung der Leber, in welcher ein Loch war, daß ein Hühner=Ey darin geräumig liegen konnte. Dieſes war die Folge des beſtändigen Sitzens.

Da

Da der ſitzenden Lebens-Art die größte Anzahl der Gelehrten am meiſten ergeben iſt, ſo muß ich die nachtheiligen Folgen davon ausführlicher erörtern. Die ſitzende Lebens-Art iſt ſchon in dieſer Rückſicht für ihn ſchädlich, weil die Geſundheit nicht ohne Bewegung beſtehen kann, und der Gelehrte, welcher viel arbeitet, und alſo viel ſitzt, dieſe Veränderung zu ſehr vernächläſſiget, und ſeinen Körper zu wenig bewegt. Noch weit größer iſt der Nachtheil der von der ganzen Lage des Körpers entſteht, die der Gelehrte bey dem Sitzen mehr, als ein jeder Anderer, nimmt. Die Unterbeine ſtehen gerade in die Höhe; die Füße ſind feſt auf die Erde aufgeſtemmt; die Oberſchenkel liegen wagerecht (horizontal). Der Unterleib macht mit den Schenkeln einen ſpitzigen Winkel, und die Bauch-Muskeln ſind in ihrer möglichſt größten Erſchlaffung. Diejenigen Muskeln, die den Rücken aufrecht halten, ſind äuſſerſt angeſpannt, weil ſie die ganze Laſt des Körpers tragen. Meiſtens hängt der Kopf nach der Bruſt zu.

Der erſte, und unſtreitig der wichtigſte Nachtheil, den der Gelehrte von dem Sitzen empfindet, iſt die geſchwächte Lebhaftigkeit der Circulation der Säfte. Alles das, was auſſer dem Puls der Arterien den Rückfluß des Blutes durch die Venen befördert, die Bewegung der Muskeln und der gelinde Druck derſelben, hört auf, oder iſt an dem einen Orte anhaltend, und wirkt auf die Venen zu ſtark, und an andern Orten mangelt er gar. Beſonders in der Gegend, wo der Oberſchenkel mit dem Unterſchenkel einen ſpitzigen Winkel macht, in dem Knie, ſetzen ſich dem in die Höhe ſteigenden Blute die größten Hinderniſſe entgegen. Auſſer dem allgemeinen Nachtheile der thieriſchen Maſchine, von dem ich hernach reden werde, leiden die Füße dadurch, daß das Blut ſich in ihnen anhäuſt, ſtockt, dick wird, die Gefäße ausdehnt, und eine

Waſſer-Geſchwulſt derſelben verurſachet, die deſto leichter entſteht, wenn die Füße noch dazu ſtark durch die allzugroße Wärme erſchlaffet werden. Oft verbreitet ſich dieſe Geſchwulſt über den ganzen Körper, und macht eine allgemeine Waſſerſucht, oder andere Uebel. Die Gicht, die ſo beſchwerlichen Rheumatismen, welche beſonders die Füße befallen, entſtehen aus derſelben Quelle. Kein Ort iſt der Ausdunſtung weniger günſtig, als die Füße, die der Wohlſtand noch überdies die Menſchen in enge lederne Behälter einzuſchließen gelehrt hat. Die auf dieſe Weiſe im Körper zurück gehaltenen unedeln Säfte, die das langſam bewegte Blut in Menge erzeugt, ſammeln ſich, und verurſachen dieſe Uebel, welche die allgemeine Erſchlaffung nährt und unterhält. Ramazzini bemerkte ſchon, daß Gelehrte ſelten geſunde Füße haben. Ueberhaupt können Gelehrte, und Frauenzimmer, denen es nirgends wohl iſt, als in der Stube, immer dies für den ſtärkſten Beweis, daß ſie zu viel ſitzen, annehmen, wenn ihre Füße ſchwellen und ſchmerzhaft werden; und nun iſt es nöthig, daß ſie fleißiger herum wandern, als ſie ſonſt thaten.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Unterleibe, wo keine Kraft den ſchon vor ſich langſamen Umlauf mehr hemmet, als die ſitzende Lebens-Art. Die Venen, die das Blut durch ihn führen, haben, bereits erwähnter Maßen, keine Valvuln, ſie liegen bloß, oder ſind mit den lockern Eingeweiden nur leicht verbunden, und der freye Durchgang des Blutes durch dieſelben iſt alſo ſchon im natürlichen Zuſtande ſehr ſchwer. Die Wirkungen des Magens, der Bauch-Muskeln und des Athemhohlens, ſind faſt die einzigen, die das Blut gelinde forttreiben; aber auch dieſe ſind theils nicht zugegen, theils ſehr geſchwächt. Die Wirkſamkeit des Magens iſt bey jeder Perſon, die allzuviel ſitzt, ſehr klein, und die Verdauung ſchlecht, das

Athem-

Athemhohlen minder lebhaft, und die Wirkung der Bauch-Muskeln fehlt gänzlich, weil ſie die Lage des vorwärts gebeugten Körpers zu wirken, völlig unfähig macht. Nun ſtockt das ſich langſam bewegende Blut in den Gefäßen, die ſchon vor ſich wenig widerſtehen können, hindert die Abſonderung und den Ausfluß der Galle, und macht die gewiſſe Land-Plage der Frauenzimmer, der Gelehrten, und der ſitzenden Künſtler und Handwerker, die blinden und nicht blinden Hämorrhoiden, die dem Landmanne unbekannt, und keinesweges ein Kennzeichen der Geſundheit ſind, weil ihre Urſache widernatürlich, und derjenige allemahl geſunder iſt, der ſie nicht hat, als der, der dieſe Plage erfährt. Sammelt ſich das Blut in den Häuten der Gedärme, ſo entſtehen die heftigſten Kolik-Schmerzen, Entzündung dieſer Theile, die ſehr leicht in den Brand übergeht, und ſich mit dem Tode endigt, ein Blut-Harnen und ein blutiger Stuhlgang. Die härteſten Verſtopfungen der drüſigen Eingeweide des Unterleibes, der Milz, der Leber, und beſonders des Gekröſes, gehören ebenfalls hierher. Ihre allgemeinen Wirkungen ſind: Unverdaulichkeit, Kachexie, Gelbſucht, bösartige langwierige Ausſchläge, und eine zähe, dicke, ſchleimige Beſchaffenheit des Blutes. Auch der weiße Fluß, bey Frauensperſonen, ein Umſtand, über den die Ehemänner ſehr klagen, entſteht hiervon. Noch weit größer iſt der Schade, wenn übles Verhalten, ſchlechte Speiſen, viele warme Getränke, und unreine Lebens-Art, das Uebel vermehren.

Wegen des allgemeinen Mangels der Lebhaftigkeit der animaliſchen Verrichtungen, fehlen beſonders die Abſonderungen, wodurch die Natur neue Säfte bereitet, und ſich von allen demjenigen, was ihr zur Laſt iſt, entledigt. Das zu ſchwach angeſtoßene Blut ſtockt in den kleinen Gefäßen, durch welche es durchlaufen

ſollte, wird dick, verbrannt, und bekommt eine freſſende Schärfe. Jede Abſonderung iſt ſparſam, und die abgeſonderten Säfte ſind, wie das Blut, von ſchlechter Beſchaffenheit. Daher kommt die üble, pechſchwarze, dicke, erdichte Galle, der Fett=Bauch, die Waſſer=Geſchwülſte des Körpers, und manches andere Ungemach der Gelehrten, die Märtyrer ihrer Lebens=Art werden. Beſonders die Ausdunſtung, die ſo allgemein wichtige Ausleerung, leidet, weil ſie zu ſchwach wird, und die erſchlafften Gefäße das Blut nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit auf die Ober=Fläche hin treiben können. Sanctorii beobachtete durch eine Reihe von mühſamen Verſuchen, an ſeinem eigenen Körper, daß von acht Pfund eingenommener Nahrung fünf Pfund ausdunſteten, und drey Pfund durch die in die Sinne fallenden Ausleerungen fortgeführt wurden, ſ. oben, S. 244, fgg. Aus eben dieſes Mannes Beobachtungen iſt es es klar, daß keine Ausleerung ſich leichter vermindern läſſet, als eben dieſe. Arbeiten der Seele ſchwächten ſchon dieſe Ausführung einiger Maßen, und verurſacheten, daß der Kopf mehr ausdunſtete, als die andern Theile; und die Ruhe des Körpers iſt ihr, unter allen Urſachen, die ſie hemmen, am meiſten entgegen. Die Ausdunſtung führt die überflüſſigen, wäſſerigen, ſaliniſchen Säfte aus dem Körper, und dieſe bleiben zurück wenn ſie gehemmet wird. Nun entſteht ein Ueberfluß an Blut und Fett; die tiefrothe Farbe des Blutes verwandelt ſich in eine hochrothe, halbweiße; der dicke rothe Theil deſſelben wird vermindert, und von dem Waſſer, dem Schleime und den andern überflüſſigen Theilen gleichſam erſtickt. Weil das wäſſerige Blut und die Ruhe die Gefäße und die feſten Theile noch mehr ſchwächt, ſo wird keine Speiſe gut verdauet, und ſtatt des reinen Milch=Saftes kommt eine ſchleimige, verdorbene Materie in das Blut, die eine neue

Schär=

Schärfe erzeugt, und bisweilen ſo überhand nimmt, daß der Wundarzt, der Kranke und der gemeine Mann zu ſeinem Erſtaunen weißes Blut aus der Ader fließen ſieht, welches kein Zeichen der Unſchuld, ſondern des tiefſten Verderbniſſes der Säfte, iſt.

Die erſte Wirkung dieſer ſchleimigen Beſchaffenheit der Säfte iſt eine Aufſchwellung des ganzen Körpers, der, weil er ſchwach iſt, dem Uebergewichte der ausdehnenden Säfte nicht genug widerſtehen kann. An Frauenzimmern, die ſtudieren, viel ſitzen, ſchon ſonſt etwas feiner, als Mannsperſonen, gebauet ſind, viel warmes, erſchlaffendes Getränk trinken, und viele unverdauliche Speiſen eſſen, wird eben ſolche Anſchwellung, ein eben ſo aufgedunſenes Geſicht, und die ſo ſehr beſchwerliche Geſchwulſt der Füße, und der Adern an denſelben, unzählig oft bemerkt. Es giebt Länder, wo kein Frauenzimmer einigen Anſpruch auf Schönheit machen kann, die nicht wenigſtens über 1 Elle im Durchmeſſer, und ein weiß glänzendes, todtenfarbiges Geſicht hat, welches die Folge der Waſſer-Geſchwulſt des Körpers iſt.

Ueberhaupt iſt die ſitzende Lebens-Art die Quelle von allen ſo genannten kachektiſchen Krankheiten. Dahin gehören: die Bleichſucht, die Gelbſucht, die Atrophie, die Würmer, die Flechten, Verhaltung der natürlichen Ausleerungen, beſonders der Blutflüſſe, und Ergießung des Waſſers und anderer ſchleimigen Säfte in Höhlen, die frey bleiben ſollten. Dieſe leztern Krankheiten ſind unter dem allgemeinen Nahmen der Waſſerſucht bekannt. Am häufigſten erzeugt ſich eine Bauch-Waſſerſucht; oder die allgemeine Geſchwulſt des Körpers artet in eine weiße Waſſer-Geſchwulſt (aufgedunſene Geſchwulſt, Leucophlegmatie) aus, und nun ſchleppen ſolche Perſonen ihren ſchweren Körper, der nur ſelten durch Mittel verbeſſert werden kann, bis eine Erſtickung oder ein Schlagfluß ſie

dahin raffet. Auch in das Gehirn ergießt ſich nicht ſelten das überflüſſige Waſſer, und verurſachet einen wäſſerigen Schlagfluß.

Dieſes ſind die vornehmſten Nachtheile der ſitzenden Lebens-Art, für die Säfte des Körpers. Aber auch die feſten Theile leiden ſchon deswegen beträchtlich, weil man ſich keine Krankheit der Säfte denken kann, die nicht auch die Beſchaffenheit der feſten Theile veränderte. Wir erlangen durch die Ruhe nie die Kräfte, die uns die Bewegung giebt, welche die Muskeln anſtrengt, feſter und dichter macht, und das dieſelben beſchwerende Fett vertilgt. Perſonen, die ſich ſtark bewegen, erlangen nie den entſetzlichen Durchmeſſer, der ſo manche Lebens-Art beſonders auszeichnet. Im Schlafe und während der Ruhe wird das meiſte Fett abgeſetzt; und weil auch das Sitzen Ruhe, wenigſtens keine Bewegung, iſt, die Säfte dick ſind, und die feſten Theile leicht nachgeben, ſo entſteht nun der ſo beſchwerliche Fett-Bauch, und die ſo faul machende Dicke der Glieder. Ein Fett-Bauch aber kann nie Rechnung auf eine dauerhafte Geſundheit machen. Auſſer der allgemeinen Schwere des Körpers, auſſer der Laſt, welche die Füße tragen müſſen, auſſer der Unthätigkeit und Faulheit der Maſchine, auſſer dem Mangel der Fähigkeit zu arbeiten, verurſachet das zu viele Fett eine allgemeine Erſchlaffung der Muskeln, die ſchon wegen des Druckes halb unthätig ſind, einen Mangel der Reizbarkeit, der feinern Empfindlichkeit, weil das Fett die Nerven ſtumpf macht, Hämorrhoiden, eine der ſtärkſten Neigungen zum Schlagfluß, auch wohl eine Erſtickung, die entſteht, wenn das zu viele Fett die Bewegungen völlig hemmt. Unmöglich können bey fetten Perſonen die Säfte mit gleicher Stärke nach der Haut getrieben werden, als bey magern; die Maſſe des Fettes verſchließt die Gefäße, und die Folge iſt, daß das Blut

den Unrath, den es ausſtoßen ſollte, behält, und zu ſehr nach den innern Theilen getrieben wird. Nun empfindet der Fett=Bauch ſeine Beſchwerden: eine fieberhafte innere Hitze, einen verſtärkten Zufluß der Säfte nach dem Kopfe, und ſeine Zeichen, Schwindel, Ohrenbrauſen, Kopfſchmerzen, fliegende Röthe und Funkeln der Augen, auch wohl brennende Schmerzen im After, die Vorbothen der Hämorrhoiden.

Auſſer dieſen allgemeinen Folgen der ſitzenden Lebens=Art, giebt es noch einige beſondere. Die Lungen, ein ſchwammichtes, leicht auszudehnendes Eingeweide, leiden, weil das übel beſchaffene, dicke Blut in ihnen ſtockt, die in unzählbarer Menge ſie durchlaufenden kleinen Gefäße verſtopft, ſie mit Schleim anfüllt, der die freye Bewegung der Lungen hindert, den Durchgang des Blutes erſchwert, und zu Blutſpeyen, zu Entzündungen und zu beſtändigen Lungen=Katarrhen Anlaß giebt, die nur zu oft in die ſchleimige Schwindſucht ausarten. Nicht ſelten verhärtet ſich die ſtockende Materie, und bildet Steine und die hartnäckigſten Verſtopfungen, deren Folge die Auszehrung und ein langſamer Tod iſt.

Häufiger iſt der Nachtheil, den die Verdauungs=Kräfte von der ſitzenden Lebens=Art empfinden müſſen, die ſchon das anhaltende Denken ſchwächte. Schon die allgemeine Erſchlaffung ſchwächte den Magen und die Gedärme, die ſich noch ohnedies am leichteſten erſchlaffen laſſen, und eines ſehr merklichen Grades der Schlaffheit fähig ſind. Die fleiſchigen Theile, welche die äuſſere Decke des Unterleibes ausmachen, und durch ihren Druck und durch ihre Bewegung die Verdauung befördern, indem ſie den vollen Magen, der unter ihnen liegt, gelinde bewegen und ſeine Wirkung auf die Speiſen verſtärken, müſſen angeſpannt ſeyn, wenn man dieſe Wirkung von ihnen erwarten ſoll; bey einer ſitzenden Perſon aber fehlt dieſe Anſpannung.

Daher können nun die Speiſen den Magen deſto mehr ausdehnen, und die Faſern deſſelben deſto mehr ſchwächen, weil ihnen die zu ihrer Wirkſamkeit erforderliche Stärke mangelt, und der neue Zuwachs an Kräften durch die erſchlafften Bauch-Muskeln aufgehoben iſt. Bey dem Sitzen ſind ferner die Eingeweide des Unterleibes in einen weit engern Raum eingeſchloſſen, als bey jeder andern Lage des Körpers. Indem eines auf dem andern liegt, und nicht ohne die Bewegung des ganzen Körpers eine Veränderung dieſer gedrängten Lage ſich erwarten läſſet, ſo wird das Geſchäft eines jeden Theiles im Unterleibe geſtöret, und es erfolgt eine Verminderung aller der Kräfte, welche die Speiſen verdauen, und ſie durch den Darm-Canal durchführen. Die wurmförmige Bewegung der Gedärme wird geſchwächt; der in ihnen ſtockende Unrath häuft ſich an; die aus demſelben ſich entbindende Luft dehnt die zum Widerſtand unfähigen Gedärme aus; die flüchtigen Theile deſſelben gehen mit dem Milch-Safte in das Blut über, und erzeugen Fäulniß und andere Schärfen.

Auch die Säfte, welche die Verdauung befördern, weil ſie die Speiſen auflöſen und ſie ſeifenartig machen, werden von der ſitzenden Lebens-Art vielfach verändert. Die Theile, aus welchen ſie abgeſondert werden, leiden von dem Drucke, und ihre Abſonderung ſelbſt wird gehemmt. Ueberdies iſt bey jeder Perſon, die zu viel ſitzt, das Blut ſchlecht beſchaffen, und die daraus abgeſonderten Säfte ſind alſo ebenfalls ſchlecht. Einige dieſer Säfte ſind von Natur wäſſericht, gelinde, unſchmackhaft, dem Speichel ähnlich, und in Anſehung ihrer Theile einfach; dieſe gelinde Beſchaffenheit aber verwandelt ſich leicht in eine Schärfe, die im Anfange wenig, in der Folge aber nur allzu fühlbar wird. Andere Säfte ſind ſchon von Natur ſcharf, wie die Galle; und dieſe können deſto leichter

leichter eine größere Schärfe erlangen, da ihnen eine gemäßigte ſchon natürlich iſt. Kein Saft im menſchlichen Körper iſt leichter fähig in Verderbniß überzugehen, keiner wird von der Ausdunſtung mehr verletzt, und keiner verurſachet ſchlimmere und gefährlichere Zufälle, als die Galle, die überhaupt ſogleich fehlerhaft wird, wenn der Körper in Unordnung iſt. Die Veränderungen, welche dieſe Feuchtigkeit erleidet, ſind mannigfaltig, und ihre Folgen ſind es ebenfalls. Entweder breitet ſie das Verderbniß über die Speiſen aus, welches ihr eigen iſt, macht ſie ſcharf, und befördert in ihnen die fäulichte Gährung; oder ſie wird ganz und gar unwirkſam, und läßt die Speiſen unaufgelöſet im Magen und in den Gedärmen liegen, woraus Indigeſtion und anderes Ungemach entſteht. Nun geſchieht es, daß aus den Speiſen nur wenig Milch-Saft bereitet wird, der den Körper nicht genug nährt; oder, es wird an ſtatt des gelinden, milden Saftes eine Materie bereitet, die roh und ſcharf iſt, und, dem Blute beygemiſcht, die üble Beſchaffenheit auch über dieſes verbreitet, und zu Fiebern, Kachexien, Ausſchlägen und Blutflüſſeu Anlaß giebt. Eben dieſe Schärfe reizt die zarten Faſern des Magens, wenn ſie nicht von den Speiſen eingewickelt wird, und der Magen leer iſt, und verurſachet den Magen-Krampf, ein heftiges Erbrechen, ein widernatürliches Aufſtoßen, einen langwierigen Schmerz der Eingeweide, und viele, widernatürlich ſtark erfolgende, ermattende, flüſſige Stuhlgänge. Der Appetit verſchwindet entweder, oder wird dermaßen ſtark vermehrt, daß der Kranke auch von der zu großen Vollfüllung Gefahr läuft.

Alle dieſe Folgen der ſitzenden Lebens-Art, alles aus dieſer Urſache entſtehende Ungemach, wird von den Arbeiten des Geiſtes vermehrt. Die allgemeine Schlaffheit des Körpers und das beſtändige Uebelbefinden

finden deſſelben, breitet ſich wieder auf die Organe der Seele aus, und vermehrt die Krankheiten des Geiſtes und die oben erzählten Folgen.

Bey dieſer Gelegenheit mißbillige ich auch den Gebrauch der Sitze, welche mit Polſtern bedeckt ſind, hauptſächlich für diejenigen, welche viele ſitzende Arbeit zu verrichten haben; denn die hintern Theile werden zu ſehr erhitzt; und da ohnedies die ſcharfe Unreinigkeit des Körpers ſich hier ſammelt, ſo iſt es ganz begreiflich, wie leicht die Gefäße geſchwächet und ausgedehnet werden können, worin ſich das dickere Geblüt nach und nach ſammeln, Hämorrhoiden und Geſchwüre verurſachen kann. Ferner iſt bey der ſtudierenden, oder ſonſt mit einer ſitzenden Arbeit beſchäftigten Jugend zu befürchten, daß die Geburtsglieder durch dieſe Wärme zu ſehr gereizt werden, welches, mit der weichlichen Lebens-Art vereinigt, bey der Jugend oft jene ſchändlichen Gewohnheiten erweckt, wodurch ſie ſich zu untauglichen Bürgern für den Stat machen, und die jammervolleſten Krankheiten zuziehen können.

Viele Leute haben die Gewohnheit, im Sitzen die Füße über einander zu ſchlagen. Auſſerdem, daß hierdurch der Umlauf des Blutes in den Füßen gehindert wird, drückt man auch durch das Uebereinanderſchlagen der Schenkel den Unterleib zuſammen, wovon ich die Folgen ſchon oben beſchrieben habe. Das Frauenzimmer bekommt von einer ſolchen Stellung oft Ohnmachten; und auch ſtärkern Leuten wird übel zu Muthe, wenn ſie lange ſo geſeſſen haben.

Da indeſſen weder Gelehrte, noch Frauenzimmer, Künſtler und Handwerker, von der ſitzenden Lebens-Art gänzlich ablaſſen können, ſo erachte ich es für nöthig, denen, die eine ſolche Lebens-Art führen müſſen, mit gutem Rathe an die Hand zu gehen, damit ſie wenigſtens

nigſtens die ſchrecklichſten Folgen einer ſolchen unnatürlichen Stellung verhüten können.

1. Es läßt ſich vieles, was man ſitzend zu verrichten pflegt, auch im Stehen und Herumgehen verrichten; z. E. Schreiben, Leſen, Nähen, Stricken, und dgl. Man muß alſo hierin fein oft abwechſeln, wenn man dabey geſund bleiben will. — 2. Man muß nie viele Stunden hinter einander ſitzen, ſondern von Zeit zu Zeit aufſtehen, ein wenig umher gehen, oder ſonſt eine kleine Leibes-Uebung vornehmen. Es kommt überaus viel darauf an, daß der Leib nicht lange in einer und eben derſelben unnatürlichen Stellung bleibe, damit nicht immer einerley Theile gedrückt und gedehnet werden. — 3. Man muß nicht immer in einerley Stellung ſitzen. Wo ein abhängiges Zimmer iſt, muß man bald auf dieſer, bald auf jener Seite des Tiſches ſchreiben, damit nicht täglich einerley Art des Leibes zuſammengedrückt werde. — 4. Man muß, ſo viel als möglich, ſo ſitzen, daß der Leib nicht zuſammen gedrückt wird. Man muß alſo auf hohen Pulten ſchreiben und leſen, damit man eine geradere Stellung halte; man muß auf hohen Stühlen ſitzen, damit die Schenkel nur einen ganz ſtumpfen Winkel mit dem Unterleibe machen; man muß dabey die Füße aus einander halten, oder lieber zu beyden Seiten ein wenig damit auftreten, als ob man halb ſtände, wie man zu Pferde ſitzt. Hierzu ſind die dreybeinigen Stühle mit einem kleinen runden Sitze, dergleichen die Schuſter ſich bedienen, am bequemſten; doch könnte man ſie noch vollkommener machen, wenn man ihnen die Geſtalt einer kleinen Schlitten-Pritſche, oder eines bequemen Reit-Sattels, worauf man halb ſtehend und halb ſitzend reiten kann, gäbe. Es iſt unglaublich, was ein Menſch, der beſtändig zu ſchreiben hat, von einem ſolchen Sitze für Vortheile haben kann. Der Unterleib bleibt dabey völlig frey, und man kann doch

eben ſo bequem dabey ſchreiben, als ob man auf dem bequemſten Stuhle ſäße. Beſonders muß man beym Sitzen die Kleider nicht zu feſt um den Leib haben, denn ein Kleid, welches einem im Stehen eben gerecht iſt, wird einem Sitzenden zu enge, und macht ihn ohnmächtig. Ein Frauenzimmer, das ein Schnürleib trägt, muß, beſonders wenn dieſer Kerker noch dazu mit einem Blankſcheite verſehen iſt, niemahls damit vorwärts gebogen ſitzen. Wer einen Degen trägt, muß das Degen-Gehenk alsdann auflöſen; anderer Vortheile zu geſchweigen, die einem die geſunde Vernunft ſelbſt lehrt, wenn man einmahl weis, daß der Unterleib nicht zuſammen gedrückt werden darf.

Eine andere Art der Leibes-Stellung, iſt das Liegen. Der menſchliche Körper liegt, wenn er in einer ganz, oder beynahe horizontalen Richtung von einem andern Körper unterſtützt wird. Nur in dieſer Lage iſt gänzliche Abſpannung der Muskeln möglich, ſo daß alle Theile bloß der Schwere überlaſſen ſind, daher ſie zur Wiederherſtellung erſchöpfter Kräfte im Schlafe am bequemſten iſt. Wenn der Menſch ganz ruhig liegt, ſo ſind alle ſeine Glieder etwas gebogen, welches daher kommt, daß die Beuge-Muskeln (Muſculi flexores) ſtärker als ihre Antagoniſten (die Ausſtreck-Muskeln, Muſculi extenſores), ſind. Eine ausgeſtreckte Lage iſt alſo niemahls eine völlig bequeme, weil die Beuge-Muskeln mehr ausgedehnt, die Ausſtreck-Muskeln hingegen mehr zuſammengezogen ſind, als ſie bloß ihrer elaſtiſchen Kraft überlaſſen ſeyn würden. Es iſt daher ſehr unüberlegt, wenn man, wie es zuweilen geſchieht, junge Leute anhält, ausgeſtreckt im Bette zu liegen, in der Meinung, dadurch einen geraden Wuchs zu befördern. Am leichteſten iſt dieſes, wenn man auf dem Rücken liegt, da die Glieder ſchon durch ihre Schwere ſich in eine geſtreckte

Lage

Lage legen. Auf der Seite hingegen geſtreckt zu liegen erfordert in doppelter Rückſicht Anſtrengung: erſtens, um die Glieder ausgeſtreckt zu erhalten; und zweytens, um ſich auf der Seite liegend zu erhalten, welches nicht anders bequem Statt findet, als wenn man durch die vorwärts gebogenen Ober-Schenkel und Ober-Arme ſich eine große Grundfläche verſchaffet.

Der menſchliche Körper iſt weit mannigfaltigerer Stellungen und Bewegungen fähig, als die Körper der Thiere, und dieſe kommen jenem deſto näher, je ähnlicher ihre Geſtalt der menſchlichen iſt. Der Affe, z. B. kann ſeine Gliedmaßen weit willkürlicher und in mannigfaltigere Richtungen ſtellen und bewegen, als der Hund. So bey dem Liegen ebenfalls. Das vierfüßige Thier liegt nur auf der Seite ohne Anſtrengung; der Menſch kann in viererley Lagen, nähmlich: auf dem Rücken, auf dem Bauche (*), auf der linken und auf der rechten Seite ruhig liegen. Das allzulange Beharren in einerley Lage, iſt der Geſundheit nachtheilig; und überhaupt iſt bey dem Liegeu, wie bey dem Sitzen, zu bemerken, daß man nie lange in einerley Stellung liege. Die Natur zwingt uns im Schlafe ſelbſt, dieſen Vortheil zu beobachten. Wenn man lange genug in einer gewiſſen Stellung gelegen hat, ſo muß man ſich einmahl umwenden, weil man die Beſchwerlichkeiten der unnatürlichen Stellung zu fühlen anfängt. Bey Kranken, die dieſes aus Schwäche nicht thun können, findet man oft, daß ihre Muskeln am Rücken vom Brande angegriffen ſind, und daß ſie ſich durch-, roh oder wund liegen, wogegen ich, im

(*) Die plattdeutſche Mund-Art bezeichnet beyde Lagen durch eigene Neben-Wörter (Adverbia): rüggels und nüſeln. Die hochdeutſche hat nur das erſte rücklings; das leztere würde durch näslings (von Naſe) zu überſetzen ſeyn; welches aber noch nicht aufgenommen iſt.

IX Th., S. 768, fgg. Mittel angerathen habe. Wenn man auf dem Rücken liegt, ſo wird das Athemhohlen dadurch beſchwerlich. Die Schwere der Eingeweide des Unterleibes drückt das Zwerchfell zurück, wenn es ſich beym Einathmen niederdrücken will. Doch kommt hier viel darauf an, wie man ſich bey dem Athemhohlen gewöhnt hat. Die Bruſt wird beym Einathmen nicht allein durch das Niederdrücken des Zwerchfelles, ſondern auch durch das Aufheben der Rippen und des Bruſtbeines erweitert; daher arbeiten bey manchem Menſchen beym Einathmen die Muskeln der Bruſt viel ſtärker, als das Zwerchfell; bey andern geſchieht das Gegentheil. Wenn man den Kindern zeitig enge Schnürleiber mit einem Blankſcheite anlegt, ſo fällt es ihnen beſchwerlich, wenn das Zwerch-Fell den Unterleib vorwärts drückt; daher gewöhnen ſie ſich bald, ſtärker mit den Muskeln der Bruſt zu arbeiten, und dieſelbe zu erheben, weil ihnen dieſes leichter wird, da das Schnürleib oben geräumiger iſt. Solche Perſonen können leichter auf dem Rücken liegen, als die mit ruhigerer Bruſt athmen; ſie können auch leichter eine zugemachte Kleidung über den Leib vertragen, dahingegen andere nicht einmahl die Schwere des Deck-Bettes darauf leiden können, ſondern Herzens-Angſt und unruhige Nächte davon haben. Dieſer Umſtand kann uns alſo darin Licht geben, warum manche Perſonen ganz ruhig auf dem Rücken ſchlafen können, da doch dieſe Stellung im Liegen die unnatürlichſte iſt. Wer des Abends ſtark zu ſpeiſen, und bald darauf zur Ruhe zu gehen gewohnt iſt, der kann ſelten auf dem Rücken und auf der rechten Seite gut liegen, weil die Laſt des angefüllten Magens, der von der linken Seite her auf die rechte drückt, alsdann beſchwerlich fällt. Gemeiniglich ſchlafen ſolche Perſonen vor Mitternacht unruhig, weil die Laſt des Magens ſie in allen Stellungen beſchwert und beängſtigt;

ſie werfen ſich alſo ſo lange herum, bis die Speiſen anfangen in die Gedärme überzugehen, und dann liegen ſie auf der rechten Seite am ruhigſten, weil dieſe Lage den Uebergang aus dem Magen in den Zwölffinger=Darm erleichtert. Wenn ſehr vollblütige und fette Perſonen auf dem Rücken liegen, ſo hindert dieſes, aus oben angeführten Urſachen, das Athemhohlen; der gehinderte Umlauf des Blutes durch die Bruſt bringt alſo Spannungen zuwege, welches man den Alp oder das Alpdrücken zu nennen pflegt. Wenn demnach jemand, der bisher mager geweſen iſt, und vollblütig oder fett zu werden anfängt, ohne Beſchwerde auf dem Rücken liegend einzuſchlafen gewohnt geweſen iſt, ſo wird er zu dieſer Zeit von ſolchen ungewöhnlichen Spannungen befallen werden, ſobald er eingeſchlafen iſt; endlich merkt er, woran es liegt, und gewöhnt ſich eine andere Lage an, nnd auf dieſe Weiſe vertreibt er den Alp. Dieſe Anmerkung iſt erheblich, weil man wider die Meinung der Aerzte, daß der Alp von der Vollblütigkeit herrühre, öfters zweyerley Beyſpiele anzuführen pflegt, welche das Gegentheil beweiſen ſollen, nähmlich theils: daß viele vollblütige und fette Perſonen keinen Alp haben, der ſie martert, und theils, daß viele, die ihn gehabt, denſelben wieder vertrieben haben, ob ſie gleich nicht das Geringſte gethan haben, die Vollblütigkeit oder Fettigkeit zu vermindern. Beyläufig kann ich noch anmerken, daß öfters auch die magerſten und abgezehrteſten Leute, die nicht im geringſten vollblütig ſind, Alpdrücken haben, welches ſich nicht curiren läßt, weil es von Verhärtungen oder Tophis in den Lungen herrührt, die ihnen dergleichen Spannungen verurſachen. Es würde ein grober Fehler ſeyn, ſolche Leute mit Aderlaß zu verſchlimmern. Man kann es entdecken, ob dieſe Urſache vorhanden ſey, wenn man Erfahrung in dergleichen Sachen hat, und einen ſolchen Patienten ein=

ſchlafen ſieht; denn man entdeckt alsdann, daß das, was er einen Alp nennt, vielmehr ein Stickfluß (Aſthma ſuffocativum) iſt.

Wenn man im Liegen vorſichtig ſeyn will, ſo hat man folgende Regeln zu beobachten: 1. Man muß nicht ganz horizontal, oder wohl gar mit dem Kopfe tiefer, als mit dem übrigen Leibe, liegen. Weil man aber in einer abhängigen Lage nicht gut ſchläft, weil man niederzuglitſchen anfängt, ſobald man einſchläft, und daher ſehr ängſtliche Träume bekommt, als ob man in einen fürchterlichen Abgrund hinunter führe, ſo müßten die Unter-Betten ganz horizontal liegen, die Kopf-Küſſen aber ſtufenweiſe dergeſtalt über einander geleget werden, daß man nicht anders liegt, als ob man auf einem bequemen Stuhle mit ausgeſtreckten Füßen, wie ein vornehmer dicker Herr, ſäße. Wenn die Schenkel mit dem Unterleibe nicht einen ganz ſtumpfen Winkel machen, ſo hat man eben die Gefahr, wie bey dem Sitzen, zu befürchten, welche hier deſto größer iſt, da man viele Stunden hinter einander in ſolcher Stellung bleibt, und im Schlafe es anfangs nicht einmahl empfindet, wenn man ſich dadurch Schaden zufügt. — 2. Man muß ſo liegen, daß keiner von den Muskeln, welche willkürliche Bewegungen hervorbringen, angeſtrengt wird; denn dieſe Muskeln laſſen nach, ſobald man einſchläft, und geben zu ſchweren Träumen Anlaß. Herr D. Unzer führt ein Beyſpiel an, welches in ſeiner Art höchſt ſonderbar iſt. Ein gewiſſer ſehr vollblütiger, junger und ſtarker Mann ſchlief des Abends geſund ein, und hatte die Füße an ſich gezogen, weil ſein Bett kalt war. Sobald er eingeſchlafen war, fiengen die Füße an niederzuſinken; und ihn träumte, daß er von einem Thurme herab fiele. Er fieng alſo im Schlafe ſo ſchnell und heftig an zu ſchreyen, daß er ſich eine Ader in den Lungen zerriſſen haben mußte,

denn

denn er bekam in dem Augenblicke ein tödliches Blut-Speyen. Ob nun dieſes gleich völlig wieder geſtillet wurde, ſo blieb doch ein Huſten mit blutigem und Eiter-ähnlichen Auswurfe nach, welcher kein Jahr dauerte, da er ſtarb. Dieſer Mann hatte ſich die Schwindſucht und den Tod an den Hals geträumet, und es war nichts anders Schuld daran, als eine unrechte Lage ſeines Leibes. So ſelten dieſer Fall iſt, ſo lehrt er uns doch, daß wir im Liegen, wenn wir ſchlafen wollen, die Muskeln der willkürlichen Bewegungen nicht anſtrengen müſſen, weil ſie ſonſt zu verſchiedenen verdrießlichen Zufällen Anlaß geben können. — 3. Man muß ſo liegen, daß kein edler Theil in ſeiner Verrichtung gehindert, oder gedrückt, oder geſpannt wird. Dieſes kann ſich zutragen, wenn man ſo liegt, daß entweder die rechte oder die linke Seite zuſammengedrückt wird, welches von manchen Perſonen geſchieht, die ſich im Bette wie Knäuel zuſammen wickeln. In ſolchem Falle leidet auf der rechten Seite die Leber, und auf der linken die Milz. Die Verletzung ſowohl dieſes als jenes Eingeweides iſt tödlich; und die langſame Todes-Art, welche man dabey ausſtehen muß, muß jedermann eine Warnung ſeyn, ſich vor dergleichen unnatürlichen Stellungen zu hüten.

Auſſer dem Liegen beym Schlafen, iſt das Liegen auch als Lage und Stellung des Leibes, in Anſehung der Gelehrten, zu betrachten. Es giebt zwar nur ſehr wenig Gelehrte, die jede Arbeit des Geiſtes im Liegen verrichten; ſeitdem aber die Canapee und Faul-Betten Mode geworden ſind, iſt es bey Gelehrten faſt zur Gewohnheit geworden, auf dem Faul-Bette wenigſtens zu leſen. Auch hier ruhet der Körper; und das Liegen muß in dieſer Rückſicht, wenn es lange fortgeſetzt wird, ſo ſchädlich, als das Sitzen, ſeyn. Noch überdies iſt die halb-aufgerichtete Lage

des Körpers ſehr ermüdend, und die Augen leiden, weil ſie ſich wider die Gewohnheit verdrehen müſſen, wenn ſie auf das Buch gerichtet werden ſollen.

Das Stehen iſt zwar, überhaupt betrachtet, eine gute Stellung des Leibes, erfordert aber viel Anwendung von Kraft, und ermüdet mehr, als das Gehen. Bey dem Stehen müſſen ein und eben dieſelben Muskeln fortdauernd in Spannung erhalten werden, dagegen bey dem Gehen Anſpannung und Erſchlaffung abwechſeln. Dem Menſchen wird das Stehen weit ſchwerer, als dem vierfüßigen Thiere. Das vierfüßige Thier hat eine große Grundfläche, und iſt deshalb weit weniger in Gefahr, aus dem Gleichgewichte zu kommen. Die Grundfläche, die der Menſch mit ſeinen Füßen einnimmt, iſt im Gegentheil ſehr geringe; ſie wird durch die äuſſere Seite ſeiner Füße und durch die beyden Linien, welche ſeine Fuß=Spitzen und Ferſen verbinden, begränzt; über dieſer ſchmahlen Baſis muß er ſich durch die Kraft ſeiner Muskeln erhalten. Seine Waden= und Schienbein=Muskeln müſſen den Unter=Schenkel in unverrückter Lage gegen den Fuß halten. Die Ausſtreck=Muskeln des Knies müſſen verhüten, daß dieſes ſich biege. Durch die Geſäß=Muskeln muß das Becken, und durch die Rücken=Muskeln der Rückgrath verhindert werden, ſich zu bewegen. Alles dieſes erfordert beträchtliche Anſtrengung. Bey den Vögeln, ob es gleich auch zweyfüßige Thiere ſind, verhält es ſich doch hierin viel anders; denn ein Vogel, der auf einem Zweige ſteht, wird durch die eigenthümliche Elaſticität ſeiner Muskeln in ſeiner Lage erhalten, ohne daß er ſich anſtrengen dürfte, daher er auch ohne weitere Unterſtützung in dieſer Lage ſich dem Schlafe überlaſſen kann.

Mit dem ganzen Körper, im ſtrengſten Verſtande unverrückt ſtille zu ſtehen, iſt nicht thunlich; das Athemhohlen, die Circulation des Blutes und die

äuſſern

äuſſern Einwirkungen verurſachen immerfort einige, wenn gleich unbeträchtliche, Bewegung. Selbſt bey der ſitzenden Stellung bemerkt man dieſes, z. B. wenn man jemand ſilhouettiren will.

Der Menſch kann auf beyden Füßen und auf Einem Fuße ſtehen, und in beyden Fällen entweder ſo, daß die ganze Unterfläche des Fußes den Boden berührt, oder auf den Hacken, oder auf den Zehen (richtiger: auf den Ballen).

Wenn man auf beyden Füßen platt auf dem Boden ſteht, ſo können entweder die Füße neben einander oder vor einander geſetzt werden, beydes in verſchiedenen Entfernungen und unter verſchiedenen Winkeln. Die Tanz-Kunſt nimmt daher verſchiedene Poſitionen an, wovon an ſeinem Orte geredet werden wird. Der natürliche Stand des Menſchen, und zugleich der feſteſte, iſt der, da man beyde Füße in einiger Entfernung von einander platt auf den Boden ſetzt, ſo, daß der eine, gewöhnlich der rechte, etwas vorwärts, beyde aber nur wenig auswärts, geſetzt werden. Das Auswärtsſetzen der Füße iſt nicht natürlich, ſondern eine conventionelle Zierlichkeit; aber natürlich und nothwendig zum feſten Stande iſt das gerade Halten der Knie und des Rückens. Man findet unter Perſonen von ſitzender Lebens-Art wenige, die mit geſtreckten Knien und geraden Rücken ſtehen, aber viele, die von einer Seite zur andern wanken, oder ſich anlehnen, wo nur ein Stuhl, oder ein Tiſch, oder eine Wand zu erreichen iſt.

Auf den Zehen zu ſtehen, erfordert eine große Anſtrengung der Waden-Muskeln, doch iſt hier noch eher das Gleichgewicht zu erhalten, als bey dem Stehen auf den Hacken, weil bey lezteren die Baſis noch kleiner und runder iſt, als bey den erſtern.

Das Stehen auf Einem Fuße iſt ſchwer, inſonderheit auf den Zehen. Junge Leute müſſen ſich ge-

 wöhnen,

wöhnen, ihre Kleider, auch Strümpfe, Schuhe oder Stiefel, ſtehend anzuziehen; dieſes iſt für die untern Gliedmaßen eine gute Uebung. Wenn man ſo ſteht, daß der Körper auf der einen Hüfte ruhet, und der vordere Fuß nur zur Erhaltung des Gleichgewichtes auf den Boden geſetzt wird, ſo darf man im Gegentheil ſich weniger anſtrengen, als wenn man auf beyden Füßen mit geraden Knien ſteht, weil dann verſchiedene Muskeln nicht wirken dürfen; daher ſowohl Thiere als Menſchen dieſe Stellung annehmen, wenn ſie ermüdet ſind. Von dem Stehen auf Einem Beine, als einer Balancir-Uebung, werde ich im Art. Leibes-Uebung noch beſonders handeln.

Auf dem Kopfe ſtehen, das Rad ſchlagen, den Burzelbaum machen oder ſchießen (*), gehören zu den cubiſtiſchen Stücken, welche die Knaben auf weichem Raſen ohne Gefahr üben können. Schwer iſt es, ſich gerade vorwärts ſo über zu ſchlagen, daß der Kopf zwiſchen den Armen durchgeht, ohne an den Fußboden zu ſtoßen. Hierzu gehört eine ſtarke Beugung des Rückgrathes, um nicht mit dem Geſäße, ſondern mit den Füßen auf die Erde zu kommen. Die Leute, die ſich für Geld mit ſolchen Stücken ſehen laſſen, ſind von Jugend auf gewöhnt den Rücken ſehr hohl zu biegen. Man ſieht dergleichen, die, indem ſie ſich rücklings überbiegen, ein Stück Geld mit den Augenliedern von der Erde aufnehmen, oder den Kopf zwi-

(*) Der Burzelbaum iſt eine Art des Fallens, da man ſich auf den Kopf ſtellt, den Hintern in die Höhe hebt, und auf die andere Seite niederfallen läßet.

Baum druckt in dieſer Zuſammenſetzung die ſenkrechte Erhebung des Hintern aus. In Schleſien heißt der Burzelbaum ein Burzelbock, in Franken ein Stürzbaum, im Oeſtreichiſchen ein Kuchenſchatz, in Weſtphalen und Hamburg Heuſterpeuſter, Kopſheuſter, in der Mark Brandenburg und Pommern Kobold (ſ. Th. XLII, S. 190), im Dän. Kolbotte, beyde nach dem Franz. Culbut und culbuter, im Holländ. hillebillen.

zwiſchen den Beinen durchſtecken können. Siehe Fig. 4189.

Sehr undeutlich ſind, nach Hrn. Hofr. Beckmann Urtheil (*), die Erzählungen von den Künſten, wobey Reifen und Räder gebraucht ſind, womit bey den Römern die Petauriſtae das Volk in Erſtaunen ſetzten. Die erſten mögen wohl nichts weiter geweſen ſeyn, als die mannigfaltigen Wendungen, welche wir noch jezt von den dazu abgerichteten Kindern machen ſehen. Aber die leztern waren viel gefährlicher. Die Stelle des *Manilius* erklärt Cilano ſo, als ob die Künſtler durch aufgehängte, oft glühende eiſerne Reiſen geſprungen wären. Dieſes iſt weniger zu bezweifeln, als die folgende, auch ſchon von Andern gegebene Erklärung, wie die corpora iactata petauro des *Juvenalis*, XIV. 265. und die corpora valido excuſſa petauro des *Manilius* V. 433. verſtanden werden ſollen. Wenigſtens iſt von dieſem Rade dasjenige verſchieden, worauf die Tänzerinn bey dem *Xenophon*, indem es ſchnell umgedrehet wurde, las und ſchrieb. In der alten Ueberſetzung des *Jo. Ribittus* iſt dieſe Stelle ſo überſetzt worden: allata eſt ſaltatrici orbis ſaltatorius, in quo admiranda erat editura (**). Da iſt die erſte Frage, was τροχος των καραμεικων ſey. Der Nahme gehört einem Platze zu Athen, wo jährlich Kampf-Spiele gehalten wurden, daher auch bey *Ariſtophanes* πληγαι κεραμεικαι vorkommen. Aber dies ſcheint hier nichts zu erklären. Boulenger, der dieſe Stelle auch anführt, hat ſie ſo über-

(*) In ſeinen Beyträgen zur Geſchichte der Erfindungen, 4 B. 1 St. S. 83, f.

(**) Sympoſium, p. 655, nach der baſeler Ausgabe, 1555. f. εἰσεφέρετο τῇ ὀρχηστρίδι τροχὸς τῶν κεραμεικῶν, ἐφ᾽ οὗ ἔμελλε θαυματουργήσειν.

überſetzt; illata eſt ſaltatrici figularis rota, per quam ſe traiiceret et miracula patraret. Er verſtand alſo die Töpfer-Scheibe, die Erfindung des *Anacharſis*, aber dieſe wird immer κεραμικὸς τροχὸς, nicht τροχὸς τῶν κεραμεικῶν genannt; und wenn dieſe gemeint ſeyn ſollte, ſo hätte er es nicht per quam ſe traiiceret, überſetzen ſollen. Denn die Töpfer-Scheibe iſt kein Reifen, ſondern eine Scheibe, die, wenn ſie gedrehet wird, nicht ſenkrecht, ſondern horizontal umläuft; und wie auf einem Rade, durch welches die Künſtlerinn hindurch ſprang, ſich leſen und ſchreiben ließe (*), das hat er gar nicht erklärt. Iſt die Töpfer-Scheibe gemeint, ſo iſt es allerdings möglich, daß jemand auch bey der ſchnelleſten Umdrehung darauf ſtehen, ſchreiben und leſen könnte, nur müßte er mit größter Geſchwindigkeit die Beine wechſelsweiſe aufheben; ſo wie einer mit Vorſicht und Dreiſtigkeit auf einer horizontal liegenden und umlaufenden Welle hin und her gehen kann.

Vor einigen Jahren hielt ſich ein Kerl auf den Straßen von London auf, der ſich und ſeine Familie durch ein Kunſtſtück ernährte, das nicht leicht gefährlicher ſeyn konnte. Er ſprang nähmlich auf die Naben der Hinter-Räder vorüberfahrender Kutſchen, ſo daß er auf dieſelben zu ſitzen kam, faßte zu gleicher Zeit die Speichen, und drehte ſich nun, wie jemand der ein Rad ſchlägt, mit dem Rade fort, während ſeine Frau das Honorarium in den Straßen und von den Fenſtern einſammelte, aus denen man den Künſtler paſſiren geſehen hatte. Es ſoll ihr etwas eingetragen haben; vermuthlich, weil man ein Weib beklagte, die eine

(*) τοτε ἐπὶ του τροχοῦ ἅμα περιδινουμένου γράφειν τε, και ἀναγινώσκειν, θαῦμα ἐστὶ. Scribere et legere in rota dum verſatur, mirabile quiddam eſt.

eine ſolche Beſtie von Ixion zum Manne hatte, und alſo vermuthlich bey dem Almoſen ſchon den Chirurgus oder gar die Witwe mit bedachte. Er trieb es lange, wurde aber endlich einmahl lebendig gerädert nach dem Hoſpitale gebracht; weiter geht die Geſchichte nicht. Schade, daß ein Geſchöpf von dem Muthe und der Adreſſe, im Leben nicht an die Stelle zu ſtehen gekommen iſt, wo er mit Ehre, im Dienſte ſeines Vaterlandes davon hätte Gebrauch machen können. Seine Geſchichte würde alsdann jezt vielleicht umſtändlicher ſeyn, und weiter hinaus reichen, als eine Zeitung ſie tragen kann.

So wurde der große Seidlitz als Knabe einſtmahl belauſcht, wie er ſich, ohne ſeiner Aeltern oder irgend Jemandes Vorwiſſen, ganz für ſich übte, mit dem Pferde zwiſchen den brauſenden Flügeln einer Wind-Mühle durch zu ſprengen. Das waren die erſten leiſen Regungen von dem Muthe und der Gegenwart des Geiſtes, den die Welt noch lange bewundern wird, und nahmentlich die Franzoſen bey Roßbach ſo herzlich und ganz ohne allen Verdacht von Heucheley bewundert haben.

In den Jahren des ſtärkſten Wachsthumes iſt es nicht dienlich, die meiſte Zeit zu ſtehen, weil die Füße leicht davon krumm wachſen, indem bey Kindern die Gelenke ſich auseinander geben, und die Knochen ſich biegen, auch ſich leicht Knorpel daran feſt ſetzen. Daher iſt es, wie ich bereits im XV Th., S. 626, fgg. gezeigt habe, unverantwortlich, wenn man Kinder, die erſt gehen lernen ſollen, halbe Tage lang in dem Gängel-Wagen ſtehen läßt, und nicht bedenkt, daß ſo zarte Glieder ſchon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in Ruhe gebracht werden müſſen. Die Beyſpiele der Schrift-Setzer, und anderer Perſonen, die beſtändig ſtehen, beweiſen, wie ſo gar Erwachſene von dieſer Leibes-Stellung beſchwerliche Zufälle leiden müſſen. Denn auſſerdem, daß Viele krumme Beine bekommen, haben ſie noch das

Unglück, daß ihnen die Füße ſchwellen, daß dieſe zuweilen aufbrechen und böſe Geſchwüre veranlaſſen, daß ſie vor der Zeit in den Knien ſteif werden, und Gicht und Gonagra davon tragen.

Das ganze Gewicht der im Unterleibe enthaltenen Eingeweide drückt beym Stehen auf die untern Theile des Bauches. Sind in dieſem Falle die Bauch=Muskeln nur einiger Maßen erſchlafft, ihre Ringe los, und der Widerſtand, den ſie leiſten ſollen, zu klein, ſo ſchlüpfen die Eingeweide aus der Oeffnung, die der Druck gemacht hat, heraus, und verbergen ſich unter der Haut. Man kennt dieſen Zufall unter dem allgemeinen Nahmen der Brüche, die zwar oft ohne vielen Nachtheil getragen werden, aber auch eben ſo oft, wenn die herausgefallenen Eingeweide in die ſich ſchließenden Bauch=Muskeln eingeklemmet werden, und die Gemeinſchaft derſelben mit dem noch im Unterleibe liegenden Theile deſſelben Eingeweides aufgehoben wird, die ſchrecklichſten Zufälle, und ſelbſt den Tod, verurſachen. Noch deſto leichter entſtehen die Brüche, wenn die Gedärme ſchlaff ſind, und von den Speiſen oder auch von Blähungen zu ſehr ausgedehnet werden; denn nun können ſie, weil die ausgeſpannten Gedärme den Raum verengen, deſto ſtärker auf die erſchlafften äuſſern Decken wirken. Brüche beobachtet man bey keinem Menſchen häufiger, als bey den Mönchen und Nonnen in Klöſtern. Die Urſache davon liegt bloß in der unthätigen Lebens=Art dieſer Menſchen, den meiſtens traurigen und unangenehmen Leidenſchaften, den wäſſerigen erſchlaffenden Dünſten der Mauern und Gewölbe, und vornehmlich in dem Stehen, welches ſie meiſtens bey ihrem Gottesdienſte beobachten.

Wer die meiſte Zeit ſtehen muß, kann der Geſchwulſt der Füße einiger Maßen vorbeugen, wenn er des Morgens die Füße bis an die Waden mit breiten

Bin=

Binden umwickelt, ſo, daß dieſe genau anſchließen, aber doch nicht zu feſt ſitzen; alsdann zieht man die Strümpfe darüber und verhütet dadurch, daß die Feuchtigkeiten ſich nicht in dem untern Fuße zu ſehr anhäufen, weil die Binde verhindert, daß die feſten Theile nicht zu ſehr nachgeben, ausgedehnet werden, und ihren Ton verlieren können. Eine Binde, die dergeſtalt des Morgens ganz loſe umgelegt worden iſt, wird des Abends, nachdem man den Tag über geſtanden hat, ſo feſt ſitzen, daß ſie tiefe Spuren in die Haut drückt, woraus man erſieht, wie ſehr die feſten Theile nachgeben müſſen, wenn man dieſe Vorſicht nicht gebraucht. Man kann auch zugleich ſowohl abends, wenn man die Binde ablegt, als morgens, ehe man ſie anlegt, zur Stärkung der feſten Theile, den Fuß mit ſtarkem Spiritus oder Brandwein waſchen. Wenn man ſolcher Geſtalt die Geſchwulſt der Füße verhütet, ſo hat es auch mit dem Aufbrechen der Füße und den Geſchwüren eben keine Gefahr; allein, wider die Steifigkeit der Gelenke, wider das Zittern der Füße, wider die Gicht und das Gonagra kann gedachtes Mittel nicht helfen, weil dieſe Zufälle von dem Drucke der Schwere des Leibes herrühren; daher müßte man, dieſer Uebel wegen, die Vorſicht gebrauchen, ſich einen hohen Stuhl nach ſeinem Leibe machen zu laſſen, auf den man ſich dergeſtalt ſtützen könne, daß man einen Theil der Laſt ſitzend, und den übrigen ſtehend, trüge; in dieſer Abſicht müßte ein ſolcher Stuhl nicht ganz horizontal, ſondern etwas abſchüſſig ſeyn, und am beſten wäre es, damit man einigen Widerhalt hätte, wenn er in Geſtalt eines Reit-Sattels gemacht wäre, ſo daß man darauf, wie ein Reiter, halb ſitzen und halb ſtehen könnte, und ſowohl im Sitzen als Stehen mehrentheils einerley Höhe behielte. Wenn man den großen Schaden bedenkt, den das beſtändige Stehen verurſachet, ſo iſt gewiß dieſer Rath

nicht

nicht geringe zu ſchätzen; und es wäre daher zu wünſchen, daß Perſonen, die ihre Arbeit nicht anders als ſtehend verrichten können, ſich deſſelben bedienen möchten.

Viele Gelehrte ſchreiben und ſtudieren vor einem hohen Pulte im Stehen. Dieſes iſt zwar beſſer, als immer zu ſitzen; allein, man iſt dabey vor den vorhin erwähnten Uebeln nicht ſicher; und muß ſich alſo daher, um ſie zu verhüten, der oben empfohlnen Vorſicht bedienen. Man kann ſich aber noch ärgere Uebel zuziehen, wenn man ſich mit der Bruſt an das Pult anlegt, und damit einen Theil der Laſt des Leibes trägt, wie Viele beym Schreiben im Stehen zu thun pflegen. Hierdurch wird nicht allein das Athemhohlen, und der Umlauf des Geblütes durch die Bruſt gehindert, ſondern die Muskeln der Bruſt werden auch dermaßen gedrückt, daß es öfters nicht anders iſt, als ob unter der Haut lauter Blutſchwäre ſäßen, und man kaum leiden kann, daß die Kleider die Bruſt berühren. Hierwider kann ebenfalls der oben vorgeſchlagene Sattel dienen, auf welchem man feſt ſitzt und ſteht, und dabey die Laſt des Körpers auf denſelben ſtützet, daß man die Hülfe der Bruſt nicht nöthig hat.

Ein anderer Fehler im Stehen iſt der, daß man gemeiniglich nur auf Einem Fuße ſteht, und den andern ausruhen läßt, bis der erſte die Laſt nicht mehr tragen kann. Beym Schreiben iſt dieſes faſt unvermeidlich; und hierdurch geſchieht nicht allein den Füßen und Gelenken deſto mehr Gewalt, indem nur immer ein Fuß die ganze Laſt zu tragen hat, die ſonſt von beyden zugleich unterſtützt wird, ſondern der Leib wird auch unter den kurzen Rippen gedrückt und gebogen, welches üble Folgen nach ſich ziehen kann. Man muß alſo, ſo viel möglich, gerade, und auf beyden Füßen zugleich ſtehen; und wenn man ja das Umwechſeln der Füße nicht laſſen kann, ſo thue man es öfters, und

hüte

hüte ſich, den Leib nicht zu ſehr in den Seiten dabey zu biegen. Auch iſt es in aller Abſicht nothwendig, daß man ſich bey vielem Stehen eines hohen Stuhles bediene, um mit dem Sitzen ſtets abwechſeln zu können.

Das Gehen, Tanzen, Springen, Fechten, u. ſ. w. ſind keine beſtändige, oder anhaltende Stellungen des Körpers, ſondern vielmehr Leibes-Uebungen, daher ſie hier inſofern zu meinem Zweck gehören, als der Leib dabey in einer gewiſſen Stellung anhaltend verbleibt. So iſt z. B. das Gehen, was die anhaltende Leibes-Stellung dabey betrifft, nichts anders als ein wechſelweiſes Stehen auf Einem Fuße, und daher iſt klar, warum Perſonen, die ihr Brod mit Gehen verdienen müſſen, eben den Zufällen unterworfen ſind, als die Stehenden; denn ſie greifen ihre Füße und Gelenke auf eben die Weiſe an, wie diejenigen, die beſtändig ſtehen, nur daß ihnen die beſtändige Umwechſelung der Füße und die Leibes-Bewegung dabey zu gute kommen. Wer den ganzen Tag geht, hat auf den Abend ebenfalls geſchwollene Füße, wie derjenige, der beſtändig ſteht; ſeine Füße fangen mit den Jahren bald an, ſteif zu werden und zu beben, und das Reiſſen in denſelben iſt eine gemeine Krankheit der alten abgelebten Fuß-Bothen.

Das Gehen, welches darin beſteht, daß die Stützen, die den Körper tragen, wechſelsweiſe eine vor die andere gerückt, und der Schwer-Punct des Körpers nach und nach über die eine und über die andere gebracht wird, iſt die einfachſte und natürlichſte Art, ſeinen eigenen Körper von einem Orte zum andern zu bewegen. Das Gehen iſt daher theils ein Erfolg von der Wirkung der Muskeln, theils ein Erfolg der Schwere; denn indem der Schwer-Punct von einem Fuße über den andern gebracht wird, ſo durchfällt er eigent-

eigentlich einen kleinen Raum, wird aber ſogleich von dem folgenden Fuße unterſtützt.

In der Action des Gehens iſt die Laſt, die gehoben werden ſoll, der Mittelpunct der Schwere des ganzen Körpers; und wenn der Menſch noch überdies beläſtigt iſt, ſo iſt der Mittelpunct der Schwere des Körpers und der Laſt bey einander vereinigt, die bewegende Kraft aber iſt der hintere Fuß, dieſelbe ſtößt dieſen Mittelpunct der Schwere vorwärts, und verurſachet, daß er einen Zirkel-Bogen beſchreibt, der durch den Mittelpunct des andern Fußes geht, welcher zur Zeit noch unbeweglich bleibt. Eben dieſe bewegende Kraft beſchreibt vor ſich ſelbſt einen Zirkelbogen, von gleich großer Erſtreckung. Dieſer Bogen iſt in Anſehung der geringen Höhe, d. i. gleichſam der Perpendikular-Linie, die ſich zwiſchen dem Bogen und der Sehne befindet, von einer anſehnlichen Größe. Die bewegende Kraft, oder deutlicher, der hintere Fuß, hat alſo eine ziemlich große Bewegung, und eine ziemlich große Geſchwindigkeit, in Anſehung des Wenigen, von welchem die Laſt gehoben wird.

Bekannter Maßen theilt der Mittelpunct der Schwere einen Körper in zwey gleich wichtige Theile, und es kann derſelbe nicht fallen, wenn dieſer Mittel-Punct der Schwere unterſtützt wird, ſo wie er hingegen fällt, wenn derſelbe nicht unterſtützt wird. Da wir nun durch die Erfahrung des *Borelli* wiſſen, daß der Mittelpunct eines geraden und wohlgewachſenen Menſchen zwiſchen beyden Füßen in dem Mittel-Fleiſche (Perinaeum) iſt, Fig. 4190 *), ſo iſt klar, daß, wenn wir auf beyden Füßen ſtehen, die Grund-Fläche unſers Körpers die zwiſchen beyden Füßen befindliche Fläche iſt. So lange nun die aus dem Mittelpuncte der Schwere gezogene Directions-Linie innerhalb dieſer Fläche fällt, ſo lange können wir ſtehen;

hen; fällt ſie aber auſſerhalb, ſo fangen wir an zu fallen.

Wenn alſo der Menſch ſich bewegen will, ſo muß er einen Fuß aufheben, folglich muß er den Leib gegen die andere Seite neigen, weil er ſonſt den Fuß nicht aufheben könnte. Damit nun der Körper, deſſen Directions-Linie verrückt worden iſt, eine Stütze bekomme, ſo neiget man ſich alſobald gegen jene Seite, damit die Directions-Linie, welche durch den Mittelpunct der Schwere geht, auf die Fuß-Sohle gerückt werde. Wenn man nun im Fortgehen mit dem einen Fuße verrichtet, was man mit dem andern gethan hat, ſo wird die Directions-Linie unſers Leibes und der Mittelpunct der Schwere immer zwiſchen unſern Füßen hin und her gerückt werden können, ohne daß der Menſch in Gefahr iſt zu fallen. Sobald aber die Directions-Linie auſſerhalb entweder vorwärts oder hinterwärts aus dieſer Grundfläche gerückt wird, ſo muß der Menſch im erſten Falle vor ſich, im andern Falle aber hinter ſich fallen; dieſe Bewegung wird durch lange Uebung ſo leicht, daß er nicht merkt, daß dergleichen Verrückung der Directions-Linie in ſeiner Bewegung vorfällt.

Hieraus wird man einſehen, warum die Kinder, wenn ſie gehen lernen, hin und her wanken, weil es ihnen nähmlich viel Mühe koſtet, die Verrückung der Directions-Linie ſo zu treffen, daß ſie nicht über die Grundfläche und wohl gar über die Fuß-Sohle hinaus gehe, daher ſie öfters vor-, hinter- und ſeitwärts fallen, welches aber durch fleißige Uebung bald gelernt wird.

Die Bewegung eines Laſttragenden iſt von dem Gange eines Andern darin unterſchieden, daß er den Leib vorwärts biegen muß, damit die Directions-Linie der Laſt mit der Directions-Linie ſeines Leibes nahe zuſammen, und zugleich auf die Grundfläche zwi-

ſchen

ſchen die Füße falle. Bey ſchwangern Frauen und dicken Perſonen, die einen großen Schmeerbauch tragen, findet das Gegentheil Statt, indem ſie ſich hinter ſich neigen müſſen, daß die Directions-Linie der Laſt und die Directions-Linie des Körpers zwiſchen den Füßen erhalten werde.

Wie man ſich zu verhalten habe, wenn man Berg-an oder Berg-ab ſteigt, iſt leicht zu erachten, daß man nähmlich im erſten Falle den Körper vorwärts, im andern hingegen rückwärts neige, um die Directions-Linie in der Grundfläche zu erhalten. Eben dieſes kann einem Reitenden die Lehre geben, wie er ſeinen Leib neigen müſſe, wenn er Berg-an, und wie er ſich zu richten habe, wenn er Berg-ab reitet.

Ein Laſttragender kann die Füße nicht hoch heben. Denn da, der Erfahrung zu Folge, die Muskeln in den Füßen und Schenkeln, die bey dem Gehen das ihrige verrichten, die Stärke beſitzen, 290 Pfund, jedoch nur 2 bis 3 Zoll hoch, zu heben: ſo folgt hieraus, daß ein Menſch von mittelmäßiger Leibes-Geſtalt und gemeiner Stärke, der ungefähr 140 Pfund ſchwer geſchätzt wird, mit einer Laſt von 150 Pfund beſchweret, gar füglich fortſchreiten kann, wenn er nähmlich die Füße nicht ſonderlich hoch erheben darf, d. h. wenn er ſie nicht höher, als 2 oder 3 Zoll hoch, erhebt. Muß er ſich höher heben, ſo iſt dieſe Höhe, in Anſehung des Bogens, den die Laſt beſchreibt, allzugroß, und die bewegende Kraft verliert den mechaniſchen Vortheil, den ſie in Anſehung der Laſt hatte. Hieraus folgt nun, daß ein Menſch, der 150 Pfund ſchwer trägt, nicht wohl eine Treppe, deren Tritte 5 Zoll hoch ſind, wie ſie mehrentheils zu ſeyn pflegen, hinauf ſteigen kann.

Wenn ein Menſch, mit einer Laſt beladen, fortſchreitet, ſo kann man die verſchiedenen aus ſeinem organiſchen Bau entſtehenden Anſtrengungen als ſo viele

viele einzelne Kräfte anſehen, welche auf die geſammte Maſſe des Menſchen und der Laſt wirken, ſo, daß die Richtung der daraus entſtehenden mittlern Kraft durch den Schwer-Punct dieſer geſammten Maſſe, worin ſie als vereinigt angeſehen wird, durchgeht. Dieſe mittlere Kraft vereinigt ſich mit der Schwere, um die verſchiedenen Erſcheinungen der fortſchreitenden Bewegung des Menſchen hervorzubringen.

Wenn man die Umſtände der Bewegung, wenn der Schwer-Punct des Menſchen und der Laſt nach einer gegen den Horizont geneigten Richtung getrieben wird, zu beſtimmen ſuchen will, ſo läßt ſich dieſer Fall allemahl auf denjenigen bringen, da ein Menſch auf einer ſchiefen Ebene fortſchreitet; denn bey jedem Schritte, den er thut, wird er genöthigt, ſeinem Schwer-Puncte einen Stoß zu geben, um ihn aus der Stelle, die dieſer Punct verläßt, bis zu derjenigen hin zu treiben, in die er bey dem Anfange des folgenden Schrittes gelangen muß. Der Schwer-Punct beſchreibt alſo während der Zeitdauer eines Schrittes, eigentlich keinen Zirkel-Bogen, ſondern, wie alle ſchief geworfene Körper, einen paraboliſchen Bogen.

Ein Menſch, der mit einer Geſchwindigkeit von etwa 9 Fuß in einer Secunde läuft, wird auf ſeine Füße gar nicht mehr als ſchwerer Körper wirken. Lambert hat durch Verſuche gefunden, daß man in einem ſo ſchnellen Laufe, als dieſer Geſchwindigkeit gemäß iſt, dergeſtalt in der Luft ſchwebt, daß die Füße nicht anders wirken, als ob ſie die Erde hinter ſich zurück ſtießen. Dieſes erfordert eine große Behendigkeit in den Füßen; ſie dürfen die Erde ſo ſtark anſtoßen, als zur Unterhaltung der Geſchwindigkeit nöthig iſt. Eigentlich muß man ſich der Ungleichheit des Weges und der daraus entſtehenden Reibung zu dieſem Erfolge bedienen, und man muß die Erde wie-

der hinterwärts zu ſtoßen in dem Augenblicke anfangen, wo der Schwer-Punct die Scheitel der Parabel, die ein Laſttragender, Berg-an gehender Menſch durch die fortſchreitende Bewegung ſeiner Füße bildet, erreicht. Thut man es eher, ſo ermüdet man die Füße mehr als nöthig wäre; thut man es hingegen ſpäter, ſo fallen die Füße plumper auf den Boden auf, und man wird genöthigt, die Knie zu beugen, weil der Schwer-Punct wieder auf den zur Erde geſetzten Fuß Druck auszuüben anfängt, welches mehr Kraft erfordert, um ihm einen neuen Schwung zu geben. Es erhellet hieraus, daß nicht ſowohl beſondere Stärke der Muskeln, als Erfahrung und Fertigkeit, einen geſchickten Läufer bilden. (Siehe Laufen und Läufer, im LXVI Th., S. 80, fgg.) Eben daſſelbe gilt auch von einem Luft-Springer. Bey Schrittſchuh-Fahrern ſieht man oft, daß ſie über ein ſo dünnes Eis wegfahren, das ſie außerdem nicht tragen würde. Davon iſt zum Theil die Centrifugal-Kraft die Urſache, welche uns ſicher über ein Eis führt, das viel zu ſchwach wäre, uns ohne Bewegung zu tragen. Den Alten war es nicht unbekannt, daß eine große Geſchwindigkeit die Wirkung der Schwere vermindert, und ſogar völlig aufhebt; ſie hatten wohl bemerkt, daß bey ſchnellem Lauf die Kraft faſt einzig dazu verwendet wird, die Gelenke der Füße zu beugen, ſo oft es nöthig iſt, und daß man dabey die Erde nur ganz leiſe und nicht ſtärker berühren dürfe, als gerade zur Unterhaltung der Geſchwindigkeit nöthig iſt.

Der natürliche Gang des Menſchen iſt auf den beyden Füßen, und nicht, wie Einige haben behaupten wollen, der auf allen Vieren, wie ich bereits oben, S. 349, fgg. ausführlich gezeigt habe.

So wie bey dem Stehen, ſo finden auch hier die Verſchiedenheiten Statt, daß man entweder auf dem platten Fuße, oder auf den Zehen, oder auf dem Hacken,

cken, gehen kann. Das Gehen auf dem platten Fuße iſt das natürlichſte, und am wenigſten ermüdende. Es iſt eine ungemeine Mannigfaltigkeit in dieſer, dem Anſehen nach ſo einfachen Procedur. Jeder Menſch hat ſeinen eigenthümlichen Gang, woran man ihn ſogar ſchon bloß durch das Gehör erkennt; ein Beweis, ſowohl für die Feinheit des Ohres, als für die merkwürdige Verſchiedenheit, die in dem Fortſetzen und Auftreten bloß von zwey Füßen Statt findet. Bey dieſen iſt der Schall des Trittes dumpf, man hört daran, daß die ganze Laſt des Körpers plötzlich unterſtützt wird, und die Knochen des Fußes gegen den Boden treibt, ohne daß dieſe Wirkung der Schwere von der Kraft der Muskeln gebrochen wird; bey Andern iſt der Tritt leiſe, das Gewicht des Körpers wird von den Muskeln ſeines Beines ſanft und allmählich gegen den Boden niedergelaſſen. Bey dieſem hört man den Fuß lange auf dem Boden verweilen, als ob er ſich nur mit Mühe wieder von demſelben erheben könnte; bey jenem hebt er ſich ſchnell wieder auf. Bey dieſem ſchleppt der Fuß an der Erde vor oder auch nach dem völligen Niedertritt; bey jenem hört man nur einen einfachen Schall. Bey dieſem folgt ein Tritt langſam dem andern, bey jenem iſt der Tritt ſchnell und lebhaft. Das geübte Ohr unterſcheidet alle die feinern Verſchiedenheiten dieſer angeführten Merkmahle, vornehmlich an dem Gange bekannter Perſonen.

Weit charakteriſtiſcher aber iſt der Gang des Menſchen für den Sinn des Geſichtes. Hier ſtellen ſich unendlich viele Verſchiedenheiten dar. Der ganze Körperbau, Stärke und Schwäche; Stolz und Demuth, Muth und Zaghaftigkeit; Freude und Traurigkeit; Erziehung, Lebens-Art, Alter; — alles hat hier Einfluß auf die Art des Ganges. Der eine geht mit krummen Knien, die bey jedem Tritte noch mehr

einſinken; der andere geht mit geſtreckten Beinen. Jener ſetzt die Füße einwärts, dieſer auswärts. Jener thut Schritte, die in Verhältniß mit ſeiner Leibes-Länge groß ſind; dieſer umgekehrt. Jener hebt den Fuß hoch, dieſer ſchleift ihn auf dem Boden hin. Jener biegt den Leib vorwärts, als ob er eine Laſt vor ſich her zu ſchieben hätte; dieſer hält ihn gerade, oder legt ſich gar mit hohlem Rücken etwas zurück. Bey jenem pflanzt ſich die Erſchütterung des Fuß-Trittes, durch den Rumpf fort; man ſieht bey jedem Tritte ſeinen Kopf eine ſchütternde Bewegung machen, und ſeine Hände hin und her baumeln; bey dieſem verhalten ſich die obern Theile ruhig, und bloß die eigentlichen Werkzeuge des Gehens, die untern Gliedmaßen ſind in Arbeit, und tragen den Rumpf mit Leichtigkeit fort.

Zum guten Gange wird erfordert, daß die Knie bey jedem Tritte geſtreckt werden, daß die Füße etwas auswärts auf den Boden zu ſtehen kommen, daß der Abſatz den Boden nicht zu merklich und zu früh vor dem Ballen berühre, daß der Fuß gerade auftrete, weder mehr auf die innere noch mehr auf die äuſſere Seite, als woraus auſſer dem Uebelſtande, auch noch die ſchädliche Folge entſteht, daß die Sohlen und Abſätze ſchief abgelaufen werden; und dann der Tritt nie ſicher wird, — ein Fehler, den Kinder ſehr leicht ſich anzugewöhnen pflegen. Ferner müſſen die Schritte nicht zu groß und nicht zu klein, ſondern in einem gewiſſen Verhältniſſe mit der Länge des Körpers, insbeſondere aber mit der Länge der untern Gliedmaßen, ſeyn, welches Verhältniß einem Jeden ſein Gefühl giebt. Zu große Schritte verrathen Anſtrengung; zu kleine, Ziererey. Frauenzimmer pflegen eine beſondere Zierlichkeit in kleinen Schritten zu finden, auch verſtatten ihre ſehr übel eingerichteten Schuhe keinen natürlichen geſtreckten Schritt. Der Körper muß gerade

rade gehalten werden, der Kopf nicht gegen den Boden herab hangen, als ob man etwas an der Erde ſuchte. Einige haben auch die lächerliche Gewohnheit, ſich von Zeit zu Zeit nach den Beinen zu ſehen; wie es ſcheint, aus einer kleinen Eitelkeit über die Zierlichkeit ihrer chauſſüre. Die Arme pflegen den Bewegungen der untern Gliedmaßen zu folgen, ſo, daß der rechte Fuß und der linke Arm, der linke Fuß und der rechte Arm zugleich, oder beynahe zugleich ſich vorwärts bewegen, dies iſt natürlich und im Bau des Körpers gegründet; allein, dieſe Bewegung der Arme muß nicht zu auffallend ſeyn. Man kann ſie ganz ſtille halten, oder auch ihnen wenige Bewegung geſtatten, aber unſchicklich iſt es damit zu ſchlenkern, als ob man ſie wegwerfen wollte. Zum guten Gange iſt ferner erforderlich, daß man in einer beſtimmten geraden Richtung fortgehe, und nicht, wie ein Betrunkener, bald auf dieſe, bald auf jene Seite, von der Linie abweiche. Es erfordert einige Uebung, auch dann in der geraden Linie zu bleiben, wenn man während des Fortgehens hinter ſich ſieht.

Der gewöhnliche Gang der Menſchen iſt gerade vorwärts, auſſerdem kann er auch mit Leichtigkeit rückwärts und ſchräg, ſeitwärts gehen. Bey den militairiſchen Uebungen kommen ſchräge, vorwärts gehende Märſche vor, wie denn überhaupt die neuere Kriegs-Kunſt ſich vornehmlich auch mit dem Gange der Soldaten beſchäftigt, da auf Richtung und Größe der Schritte beym Marſchiren in den verſchiedenen Evolutionen alles ankommt. In ältern Zeiten überließ man es jedem Soldaten, wie er gehen wollte; jezt hört man von einem ganzen Regimente einen einzigen Fuß-Tritt; in einem und eben demſelben Momente heben ſich alle Beine, und in dem folgenden Momente treten alle zugleich auf den Boden.

Vom Balkengehen, und Seilgehen, als einer Balancir=Uebung, werde ich im Art. Leibes=Uebung ſprechen.

Das Gehen iſt eine mäßige und ſehr geſunde Bewegung. Wie wohl fühlt man ſich nicht nach einem Spaziergange in freyer Luft! Der Umlauf der Säfte geht mit erneuerter Lebhaftigkeit von Statten; tauſend angenehme Eindrücke, die man in der Stube nicht ahndet, bringen Heiterkeit in die Seele. Mit jedem Schritte umgiebt uns eine erneuerte reinere Luft, die wir mit jedem Athemzuge in unſere Lungen ziehen, und unſerm Blute beymiſchen. Alle Sinne haben Gelegenheit ſich zu üben, inſonderheit empfindet das Geſicht den vortheilhafteſten Einfluß davon. Die grüne Farbe der Wieſen, das ſanfte gleichförmige Licht des blauen Himmels, die Entfernung der Gegenſtände am Horizonte, auf welche unſer Blick ſich heftet, alles dieſes iſt dem Auge ungemein wohlthätig. Alle dieſe Vortheile genießt man in vollem Maße bey Reiſen zu Fuße — eine Art zu reiſen, die vor den übrigen Arten große Vorzüge hat, verſteht ſich für Perſonen, die gut zu Fuße ſind. Man iſt durch nichts genirt, darf auf keinen Kutſcher oder Poſtillion warten, oder ſich mit ihnen zanken, geht ſo früh und ſo ſpät und ſo lange als man will, hält ſich auf, wo es gefällt, betrachtet hundert Schönheiten der Natur, zu welchen der Wagen den Zugang nicht geſtattet, ſchläft ruhig nach der Ermüdung des Tages, ißt und trinkt mit Appetit, und vergißt Geſchäfte und Sorge bey beſtändiger Abwechſelung der Gegenſtände; des oekonomiſchen Vortheiles zu geſchweigen. Der Menſchen-Beobachter kann ſich bald zu dieſem bald zu jenem Wanderer, der ihm intereſſant ſcheint, geſellen, kann bald in dieſe bald in jene ländliche Hütte gehen, und den Menſchen in jeder Claſſe ſtudieren. Der Freund der Natur kann bald auf dieſer bald auf jener Anhöhe

die umliegende Gegend genießen, und die Schönheiten der Landſchaft von allen Seiten betrachten. Iſt er überdies Liebhaber der Zeichen = Kunſt, ſo wird ſein Genuß noch mehr erhöhet, jeder Geſichts = Punct ſteht ihm offen, jede Beleuchtung hat er in ſeiner Gewalt, weil kein Poſt = Wagen ſeinen Aufenthalt auf gewiſſe Tages = Stunden beſchränkt, oder ihm den Anblick der ſchönſten Partien nur im Vorbeygehen erlaubt. Perſonen, die Erfahrungen darin gemacht haben wollen, behaupten, daß der Menſch auf die Dauer mit einem Pferde aushalte. Wahr iſt es, daß der Menſch weniger Zeit mit Eſſen verlieren darf, indem er während des Gehens eſſen kann, und daß man bey einiger Uebung in Einem Tage ohne Beſchwerde 6 Meilen gehen kann. Es giebt Perſonen, die weit mehr zurücklegen, und mehrere Tage hinter einander aushalten. Einige der berühmteſten Fußgänger unſerer Zeiten, ſind: Hr. Bar. v. Grothuſen, der mehrere Länder zu Fuße durchreiſet iſt, und der Prof. Moritz, welcher ſeine Reiſen von Berlin aus, nach England und Italien zu Fuße gethan hat; und am Ende des Decembers 1795, traf der berühmte Spillard, nach ſeiner zurückgelegten Welt=Reiſe glücklich in England ein. So wie Cook, als Entdecker des Oceanes und ſeiner Gränzen, die See=Fahrer aller Zeiten und aller Nationen verdunkelte, ſo ließ Spillard alle Reiſende zu Lande hinter ſich zurück, und ward durch ſeine Entdeckungen ein Lehrer des Menſchen=Geſchlechtes. Dieſer auſſerordentliche Mann, der beſtändig zu Fuße reiſete, brachte 12 Jahr auf ſeinen Wanderungen zu, während welcher Zeit er über 69,000 engl. Meilen zurück legte. Er durchſtrich ganz Europa, einen großen Theil der aſiatiſchen Türkey, und gieng durch Arabien, Aegypten und die Barbarey, durch ganz Nord=Afrika bis nach Marokko (*).

(*) So ungewöhnlich auch dieſe Reiſen waren, ſo waren ſie doch nur

So wenig ſich im Allgemeinen von der Ausdauer ſagen läßt, eben ſo wenig kann man im Allgemeinen die Schnelligkeit, die in einer gewiſſen Zeit erreichbar iſt,

nur gleichſam das Vorſpiel von ſeinen künftigen. Er wollte Amerika eben ſo praktiſch kennen lernen, als die andern drey Welt-Theile, und ſchiffte ſich daher, im J. 1790, zu Gibraltar nach Boſton ein. In dieſen 6 Jahren bereiſete er alle vereinigte Staten in Nord-Amerika, nahm hernach ſeinen Weg über Oſt-Florida, und über den Fluß St. Mary, durch die Wildniſſe, wo alle Stämme der Creek-Nation, ſowohl die untere als die obere, ihren Wohnſitz haben. Der Plan des Reiſenden war, den Meſſura-Fluß bis zu ſeiner Quelle hinauf zu gehen; er trat daher von Neu-Orleans ſeine Reiſe dahin an, in Geſellſchaft einiger Bekannten, die darauf beſtanden, ihn bis zu den Wallnuß-Hügeln zu begleiten. Hier gieng er über den Miſſiſippi und längſt deſſen Ufern fort, bis er den Ort erreichte, wo ſich der Meſſura-Fluß mit dem Miſſiſippi vereinigt. Nun wanderte er an der Seite des erſtgedachten Fluſſes beſtändig fort, über 3000 engl. Meilen weit, bis er auf ſechs wilde Jäger vom Ouchita-Fluß ſtieß, die ihm riethen, ja nicht weiter zu gehen, wenn ihm ſein Leben lieb ſey; ſie ſelbſt waren 3 Jahr lang auf der Jagd geweſen, und hatten bey den grauſamen Ouza-Indianern ihre Pelzwerke, ſo wie alle ihre Jagd-Beute, verloren; nur mit genauer Noth waren ſie durch die Flucht dem Tode entgangen. Dieſe Indianer morden alle Menſchen, weiße ſowohl als rothe, die in ihre Hände fallen. Dieſes Schickſal hatte auch eine Partey Amerikaner, die der Gouverneur Mure ausgeſchickt hatte, den Lauf eben dieſes Flüſſes zu erforſchen; ſie wurden alle umgebracht. Spillard nahm nun ſeinen Weg nach Natchiz, gieng den Miſſiſippi herab, bis er zu dem Ort kam, wo dieſer mit dem rothen Fluſſe zuſammenſtröhmte. Von der Quelle des rothen Fluſſes in den Gebirgen von Santafee, bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Miſſiſippi-Fluß, mit Inbegriff aller Windungen des reiſſenden Strohmes, hatte er beynahe 4000 engl. Meilen gewandert.

Dieſer große Wanderer wollte, nach vollbrachter Reiſe, nach England gehen, hatte aber zwey Mahl das Unglück, den franzöſiſchen Kapern, die von Charlestown ausgelaufen waren, in die Hände zu fallen. Er wurde von ihnen rein ausgeplündert; doch glückte es ihm, das Koſtbarſte, die Frucht unausſprechlicher Mühſeligkeiten, ſeine Papiere zu retten, die nächſtens im Druck erſcheinen werden. Vielleicht wären dieſe, ſammt ihm, noch manchen Unglücksfällen ausgeſetzt geweſen, wenn man ihm nicht verſtattet hätte, die Reiſe nach Europa am Bord eines engliſchen Kriegs-Schiffes zu machen, mit welchem er in England anlangte.

iſt, beſtimmen. Wir wollen indeſſen einen guten Schrittgänger vorausſetzen, der in 2 Secunden 3 Schritt macht, und jeden ſeiner Schritte zu $2\frac{1}{2}$ Fuß rechnen, ſo würde dieſer in den 2 Secunden 3. $2\frac{1}{2} = 7\frac{1}{2}$ Fuß, oder, um ganze Zahlen zu haben, in 4 Secunden 15 Fuß zurück legen; alſo in 4 Minuten, 60. 15 = 900 Fuß, oder in 1 Minute 225 Fuß, folglich in einer Stunde 13500 Fuß. Dieſes Exempel iſt aus Erfahrung hergenommen. Es giebt Leute, die mehr leiſten, aber dagegen ſehr viele unter den bequemen und verwöhnten Menſchen, die es bey weitem nicht erreichen.

Bey dieſen Beſtimmungen ſowohl der Ausdauer, als der Schnelligkeit, iſt, auſſer Kraft und Geſundheit, vorausgeſetzt, daß man durch keine zu ſchwere und unbequeme Kleidung, durch keinen ſchlechten Weg, und durch keine üble Witterung, gehindert werde. Was die Kleidung betrifft, ſo iſt insbeſondere auf die Bekleidung der untern Gliedmaßen Rückſicht zu nehmen, als welche bey Fuß-Reiſen das beſte thun müſſen. Stiefel, wenn ſie nicht zu ſchwer ſind und wenn ſie gut paſſen, ſind am beſten; Schuhe ſind auf feuchtem Boden, im Sande und Kies, unbequem, wenn man nicht Stiefeletten (Kamaſchen) damit verbindet. Wer ſich gewöhnte, mit bloßen Füßen zu gehen, würde allen Unbequemlichkeiten, die mit Schuhen, Stiefeln, Halbſtiefeln ꝛc. verbunden ſind, ausweichen; freylich aber Gefahr laufen, wenigſtens für einen Sonderling gehalten zu werden, da ſchon ohnehin ein Reiſender zu Fuße das Vorurtheil der Gaſt-Wirthe gegen ſich hat.

Von den **Mitteln, die Kinder gehen zu lehren**, ſ. im XVI Th., S. 633, fgg.

Das **Heben und Tragen einer Laſt**, verſetzt den Körper jederzeit in eine unnatürliche Stellung. Das Aufheben einer Laſt, die man noch nicht unter-

ſtützt, ſondern nur mit den Händen erhält, erfordert eine ſo gewaltſame Anſtrengung der Muskeln, daß ſich davon leicht die Knochen, woran die Muskeln befeſtigt ſind, aus ihren Gelenken ein wenig verſchieben, welches man eine Verrenkung nennt. Daher iſt unter denen Leuten, die ſchwere Arbeit verrichten, die Redens-Art ſehr gemein, daß ſie ſagen: ich habe mich verhoben; ich habe mir weh gethan. Man kann ſich vor dergleichen Uebeln hüten, wenn man die Laſt auf eine vortheilhafte Art hebt. Ein Menſch iſt am vermögendſten, wenn er eine Laſt nach ſenkrechter Richtung hebt, dahingegen die vierfüßigen Thiere mehr Vermögen haben, wenn ſie etwas nach der Horizontal-Linie fortbewegen ſollen. Daher iſt es allemahl vortheilhafter, eine Laſt zu heben, wenn man ſie zwiſchen den Füßen hat, als wenn man ſie wagerecht vor ſich halten ſoll. Es läßt ſich aus den Geſetzen des Hebels begreifen, warum ein ausgeſtreckter Arm vorn bey der Hand keine große Laſt halten kann; und eben hieraus folgt, daß man ſich bey einer ſolchen Stellung am leichteſten zu viel thun könne. Wenn man z. B. auf einem hohen Tiſche eine ſchwere Laſt ſtehen hat, die man kaum erreichen kann, ſo darf man es nur verſuchen ſie aufzuheben, um zu fühlen, was für eine gewaltſame Anſtrengung der Muskeln dazu erfordert werde. Hier iſt kein anderes Mittel, als daß man ſchlechterdings eine Arbeit, die einem zu ſchwer fällt, unterlaſſe.

Das Tragen ſchwerer Laſten, inſonderheit Bergauf, oder auf Treppen, greift die Füße und ihre Gelenke ſehr an, und ſolche Leute fangen bald an in den Knien zu beben, und lahm und gichtbrüchig zu werden. Das Tragen unter den Armen, zwingt den Körper zu einer unnatürlichen Stellung, die man beſonders im zarten Alter ſorgfältig vermeiden ſollte. Man ſieht öfters die Schul-Knaben mit einer großen

Laſt

Laſt Bücher unter dem Arme in die Schule gehen. Wenn dieſe Kinder ſich gewöhnen, die Bücher täglich unter eben demſelben Arme zu tragen, ſo iſt nichts leichter, als daß ſie davon ſchief wachſen, und eine Schulter höher tragen als die andere, oder daß ihnen die Rippen auf einer Seite weiter hervor ſtehen, ſo daß ſie, wenn ſie ganz gerade zu ſtehen glauben, mit dem Oberleibe nach einer Seite hinüber hangen. Man muß ſolche Kinder anhalten, die Bücher nicht immer unter einerley Arme zu tragen, und wofern eine Schulter höher zu werden anfängt, ſie in der andern Hand einen etwas hohen Stock, worauf ſie ſich ſtützen, tragen zu laſſen.

Ein kniender Menſch kann durch Stützung auf die Spitze ſeiner Füße, ſich ohne ein anderes Hülfs-Mittel erheben. Ich nehme hier einen Menſchen von mittelmäßiger Leibes-Geſtalt und gemeiner Stärke, deſſen Schwere oder Gewicht ungefähr auf 140 bis 150 Pfund geſchätzt wird, an. Es kann dies zwar ein jeder kniender Menſch, ſobald er ſich auf die Spitze ſeiner Füße ſtützt; da aber hier eine gewiſſe Laſt in die Höhe zu heben mit angenommen wird, ſo bleibe ich bey einem Menſchen von angegebenem Verhältniſſe ſtehen. Ich ſage alſo: Ein kniender Menſch kann ſich wieder aufrichten, ſobald er ſich mit der Spitze ſeiner Füße gegen den Boden anſtämmet, und beyde Knie beſtändig wohl zuſammen hält. In dieſer Stellung tragen die Muskeln in den Beinen und Schenkeln die ganze Laſt ſeines Körpers, alſo 140 bis 150 Pfund. Es läßt ſich daraus der Schluß machen, daß dieſe Muskeln 140 bis 150 Pfund Stärke oder Kraft beſitzen. Sie beſitzen aber weit mehr, indem, der Erfahrung zu Folge, ein halb kniender Menſch zugleich ein Gewicht mit heben kann, das der Schwere ſeines Körpers gleich iſt; denn ein mit einer Laſt von 150 Pf. beſchwerter Menſch, dem ſeine Kniekeh-

len

len ein wenig gebogen ſtehen, kann ſich wieder aufrichten. Solchemnach vermag die Stärke der Muskeln in den Füßen und Schenkeln eine Laſt von 290 bis 300 Pf. zu heben, nähmlich 150 Pf., als eine Laſt, wnmit er beſchwert iſt, und 140 bis 150 Pf., als die Schwere ſeines Körpers, wenn nähmlich dieſe Erhebung ſich nicht höher, als 2 bis 3 Z. hoch in einer Secunde, erſtreckt.

Die Stärke der Muskeln in den Lenden wird auf 170, und die Kraft in den Armen und Schultern auf 160 Pfund gerechnet. Nach dem oben voraus geſetzten Grunde, den ich auch in der Folge beſtändig ſo annehmen würde, vermag ein Menſch eine Laſt von 100 bis 110 Pfund von der Erde aufzuheben, wenn ſolche zwiſchen ſeinen Beinen oder Füßen ſteht; er hat dabey nichts weiter zu thun, als ſeinen Leib etwas vorwärts zu beugen, dieſe Laſt mit den Händen wie mit zwey Haken anzufaſſen, und ſich hernach wieder aufzurichten. Solchemnach beſitzen die Hüft-Muskeln eine Stärke, eine Laſt von 170 bis 180 Pf. zu heben, nähmlich: 100 bis 110 Pf. wirkliche Laſt, und noch 70 Pf. als die Hälfte ſeiner eigenen Schwere, nähmlich die ganze obere Hälfte ſeines Leibes, von der Hüfte an gerechnet bis an das Haupt, welches 70 Pf. ſchwer anzunehmen iſt; und dieſe mußte mitgehoben werden, weil der Menſch ſich beugen mußte, um die gedachte Laſt zu ergreifen.

Wenn ein Menſch einen Strick um die Hüften bindet, deſſen Enden ſenkrecht herab hangen, und ſenkrecht an dieſes Strickes herab hangende Enden ein Bret befeſtigt, ſo kann er auf dieſes Bret zwey bis vier Männer ſich ſetzen laſſen, während daß er in die Höhe ſteht.

Was die Stärke der Arme, um eine Laſt zu heben oder zu ziehen, betrifft, ſo kann ſolche füglich auf 160 Pfund geſchätzet werden, welches bloß von

der

der Stärke der Muskeln in den Schultern und Armen abhängt. Denn wenn ein Menſch mit beyden Händen einen Körper, der befeſtigt und über ſeinem Haupte geſtellt iſt, ergreift, vermag er gar leicht, bloß durch die Stärke ſeiner Arme, ſeinen ganzen Leib und noch 20 Pfund darüber, gleich als wenn er noch beſonders mit 20 Pf. Laſt beſchwert wäre, zu heben. Hiervon läßt ſich gar leicht eine Probe anſtellen. Denn, wenn wir eine Laſt von 160 Pf. nehmen, die an das eine Ende eines Seiles, welches oben über eine Rolle hinweg gienge, befeſtigt wäre, und ein Menſch, der nur 140 Pf. ſchwer geſchätzt wird, das andere Ende des Seiles anzöge, ſo läßt ſich deutlich ſehen, daß er nimmermehr dieſe Laſt von 160 Pf. wird heben können, weil er ſchlechterdings weiter nichts zu thun vermag, als ſich an das Seil zu hängen, da dann die an dem andern Ende des Seiles befeſtigte Laſt, weil ſie ſchwerer iſt, als er, ihn hangend erhalten wird; denn in dieſem Falle iſt die Rolle nichts anders, als ein Wage-Balken von gleich langen Armen. Beläſtigt man aber dieſen Menſchen noch überdem mit einer Laſt von 20 Pf., ſo wird er alsdann mit der Laſt auf der andern Seite das Gleichgewicht halten; und wofern man zu dieſer Laſt von 20 Pf. nur noch ein kleines Gewicht hinzu thut, ſo wird er die Laſt heben, weil die Muskeln in ſeinen Schultern und Armen nun Stärke genug haben, alle dieſe Laſten zu heben.

Obſchon die Muskeln von jedem Theile des Leibes, ſo große Kräfte und Stärke wirklich ausüben können, um Laſten zu heben, ſo darf man doch deshalb keinesweges die Stärke des Menſchen durch die Stärke aller Muskeln zuſammen genommen, berechnen, wenn auch gleich die Spiritus animales oder der ſogenannte Nerven-Saft die Muskeln, die überhaupt zur Bewegung dienen, aufblähen, indem dieſe ſich verkür-

zen,

zen, und die Sehnen ihrer äuſſern Enden anziehen, ſich in allen dieſen Theilen vollkommen gleich vertheilen und ausbreiten können, und zwar auf eben die Art, als in einem Theile beſonders, da jeder Theil gemeiniglich dem mit ihm verrinigten Theile zur Stütze dient. — Zum Beyſpiel: Die Muskeln in den Armen und Schultern können, durch ihr Anziehen, eine Laſt von 160 Pfund heben; wenn aber der Leib ſich vorwärts neiget, ſo können die Arme dieſe Laſt nicht überwältigen, wofern die Muskeln in den Lenden nicht auch zu gleicher Zeit die Stärke beſitzen, den obern Theil des Leibes mit der Laſt, womit er beſchwert iſt, zu tragen und zu erhalten; und wenn noch dazu die Kniekehlen gebogen wären, ſo müßten alsdann ſolchenfalls die Muskeln in den Füßen und in den obern Schenkeln noch eine weit größere Kraft anwenden, weil ſie nicht allein die Laſt von 160 Pf., ſondern auch zugleich die Schwere des ganzen Leibes zu tragen haben, daher es dann geſchieht, daß in dieſer Stellung des ganzen Leibes, die Stärke ſich durch die Vertheilung des Nerven-Saftes in allen dieſen Theilen ausbreitet, mithin ein Menſch eine Laſt von 160 Pf. keinesweges von der Erde in die Höhe heben kann.

Auſſer den bisher angenommenen Bemerkungen, können ſich dennoch Menſchen finden, deren Nerven-Saft in ihren Muskeln in ſo großer und überhäufter Menge und mit ſolcher Heftigkeit und Behendigkeit fließt und wirkt, daß ſie 3 auch 4 Mahl ſo viel Stärke auszuüben vermögen, als ſonſt gemeiniglich nicht zu geſchehen pflegt. Und das ſcheint auch die natürlichſte Urſache zu ſeyn, die ſich von den erſtaunlichen Kräften angeben läßt, die bey einigen Menſchen angetroffen werden, welche ſolche Laſten zu tragen und zu heben vermögen, welche zwey bis drey Menſchen zuſammen mit vieler Mühe nicht bezwingen

gen können, obgleich ſolche ſtarke Leute zuweilen von einer ganz mittelmäßigen Leibes-Statur ſind, und dem äuſſern Anſehen nach mehr ſchwach, als ſtark zu ſeyn ſcheinen.

De la Hire (*) meldet von einem Menſchen, der einen großen und dicken Schmiede-Amboß in die Höhe gehoben, und noch andere dergleichen Thaten, die eine große Stärke bezeichneten, ausgeübt haben ſoll. Auch habe er in Venedig einen ſehr jungen Menſchen geſehen, der, dem äuſſern Anſehen nach, mit allen nur möglichen und erſinnlichen Vortheilen nicht 40 bis 50 Pfund heben zu können, geſchienen hätte; nachdem derſelbe auf einen kleinen Tiſch hinauf geſtiegen wäre, habe er von der Erde einen Eſel erhoben, und ſolchen in der Luft hangend gehalten, und zwar vermittelſt eines breiten Gurt-Riemens, der um den Unterleib des Thieres herum gieng, und mit ſeinen beyden Enden an Haken befeſtigt war, die am Ende zwey kleiner, von Strickchen geſponnener Seile und an wenigen Haaren von beyden Seiten des Kopfes dieſes jungen Menſchen hiengen; da dann dieſe ganze große Stärke bloß von den Muskeln in den Schultern und Lenden abhieng, weil er ſich alſobald niederbeugte, währender Zeit man die Haken an den Gurt-Riemen befeſtigte, hernach aber ſich wieder aufrichtete, und das Thier ſolcher Geſtalt von der Erde erhob, daß er ſeine Hände an die Knie anſtämmete. Er hob auf eben dieſe Art noch andere Laſten mehr, die noch ſchwerer zu ſeyn ſchienen, als dieſes Thier, wobey er dann noch dazu verſicherte, daß es ihm bey dieſen Laſten nicht ſo viel Mühe koſtete, als bey dem Eſel, weil ſolcher bey der Erhebung von der Erde ſtark zappelte und unruhig war.

Mehrere Beyſpiele von ausserordentlicher Leibes-Stärke, ſiehe oben, S. 295, fgg.

Wie mit den Zähnen ein Gewicht von 200 Pfund aufzuheben ſey, zeigt Fig. 4190 **) und 4190 *).**

Bey

(*) In den Memoir. de l'Acad. R. d. Sc. à Par. v. J. 1699, S. 153.

Bey der Aufgabe: Ob ein Menſch einen Centner Bley, oder einen Centner Federn, leichter trage? wird vielleicht Mancher denken: ein Centner bleibt ein Centner, es mag Bley oder Federn ſeyn; wer aber bedenkt, was ich in den bisher vorgetragenen Sätzen geſagt habe, der wird leicht einſehen, daß die Laſt des Bleyes bequemer zu tragen iſt, indem es in einer kleinern Maſſe auf die Achſel genommen werden kann, als die Laſt der Federn, welche einen großen Ballen ausmachen, und den Rücken in vielen Theilen berühren, in welchem Falle der Tragende mehrere Schwere empfindet, und ſehr gekrümmt zu gehen genöthigt iſt.

Von dem Tragen der Körper an einer Stange. Aus den Geſetzen des Schwer-Punctes iſt bekannt, daß, wenn man demſelben eine Unterlage giebt, oder ihn von oben her an einem Bande hält, dieſe Unterlage oder dieſer Punct, an dem das Band befeſtigt iſt, von der ganzen Schwere des Körpers gedrückt wird.

Man hänge den Körper an einer Stange oder einem Hebel, AB, Fig. 4190 ****), auf, ſo wird derſelbe den Punct C dieſer Stange mit ſeiner ganzen Schwere drücken. Wenn nun dieſe Stange an den Puncten A und B in ungleicher Entfernung von C, aufgehangen wird, ſo tragen beyde Puncte ungleiche Theile der Laſt P. Denn, wenn eine Kraft in B die Stange angreift, und dieſelbe um A zu wenden ſucht, ſo wird ſie das Gleichgewicht halten, wenn ſie ſich zu dem Gewichte P verhält, wie AC zu AB. Greift eine andere Kraft in A an, ſo muß ſie ſich zu dem Gewichte P, wie BC zu AB, verhalten. Der Druck, den beyde Puncte von der Laſt P aushalten, iſt einerley mit der Kraft, die in demſelben angewandt werden muß, um dieſe Puncte in Ruhe zu erhalten. Da nun die Kraft in B ſich zu der ganzen Laſt wie AC, die Kraft in A aber wie BC zu der ganzen Linie AB verhält, ſo würde ein Menſch, der dieſe Stange in B trägt, ſo viel weniger, als der, welcher in A trägt, von der Laſt zu halten haben, als die Linie AC kleiner iſt, denn BC. Die Erfahrung beſtätigt dieſes, wenn man an die Puncte A und B Fäden heftet, dieſe über Rollen ſchlägt, und daran Gewichte hängt, die zwar zuſammen dem Gewichte P gleich ſind,

aber

aber ſich zu einander, wie die Linien BC und AC verhalten. Verändert man ſie einiger Maßen, ſo wird eines von beyden das Uebergewicht bekommen. Man muß aber, ehe man die Laſt P anhängt, ſo viel Gewicht anhängen, als die Stange allein zu halten hinlänglich iſt.

Wenn daher zwey Perſonen von ungleichen Kräften an einer ſolchen Stange eine Laſt tragen, und man will es einrichten, daß ein jeder ſo viel trage, als er vermag, ſo muß die Laſt dergeſtalt gerückt werden, daß ſich die Entfernung des Schwächern von der Laſt zu der Entfernung des Stärkern, umgekehrt, wie die Kräfte derſelben, verhalte. Fig. 4190 †) ſtellt den Fall dar, wie er eingerichtet werden müßte, wenn in A ein Mann trüge, der doppelt ſo viel Kräfte hat, als der, welcher in B trägt. Die Linie AB iſt in 3 Theile getheilt. BC hat zwey, und AC einen dieſer Theile; und ſo müßte es eingerichtet werden, wenn die Kräfte der in A und B tragenden Menſchen, ſich wie zwey zu eins verhalten (*). Folgende Aufgaben, die zu den mechaniſchen Unterhaltungen gehören, ſind Beweiſe davon.

Wie ein Knabe und ein Mann eine Laſt an einer Stange tragen können, jedes nach ſeiner Stärke. Wenn die Laſt in die Mitte der Stange gehänget würde, ſo würde der Knabe das Gewicht nicht heben können. Mithin muß man den Knaben von der Laſt entfernen, damit ſeine Kraft zunehme, nach dem Verhältniſſe der Entfernung von der Laſt; deswegen muß die Laſt immer vorgeſchoben werden. Wenn z. B der Mann 100 ℔., und der Knabe nur 20 ℔. tragen ſoll, ſo muß, damit jeder nach ſeiner Stärke trage, die Stange in einige Theile getheilet werden, geſetzt in 25, dieſe theilt man wieder in zwey Zahlen ein, die ſich gegen einander wie 20 zu 100, d. i. wie 1 zu 5, verhalten, ſo kommen 5 und 20 zum Vorſchein; man hängt alsdann das Gewicht in den 5ten Theil der Stange, läßt den Mann an dem kurzen, und den Knaben an dem langen Ende tragen, ſo wird jeder nach dem Verhältniſſe ſeiner Kräfte tragen.

Eben dieſes iſt auch auf zwey Pferde von ungleicher Stärke anwendbar, damit jedes Pferd einen ſeiner Stärke

(*) Büſch Mechanik, S. 78.

ke verhältnißmäßigen Antheil an Schwere erhalte, welches dadurch geſchieht, daß man die Wage, woran ſie ziehen, ſo eintheile, daß der Punct des Zuges dem ſtärkern Pferde um ſo viel näher ſey, als dem ſchwächern, je nachdem des erſtern Stärke die Stärke des leztern übertrifft.

Eben dieſes gilt auch, wenn zwey ungleiche Ochſen an einem Joche ziehen, daß der ſtärkere den ſchwächern nicht drücke, daher die Bauern den ſtärkern Ochſen kürzer anbinden, als den ſchwächern.

Die Pferde üben vortheilhafter im horizontalen Zug ihre Kraft aus, daher ſie, wo ſie horizontal ziehen können, brauchbarer ſind, als ſonſt. Der Zug geſchieht vermittelſt der Bruſt des Pferdes, wobey es ſich etwas vorwärts und nach der Erde zu neiget, und zwar um ſo mehr, je mehr Kraft es auszuüben hat. Daher müſſen die Richtungen der Stränge von der Bruſt aus horizontal gehen, wenn der Weg horizontal iſt; allemahl übrigens mit dem Wege parallel. Bey jeder andern Richtung kann das Pferd nicht ſo viel leiſten. Ein Pferd übt unter dieſen Umſtänden weit mehr Kraft aus, als ein Menſch. Auf ebenen guten Wegen zieht ein gehörig ſtarkes und dauerhaftes Pferd 1100 ℔., mit einer Geſchwindigkeit von 4 Fuß. Es hat aber, wie man leicht begreift, dieſes Gewicht nicht zu heben, ſondern es hat nur das Reiben zu überwinden, welches bey 1100 ℔. Laſt, 195 bis 225 ℔. betragen dürfte. Daher kann man auch ſo groß die Kraft eines Pferdes ſchätzen, die es im Zuge bey angegebener Geſchwindigkeit anwendet. Indeſſen wird ſie gemeiniglich, bey ſolcher Geſchwindigkeit, zu etwa 175 ℔., nach *Deſaguliers* auch zu 200 ℔., angenommen. Die Pfunde ſind wohl pariſer. Ein Pferd zieht etwa 7 Mahl ſo viel, als ein Menſch, und läuft dabey doppelt ſo geſchwinde.

Ein Ochs zieht gemeiniglich mehr, als ein Pferd, aber langſamer; doch nicht allemahl. In Lauf= und Tret=Rädern ſind Ochſen vortheilhafter, als Pferde, zu gebrauchen.

Der Eſel kann mehr zum Tragen, als Ziehen, gebraucht werden; er würde vielleicht auch im Zuge leiſten, nur iſt er, bekannter Maßen, ſehr langſam. Das Maul=Thier iſt zum Ziehen beſſer. Der Eſel iſt dauernder und

weit weniger koſtbar in der Unterhaltung, als Pferd und Ochs.

Wenn ein großer und ein kleiner Mann eine Laſt tragen, welcher von ihnen am ſchwerſten zu tragen habe, wenn die Laſt in der Mitte angehångt iſt. Wenn zwey Perſonen gleicher Groͤße eine Laſt tragen, die in der Mitte zwiſchen beyden haͤngt, ſo traͤgt, bereits bewieſener Maßen, jeder gleich ſchwer. Wenn aber die Perſonen von ungleicher Groͤße ſind, ſo verhaͤlt es ſich anders, wenn die Laſt frey in der Mitte nach der Bley-Wage herab haͤngt, und nicht an die Stange angebunden oder unbeweglich angeheftet iſt; in dieſem Falle hat keiner vor dem andern einigen Vortheil. Wenn aber die Laſt an der Stange ſtark angeheftet iſt, ſo daß ſie nicht frey haͤngt, ſo traͤgt der Groͤßere ſchwerer, als der Kleinere; denn in dem Aufheben kommt der Mittelpunct der Schwere naͤher zu dem Groͤßern, als zu dem Kleinern.

Sich tragen laſſen, war bey den Alten mehr im Gebrauch, als bey uns. Sie hatten Lecticas, Sellas portatorias, Scimpodia. Die erſten waren, wie der Nahme ſchon anzeigt, vermuthlich eine Art von tragbaren Betten; ſie wurden von ſechs Sclaven getragen, und man nannte ſie deswegen hexaphoras. Die zweyten moͤgen unſern Saͤnften (Portechaiſen) am aͤhnlichſten geweſen ſeyn. Die Scimpodia aber waren, wie es ſcheint, von derſelben Art, wie die Lecticae, und den Palanquins, welche im ſuͤdlichen Aſien, z. B. in Oſt-Indien und China gebraͤuchlich ſind, aͤhnlich. Tiſſot ruͤhmt von der Wirkung des Tragenlaſſens in der Saͤnfte, daß es die Thaͤtigkeit der Eingeweide ohne Anſtrengung ermuntere, belebe, und ihnen Kraͤfte ertheile; daß es den Appetit erwecke, und den Koͤrper einer ſchicklichen Ausduͤnſtung faͤhig mache. *Santorii* iſt ebenfalls ſehr dafuͤr eingenommen. Seneca, der gern bey jedem Anlaß moraliſche Bemerkungen macht, nennt es widernatuͤrlich (*).

(*) Seneca ſagt, ep 55, er wuͤrde durch das Tragen ſo ermuͤdet,

Die Art zu tragen, die man gewöhnlich Hucke-pack nennt, kann eine ähnliche Motion abgeben, wie das Reiten im Schritt, und iſt die leichteſte Art, wie ein Menſch den andern fortbringen kann, daher ſich auch Aeneas und die Weiber von Weinsberg derſelben bedienten.

Kinder pflegen oft auf dem Arme getragen zu werden, wo es denn gut iſt, wenn es abwechſelnd auf dem rechten und auf dem linken geſchieht. Wird ein Kind immer auf dem rechten Arme getragen, ſo legt es ſeinen linken Arm auf die Schulter der Wärterinn, daher denn die linke Schulter des Kindes leicht höher, als die rechte, wird; auch gewöhnt es ſich ausſchließlich an den Gebrauch der einen Hand, und die Schenkel können ebenfalls eine ſchiefe Richtung annehmen. Für die Perſon, welche ein Kind oft trägt, iſt es nicht minder ſchädlich, wenn ſie immer denſelb.n Arm dazu gebraucht; man findet, daß Kinder-Wärterinnen häufig einen ſchiefen Wuchs haben.

Das Tragen der Laſten geſchieht entweder ſo, daß die Laſt bloß durch den Widerſtand der feſten Theile des Körpers gehalten wird, oder ſo, daß die Kraft der Muskeln ſie erhält. Das erſtere iſt der Fall, wenn wir mit aufgerichtetem Körper eine Laſt auf dem Kopfe tragen, da denn dieſelbe ſenkrecht auf die Wirbelbeine drückt; das leztere aber, wenn wir ein Gewicht mit ausgeſtrecktem Arme auf der Hand tragen. In jenem Falle dienen die Knochen als Stützen, in dieſem als Hebel. Wirkung der Muskeln muß gleichwohl

det, wie wenn er gegangen wäre, und fügt eine philoſophiſche Bemerkung nach ſeiner Art hinzu: — Quia contra naturam eſt, quae pedes dedit, vt per eos ambularemus, oculos, vt per eos videremus. Debilitatem nobis indixere deliciae, et quod diu noluimus, poſſe deſinimus.

wohl in jenem Falle auch hinzukommen, um die Stützen in der gehörigen Lage zu erhalten.

Zum Tragen und Heben, können Kopf, Rumpf, und Gliedmaßen gebraucht werden.

1. Der Kopf. Oben auf dem Hirnſchedel kann der Menſch beträchtliche Laſten tragen; doch dürfte es nicht rathſam ſeyn, junge Perſonen auf dieſe Art viel tragen zu laſſen, weil die Wirbelbeine des Halſes dadurch ſehr zuſammengedrückt werden. In einigen Gegenden iſt dieſe Art zu tragen unter den Mägden ſehr üblich; man ſieht ſie einen großen Eimer voll Milch auf den Kopf ſetzen, und frey damit hingehen, ohne einmahl denſelben mit den Händen feſt zu halten, ſelbſt indem ſie ſich umſehen. Maurer und andere Handwerker pflegen ebenfalls große Gefäße ꝛc. ſo zu tragen.

Einige Perſonen können ſchwere Laſten mit den Haaren aufheben. Man ſieht ſtarke Männer, welche einen Amboß an den Haaren feſtbinden laſſen, und ihn in die Höhe ziehen, wofern keine Täuſchung dabey iſt; ſ. oben, S. 340. Die Muskeln des Halſes und des Rumpfes ſind es, welche die Laſt tragen; die Haare ſind nur der Strick, woran ſie hängt. Die Haare haben eine große Feſtigkeit in Vergleichung mit ihrer geringen Dicke; und wenn ſie alle gleichförmig angezogen werden, ſo wird die Laſt ſehr vertheilt. Siehe auch oben, S. 341.

Die Kraft der Muskeln, welche die Kinnlade in die Höhe ziehen, iſt auſſerordentlich. Borelli nimmt an, daß ein Menſch dadurch über 100 Pfund, die in der Gegend der Eck-Zähne angehängt werden, halten könne. Manche Perſonen können einen ſchweren Menſchen mit den Zähnen aufheben; allein, da wirken nicht ſowohl die Kinnladen-Muskeln, als vielmehr die Muskeln des Rückgrathes. Vom Aufheben einer Bank mit den Zähnen, ſ. oben, S. 322, und 329; und eines Gewichtes von 200 Pfund, oben, S. 335, f.

2. Der Rumpf. Wenn eine Laſt ſenkrecht auf die Schultern drückt, wie z. B. wenn eine Magd zwey Eimer voll Waſſer an einem Joche hangend trägt, ſo wirken die Muskeln des Rückens nur, um den Rückgrath in der ſenkrechten Lage zu erhalten. Die Knorpel zwiſchen den Wirbelbeinen werden dadurch ſehr zuſammengedrückt, und ein zu häufiges Tragen dieſer Art, dürfte dem Wachsthum nicht zuträglich ſeyn.

Hinten auf dem Rücken, in der Gegend der Schulterblätter, iſt man vielleicht die größten Laſten zu tragen im Stande. Bauer-Knechte ſieht man Säcke mit Getreide tragen, die 2, 3 und mehrere hundert Pfund wiegen; ſ. auch im LXV Th., S. 187. Die Weiber unter dem gemeinen Volke pflegen in Trage-Körben auf dem Rücken zu tragen. Ein Sack läßt ſich vortheilhafter legen, da man ſeine Laſt auf Kopf, Hals und Schulterblätter vertheilen kann. Bey dem Trage-Korbe geht dieſes nicht an; der Schwer-Punct fällt weit nach hinten, und die Weiber ſind deshalb genöthigt, ſich ſtark vorn über zu biegen. Geſund kann alſo dieſe Art zu tragen nicht ſeyn, und es müßte ſich wohl eine Methode finden laſſen, wo die Laſt beſſer vertheilt wäre, wie z. B. die in Schleſien gebräuchlichen Krachſen. Die Bruſt und der Bauch kommen ſelten in den Fall, tragen zu müſſen. Man ſieht ſtarke Männer, die einen Amboß auf die Bruſt ſetzen, und Eiſen darauf ſchmieden laſſen, wobey ſie mit dem ganzen Körper hohl liegen; ſiehe oben, S. 310.

3. Die Gliedmaßen, und zwar erſtlich die obern. Auf dem Ober-Arme kann ein Menſch von gewöhnlicher Stärke 50 bis 60 Pfund tragen; auf der Hand, mit horizontal gehaltenem, völlig ausgeſtrecktem Arm, etwan 25 bis 30; mit gebogenem Arm, den Ober-Arm ſenkrecht, den Unter-Arm horizontal gehalten, etwan 30 bis 40 Pfund. Es giebt Perſonen von auſſerordentlicher Stärke, die, wie man vom Könige

von

von Pohlen, Auguſt II. erzählt, einen erwachſenen Menſchen auf der Hand tragen können. Von einem Soldaten in Caſſel verſicherte man, daß er alle Finger ſeiner rechten Hand in die Mündungen von eben ſo viel Flintenläufen geſteckt, und ſo die fünf Flinten mit ausgeſtrecktem Arme gehoben habe. Zur Uebung im Tragen mit ausgeſtrecktem Arme bedient man ſich verſchiedener Gewichte, oder auch mit Sand gefüllter Beutel (*). Die untern Gliedmaßen, welche unſern eigenen Körper beſtändig tragen müſſen, werden wenig zum Tragen fremder Laſten gebraucht; indeſſen zur Uebung, und um die Muskeln zu ſtärken, kann man ſowohl auf den Ober-Schenkel, als den Unter-Schenkel, eine Laſt auflegen. Auf der Wade, wenn man den Ober-Schenkel ſenkrecht, das Bein aber horizontal hintenaus hält, kann man eine Laſt von 50 und mehreren Pfunden halten. Einige können ſogar einen Menſchen auf ihre Ferſe treten laſſen, und ihn auf die beſchriebene Weiſe tragen.

Zum Heben und Tragen, als Leibes-Uebungen, ertheilt Hr. Gutsmuths (**) folgende Anweiſung. „Ich bin im geringſten nicht dafür, der noch nicht ausgewachſenen Jugend ſchwere Laſten aufzubürden; ihr Knochen-Gebäude iſt noch zu weich, zu zart; wir dürfen es daher nicht zuſammen drücken. Wenn wir ſchon des jungen Laſt-Thieres ſchonen, welche Barbarey wäre es, den jungen Menſchen auf eine Art zu belaſten, die ſeinem Wuchſe nicht nur hinderlich, ſondern auch ſchädlich ſeyn könnte!

„Wenn es uns aber nicht darum zu thun iſt, die Wirbel des Rückgrathes und die Knochen der Schen-

 kel,

(*) Wenn ein Menſch 1 bis 2 Centner vom Boden mit den Händen in die Höhe hebt, ſo ſind es nicht ſowohl die Arme, als die Rücken-Muskeln, welche wirken.

(**) Am ang. O., S. 443, fgg.

kel, Beine und Füße, ſteif zu machen, ſondern vielmehr die Muskeln der Hände, Arme, Schultern und Bruſt zu ſtärken, ſo müſſen wir keine Laſten auf den Rücken oder die Schultern zu tragen geben, ſondern bloß in die Hände, bey völlig oder halb ausgeſtreckten Armen; d. h. wir müſſen die Laſt ſo heben, oder tragen laſſen, daß ſie nicht auf jene Knochen, ſondern vorzüglich auf dieſe Muskeln wirke. Dieſes kann leicht ohne allen Nachtheil, jenes muß nur mit weiſer Vorſicht geſchehen. Ich glaube, daß folgende Uebungen ſehr zweckmäßig ſind.

„1. Das Heben. — Zum Heben mit ſteif ausgeſtreckten Armen, iſt ein 6 Fuß langer Stab, wie er Fig. 4191 abgezeichnet iſt, ſehr bequem. Der Hand-Griff, a b, iſt 6 Zoll lang; der übrige Theil von b bis c iſt in beliebige Abtheilungen gebracht. Die Abtheilungs-Puncte ſind durch kleine Einſchnitte mit der Säge bezeichnet; d, iſt ein Gewicht, das man bald mehr, bald weniger, vom Handgriffe entfernen, und durch welches man auf dieſe Art die zu hebende Laſt vermindern oder vermehren kann. Man muß zwey dergleichen Inſtrumente haben, um häufig beyde Arme zugleich zu üben. Die hebende Perſon ſtellt ſich, bey dieſer Uebung, anſtändig gerade mit frey hervorſtehender Bruſt; ſie faßt beyde Inſtrumente mit ſteif ausgeſtreckten Armen, hebt ſie bis etwas über die Horizontal-Linie langſam auf, und läßt ſie eben ſo wieder niederſinken. Bey Wiederhohlung dieſer Uebung, wird das Gewicht in den Säge-Schnitten immer weiter nach c fortgehängt, ſo lange es die Kraft der Arme erlaubt.

Das angegebene Inſtrument hat zwar nicht die Genauigkeit einer Schnell-Wage, und es möchte ſchwer halten, ihm dieſelbe zu geben, weil der Punct der Ruhe und Kraft, nach der Größe und Kleinheit der Hand, Veränderung leidet; indeſſen laſſen ſich doch die

Fort-

Fortſchritte in Erlangung der Stärke des Armes ꝛc. ganz gut darnach beſtimmen, wenn der Gymnaſt die Abtheilungen beziffert, und vermittelſt dieſer Zahlen die Laſt für jeden protokollirt. Oft wird dieſe Uebung nach der Zeit, um die Wette vorgenommen, und derjenige erhält den Preis, welcher den Stab am längſten ausgeſtreckt hält.

„Ich habe gefunden, daß, wo nicht ſchwächliche, doch gar nicht robuſte Perſonen, durch dieſe Uebung mit der Zeit eine Kraft in die Arme bekamen, welche den nervigeren Armen die Wage hielt. Sie muß alſo wohl zweckmäßig ſeyn.

„Auch bey den Alten war dieſe Uebung gewöhnlich. Sie gebrauchten dazu die Halteres (*).

„2. Das Tragen. — Ich habe mich ſchon über die Bedingungen erklärt, unter denen ich das Tragen empfehle. Wir wählen zuvörderſt Laſten, die uns nicht beſchädigen können, wenn wir ſie fallen ließen. Kleinere und größere, durch die Wage beſtimmte, Sand-Säcke ſind überaus bequem. Wir befeſtigen einen Riemen mit dem einen Ende an dem Boden, und mit dem andern an der zugebundenen Stelle jedes Sackes, um eine kurze Handhabe zu erhalten. Der Tragende hebt die aufwärts geöffneten Hände bis zur Höhe der Schultern, und man hängt ihm an jede Hand einen Sack, um ihn ſo halten oder fort tragen zu laſſen. Sind mehrere dergleichen Säcke da, ſo wird die Uebung zur Wette; man ſtreitet mit einander, wer ſtillſtehend ſie am längſten hält, oder ſie am weiteſten trägt.

(*) Erwähnt finde ich dieſes in Galen's Buche, *de ſanit. tuenda*, L. 2, c. 9: ſi quis ſummis manibus, vtraque ſeorſum apprehenſo pondere (cuiusmodi ſunt qui in palaeſtra *Halteres* dicuntur) porrectis his, aut in ſublime erectis, eodem habitu perſiſtat.

„Knaben und Jünglinge, die ſehr hochſteigende Schultern und kurze Hälſe haben, ſollten täglich eine Zeitlang mit herabhangenden Armen kleinere und größere Laſten bald tragen, bald ſtillſtehend um die Wette halten; es möchte wohl das ſicherſte Mittel ſeyn, jenen Fehler zu verbeſſern.

„3. Die Rücken-Probe. — Ich habe noch keine Gymnaſtik angegeben, die beſonders auf die Muskeln des Rückens und auf den Rückgrath abgezweckt wäre. Beym Tragen hätte man dieſes erwarten ſollen; aber ich habe ſchon oben die Gründe angegeben, warum ich nicht wünſche, daß man junge Perſonen oft auf dem Rücken tragen laſſe. Um dieſen Mangel zu erſetzen, ſchlage ich eine neue Uebung vor.

„Die Perſer haben zu Leibes-Uebungen öffentliche Häuſer, welche ſie Surchöne (Haus der Stärke) nennen, in denen von Armen und Reichen, von Vornehmen und Geringen förmlich Gymnaſtik getrieben wird. Niebuhr ertheilt folgende Nachricht (*):

„Als ich das erſte Mahl ein ſolches Surchöne beſuchte, fand ich die Luft daſelbſt ſo unrein, daß ich es für rathſam hielt, bald wieder wegzugehen. Indeſſen wagte ich noch einen zweyten Beſuch, und diesmahl blieb ich ſo lange, daß ich glaube, meinen Leſern einen deutlichen Begriff von den Leibes-Uebungen geben zu können, die hier vorgenommen werden. Das Gebäude war nur klein, aber hoch, und ſtark gebaut. An jeder der vier Seiten war eine Niſche, oder offene Kammer. Der Platz in der Mitte war bloß für diejenigen, welche ihre Geſchicklichkeit zeigen, oder ſich üben wollten. Die Thür zu dieſem Schauplatz war klein und niedrig, und in dem ganzen Gebäude keine Fenſter-Oeffnung; nur oben in dem Gewölbe war ein Loch, durch welches etwas Licht fallen konnte; und da dies nicht hinlänglich war, ſo mußte der Schauplatz mit Lampen erleuchtet werden. Kurz, es ſchien, daß man bey der

(*) Im 2 B. ſeiner Reiſebeſchreibung nach Arabien ꝛc. (Kopenh. 1778, gr. 4.) S. 172, fgg.

der Anlage dieſes Gebäudes nur darauf geſehen hätte, um allen Zug-Wind abzuhalten. Dies war freylich nothwendig. Allein, man hätte oben in dem Gewölbe mehr Zug-Löcher machen, und dadurch das Haus von den ſchlimmen Dünſten reinigen ſollen, die jezt den ſich hier Verſammelnden nicht nur beſchwerlich, ſondern ihrer Geſundheit gewiß auch ſchädlich ſind.

Ich ſaß mit einigen wenigen Zuſchauern in einer Niſche. Die Vornehmen und die Kaufleute, welche hierher kamen um ſich zu üben, ſetzten ſich in zwey andere Niſchen, und rauchten erſt eine Pfeife Tobak, wie in Fig. 4192, wo ich das ganze Schauſpiel abzubilden geſucht habe, bey a zu ſehen iſt. Man konnte hier auch Kaffe bekommen. Drey Muſikanten ſaßen in der vierten Niſche. Der eine derſelben ſpielte eine Art Zither, der zweyte ſchlug eine kleine Pauke, ohne welche die Morgenländer niemahls ſingen oder tanzen, und der dritte ſang bisweilen ein perſiſches Lied. Als die Liebhaber ihren Kaffe getrunken hatten, und nicht mehr rauchen wollten, kleidete einer nach dem andern ſich ab, und ſprang ganz nackend, außer in ein Paar engen ledernen Beinkleidern, die mit einem Riemen um den Leib geſchnallt waren, mitten auf den Platz. War einer in ſeiner Kunſt ſchon ſehr geübt, ſo ſtellte er ſich hier gleich auf die Hände, und mit den Füßen in die Höhe, wie die Figur b. Bald darauf aber ſtellte er ſich wieder auf ſeine Füße, und hielt ſein Gebet mit dem Geſichte gegen Mekka gewandt; denn die Mohammedaner ſollen bey allem, was ſie unternehmen, erſt beten, und dieſe Pflicht vergeſſen ſie alſo auch nicht, wenn ſie dieſe Art von Komödie anfangen. Die meiſten hielten gleich ihr Gebet, und warfen dabey, wie gewöhnlich, ihr Angeſicht verſchiedene Mahl zur Erde; fig. c.

Die erſte Uebung, welche vorgenommen wurde, iſt bey d und e abgebildet, in ſoweit ſich dergleichen Künſte abbilden laſſen. Die ganze Geſellſchaft ſtellte ſich neben einander auf Händen und Füßen. War einer noch ein Anfänger, ſo ſtand er ungefähr wie d; ein Meiſter aber ſtreckte Hände und Füße ſo weit aus einander, als nur möglich, nur mußte die Erde nicht mit dem Bauche berührt werden; fig. e. Alle mußten in dieſer Stellung, ohne die Hände oder Füße zu verrücken, mit dem Kopfe gleichſam einen Zirkel, und wenn dies zwey Mahl geſchehen

hen war, auch den Durchmeſſer beſchreiben. Je öfter nun einer dieſe Uebung wiederhohlen kann, deſto größer iſt er in ſeiner Kunſt. Ich glaube gewiß, daß einige ſie über 60 Mahl wiederhohlten. Alles geſchah nach der Muſik, und ſehr taktmäßig. Dann nahmen einige in jede Hand ein großes Stück rundes Holz, und warfen es auf die Schulter, f. Dabey hatten ſie weiter nichts zu thun, als die Hölzer taktmäßig von vorn nach hinten auf der Schulter zu bewegen. Nachher hüpften einige mit ihren Füßen gegen ein Bret, welches ſie ſchräg an die Wand geſtellt hatten, wie bey g. Andere, die ſchon mehr geübt waren, gingen mit ihren Füßen höher, wie bey h; und endlich einige, die es in ihrer Kunſt noch höher gebracht hatten, ſtellten ſich mit den Händen auf die Erde, wie fig. b.

Es konnte nicht fehlen, daß die Leute nach ſolchen Uebungen ſehr ſtark ſchwitzten. Diejenigen alſo, die dafür bezahlen wollten, ſetzten ſich in eine Niſche, und ließen ſich von einem Bedienten brav reiben, i; auch dieſer arbeitete taktmäßig, und gab demjenigen, der ſich unter ſeine Hände begeben hatte, bisweilen einen derben Streich mit der platten Hand auf den naſſen Rücken. Nachher drückte und reckte er ihm alle Glieder. Hierauf fiengen alle an zu tanzen; nicht nach europäiſcher Manier, wo man unterrichtet wird, die Füße auswärts zu ſetzen, den Körper gerade und leicht zu tragen, u. ſ. w. ſondern jeder hüpfte für ſich allein, einige in einem Kreis herum, k, und andere gegen eine Wand, l; alle bald auf einem, bald auf dem andern Fuße, und dies ſo ſtark als möglich, um den Körper brav zu erſchüttern. Einige legten ſich auf den Rücken, m, mit Küſſen unter dem Kopfe und den Armen, um zwey dicke und ſchwere Stücken Holz taktmäßig in die Höhe zu heben. Zu dieſer Uebung fanden ſich nur wenige, weil dieſelbe auſſerordentliche Kräfte erfordert. Der Meiſter ſaß dabey, und zählte laut, wie oft der Schüler die Hölzer in die Höhe hob; man kann daher leicht denken, daß der Nachfolgende ſich immer beſtrebte, den Vorhergehenden zu übertreffen. Hierauf ſtellten ſich alle in eine Reihe, und der Meiſter hielt vor ihnen eine Rede, oder ein weitläuftiges Gebet, worin er Ali, Haſſan und Höſſein oft nannte, wobey alle Ringer oder Klopffechter ſehr andächtig zu ſeyn ſchienen. Es war nicht möglich, alle

alle die verſchiedenen Stellungen des Körpers, die ich bey den folgenden Uebungen ſahe, zu zeichnen und zu beſchreiben. Ich habe nur eine bey n angezeigt, und dieſe dauerte nicht lange. Die Füße blieben immer auf einer Stelle, den Körper aber bewegten ſie bald aufwärts, bald unterwärts, bald nach vorn, bald nach hinten. Dann fiengen einige paarweiſe an zu ringen, und auch dies nicht ohne vorhergehende Complimente. Unter andern ſchlugen zwey ihre Hände zuſammen, und legten ſie kreuzweiſe vor die Stirn, wie bey o zu ſehen iſt, welches ich als einen Gruß anſahe; dann ſetzten ſie ſich gegen einander auf die Erde. Jeder ſuchte, wie er ſeinen Gegner am vortheilhafteſten angreifen konnte; und wenn ſie erſt handgemein wurden, rangen ſie ſo lange herum, bald auf den Knien, bald auf den Füßen, bis einer auf der Erde lag. Dann küßte der Ueberwundene dem Sieger ganz ehrerbiethig die Hand. Hierbey gab es keine Stöße oder Schläge, als wenn die Engländer ſich boxen. Indeſſen fühlten doch einige, wenn ſie vom Platz giengen, nach ihren Armen und Beinen, als wenn ihre Glieder Ruhe nöthig hätten. Einer von ihnen warf nach und nach alle, die ihre Kräfte mit ihm meſſen wollten, zu Boden; und als zulezt keiner mehr erſchien, ſo forderte er ein kleines Trinkgeld von den Zuſchauern. Kann einer den Beweis bringen, daß er in einer Hauptſtadt der Mohammedaner, z. B. zu Isfahan, Konſtantinopel, oder Delhi, es bekannt gemacht habe, daß er zu einer beſtimmten Zeit mit dem Stärkſten ringen wolle, und daß ſich keiner gefunden, der ihn hätte zu Boden werfen können, ſo hat er die Freyheit, einen Löwen in Stein ausgehauen auf ſein Grab legen zu laſſen.

„Die Beſchreibung der Leibes = Uebung, da die „ganze Geſellſchaft ſich neben einander auf Hände und „Füße, ſo weit als nur möglich, beyde von einander „ſtellt, und in dieſer Lage, ohne die Hände und Füße „zu verrücken, mit dem Kopfe gleichſam einen Zirkel, „und wenn dieſes zwey Mahl geſchehen iſt, auch den „Durchmeſſer beſchreiben müſſen, dieſe Beſchreibung,“ fährt Hr. Gutsmuths fort: „iſt in Rückſicht der Kopf„Bewegung mir nicht ganz einleuchtend, weil ich den

Zweck

„Zweck davon nicht einſehe. Folgende, darnach gebil=„dete Uebung kann ich aber aus Erfahrung ſehr em=„pfehlen. Die junge Geſellſchaft ſtellt ſich in Fronte, „der Führer commandirt: ſtreckt euch! und alle ſenken „ſich auf die Hände zu Boden, und ſtrecken die Beine „ſo weit als möglich, hintenaus. Der ganze Körper „muß vom Kopfe bis zu den Ferſen eine ſo gerade Linie „machen, als nur möglich iſt; mithin muß der ganze „Rücken ſteif gemacht werden, und die Knie dürfen „nicht gebogen ſeyn. Die Füße ruhen auf den Spi=„tzen der Zehen. In dieſer Lage bleiben alle um die „Wette; und die Wenigſten, welche ſie am längſten „aushalten, bekommen den Preis.

„Anſtrengender wird dieſe Uebung dadurch, wenn „man ſich in jener Stellung nicht ruhig verhält, ſon=„dern die Fuß=Spitzen zum Centrum macht, und mit „den Händen ſeitwärts fortſchreitend, die Peripherie „beſchreibt. Wer auf dieſe Art 10 bis 15 Mahl den „Zirkel vollendet, hat wirklich ſchon ziemlich viel ge=„than. Auf ähnliche Art kann man auch die Hände „in den Mittel=Punct ſetzen, und mit den Füßen im „Kreiſe herum gehen. Bey dieſen beyden lezten Ueb=„ungen iſt es am beſten, die Perſonen ſo lange einzeln „vorzunehmen, bis ſie gelernt haben, die richtige Stell=„ung beyzubehalten. In der Folge kann man Meh=„rere in hinlänglicher Entfernung neben einander ſtel=„len, und ſie in Geſellſchaft üben.

„Zarte Knaben laſſe man dieſe Uebung nicht zu „lange fortſetzen; ein merkliches Zittern der Knie und „Schenkel erinnere den Gymnaſten, ſie abtreten zu „laſſen.“

Das Ziehen, iſt eine Verrichtung, wozu der menſchliche Körper, vermöge ſeines Baues, weniger eingerichtet iſt, als der Körper der vierfüßigen Thiere; auch pflegt der Menſch dieſe Art, eine Laſt fortzubrin=gen, ſelten anzuwenden. Mehr als 25 Pfund iſt

nicht leicht ein Mann von gewöhnlicher Stärke vermögend, auf ebenem Boden horizontal fortzuziehen, und eine Zeitlang damit anzuhalten. Es kann wohl hier keine auf Rädern ſtehende Laſt, ſondern etwan ein Gewicht, welches an einem über eine Rolle geleiteten Seile aus einem Brunnen herauf gezogen wird, zu verſtehen ſeyn. Die darüber angeſtellten Verſuche haben gelehrt, daß ein ſtarker Mann auf dieſe Art eine Laſt von 25 Pfund in einer Minute durch 100 Fuß bewegen könne, welches aber das Aeuſſerſte iſt, was man annehmen darf. Bey einem Wagen wird nicht die Laſt ſelbſt, ſondern nur die Friction an den Achſen und der Widerſtand an der Unebenheit des Bodens überwunden.

Um die Erklärung der Stärke des Menſchen im Ziehen, oder etwas horizontal vor ſich her zu ſtoßen, oder zu ſchieben, deutlicher und verſtändlicher zu machen, will ich hier annehmen, die Stärke des Menſchen ſey an der Kurbel einer Walze angebracht, deren Axe horizontal liegt, um welche ein Seil aufgewunden werden ſoll, an dem die Laſt hängt. Der Abſtand oder die Zwiſchenweite zwiſchen dem Mittel-Puncte der Walze und dem eigentlichen Kurbel-Bug oder Kurbel-Arm, ſey dem Halb-Diameter der Walze gleich, um dadurch die Vergleichung der angebrachten Kraft und Stärke ohne einige Vermehrung von Seiten der Maſchine anzuſtellen; auch ſoll hierbey weder auf die Reibung der Achſen der Walze, noch auf die Unbiegſamkeit des Seiles während des Aufwindens geſehen werden.

Erſtens iſt klar, daß, wenn der Kurbel-Bug horizontal und ungefähr in der Höhle der Knie ſteht, die Stärke des Menſchen, der ſolchen hebt, indem er ihn herauf zieht, zu gleicher Zeit eine Laſt von 150 ℔. zu heben vermag, die an dem Ende des Seiles befeſtigt ſeyn dürfte, wenn er nähmlich dabey alle mögliche Vortheile zu Hülfe nimmt, weil es eben ſo viel iſt, als wenn dieſe Laſt auf

die

die ſchon oben erklärte Art gehoben werden ſollte. Wenn es aber darauf ankommt, daß die Kurbel niederwärts gedrückt werden ſoll, ſo kann dieſe Kraft nicht mehr, als ungefähr 140 ℔., betragen, welches die Schwere ſeines ganzen Körpers iſt, welche er daſelbſt anbringen kann, wenn er ſich gegen die Kurbel anſtämmet, und ſonſt mit nichts beläſtigt iſt; in dieſem Falle wird er einen noch größern Nachdruck zu bewirken vermögend ſeyn.

Zweytens, wenn der Kurbel-Bug ſenkrecht oder vertical ſteht, und zwar ungefähr in der Höhe der Schultern, ſo iſt gewiß, daß ein Menſch wenig oder gar kein Vermögen haben wird, ſolche Kurbel herum zu drehen, weder durch Anziehen, noch durch Fortſtoßen mit den Händen, wenn beyde Füße neben einander geſchloſſen ſtehen, und der Leib vollkommen aufrecht ſich befindet; wie ſolches in Fig. 4192 *) durch die Linie A B vorgeſtellt iſt, und zugleich auch die Linie der Arme A M, ſo wie ſie nähmlich horizontal ſtehen, und mit der Linie A B einen rechten Winkel machen, weil in dieſer Stellung weder die Stärke des ganzen Leibes oder ſeiner Theile, noch auch ſeine Schwere, die geringſte Kraft durch Stoßen oder Anziehen ausüben können, welches aus den Regeln der Mechanik folgt; denn hier iſt die Breite der Füße als ein Punct B angenommen.

Steht hingegen die Kurbel höher oder niedriger, als die Höhe der Schultern, ſo macht die Linie, die von den Schultern bis an die Hände geht, nähmlich A M. mit der von den Schultern bis an den untern Theil der Füße, nähmlich A B, einen ſtumpfen oder ſpitzigen Winkel; und hier kann der Menſch einige Kraft ausüben, ſowohl die Kurbel anzuziehen, als fort zu ſtoßen. Dieſe Stärke beruhet einzig und allein auf der Schwere des Leibes, welches leicht einzuſehen und zu beweiſen iſt. Auch iſt dieſe Schwere oder Stärke ſo anzuſehen, als wäre ſie in dem Mittelpuncte der Schwere des Menſchen zuſammen vereinigt, welches, bereits erwähnter Maßen, die Höhe der Scham-Gegend iſt. Man muß demnach einzig und allein auf die Schwere des Leibes Acht haben, um das Gleich-Gewicht zu beſtimmen; denn der Nachdruck der Muskeln in den Beinen und Schenkeln dient zu nichts, als dieſes Gleichgewicht im Gehen oder Fortſchreiten zu erhalten.

Es

Es ſey, in Fig. 4192 **), die Kurbel D in der Höhe der Schultern A, und der Mittelpunct der Schwere des Körpers im Punct C, wo der Körper ſich ſehr gegen die Kurbel D vorwärts neiget, der untere Theil der Füße aber ſey im Punct P. Es iſt alſo 1) der Punct P als der feſte Standpunct eines Hebels oder einer geraden Stange, PCH, anzuſehen, welche, da ſie durch den Mittelpunct der Schwere des ganzen Leibes C hindurch geht, die Arm-Linie AM im Punct H berührt. 2) Da nun dieſer Punct des Hebels C mit der Schwere des ganzen Leibes von 140 ℔. nach ſeiner natürlichen Richtung beläſtigt iſt: ſo wird das äuſſere Ende H nach der horizontalen Richtung MAH erhalten. Nach dieſer Angabe iſt, nach den Regeln der Mechanik leicht zu beurtheilen, was für ein Vermögen die Schwere des Körpers im Punct C nach ihrer natürlichen Richtung an der Kurbel nach der horizontalen Richtung DH zu bewirken vermögend ſeyn möchte.

Es ſey, z. B. PH = 240 Theilen, und PC = 80 ſolchen Theilen. Da nun das Vermögen des ganzen Leibes im Punct C = 140 ℔. angenommen wird, ſo wird dieſes Vermögen im Punct H mehr nicht als 80 ℔. betragen, oder als wenn im Punct H eine Laſt von 80 ℔. wäre, die daſelbſt nach ihrer natürlichen Richtung hienge, welche, nach den hier vorausgeſetzten Gründen, zu MA perpendikular oder ſenkrecht ſeyn muß. Zieht man nun aus dem feſten Standpunct P, die Linie PF zu MAF rechtwinkelig oder perpendikular, ſo wird die Laſt von 80 ℔. im Punct H nach ihrer natürlichen Richtung zu dem Vermögen eben dieſer Laſt nach der horizontalen Richtung MAH gegen die Kurbel in dem Verhältniſſe wie PF zu AF ſtehen, welches das Vermögen der 80 ℔. in einer mittelmäßigen Neigung des Leibes ACB ſehr ſchwächt und vermindert.

Wenn man auch noch einmahl z. B. annimmt, die Linie PCH mache mit MAF einen Winkel PHF von 70 Grad, ſo neiget ſich alsdann die Leibes-Linie ACB gegen den Horizont oder zu MF nach einem Winkel, der größer iſt als 60 Grad, welches beynahe die höchſte Neigung iſt, in welcher der Leib ſeyn, und dabey fortſchreiten kann; und alsdann verhält ſich der Sinus von 70 Grad, welcher hier PF iſt, zu dem Sinus ſeines Complementes, nähmlich hier zu HF, ungefähr wie 3 zu 1; und es beträgt alſo der Nachdruck von 80 ℔. im Punct H, nach

ſeiner natürlichen Richtung, in Vergleichung des Nachdruckes, den dieſe 80 ℔. in der horizontalen Richtung vollziehen, mehr nicht als das Drittel von 80 ℔., nähmlich ungefähr 27 Pfund.

Die Stärke eines Menſchen mit vor ſich gebogenem Leibe, beläuft ſich im horizontalen Ziehen oder vor ſich her Stoßen, nicht höher als auf 27 Pfund. Diejenigen, die von der Stärke eines Menſchen noch nie eine Probe angeſtellt haben, wenn er nähmlich mit den Armen etwas vor ſich her ſtoßen, oder während des Fortſchreitens ein Seil horizontal anziehen ſoll, und ſein Leib dabey vorwärts gebogen iſt, das Seil mag nun an den Schultern oder in der Mitte des Leibes angebracht und befeſtigt ſeyn, da der Erfolg oder Nachdruck hiervon bey einerley Leibes-Neigung deshalb nicht größer, oder geringer wird, weil der Sinus der Neigung und ſein Complement ſolchenfalls allezeit in einerley Verhältniß ſtehen; alle diejenigen, ſage ich, die hiervon noch durch keine Probe überzeugt worden ſind, werden faſt nicht glauben können, daß die ganze Stärke eines Menſchen ſich ſolchenfalls nach einer horizontalen Richtung nicht höher, als auf 27 ℔. belaufen ſollte. Deswegen folgt aber nicht, daß ein Menſch, wenn er ſich vorwärts neiget, nicht eine weit größere Laſt, als 27 ℔., ſollte halten können, weil, wenn die Linie PH mit FH einen Winkel von 45 Grad macht, unſtreitig gewiß iſt, daß die Schwere des Leibes 70 ℔. würde halten können. Machte er hingegen eine Neigung nach einer Linie, wie hier AB, die mit dem Horizonte weit unter dem Winkel von 45 Grad wäre, ſo iſt gar kein Zweifel, daß er ſich kaum würde erhalten, viel weniger dabey fortſchreiten können.

Die Stärke eines Menſchen im horizontalen Ziehen, mit rückwärts gebogenem Leibe, iſt das Gegentheil von demjenigen, was im Vorhergehenden geſagt worden iſt. Der eben geführte Beweis dient

dient auch zu einer deutlichen Ueberzeugung, daß ein Menſch weit mehr Stärke zum Ziehen hat, wenn er dabey rückwärts fortſchreitet, als vorwärts. Denn in dieſer Leibes=Stellung iſt die Linie P C H, Fig. 4192 ***), welche von dem Untertheile der Füße P an, den Mittelpunct der Schwere C hindurch geht, und wovon eben eigentlich allein die Vermehrung oder Zunahme der Stärke abhängt, jederzeit mehr gegen den Horizont geneigt, als die Leibes=Linie A C B; es hat alſo in dieſem Falle gerade das Gegentheil Statt, von allen dem, was von der vorhergehenden Stellung geſagt worden iſt.

Allein, dieſe Art des Ziehens kann nicht füglicher und beſſer genutzet werden, als wenn ein Seil angezogen werden ſoll, und der Menſch dabey beſtändig an einem und demſelben Orte ſtehen bleibt, da denn der Menſch in dieſem Falle nicht unterlaſſen wird, ſich von ſelbſt in ſolche Stellung zu ſetzen, weil die Natur und Erfahrung uns ſelbſt lehrt, in den gemeinen und gewöhnlichen Verrichtungen allemahl die möglichſten Vortheile anzuwenden. Und eben dies iſt auch die Urſache, warum Schiff=Leute, und überhaupt alle diejenigen, welche zur See fahren, die Ruder allezeit von vorn her nach ſich ziehen, weil ſie auf dieſe Art mehr Stärke beſitzen, als wenn ſie dieſelben vorwärts ſtießen, wie diejenigen zu thun pflegen, die zu Venedig die Gondeln führen, wovon ich keine andere Urſache anzugeben weis, als, es geſchehe um deswillen, damit ſie beſtändig den Ort ſehen und vor ſich haben, wohin ſie zu fahren begehren, woran ihnen denn auch weit mehr, als an der großen Stärke, gelegen iſt, wegen der ſehr häufigen Wendungen, die ſie in den Canälen machen müſſen, und zugleich auch um zu verhüten, daß ſie nicht an einander ſtoßen.

Vergleichung der Stärke eines Menſchen, mit der Stärke eines Pferdes im Ziehen. Unter allen Thie=

ren, die zum Ziehen gebraucht werden, ſind die Pferde die ſtärkſten. Da aber dieſe Stärke nicht von ihrer Schwere abhängt, wie bey den Menſchen, ſondern vielmehr von den Muskeln ihres Leibes, und von der Beſchaffenheit ihrer Theile und Glieder überhaupt, welche zum vorwärts Stoßen oder Ziehen einen ſehr großen Vortheil zum voraus haben; ſo muß man ſich wohl mit der Erfahrung begnügen, nach welcher man weis, daß ein Pferd horizontal ſo viel zieht, als 7 Menſchen; mithin vermag ein Pferd horizontal nicht mehr, als ungefähr etwas weniger, als 200 Pfund, zu ziehen. Es kommt nicht darauf an, daß, wenn es auch beladen wäre, es nicht noch etwas mehreres ziehen ſollte; es iſt aber gewiß wenig in Anſehung des Begriffes, den man von der großen Stärke dieſes Thieres ſich zu machen pflegt. Da nun aber deſſen Stärke gemeiniglich nur ſo weit in Betrachtung gezogen wird, wenn es an eine Maſchine mit Rädern angeſpannet iſt, wie an Wagen und Karren; ſo kann man ſolchenfalls keinen vollkommen richtigen und zuverläſſigen Anſchlag machen, indem ſie auf einer ebenen und horizontalen Fläche nur ſo viel Stärke bedürfen, als zur Ueberwältigung der Friction an den Achſen erforderlich ſeyn dürfte.

Es iſt auch dieſes noch mit anzumerken, daß 3 Menſchen mehr thun, als 1 Pferd, wenn es darauf ankommt, eine Laſt einen hohen Berg hinauf zu tragen; denn 3 Menſchen, jeder mit 100 Pfund beladen, ſteigen bergan viel geſchwinder und leichter, als ein Pferd mit 300 Pfund Laſt; welches bloß von der Beſchaffenheit der Theile des menſchlichen Körpers herrührt, die zum Steigen viel geſchickter ſind, als die Glieder und Theile des Pferdes.

Hieraus iſt nun endlich auch noch dieſes zu erſehen, daß diejenigen, die in der Meinung ſtehen, daß ſie die Schwere des Pferdes mit Vortheil benutzen

könn-

könnten, wenn ſie es an einer Maſchine mit einem Schnell-Balken gebrauchten, um die Kolben einer Waſſer-Pumpe oder einen Pumpen-Stock dadurch in Bewegung zu bringen, wo ſie in der Ausübung ſelbſt gewiß nicht das werden gefunden haben, was ſie ſich nach Berechnung der Schwere dieſes Thieres vorgeſtellt haben, weil es bey jedem Schritte auch eine Art von Erhebung oder Steigen in ſolchem Falle ausüben muß.

„Bey dem als **Leibes-Uebung** angeſtellten Ziehen,“ ſagt Hr. Gutsmuths, „thut uns das Seil, das wir ſchon beym Klettern gebraucht haben (*), gute Dienſte; aber es muß ſtark, zuverläſſig und hinlänglich lang ſeyn. Der Gymnaſt theilt die Geſellſchaft in zwey Theile. Er weis die Kräfte des einen Theiles ſehr gut gegen die Kräfte des andern abzumeſſen; er ſieht zugleich auf die Beſchaffenheit des Bodens, wo dieſer Wettſtreit begonnen werden ſoll; denn die kleinſte Abdachung deſſelben hat Einfluß auf die Kraft beyder Theile. Wenn ſie nun gehörig abgetheilt ſind, jede Partey ihr Ende des Seiles ergriffen, und ſich in die gehörige Stellung zum Ziehen geſetzt hat, ſo giebt der Anführer durch 1, 2, 3! das Zeichen zum Anfange des kleinen Krieges. Von dieſem Augenblicke an verwandeln ſich alle Geſichter, der Ausdruck der körperlichen Anſtrengung leuchtet aus jedem Zuge hervor, und der ganze Körper entſpricht dieſem Ausdrucke des Geſichtes. Alle Glieder werden angeſtrenget, beſonders Füße, Knie, Schenkel, Arme, Hände, Rücken und Schultern. In Kurzen iſt die Sache entſchieden, der eine Theil hat den andern fortgezogen, und äuſſert ſeine Freude darüber, indeſſen der andre Entſchuldigungen hervorſucht.

(*) Siehe im LXXI Th., S. 570. K.

„Zur Abwechſelung läßt der Gymnaſt oft nur zwey Perſonen am Seile mit einander kämpfen. Da es hier ganz auf perſönliche unzweydeutige Stärke ankommt, jeder nur für ſeine Perſon ſteht, und keiner ſich hinter die Schwäche ſeiner Gehülfen, wie vorhin, verſtecken kann: ſo thun Beyde um deſto mehr ihr Möglichſtes. — Ich habe geſagt, das Seil müſſe lang ſeyn, dies iſt unumgänglich nöthig, wenn auf beyden Seiten, Mann hinter Mann anfaſſen und ziehen ſoll; denn jeder muß hinreichenden Platz haben, weil ſonſt einer auf die Füße des andern tritt, was man bey dieſer Uebung ſehr zu verhüten hat.

„Aehnlich war bey den Griechen die Διελκυστίνδα, ein Spiel, welches häufig in und auſſer den Paläſten getrieben wurde. Eine Partey ſuchte dabey die andere auf ihre Seite zu ziehen (*). Ganz abweichend davon war die Ἑλκυστίνδα. Ein mannshoher Pfeiler ſtand im Boden. Oben war ein Loch durchgebohrt, durch welches ein Seil gezogen wurde. Auf dieſer und jener Seite hieng ſich ein Knabe daran, und ſo ſuchte einer den andern in die Höhe zu ziehen. Beyde ſtanden mit den Rücken gegen einander gekehrt (**).

„Regel: Beym Heben, Tragen und Ziehen halte man die Beine, ſo viel als möglich, geſchloſſen, und den Mund ſtets verſchloſſen."

Das Schieben oder Fortſtoßen mit den Armen, iſt ebenfalls eine Arbeit, die der Bau des menſchlichen Körpers nicht ſehr begünſtigt, wenn es auf ebenem Boden geſchieht. Bey den Schieb-Karren (ſ. im XXXV Th., S. 165,) muß der Menſch einen großen Theil der Laſt tragen; obgleich dieſes nicht nothwendig iſt, da es bey einer beſſern Einrichtung dieſes

Fuhr-

(*) *Jo. Meurſius* de Ludis Graecorum. *Pollux* L. 9, c. 7.

(**) *Meurſius*, l. c. *Euſtath.* ad Iliad. ξ.

Fuhrwerkes die Laſt ganz, oder beynahe, der Achſe des Rades aufbürden könnte. Siehe auch oben, S. 400.

Das Knien iſt eine ſehr beſchwerliche Stellung, deren bereits im XLI Th., S. 417, fgg. Erwähnung geſchehen iſt.

Das Bücken mit niederhangendem Kopfe, iſt für Vollblütige eine der gefährlichſten Stellungen. Der Schwindel, das Kopfweh, eine Betäubung der Sinne, der Schlagfluß und das Blutſpeyen, kann von lange anhaltendem tiefen Bücken veranlaſſet werden. Auch ſchon das Vorwärtsbeugen, ohne daß der Kopf ganz bis gegen die Erde geneigt iſt, hat ſeine Gefahr. Wer auf einem ſehr niedrigen Tiſche etwas zu beſehen oder zu arbeiten hat, und ſich im Stehen davor niederbückt, wird bald ein heftiges Ziehen im Rücken und im Kreuze empfinden, und wenn er vollblütig iſt, wird ihm das Geſicht vergehen; er wird Brauſen vor den Ohren hören, und es wird ihm ein Schwindel befallen, welcher ihn nöthigt, ſich niederzuſetzen. Wenn man ſich nun oft vergißt, und durch vielfältige Wiederhohlung dieſer Stellung dergleichen Zufälle ſich zur Gewohnheit macht, ſo kann man dadurch endlich ſeiner Geſundheit einen unerſetzlichen Schaden zufügen. Ich bedaure hierbey das arme Frauenzimmer, welches viel in der Küche zu thun hat, und bey einem ſehr niedrigen Herde kochen muß, und verdenke es allen, die es daran wenden können, wenn ſie ſich denſelben nicht höher bauen laſſen.

Endlich zwingen auch viele Kleidungen den Leib in unnatürliche Stellungen. Hierher gehören vornehmlich: das feſte Einwindeln der Kinder, wovon ſie krüppelig und ungeſund werden; die engen Fall-Hüte, welche die weichen Knochen des Kopfes zuſammen drücken (ſ. Th. XII., S. 155); die Gängel-Bänder, worin Kinder die ganze Laſt ihres Körpers unter den Armen tragen, und das ohnedies flache Gelenk des

Schulterbeines leicht ausrenken (ſ. Th. XV, S. 626, f.); die Gängel-Wagen, welche die Füße verderben (ſ. eb. daſ. S. 627, f.); die Schnürleiber der Frauenzimmer und Kinder, welche dem Athemhohlen und der Verdauung gleich ſchädlich ſind, ſchwere Krankheiten verurſachen, und gewiß mehr Krüppel machen, als ſie curiren; die hohen und engen Schuhe, wovon die unterſten Füße ungeſtaltet werden, und die beſchwerlichen Leichdörner entſtehen; die engen Kleidungen der Mannsperſonen, welche die Bruſt und den Unterleib in ihren Bewegungen hindern, und dgl. mehr. Kurz, eine jede Leibes-Stellung, wodurch entweder ſogleich, oder nach und nach, die Structur eines ſolchen Leibes verändert, die Verrichtung einiger Theile des Leibes gehindert, verzögert, unterbrochen, oder gar aufgehoben, oder die Kraft der Muskeln und Gelenke ſo ſtark übertrieben werden kann, daß dadurch der Menſch vor der Zeit alt und unvermögend gemacht wird; jede ſolche Stellung des Leibes, ſage ich, iſt ungeſund.

Da nun die allergemeinſten Leibes-Stellungen ohne Ausnahme ſchädlich werden können, ſo iſt keine beſſere Regel für alle, als daß man in keiner lange verharre. Die beſtändige Abwechſelung derſelben macht ſie alle unſchädlich. So weiſet uns die Natur immer auf einerley Zweck, nähmlich auf die Bewegung, auf den Gebrauch unſerer Muskeln und Gelenke, hin; und wir ſollen, nach dem Ausdrucke des Hrn. D. Unzer, die Wallfahrt dieſes Lebens durchaus, wie eine Wanderſchaft, und nicht wie eine Schlitten-Fahrt, zurück legen.

Leibes-Strafe, eine Strafe, welche unmittelbar an dem Leibe oder Körper, durch Verurſachung körperlicher Schmerzen vollzogen wird; zum Unterſchiede von der Geld-Strafe und Lebens-Strafe. Etwas bey Leibes-Strafe verbieten. In dem zuſammengeſetz-

geſetzten Leib- und Lebens-Strafe, ſcheint es die veraltete Bedeutung des Lebens zu haben, ſo daß das hinzugefügte Leben dem erſtern nur zur Erklärung dient. Siehe Strafe.

Leibes-Symmetrie, ſ. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Uebung, L. Corporis exercitatio, Fr. Exercice du corps, eine Uebung der Glieder und Fähigkeiten des Leibes, d. i. des Körpers; diejenige Bemühung, die man zur Ausbeſſerung und Vollkommenheit ſeines Leibes und deſſen Gliedmaßen vornimmt. Insgemein ſieht man damit bloß auf den Leib ſelbſt, daß man dadurch entweder deſſen Geſundheit erhalte und befördere, oder ihm eine Geſchicklichkeit gebe, ſich in eine ſolche Bewegung und Stellung zu bringen, wodurch man ſich nicht nur zu gewiſſen Verrichtungen geſchickt, ſondern auch bey Andern angenehm mache. Die Leibes-Uebungen haben daher einen zweyfachen Grund: der eine iſt in dem natürlichen Rechte gegründet; denn da wir, nach demſelben, unſern Leib zu erhalten verbunden ſind, ſo liegt uns auch ob, die Mittel, welche zur Erreichung des Endzweckes nöthig ſind, anzuwenden, wohin unter andern auch die Leibes-Uebungen, in ſofern man ſich dadurch eine der Geſundheit zuträgliche Bewegung macht, gehören, welches aber auch ohne viele künſtliche Exercitien geſchehen kann; wiewohl wenn man von Exercitien redet, ordentlich ſolche Uebungen des Leibes darunter verſtanden werden, welche man nach den Regeln der Kunſt einrichtet, dergleichen das Tanzen, Reiten, Fechten, Voltigiren, Ringen, Schwimmen, Ballſchlagen, u. a. m. ſind. Das Wort Leibes-Uebungen ſcheint alſo nicht immer in einerley Bedeutung genommen zu werden. Nicht ſelten pflegt man dabey nur an diejenigen Uebungen zu denken, welche unſere Erziehung noch beybehalten hat, als: Tanzen und Reiten. Dieſe

ſogenannten galanten Uebungen gehören, wenn wir etwa noch das Fechten mit dazu rechnen, zur vornehmen Bildung, und haben daher jene Benennung beynahe ausſchließlich bekommen, ob ſie gleich nur einen Theil, und vielleicht nicht einmahl den nützlichſten Theil der körperlichen Bildung ausmachen. Geht man der Etymologie des Wortes nach, und verſteht unter üben, eine Handlung zu wiederhohlten Mahlen vornehmen, um es darin zur Fertigkeit zu bringen, ſo muß man nothwendig unter Leibes-Uebungen nur diejenigen Bewegungen des Körpers verſtehen, welche einer öftern Wiederhohlung bedürfen, um auf eine zweckmäßige Art ausgeführt zu werden. Jede dieſer Bedeutungen würde vieles ausſchließen, was doch zur körperlichen Bildung zuträglich iſt. Eine Bedeutung des Wortes von etwas weitern Umfange iſt demnach, wenn man unter Leibes-Uebungen alle Bewegungen und Kraft-Anwendungen des menſchlichen Körpers, in ſofern ſie die Vervollkommnung deſſelben zum Zweck haben, verſteht. Dadurch, daß Bewegungen, auch auſſer Kraft-Anwendungen, in der Erklärung begriffen ſind, wird dieſe auch für ſolche Uebungen paſſend, welche ohne Anwendung einiger Kraft geſchehen können, und nachher unter dem Nahmen paſſiver Uebungen vorkommen werden. Durch die Beſtimmung: „in ſofern ſie Vervollkommnung des Körpers zum „Zweck haben," wird dasjenige ausgeſchloſſen, was zwar auch Bewegung des Leibes, und Anſtrengung körperlicher Kraft, vielleicht oft im hohen Grade erfordert, wobey aber andere Zwecke ſind, als Bildung des eigenen Körpers; von der Art ſind die Arbeiten der Handwerker, Tagelöhner, u. ſ. w. Manche dieſer Arbeiten können indeſſen zur Vervollkommnung des Körpers oft gute Dienſte thun, ſo wie hingegen manche andere dem Körper nachtheilig ſind.

Fer-

Ferner unterſcheidet man ritterliche Uebungen und gymnaſtiſche Uebungen. Unter jenen verſteht man: Tanzen, Reiten, Voltigiren und Fechten; unter dieſen verſteht man jezt meiſtentheils: Ringen, Laufen, Springen, Werfen, Balanciren und Schwimmen. Die Kunſt ſich im Ringen, Laufen, Werfen ꝛc. zu üben, um ſowohl der Geſundheit damit zu Statten zu kommen, als auch ſich dadurch zum Kriege geſchickt zu machen, wurde bey den Griechen und Römern die Gymnaſtik, Gymnaſtica, weil ſolche Uebungen in beſondern, zu dieſer Abſicht prächtig erbaueten und zweckmäßig eingerichteten Gebäuden, welche Gymnaſien, Gymnaſia, hießen, erlernet und getrieben wurden, oder vielmehr, weil man einen Theil dieſer Uebungen nackt, γυμνός, vornehmen mußte (*). Gymnica hingegen war, wenn man durch die Gymnaſtik ſo viel erlernt hatte, daß man mit Andern ſich in einen Kampf einlaſſen und den Sieg hoffen konnte, ſolche auch wohl in denjenigen Spielen, welche Ludi gymnici genannt wurden, und worin die Wett-Läufer zu Fuße, die Fechter oder Fauſt-Kämpfer, und die Luctatores oder Ringer, ſich ſehen ließen, zu Ehren der Götter mit ausübte.

Willkürliche Bewegungen des Körpers, deren Abſicht die Erhaltung der Geſundheit, oder die Verhütung von Krankheiten iſt, verdienen keine andere Benennung, als die von Leibes-Bewegungen. Solche körperliche Bewegungen ſind: das Gehen, Reiten, Fahren ꝛc. wie es der diätetiſche Arzt Perſonen vorſchreibt, welche dadurch die Verdauungs-Kraft erhalten oder erwecken, die unmerkliche Ausdünſtung be-

(*) *Martial.* Lib. III, epigr. 68, v. 3. Bey den meiſten Uebungen legte man zwar die Kleider ab, doch bedeckte man die Scham dabey mit einem beſondern Schurze (Subligaculum.)

ung befördern, die Erſchlaffung der feſten Theile verhindern, und des Genuſſes der freyen Luft theilhaftig werden ſollen. Bey einigen von dieſen Leibes-Bewegungen iſt der Körper ganz thätig, bey andern faſt ganz leidend, und bey noch andern in einem gemiſchten, theils leidenden, theils thätigen Zuſtande. Leibes-Bewegungen entſtehen und ſind auch am unentbehrlichſten unter den höheren Ständen thätiger und aufgeklärter Völker, welche die wichtigſten Arbeiten ſitzend verrichten, und deren Körper alſo künſtlicher Reize oder Stöße bedarf, um nicht in ſeinen Lebens-Verrichtungen geſtöret zu werden. Man findet ſie hingegen unter unzähligen trägen oder ſchwachen Völkern nicht, weil dieſe eine jede nicht ganz unentbehrliche Anſtrengung ihrer Kräfte ſcheuen. Auch traf man ſie unter den ſtärkſten und unruhigſten Barbaren nicht an, weil dieſe täglich die heftigſten Leibes- und Waffen-Uebungen trieben, und alſo keine ſogenannte körperliche Bewegungen brauchten, um geſund zu bleiben, oder nicht krank zu werden. Spaniſche und andere celtiſche Krieger lachten, als ſie römiſche Centurionen und Tribunen im Lager ſpazieren gehen ſahen (*). Die Barbaren lachten, nicht, weil ſie zu ſolchen geringen Anſtrengungen zu träge waren, ſondern weil ihnen die leichten Anſtrengungen durchaus zwecklos ſchienen.

Von körperlichen Bewegungen unterſcheiden ſich die eigentlichen Leibes-Uebungen, oder die gymnaſtiſchen Uebungen dadurch, daß dieſe nicht bloß, wie jene, die Geſundheit erhalten und Krankheiten abwenden, ſondern dem Körper eine mehr als gewöhnliche Größe, Stärke, Schönheit, Dauerhaftigkeit und Geſchwindigkeit verſchaffen ſollen. Laufen, Springen, Tanzen, Schwimmen, Jagen, Balgen, Ringen,

(*) *Pelloutier*, I. 446.

gen, und das Werfen von größern oder kleinern Gewichten nach gewiſſen Zielen, ſind nur alsdann wahre gymnaſtiſche Uebungen, wenn ſie in den erwähnten Abſichten, unter der Aufſicht und Anführung von erfahrnen Meiſtern, oder wenigſtens nach erprobten Regeln der Kunſt getrieben werden. Waffen = Uebungen, oder kriegeriſche Uebungen, haben einen viel beſchränktern Zweck, als Leibes = Uebungen; ihre Beſtimmung iſt nähmlich, den Körpern von Jünglingen und Männern diejenige Stärke, Dauerhaftigkeit und Gewandheit zu geben, wodurch ſie fähig werden, die Beſchwerden des Krieges ohne Murren und Schaden zu ertragen, die Befehle und Winke von Vorgeſetzten ſchnell und pünctlich auszurichten, den Streichen von Feinden geſchickt auszuweichen, und dem Feinde ſichere Streiche beyzubringen.

Manche Arbeiten wurden, oder werden auch izt noch als Leibes = oder als kriegeriſche Uebungen getrieben. Wenn man Hauen, Sägen, Graben und das Tragen von Laſten, als bloße Uebungen zur Bildung des Körpers unternimmt, ſo verlieren dieſe Anſtrengungen körperlicher Kräfte den Nahmen von Arbeiten, weil ſie eine andere Abſicht haben, als man durch eigentliche Arbeiten zu erreichen ſucht (*).

Ganz verſchieden von allen bisher erwähnten Bewegungen und Uebungen des Leibes, ſind diejenigen, bey denen man ſich vorſetzt, das Erſtaunen oder die Bewunderung einer müßigen oder neugierigen Menge zu erregen, und alle diejenigen Belohnungen zu erhalten, womit eine ſolche Menge das große Verdienſt, ſich ergötzt zu haben, zu vergelten pflegt. Die griechiſchen Athleten wollten eben ſo wenig, als Seil = Tänzer und Luft = Springer, durch die gymnaſtiſchen Künſte,

(*) Ungefähr ſo urtheilte Galen, de ſanitate tuenda. II. c. 8. 10.

ſte, welche ſie übten, ihre Geſundheit bewahren, oder ihren Körper ſchöner, ſtärker und dauerhafter machen; oder endlich ſich zu den Beſchwerden und Gefahren des Krieges vorbereiten; ſondern ſie wollten bloß einen ergötzungsſüchtigen Pöbel unterhalten, und die Preiſe, welche den Beförderern von öffentlichen Luſtbarkeiten ausgeſetzt waren, einärndten.

Claſſification der Leibes=Uebungen. Man kann, nach Hrn. Vieth (*), die körperlichen Uebungen auf verſchiedene Arten abtheilen. In anatomiſcher Rückſicht auf die Theile des Körpers, welche geübt werden, kann man unterſcheiden: Uebungen des Kopfes, des Rumpfes und der Gliedmaßen, d. h. der Arme und Beine. Wiederum kann man aus dieſen Haupt=Abtheilungen mehrere Neben=Abtheilungen abſondern, nach den einzelnen Stücken, woraus jene Haupt=Stücke des Körpers beſtehen. Die Uebungen der Sinn=Organe könnten noch von den Uebungen jener Glieder abgeſondert werden. Eine Abhandlung über körperliche Uebungen nach dieſer Ordnung eingerichtet, würde völlig mit dem Syſtem der Anatomie des menſchlichen Körpers parallel gehen; aber es würde unbequem ſeyn, ſich an dieſe anatomiſche Ordnung ſtrenge zu binden, weil die meiſten Leibes=Uebungen mehrere Glieder des Körpers, bald das eine, bald das andere, betreffen. In Anſehung dieſes leztern Umſtandes würde man unterſcheiden müſſen: einfache Uebungen, welche nur einzelne Glieder des Körpers in Wirkſamkeit ſetzen, (wohin auch die Uebungen der Sinn=Organe zu rechnen ſind,) von zuſammengeſetzten Uebungen, welche den ganzen Körper, oder wenigſtens mehrere Theile deſſelben zugleich, beſchäft-

(*) In ſ. *Verſuch einer Encyklopädie der Leibesübungen*, 2 Th. (Berl. 1795, gr. 8.) S. 3, fgg.

ſchäftigen. Bey jenen könnte man das anatomiſche Syſtem zum Grunde legen, bey den leztern aber würde es nicht ohne Zwang möglich ſeyn.

Eine andere Eintheilung, wobey auf das Verhalten der Muskel-Kraft Rückſicht genommen wird, kann, in Verbindung mit dem ſo eben angeführten, zu einem Syſtem der Leibes-Uebungen dienen. In phyſiſch-mechaniſcher Rückſicht kann nähmlich der menſchliche Körper entweder in Ruhe, oder in Bewegung, betrachtet werden, und in dieſem ſowohl, als in jenem Zuſtande, kann entweder ſeine Kraft wirken, oder nicht wirken.

Im Zuſtande der Ruhe ohne alle Anwendung körperlicher Kraft, in einer paſſiven Ruhe, befindet ſich der Menſch, wenn er ſo liegt, daß alle Muskeln ſchlaff ſind. Es iſt der Zuſtand des Körpers im tiefſten Schlafe und in völliger Unthätigkeit.

Ruhe, in ſofern das Wort das Gegentheil von Bewegung bezeichnet, kann auch Statt finden, mit und durch Anwendung der Muskel-Kraft, und dann würde ſie active Ruhe genannt werden können, wenn nähmlich der Menſch Kräften, die ihn zu bewegen ſtreben, widerſteht. Der Sprach-Gebrauch nimmt das Wort Ruhe nicht immer für Gegentheil von Bewegung, ſondern auch oft für Gegentheil von Thätigkeit, weil Thätigkeit ſich gemeiniglich durch Bewegung äuſſert; in dieſer Bedeutung wäre active Ruhe ein Widerſpruch.

Die Kräfte, denen der Menſch widerſteht, um in Ruhe zu bleiben, dürfen wir nicht immer nothwendig von auſſen her kennen. Er kann die Kräfte ſeines eigenen Körpers nach entgegengeſetzten Richtungen wirken laſſen; ſo daß ſie ſich einander aufheben, und mithin Nichtbewegung erfolgt; oder, er kann der Schwer-Kraft, welche ſeinen Körper alle Augenblicke gegen den Boden drückt, widerſtehen, wie denn unſer

gan-

ganzes waches Leben faſt ein beſtändiger Kampf der Muskel-Kraft mit der Schwer-Kraft iſt. Dies iſt z. B. der Fall beym Stillſtehen, auch zum Theil beym Stillſitzen, und bey hundert andern Lagen.

Bewegung kann ebenfalls ohne einige Thätigkeit bewirkt werden, da man ſie paſſive Bewegung nennen kann. Solche paſſive Bewegungen ſind es, wenn man ſich wiegen, ſchaukeln, fahren läßt, ꝛc. wobey der ganze Körper von einem Orte zum andern bewegt wird. Sie können auch einzelne Theile betreffen, z. B. wenn ein Glied von einer äuſſern Kraft gebogen, gedrückt, gerieben wird, und dgl.

Von den activen willkürlichen Bewegungen überhaupt, und deren Abtheilungen, ſ. im LXXI Th., S. 555, f.

Geſchichte der körperlichen Bildung und Leibes-Uebungen verſchiedener Völker älterer und neuerer Zeit. Leibes-Uebungen wurden ohne Zweifel ſchon in den älteſten Zeiten getrieben; dies liegt in der Natur der Sache. Freywillige Anwendung körperlicher Kräfte iſt mit Wohlbehagen verbunden. Schon das Kind ſucht ſeine kleine Kraft geltend zu machen. Der Knabe, der Jüngling iſt ganz Thätigkeit und Bewegung, wenn man ihn nicht widernatürlich zum Stillſitzen zwingt, und wenn wir Männer ſehen, bey denen dieſe Regſamkeit ganz verſchwunden zu ſeyn ſcheint, denen jede Bewegung Mißbehagen verurſachet; ſo iſt dieſes nicht der Natur, ſondern einer Ausartung zuzuſchreiben, die von unſerm Luxus und unſern ſitzenden Arbeiten herrühren.

Jugendliche Uebungen ſind ſo alt als das Menſchen-Geſchlecht, und der Anfang aller nachherigen künſtlichen Uebungen. Knaben, ſich ſelbſt überlaſſen, laufen, ſpringen, klettern, ringen, werfen in die Wette,

und

und machen im Kleinen Alles, was den Sieger zu Olympia zum Halb-Gott erhob.

Menſchen, die noch dem Stande der Natur näher ſind, als europäiſcher Cultur, ſetzen auf körperliche Stärke, auf Geſchwindigkeit und Muth, einen großen Werth. Leibes-Uebungen, als Mittel, jene zu erlangen und zu vermehren, ſind ihnen daher wichtig. Jagd und Krieg fordern ſie zu Abhärtung und Stärkung des Körpers auf. Der beſte Jäger iſt bey ihnen der angeſehenſte Mann; man wählt ihn zum Anführer im Kriege, und er wird wohl gar, ſey es durch Wahl oder Gewalt, auch Beherrſcher im Frieden. Bey ihren Waffen kommt noch alles auf körperliche Stärke, auf Schnelligkeit, auf Ertragung von Schmerzen und Ungemach, an. Von Kindheit auf üben ſie ſich daher im Laufen, Schießen mit Pfeil und Bogen, Werfen des Wurfſpießes ꝛc. Nothwendigkeit, und Trieb, ſich auszuzeichnen und Anſehen zu verſchaffen, ſpornen ſie täglich an. Man weis, wie mächtig dieſe Triebfedern ſind, und welchen Grad der Vollkommenheit Wilde, oder ſogenannte Wilde, in dem Gebrauche ihres Körpers erreichen; wovon weiter unten Mehreres vorkommen wird.

So wie Jagd und Krieg, und die darauf ſich beziehenden Uebungen, die wichtigſten Angelegenheiten ſolcher Völker ſind; ſo machen Geſang und Tanz das weſentliche Stück ihrer Luſtbarkeiten aus, und oft dienen auch jene erſten Uebungen zu ihren Vergnügen. Geſang und Tanz ſind die natürlichſten, unwillkürlichſten Ausbrüche der Freude; kein Wunder alſo, daß man mit ihnen jede frohe Begebenheit begleitet, und Göttern und Helden Feſte feyert.

Bey mehrerer Verfeinerung gewinnen auch die Uebungen des Körpers eine andere Geſtalt. Was vorher kunſtloſe Bewegung war, wird jezt nach Regeln behandelt. Aus jenen rohen kriegeriſchen Ueb-

ungen und aus den natürlichen tripudiis der Freude entſteht Paläſtrik und Orcheſtrik.

Kräfte mit einander im Kampfe zu ſehen, iſt immer ſehr unterhaltend. Man könnte hinzuſetzen: wenn ſie nicht zu groß und nicht zu klein ſind, um die Nerven des Zuſchauers nicht zu ſtark und nicht zu ſchwach zu rühren. Nichts iſt daher geſchickter zum Schauſpiel, als Wettſtreit körperlicher oder geiſtiger Kräfte. Jener, mehr die Sinne beſchäftigend, iſt für den großen Haufen ſinnlicher Menſchen am angemeſſenſten. Daher das Vergnügen an Kampf-Spielen, wo Menſchen mit Menſchen, Menſchen mit Thieren, Thiere mit Thieren ſtreiten. Wettkämpfe im Laufen, Ringen ꝛc. werden zu öffentlichen Luſtbarkeiten und Spielen, woran die Nation mit Leidenſchaft hängt, und welche durch Pracht-Aufwand und religiöſe Ceremonien glänzender und feyerlicher werden. Der Geſchmack an dieſen Spielen erhält ſich lange. Alle Sinne des Zuſchauers finden Beſchäftigung ohne Anſtrengung. Trieb nach Ruhm und Anſehen macht dieſe Aeuſſerungen ſeiner Kraft für den Kämpfer wünſchenswerth. So lange Bildung und Stärkung des Körpers noch für jeden Einzelnen nothwendig ſind, um ſich zu vertheidigen, zu nähren und Anſehen zu erwerben, ſo lange behalten ſolche Spiele National-Intereſſe. Allein bey einer folgenden Stufe der Cultur verlieren ſie dieſe allgemeine Wichtigkeit, wenn ſie auch das Unterhaltende als Schauſpiel noch behalten; doch vermindert ſich auch ſelbſt lezteres bey veränderten Sitten. — Weit getriebener Luxus erzeugt Bequemlichkeit, Weichlichkeit, Schwäche. Die Muskeln der Kämpfer werden zu ſchlaff zur Anſtrengung des Kampfes, und die Nerven der Zuſchauer zu empfindlich gegen ſtarke Erſchütterungen.

Wiſſenſchaftliche Bildung verdrängt die gymnaſtiſche. Spiele des Witzes treten an die Stelle körperlicher

licher Kampf-Uebungen. Starke und ſchöne Körper werden ſeltener, deſto häufiger aber ſtarke und ſchöne Geiſter. Bücher-Beſchäftigung, und eine Menge Arbeiten von Künſtlern und Handwerkern, erfordern einförmige Lagen des Körpers, ohne ſonderliche Stärke und Geſchwindigkeit. — Streit der Privat-Perſonen darf nicht mehr durch Fauſt-Kampf ſchnell entſchieden werden, ſondern wird durch die Juſtiz langſam beendigt, und Kriege der Völker werden bey veränderten Waffen weniger durch körperliche Kräfte, als durch angewandte Mathematik, geführt. Der Soldat wird ein Stein im großen Schach-Brete der Könige, und der Bürger braucht keine Muskel-Fiber zu ſpannen, um das Spiel gewinnen zu helfen, wovon er nichts verſteht, und was in ſofern angeht, als er gemeiniglich am Ende der verlierende Theil iſt; doch machen einige Frey-Staten Ausnahme.

Einer Religion, die Liebe und Sanftmuth lehrt, ſcheinen Kampf-Spiele, wobey ſich leicht grauſame Auftritte eräugnen können, nicht angemeſſen. Schade nur, daß eben dieſe Religion ſelbſt oft zu Grauſamkeiten veranlaſſete! Mißverſtandene Frömmigkeit ſtellt alles, was die Erde und den Körper betrifft, als geringſchätzig dar. Die Lehrer dieſes Syſtems bekommen die Beſorgung des Unterrichtes und der Erziehung der Jugend in ihre Hände. — Es iſt zu vermuthen, daß Bildung des Körpers dabey nicht in Anſchlag kommt, ſondern ganz vernachläſſigt wird.

Nun ſind gymnaſtiſche Uebungen nicht mehr allgemeiner Gegenſtand der Erziehung, weil ihre Nothwendigkeit nicht mehr in die Augen fällt; auch als Luſtbarkeiten verlieren wenigſtens die paläſtriſchen ihr Intereſſe. Fecht- und Tanz-Uebungen ſind nun theils brodloſe Künſte, theils ſündliche Vergnügungen der Welt, die im Argen liegt. Der Körper iſt eine läſtige Bürde, und wird es auch jezt wirklich in phyſiſcher

Bedeutung, weil er ſchwächlich und unbrauchbar wird aus Mangel an Uebung ſeiner Kraft.

Doch der gänzliche Verfall der Leibes-Uebungen wird, ungeachtet der eben angeführten Umſtände, noch verhindert. Die Kräfte der ſich entwickelnden Natur drängen die Glieder des Knaben und des Jünglinges zu ſehr, als daß ſie ſich ganz unterdrücken ließen. Er wird vielleicht gezwungen, der Natur zum Trotz, tagelang krumm zu ſitzen, um ſeinen Kopf zur Plunder-Kammer von Sachen zu bilden, die nichts für Geiſt und Herz haben; allein begierig ergreift er jede kärglich zugemeſſene Frey-Stunde, um einiger Maßen der Natur zu folgen, und ſich durch Bewegung ſchadlos zu halten, ſo viel er kann und darf.

So lange Streitigkeiten der Völker, oder, richtiger zu reden, Händel der Könige, nicht durch Tribunale und Deductionen ausgeführt und geſchlichtet werden, bleiben immer noch kriegeriſche Uebungen unter einer zahlreichen Claſſe von Menſchen eigentliches Handwerk, und dieſe tragen immer ſehr viel zur Bildung des Körpers bey. Die neuere Taktik macht den Soldaten zur Maſchine, aber dieſe Maſchine muß ſich doch mit Nachdruck und Präciſion bewegen.

Viele Arbeiten der Handwerke, ſo wie die Geſchäfte des Landmannes, erfordern körperliche Kraft, wenn gleich nicht körperliche Bildung.

Zur vornehmen Erziehung werden einige Leibes-Uebungen noch als nothwendig angeſehen. Die Galanterie und das geſellſchaftliche Vergnügen erfordern den Tanz; das Point d'honneur der Soldaten, Adelichen und Studenten, das Fechten; die Jagd, das Reiten. Neuere Erzieher endlich ſehen die Wichtigkeit gymnaſtiſcher Uebungen ein, und ſuchen ſie nach und nach wieder in Aufnahme zu bringen. Es iſt zu wünſchen, daß es gelingen möge!

Dies

Dies ſcheint ungefähr der Gang zu ſeyn, den die gymnaſtiſche Bildung genommen hat: Roher Anfang unter allen Völkern, wie noch jezt unter uncultivirten Nationen; glänzende Periode, unter Griechen und Römern; Abnahme, obgleich nicht gänzlicher Verfall, und Hoffnung zur Wiederherſtellung in neuern Zeiten.

Die unvollſtändigen Nachrichten, die von den älteſten Bewohnern der Erde auf uns gekommen ſind, betreffen faſt nur Nahmen, Geſchlechts=Tafeln, Kriege und Religion. Von Sitten und Gebräuchen findet man wenig. Man kann daher nicht viel mehr von ihnen ſagen, als daß ſie natürliche und kunſtloſe Uebungen getrieben haben, wie ſie ihre Lebens=Art erforderte.

Körperliche Stärke war vermuthlich unter den Ur=Bewohnern der Erde in weit höherem Grade, als unter den jezigen im Ganzen genommen. Es wird ſich ſchwerlich entſcheiden laſſen, ob die Nachrichten und Hypotheſen von ihrem hohen Alter, von ihrer Größe und Kraft gegründet und buchſtäblich anzunehmen ſind. Die Phantaſie hat die Freyheit, ſich eine Menſchen=Art zu denken, deren Körper und Lebens=Dauer die unſrigen weit übertreffen. Die alte Geſchichte redet von Rieſen=Völkern: „Ein groß, hoch „Volk, die Kinder Enakim. . . Wer kann wider die Kinder „Enak beſtehen?“ 5 Moſ. 9, 2. „Das Land dadurch wir „gegangen ſind, friſſet ſeine Einwohner, und alles Volk, das „wir darinnen ſahen, ſind Leute von großer Länge. Wir „ſahen auch Rieſen daſelbſt, Enaks Kinder von den Rieſen; „und wir waren vor unſern Augen als die Heuſchrecken, und „alſo waren wir auch vor ihren Augen;“ 4 Moſ. 13, 33. 44. „Die Enim waren ein groß, ſtark und hoch Volk, wie die „Enakim. Man hielt ſie auch für Rieſen, gleichwie Enakim;“ 5 Moſ. 2, 10. 11. „Das Land der Kinder Ammon iſt

„auch geſchätzt für der Rieſen Land, und haben auch vor „Zeiten Rieſen darin gewohnt, und die Ammoniter hießen „ſie Sammeſumim. Das war ein groß, ſtark und hoch Volk, „wie die Enakim,“ 5 Moſ. 2, 20. 21. Die Enakim kommen, wie man ſieht, faſt allenthalben vor, wo von Rieſen geredet wird; ſie müſſen alſo damahls ziemlich berühmt geweſen ſeyn. — Die alte Fabel-Lehre erzählt von Titanen und Cyklopen. — Was oben von der Jagd geſagt wurde, beſtätigt ſich unter andern an dem Beyſpiele des Nimrod; „er war ein ge„waltiger Jäger vor dem Herrn,“ 1 Moſ. 10, 9. und zugleich der erſte Unterdrücker der Freyheit, der uns genannt wird. Doch ich verlaſſe dieſe Rieſen und Gewaltigen der Ur-Welt, die hier nur beyläufig zu erwähnen waren, und werde jezt von einigen Völkern hierher gehörige Nachrichten anführen.

Die alten Jſraeliten, waren in kriegeriſchen Uebungen nicht ungeſchickt; wenigſtens finden wir in den Geſchicht-Büchern Nachricht von vorzüglichen Schleuderern. „Unter alle dieſem Volke,“ es iſt von den Kindern Benjamin die Rede, „waren ſieben hundert „Mann auserleſen, die link waren, und konnten mit der „Schleuder ein Haar treffen, daß ſie nicht fehlten;“ Richt. 20, 16. — David war in ſeiner Jugend ein überaus geſchickter Schleuderer. „Er thät ſeine Hand in die „Taſche, nahm einen Stein daraus, und ſchleuderte, und „traf den Philiſter an ſeine Stirn, daß der Stein in ſeine „Stirn fuhr, und er zur Erden fiel auf ſein Angeſicht;“ 1 Sam. 17, 49. Sein beſiegter Feind, der große Goliath, wird in der Bibel, 6 Ellen und eine Handbreit hoch beſchrieben, auch war ſeine Stärke zu bewundern, da er eine ungeheure Laſt von Panzer und Spieß trug und handhabete; ſ. oben, S. 117. David hatte vorher ſchon Proben von ebenfalls ungemeiner Stärke abgelegt. Er ſagte: er habe ſchon einen

Löwen und einen Bär beſiegt. Religiöſe Tänze finden ſich bey den Iſraeliten ſchon in den früheſten Zeiten, wovon im Art. Tanz gehandelt werden wird.

Die Erziehung der Juden war übrigens, nach *Joſephus*, von dem jüdiſchen Kriege, I. B. §. 12, ſehr eingezogen. Der Unterricht, den man der Jugend gab, erſtreckte ſich meiſtens nur auf das göttliche Geſetz, und es ſcheint nicht, daß gymnaſtiſche Uebungen dabey in Betrachtung kamen. Eben ſo wenig hatten ſie im Anfange öffentliche Spiele, als welche ihren Geſetzen vielmehr zuwider waren. Erſt um das Jahr 3924, unter der Regierung des Königes Herodes des Großen, wurden ſolche Spiele eingeführt, und zwar mit großem Widerwillen eines Theiles der Nation, nähmlich derer, die noch den alten Sitten getreu blieben, und ſie nicht von römiſchen und griechiſchen Gebräuchen verdrängt wiſſen wollten. Herodes wich von den alten Sitten und Gewohnheiten gar ſehr ab, vielleicht zum Theil aus Geſchmack, theils um dem römiſchen Kaiſer Auguſtus, dem er ſehr verbindlich war, gefällig zu ſeyn. Er achtete, ſagt *Joſephus*, jüd. Geſch. XV, 8. das nicht mehr, wodurch das Volk zur Gottesfurcht angehalten ward. Er ſtiftete, dem Kaiſer zu Ehren, zu Jeruſalem Fechter-Spiele, die alle 5 Jahr ſollten gehalten werden; eine Nachahmung der olympiſchen Spiele. Er bauete, in dieſer Abſicht, in der Stadt Jeruſalem ſelbſt ein Theater, von deſſen Pracht viel gerühmt wird. Es war mit Abbildungen der Thaten des Kaiſers geziert. Auſſerhalb der Stadt ließ er auch ein Amphitheater bauen. Die Spiele, welche nun hier alle 5 Jahr mit großer Pracht gehalten wurden, zogen eine Menge Menſchen nach Jeruſalem, theils um den Spielen zuzuſehen, theils um ſelbſt Theil daran zu nehmen. Er hatte vorzüglichen Kämpfern, Wett-Läufern, Muſikern und Tänzern große Belohnungen ausgeſetzt, und es war

alſo kein Wunder, daß immer ſtarker Zulauf von ſolchen Virtuoſen an ſeinem Hofe war. Dieſes alles, und die Menge wilder Thiere, Löwen ꝛc. die zu den Kampf-Spielen aufbewahret wurden, verurſachete große Koſten, und war ſo wenig nach dem Geſchmacke der altväteriſch geſinnten Parthey, daß eine Verſchwörung gegen den Herodes gemacht wurde, von der ihn aber ſeine große Wachſamkeit rettete. So wie zu Jeruſalem, ſo ließ er auch, im 28ſten Jahr ſeiner Regierung, zu Cäſarea Kampf-Spiele halten, womit er dieſe neu erbauete Stadt einweihete, und wozu ebenfalls eine Menge Kämpfer, Muſiker, wilder Thiere, Pferde ꝛc. gebraucht wurde. *Joſephus*, XVI. 5.

Die Phönizier, eine Nation, die ſich mehr auf Handlungs-Speculationen, als auf Leibes-Uebungen legte, ſollen, nach dem Berichte des Plinius, die Schleuder erfunden haben.

Von den alten Aegyptern findet man, was Leibes-Uebungen betrifft, wenig Nachricht. Einige behaupten, daß Kampf-Spiele unter ihnen Statt gefunden haben, z. B. *Salmuth*, in ſ. Anmerkung zum *Guido Pancirollus*, S. 694, aber ohne Nachweiſung der Quelle. Andere ſagen das Gegentheil, z. B. *Barthelemy*, Voyage du jeune Anacharſis, II. 641. Mit der lezten Meinung ſtimmt wenigſtens eine Stelle im *Diodorus Siculus*, II. 72. überein, wo dieſer Geſchichtſchreiber erwähnt, daß die Aegypter die Ringe-Kunſt gering geſchätzt haben, weil ſie, ihrer Meinung nach, nur vorübergehende Stärke des Körpers gebe. Ob ſie alle übrigen Uebungen verworfen haben, wie *Barthelemy* anzudeuten ſcheint, läßt ſich aus dem, was man davon findet, nicht entſcheiden. Geſchickte Gaukler und Seil-Tänzer muß es unter ihnen gegeben haben, wovon weiter unten noch Einiges vorkommen wird.

Die

Die Perſer, obgleich eine orientaliſche Nation, der man gemeiniglich eher Weichlichkeit und Luxus, als Stärke und Frugalität zutrauet, waren Freunde von körperlichen Uebungen, und harter mäßiger Lebens-Art. Ich rede von den alten Perſern zu den Zeiten des Cyrus. Die ganze öffentliche Erziehung war gymnaſtiſch, d. i. ſie zielte darauf ab, dem Körper Stärke und Schnelligkeit, der Seele Muth und Duldungs-Kraft, zu ertheilen. Xenophon giebt in ſeiner Cyropädie, von der Erziehung, oder vielmehr von dem ganzen Lebens-Laufe der Perſer eine Beſchreibung, die man wohl mehr als hiſtoriſch richtig annehmen darf, wenn gleich das Buch im Ganzen genommen, nicht als Geſchichts-Quelle zu empfehlen iſt. Diejenigen, welche an dieſer öffentlichen Erziehung Theil nahmen, brachten die erſte Periode ihres Lebens, oder das Knaben-Alter, bis zum 16ten Jahr mit Uebungen zu, wie ſie ſich für ihr Alter ſchickten, beſonders mit Bogen und Wurfſpieß. Die 10 folgenden Jahre machten die Periode des Jünglings-Alters aus. Die Uebungen mit Bogen und Wurfſpieß wurden fortgeſetzt, und jezt kam noch das Reiten hinzu, welches alles auch ſchon in dieſer Periode zu ernſtlichen Zwecken angewendet wurde. Die Jünglinge mußten auf die Wache ziehen; ſie wurden gebraucht, Miſſethäter zu verfolgen; ſie giengen oft auf die Jagd, weil dieſe für die beſte Vorübung zum Kriege gehalten wurde, indem ſie zur Ertragung von Hunger, Durſt, Hitze und Kälte, und zum Muth in Gefahren, gewöhnt. Waren ſie von dieſen Geſchäften frey, ſo übten ſie ſich zu Hauſe in Wett-Kämpfen mit Bogen und Wurfſpieß, oder Pferde-Rennen. Die perſiſche Jugend, ſagt Herodot, lernt drey Dinge: Reiten, Pfeile abſchießen, und Wahrheit reden. Das Publicum nahm lebhaften Antheil an den Fortſchritten, welche ſie in dieſen Geſchicklichkeiten gemacht hatten;

und die Archonten ſowohl, als diejenigen, welche die Erziehung im Knaben=Alter beſorgt hatten, wurden mit Ehrenbezeugungen und Lobſprüchen belohnt. Mit dem Ende des 25ſten Jahres fieng die Periode des männlichen Alters an, welche 25 Jahr dauerte. So wie die Jünglinge ſchon zum Dienſte des gemeinen Weſens in Dingen, wo es auf Schnelligkeit ankam, angehalten wurden, ſo dienten die Männer dem State in ſolchen Geſchäften und Unternehmungen, wo Ueberlegung und Stärke nöthig war. Die Waffen der Männer waren von den Waffen der Jünglinge unterſchieden; dieſe waren zum Gebrauch in der Ferne, jene zum Gebrauch in der Nähe und im Handgemenge, beſtimmt.

Bey einer ſo thätigen und zugleich mäßigen Lebens=Art, bey ſo vielen körperlichen Uebungen und Arbeiten konnte es nicht fehlen, daß die Alten eine dauerhafte Geſundheit genoſſen, und von manchen Beſchwerlichkeiten, die den müſſigen Menſchen oft anfechten, und ſeine Gegenwart ſelbſt für Andere unangenehm machen, wenig wußten. Ein Körper, der ſeine Säfte gehörig verarbeitet, ſetzt weniger Unreinigkeiten an denjenigen Oertern ab, die zur Entledigung derſelben beſtimmt ſind. Die Perſer ſcheinen nicht ganz Unrecht gehabt zu haben, wenn ſie umgekehrt von vielen Abſonderungen der Unreinigkeiten auf ein müßiges und unthätiges Leben ſchloſſen. Dies war, auſſer dem Angenehmen, was in der Sache ſelbſt für die Sinne liegt, der Grund, warum ſie nicht nur das Ausſpucken, Ausſchnauben, und andere dergleichen Dinge, ſondern auch einen dicken Bauch, die Entfernung wegen irgend eines natürlichen Bedürfniſſes aus der Geſellſchaft, für unanſtändig hielten.

Cyrus war ein großer Freund der Leibes=Uebungen. Er hatte es im Reiten ſo weit gebracht, daß ihm keiner ſeiner Zeit=Genoſſen es darin zuvor that.

Er

Er ſtellte feyerliche Wett-Rennen an, wobey die Renner ſich nach Völkerſchaften in Partheyen (Quadrillen) theilten.

Xenophon klagt die Perſer am Ende der Cyropädie an: ſie ſeyn ſeit der Regierung des Artaxerxes ganz von ihrer vorigen männlichen Lebens-Art abgewichen, und in Weichlichkeit und Luxus verſunken, ſo daß nur noch einige Spuren der ehemahligen perſiſchen Lebens-Art unter ihnen zu finden wären.

Wie ſehr die Perſer im Treffen mit Pfeil und Bogen geübt waren, davon finden wir auch ein Beyſpiel in der Geſchichte des Königes Cambyſes, welches ſeinem Herzen noch mehr Schande, als ſeinem Arme Ehre macht. Um den Prexaspes, der ihn wegen ſeines vielen Trinkens getadelt hatte, zu überzeugen, daß er wohl wiſſe, was er thue, ließ er den Sohn dieſes Höflinges in die Thür treten, und durchbohrte ihn aus der Ferne mit einem Pfeile, der gerade das Herz traf. Der Barbar ließ den Körper öffnen, und zeigte dem Vater triumphirend das Herz ſeines Sohnes. Prexaspes hatte die Niederträchtigkeit, das Meiſterſtück ſeines Herrn unterthänigſt zu bewundern.

Die Parther (*) waren, eben ſo wie die Perſer, im Reiten und im Gebrauche des Bogens beſonders geſchickt. Sie pflegten im Kriege mit großer Schnelligkeit gegen den Feind anzurennen, und eben ſo geſchwinde wieder zurück zu prallen, da ſie dann rückwärts ihre Pfeile auf den Feind abſchoſſen.

Die Skythen waren vor Alters ebenfalls als geſchickte Bogen-Schützen berühmt, daher der Ausdruck: ſcythica pharetra, und dgl. Eben das gilt von den Sarmaten, Maſſageten, Amazonen. Daß die Amazonen ihren Töchtern in der Jugend die rechte Bruſt aus-

(*) Man hält die Nahmen Perſer und Parther für gleichbedeutend; ſie ſollen nähmlich beyde von Einem Stamm-Worte herkommen, welches reiten bedeutet, ſo daß alſo Perſer und Parther ſo viel als Reiter ſagen will.

ausgebrannt haben, damit dieſe ihnen nicht im Gebrauche des Bogens hinderlich fallen ſollte, ſieht einer Fabel eben ſo ähnlich, wie die Meinung vom Ausſchneiden oder Ausbrennen der Milz bey den Läufern der Alten; ſ. Th. LXVI, S. 56. Die Bruſt könnte wohl nicht ſehr hindern, den Bogen zu ſpannen, (wenn gleich eine Amazonen-Bruſt etwas größer geweſen ſeyn mag, als man jezt unter den Trompeuſen findet,) und dann ſieht man auf alten Denkmählern die Amazonen mit beyden Brüſten. Alle dieſe vorerwähnte Nationen waren auch als geſchickte Reiter bekannt. Die Skythen hatten ſich durch ihre ſchnellen und dauerhaften Pferde ſo vielen Ruf erworben, daß der König Philipp ſich eine große Menge ſkythiſcher Stuten kommen ließ, um ſeine Pferdezucht damit zu verbeſſern. — *Montfaucon* liefert eine Abbildung eines angeblich ſarmatiſchen Reiters, von der Columna Traiana entlehnt, die wegen der beſondern dicht anſchließenden Bedeckung, ſowohl des Reiters als des Pferdes, merkwürdig iſt. Die ganze Figur iſt nähmlich, wie ein Fiſch, mit Schuppen über und über verſehen. — Die Maſſageten hielten viel auf Pferde, und belegten das Geſchirr mit Gold-Blech; die Bruſt der Pferde wurde mit einer Metall-Platte beſchützt.

Daß die **Mauren**, im Wurfſpießwerfen ſehr geübt geweſen ſeyn müſſen, zeigt ſchon der Ausdruck Mauri iacula an. Auch waren ſie gute Reiter. Auf der Columna Traiana ſind mauriſche Reiter abgebildet, welche man an ihren gekräuſelten Haaren und gekämmten Bärten erkennt, weil dieſes mit Strabo's Beſchreibung übereinſtimmt, der die Mauren als Petit-maitres ſchildert. Sättel und Steigbügel waren bey dieſen Völkern nicht gebräuchlich; ſogar gebrauchten manche nicht einmahl einen Zaum, ſondern regierten ihre gut abgerichteten Pferde bloß durch Schenkel und Gerte, wie noch jezt Koſaken und Kalmuken.

muken. Von den Numidiern, deren Pferde von kleiner unanſehnlicher Statur, aber von groſzer Schnelligkeit, und vortrefflich abgerichtet geweſen ſeyn ſollen, ſagt Claudian: dextra mouet iaculum, praeſentat pallia laeua, cetera nudus eques.

So wenig von den meiſten ältern Völkern zu ſagen war, ſo reichen Stoff liefern uns dagegen die Griechen. Dieſe merkwürdige Nation iſt unſere Lehrerinn in der Geometrie, in der Dichtkunſt, in der Redekunſt, in der Bildhauerkunſt, in der Baukunſt; möchte ſie es doch auch ſeyn in der für die Menſchen ſo wichtigen Kunſt, Körper und Geiſt zugleich zu bilden, worin ſie es zu einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit brachte, und wobey ſie ſich ſo wohl befand!

Keine Nation behandelte die körperliche Bildung ernſtlicher, wichtiger und ſyſtematiſcher, als die Griecheu. Leibes-Uebungen machten den wichtigſten Theil ihrer Erziehung aus. Die Griechen ſahen ein, daſz der Menſch — halb Körper, halb Geiſt, — die Kräfte beyder üben müſſe, um ſich ganz zu dem vollkommenen Geſchöpfe zu entwickeln, was er, als das Meiſterſtück der Natur, nach den Abſichten des Schöpfers werden kann (*). Ich rede inſonderheit von den ſpätern cultivirteren Griechen.

Die

(*) Man kann auch hinzu ſetzen, daſz die Griechen insbeſondre von der Natur begünſtigt zu ſeyn ſchienen, um zu einem hohen Grad der Ausbildung des Geiſtes, der Empfindungen und der körperlichen Kräfte zu gelangen. Ich ſage nichts von ihrem ſchönen Lande, von dem herrlichen Klima; nur von ihren körperlichen Anlagen will ich hier eines erwähnen, was Pauw in ſeinen Unterſuchungen über die Griechen anführt, nähmlich die Vollkommenheit ihrer Geſichts-Organe. „Die Athenienſer,“ ſagt er: „konnten „von dem Vorgebirge Sunium, den Federbuſch und die „Lanzenſpitze der Statue der Minerva, auf der Burg von „Athen, unterſcheiden, welches eine Entfernung von „6 deutſchen Meilen war.“

Die früheren Zeiten der noch rohen Pelasger ſind nicht ſo wichtig zu unſerm Behuf, ob ſie gleich ihre Spiele und Tänze hatten. „Religion, Geſchichte, „Philoſophie, alles was der Nation damahls wichtig „ſeyn konnte, war in Liedern verfaßt, die nicht ge„ſchrieben, ſondern, weil man noch nicht ſchreiben „konnte, auswendig gelernt, und von muſikaliſchen „Inſtrumenten und Tänzen begleitet, bey gottesdienſt„lichen und andern öffentlichen Verſammlungen und „Proceſſionen abgeſungen wurden“ (*). Von den Theſſaliern ſagen Einige, daß ſie das Reiten erfunden haben, daher die Fabel von den Centauren und Hippocentauren entſtanden ſey. Dem Könige Ixion in Theſſalien ward eine Heerde Ochſen raſend; da nun dieſelben im Lande großen Schaden thaten, ſo ſetzte der König eine anſehnliche Belohnung darauf, dieſe Thiere zu erlegen; die Einwohner eines Dorfes Nephele ſetzten ſich auf Pferde, verfolgten die Ochſen und erlegten ſie, daher ſie ἀπὸ τȣ̃ κεντȣ̃ν τȣ̀ς ταύρȣς den Nahmen Kentauren (Centauren) erhielten. Die Fabel machte hieraus in der Folge eine Umarmung des Ixion und einer Wolke (νεφέλη). Die Lapithen, mit denen dieſe Centauren in Händel geriethen, ſahen dieſe zu Pferde ſitzende Menſchen für Ungeheuer, die Pferd und Menſch zugleich wären, an. Eben ſo gieng es den Amerikanern, als ſie die Spanier zu Pferde erblickten.

Wir verlaſſen dieſes rohe und fabelhafte Zeit-Alter der Griechen, um zu der ſchönern und für Leibes-Uebungen, wie für Geiſtes-Werke ſo glänzenden Periode der cultivirten Griechen zu kommen. Ich werde zuerſt von den Leibes-Uebungen der Griechen reden, und ſodann ihrer öffentlichen Spiele kurz Erwähnung thun.

Die

(*) Gatterer Abriß der Univerſal-Hiſtorie, I. 189.

Die ſpartaniſche Erziehung zielte, von der erſten Kindheit an, darauf ab, den Körper abzuhärten und zu üben, ihn ſowohl zur Ertragung von Beſchwerlichkeiten jeder Art, als zu allen Bewegungen, die Stärke und Schnelligkeit erfordern, geſchickt zu machen. Gleich nach der Geburt wurde das Kind in Wein gebadet, mit Oehl beſchmiert, und ſodann von den Aelteſten des Tribus auf einem öffentlichen Platze beſichtigt. Fanden dieſe daſſelbe ſchwächlich, ſo wurde es von dem Berge Taygetus in den Abgrund geſtürzt. Der Schild war die Wiege des Säuglinges, und der Knabe mußte in der Folge ſein Lager ſelbſt von Schilf, welches er an den Ufern des Eurotas ausraufte, bereiten. Er wurde frühzeitig gewöhnt, Hunger und Durſt, Hitze und Kälte zu ertragen. Er mußte lernen, ſich im Finſtern ohne Licht zu recht zu finden, und mit Standhaftigkeit Schmerz zu erdulden. Jährlich an einem beſtimmten Tage wurden die ſpartaniſchen Knaben, der Diana zu Ehren, auf deren Altar bis aufs Blut gegeißelt; viele verloren ſogar durch dieſen, nach unſern Begriffen, barbariſchen Gebrauch, das Leben; aber alle hielten dieſe Marter mit Standhaftigkeit aus. So viel vermag Erziehung und Ehrbegierde!

Bey den Athenienſern war die Erziehung weit ſanfter. Die Kinder wurden in Windeln eingewickelt, trugen eine Art von Schnürbruſt, und bekamen reichliches und zum Theil leckerhaftes Eſſen und Trinken. Wenn gleich die Spartaner in ihrer Erziehung manches allerdings mögen übertrieben haben, ſo ſcheint es doch, daß die Bildung ihrer Jugend, welche gänzlich öffentliche Angelegenheit des States war, im Ganzen genommen, die beſte in Griechenland geweſen ſey. Auch Ariſtoteles geſteht dieſes, ob er gleich ſonſt nicht zu ſehr für die Lacedämonier eingenommen iſt. Männlicher Muth, Heroismus, ſelbſt bey dem weiblichen Geſchlechte, Verachtung aller Gefahren, ſo

bald

bald es das Vaterland betraf, höchſte Frugalität, — bey welchem Volke der Welt fand man wohl alle dieſe Tugenden in höherm Grade, als bey den Spartanern! Und ihr Körper — welche Feſtigkeit und Dauer mußte er bey einer ſolchen Erziehung erhalten! Die Weiber, welche ähnliche Uebungen vornahmen, waren nicht minder ſtark, und doch ſchön; zwar hatten ſie nicht die weiche Form einer Venus, aber dagegen die majeſtätiſche Geſtalt einer Juno, und den ernſten Blick einer Minerva. Wie hätten nicht bey ſolchen Müttern Stärke des Geiſtes und des Leibes unter dieſem Volke erblich werden ſollen.

Schon bey der Geburt war, wie oben erwähnt iſt, die Erhaltung oder Verwerfung des Kindes dem Urtheile öffentlicher Richter überlaſſen; das Kind wurde ſchon von dem erſten Augenblicke ſeines Lebens, als dem State angehörig, betrachtet. Mit dem ſiebenten Jahre aber endigte ſich die älterliche Erziehung, und die Bildung der Jugend wurde nun ganz als öffentliche Sache angeſehen. Oeffentliche Erziehungs-Gebäude waren nun faſt ihr beſtändiger Aufenthalt, wo Körper und Geiſt unter Aufſicht der Lehrer zu den Uebungen, die ich hernach anzeigen werde, angehalten wurden. Ein ſolches Gebäude wurde Gymnaſium genannt, und den Urſprung dieſer Benennung habe ich bereits oben erklärt. Nach der Zeit wurden auch die Oerter, wo man die Studia trieb, Gymnaſia genannt (*), doch auf eine unſchickliche Art, weil man nirgends weniger, als dort, ſich nackt darf ſehen laſſen (**); allein der Nahme iſt daher gekommen, weil die Philoſophen ſich erſtgedachter Gymnaſien auch zu ihren Schulen mit bedienten, welche denn

(*) *Cic.* de Orat. L. 1, c. 13. *Plin.* L. 1, ep. 22.

(**) *Scalig.* Poëtic. c. 22.

denn daher ihren vorigen Nahmen behalten haben, ob man gleich ganz andere Dinge darin trieb (*).

Dieſe Gebäude, Gymnaſien, die zuerſt in Sparta üblich waren, wurden auch bald in Athen, und andern Städten Griechenlandes, ſehr gemein. Die berühmteſten waren zu Sparta das Kranium; zu Athen die Academia, das Lyceum, Cynoſarges, und Ptolemaeum, von welchen ich weiter unten reden werde. In ſpätern Zeiten giengen ſie auch nach Italien über, wurden in Rom nachgeahmet, ſehr verbeſſert und erweitert, und ſind, dem Nahmen nach, auch bis auf uns gekommen, aber auch nur den Nahmen nach. In den griechiſchen Gymnaſien wurde Denk-Kraft und Muskel-Kraft gleichmäßig geübt; in unſern Schulen und ſogenannten Gymnaſien, oft keine von beyden. Die Zöglinge der griechiſchen Gymnaſien waren, den Tag über, mit ihren Uebungen unter wachſamer Aufſicht ihrer Lehrer beſchäftigt; unſere Halb-Studenten ſind meiſtens ſich ſelbſt und dem far niente überlaſſen. In den griechiſchen Gymnaſien lernten die jungen Leute Dinge, die ſie in ihrem Leben brauchen konnten; — es wäre Satire, dies von unſern Lehr-Anſtalten, im Ganzen genommen, zu behaupten. Dort wurde der Körper geſtärkt durch freye Luft, durch Baden und durch gymnaſtiſche Uebungen; hier wird er geſchwächt durch verſchloſſene, zum Theil dumpfige Zimmer, und krumm ſitzen. Um aber bey dieſer Parallele nicht ungerecht zu ſeyn, müſſen wir nicht vergeſſen, daß auch in Athen und Sparta, gewiß manches Unzweckmäßige und Schädliche in den Gymnaſien wird Statt gefunden haben, weshalb jenes Lob eingeſchränkt werden muß, und daß es dagegen in Deſſau, Schnepfenthal, und andern Orten der heutigen

(*) *Cic.* l. c. c. 5. *Voſſ.* Etymol. in *Gymnaſium.*

igen Welt, Anſtalten giebt, welche jener Tadel nicht trifft.

Die Gymnaſien der Griechen beſtanden nicht aus einzelnen Gebäuden, ſondern aus einer Menge an einander hangender Gebäude, die ſo geräumig waren, daß ſie viele Tauſende zugleich faſſen konnten, und daß Raum genug für die Philoſophen, für die Lehrer der Beredſamkeit, und aller übrigen Wiſſenſchaften, die hier ihre Vorleſungen hielten, ingl. für die Kämpfer, Tänzer und alle andere, die nur wollten, da war, um ſich zu einer und eben derſelben Zeit ohne die geringſte Störung und Unterbrechung üben zu können. Es iſt Schade, daß wir von der architektoniſchen Einrichtung der griechiſchen Gymnaſien keine recht befriedigende Beſchreibung haben. Im *Pauſanias* findet man bloß allgemeine Erwähnung der Kampf-Schulen an mehrern Orten. Zu ſeiner Zeit waren ſie noch zu bekannt, als daß er es für nöthig erachtet hätte, ſie ausführlich zu beſchreiben. *Vitruvius* handelt zwar, im 11 Cap. des 5ten Buches, davon; allein was er darüber ſagt iſt nicht deutlich. In Rom waren zu ſeiner Zeit noch keine; und was er davon wußte, hatte er alſo vielleicht ſelbſt nur aus Beſchreibung; es könnte mithin wohl ſeyn, daß er nicht genau unterrichtet geweſen iſt; auch ſcheint es, daß in die Stelle, wo er die Bau-Art der Gymnaſien beſchreibt, vielleicht durch Schuld der Aufſchreiber, Fehler eingeſchlichen ſind. Da indeſſen des *Vitruvius* Werk über die Bau-Kunſt, immer ſehr wichtig und ſchätzbar iſt und bleibt, ſo ſchalte ich deſſen Beſchreibung der griechiſchen Gymnaſien, mit Hrn. Vieth erläuternden Anmerkungen darüber, hier ein.

„Nunc mihi videtur, tametſi non ſint italicae conſuetudinis, palaeſtrarum aedificationes tradere explicate, & quemadmodum apud Graecos conſtituanter monſtrare (¹). Conſtitu-

(1) Die Gymnaſien waren, wie man hieraus ſieht, noch nicht in

ſtituuntur autem in tribus porticibus hexedrae ſpatioſae (²), habentes ſedes, in quibus philoſophi, rhetores, reliquique qui ſtudiis delectantur ſedentes diſputare poſſint. In palaeſtris periſtylia quadrata ſive oblonga ita ſunt facienda, vti duorum ſtadiorum habeant ambulationis circuitionem, quod Graeci δίαυλον vocant, ex quibus *tres porticus ſimplices* diſponantur, *quartaque* quae ad meridianas regiones eſt conuerſa *duplex*, vti cum tempeſtates ventoſae ſunt, non poſſit aſpergo in interiorem partem peruenire (³). In duplici autem porticu collocentur haec membra (⁴). *Ephebeum* (⁵) in medio;

in Italien eingeführt, als Vitruv ſchrieb. Nero ſcheint das erſte erbauet zu haben. (*Suetonius*, in vita Neronis, c. 12.) Die Paläſtren und Gymnaſien waren, nach *Barthelemy*, in ſofern verſchieden, daß dieſe zu Uebungen der Jugend, jene für Athleten von Profeſſion beſtimmt waren. Die Bau-Art aber war in beyden einerley. Auch wurde wohl das Gymnaſium, oder ein Theil deſſelben, Palaeſtra genannt.

(2) Unter hexedrae verſtehen Einige in Wänden eingeſchloſſene Zimmer, welches aber Andere für irrig halten, und vielmehr glauben, daß es offene Abtheilungen in den Säulen-Hallen waren. Dies leztere iſt auch wahrſcheinlicher. Die vielen in Mauern eingeſchloſſenen Sähle und Kammern, die man in mehrern Grundriſſen an allen Seiten des Periſtyls gezeichnet findet, ſind wohl ex ingenio angebracht. Im Vitruv ſteht nichts davon.

(3) Die Beſtimmung der Welt-Gegenden iſt ſchon etwas zweydeutig. Die Stelle: „qua ad meridianas regiones eſt „conuerſa," heißt wahrſcheinlich: der (*) nach Mittag hin offen iſt, folglich an der Mitternacht-Seite des Periſtyls liegt. Es könnte aber auch wohl gerade die entgegengeſezte Lage bedeuten.

(4) Hier iſt zu bemerken, daß ausdrücklich angegeben wird: die im Folgenden beſchriebenen Abtheilungen des Gebäudes ſollen in dem doppelten Porticus, nicht aber auch in den drey einfachen, liegen, welche leztern für die Zuſammenkünfte der Philoſophen ꝛc. beſtimmt waren. Es iſt dieſes deshalb anzumerken, weil in mehrern Grundriſſen alles voll Zimmer und Gänge gezeichnet iſt.

(5) Das Ephebeum war der Ort, wo die Jünglinge ſich verſammelten. Daß es gerade tertia parte longior quam lata ſeyn ſolle, iſt doch wohl kein unverbrüchliches Geſetz geweſen.

(*) Im Deutſchen und Franzöſiſchen wird Porticus, Portique, als maſculinum gebraucht.

dio; hoc autem eſt hexedra ampliſſima cum ſedibus, quae tertia parte longior ſit quam lata. Sub dextra *Coriceum*, deinde proxime *Coniſterium*, a coniſterio in verſura porticus frigida lauatio, quam Graeci λȣτρον vocitant ([6]). Ad ſiniſtram Ephebei *Elaeotheſium* frigidarium ab eoque iter in *Propnigeum* in verſura porticus, proxime autem introrſus e regione frigidarii collocetur *concamerata ſudatio*, longitudine duplex quam latitudine quae habeat in verſura ex una parte *Laconicum* ad eundem modum vti ſupra ſcriptum eſt. Ex aduerſo laconici *calidam lauationem* ([7]). In palaeſtra, periſtylia quemadmodum ſupra ſcriptum eſt, ita debent eſſe perfecte diſtributa ([8]). Extra autem diſponantur porticus tres, *vna* ex periſtylio exeuntibus, *duae* dextra atque ſiniſtra ſtadia-

(6) Coriceum, nach Einigen der Ort, wo man ſich entkleidete; nach Andern das Zimmer, wo Uebungen mit dem Corycus vorgenommen wurden. Coniſterium, der Ort, wo der Sand lag, womit man ſich beſtreuen ließ. Frigida lauatio in verſura porticus verſtehe ich alſo: in der Ecke des Porticus, nähmlich immer noch des doppelten, nicht in dem daran ſtoßenden Flügel oder Porticus ſimplex, wie es einige genommen zu haben ſcheinen.

(7) Elaeotheſium, oder ἀλειπτήριον, der Ort, wo man ſich mit Oehl ſalben ließ. Frigidarium, die Kühl-Kammer. Propnigeum, der Platz, wo die warmen Bäder geheizt wurden. Concamerata ſudatio, gewölbte und mit Wänden umgebene Abtheilung für warme Bäder und Schwitz-Kammer. Die übrigen Abtheilungen waren vielleicht nicht von allen Seiten verſchloſſen, welches aber bey dem warmen Bade nothwendig war, damit die Wärme in dem Raume bliebe, worin dieſe Bäder waren. Laconicum πυριατήριον λακωνικόν, Schwitz-Bad. Calida lauatio, warmes Waſſer-Bad. Dieſe beyden Bäder findet man, in einigen Riſſen, von der concamerata ſudatio abgeſondert gezeichnet, als Haupt-Abtheilungen, welches aber irrig zu ſeyn ſcheint. In verſuris heißt: in den Ecken der concamerata ſudatio, und bezieht ſich nicht auf den ganzen Porticus. Laconicum und calida lauatio waren alſo kleinere Abtheilungen in der concamerata ſudatio, und der übrige Raum dieſer leztern, der ebenfalls noch erwärmt war, diente, um nicht auf ein Mahl aus dem heißen Bade in die freye Luft oder in ein kaltes Zimmer zu treten, ſondern erſt die Transſpiration abzuwarten.

(8) Vitruv ſpricht hier entſcheidender, als man bey einer ſo wenig deutlichen Beſchreibung erwarten ſollte.

ſtadiatae (9). Ex quibus *una* quae ſpectauerit ad ſeptentrionem perficietur *duplex* (10) ampliſſima latitudine, *altera ſimplex*, ita facta, vti in partibus, quae fuerunt circa parietes, & quae erunt ad columnas, margines habeant vti ſemitas, non minus pedum denum, mediumque excauatum, vti gradus bini ſint, in deſcenſu ſesquipedali a marginibus ad planitiem. Quae planities ſit ne minus lata pedum duodecim. Ita qui veſtiti ambulauerint circum in marginibus non impedientur ab cunctis ſe exercentibus (11). Haec autem porticus Ξυϛός apud Graecos vocitatur, quod Athletae per hyberna tempora in tectis ſtadiis exercentur (12). Faciunda autem

(9) una ex periſtylio exeuntibus, heißt doch wohl, einer für diejenigen, die aus dem Periſtyl kommen. Alſo wo man gleich beym Ausgange aus dem Periſtyl hinein trat. Wenn man obvium ſupplirte, ſo hieße es, dem Ausgange aus dem Periſtyl gegenüber. Letzteres gäbe eine ſymmetriſche Zeichnung, weil ſich das ganze Locale dann mit einem Porticus ſchlöſſe, dagegen ſonſt eine Seite offen bleibt. Ich werde mich aber an die Worte halten: Duae dextra atque ſiniſtra ſtadiatae. Muß dies nothwendig heißen: mit einem ſtadio verſehen? Aber es kommt ja nachher noch ausdrücklich das Stadium auſſer dem Porticus vor.

(10) Den Worten nach, einer von den beyden zur Rechten und zur Linken, nicht der ex periſtylio exeuntibus. Aber mehr Symmetrie giebt es, wenn man den letztern verſtände, und das una hier mit dem una in 9 für einerley annähme. Ampliſſima latitudine — Warum? *Barthelemy* meint: „pour garantir du ſoleil ceux qui ſ'y promenent en été." *Voyage du jeune Anacharſis*, II, 127. Das ſetzte doch wohl voraus, er ſey nach Süden hin offen. Dies würde die ganze Lage umkehren. In dem Riſſe zu *Barthelemy*'s Werke iſt er aber nach Süden vermauert, nach Norden hin offen. Hierin ſcheint alſo der Riß nicht mit der Beſchreibung übereinzuſtimmen.

(11) Ab cunctis ſe exercentibus — Man könnte dafür leſen, ab unctis ſe exercentibus, ſo wären die veſtiti den nackenden, unctis entgegengeſetzt, und die Abſicht der Einrichtung wäre, daß die mit Oehl und Staub bedeckten Kämpfer den Spaziergängern nicht in den Weg kämen, und ihnen die Kleider beſchmutzten.

(12) Hier wird Xyſtus und tectum ſtadium, wie es ſcheint, als gleichbedeutend angenommen. Ich habe daher in meiner Zeichnung (Fig. 4193) Xyſtus und Stadium gleich lang gemacht. Nothwendig mag das wohl nicht ſeyn. Stadium heißt der Uebungs-Platz zum Laufen ꝛc. und auch eine beſtimmte Länge Weges. Urſprünglich wird jenes die Länge

autem *Xyſta* ſic videntur vt ſint inter duas porticus ſiluae aut platanones, & in his percifiantur inter arbores ambulationes, ibique ex opere Signino ſtationes (13). Proxime autem *Xyſtum* et duplicem porticum deſignentur hypetrae (*) ambulationes quas Graeci περιδρόμιδας, noſtri *Xyſta* appellant, in quas per hyemem ex Xyſto ſereno coelo Athletae prodeuntes exercentur (14). Poſt Xyſtum autem *ſtadium* ita figuratum, vt poſſint hominum copiae cum laxamento Athletas certantes ſpectare (15).“

Sig.

Länge des leztern gehabt haben, nachher kann aber auch ein Plaz, der die beſchriebene Einrichtung hatte, Stadium geheißen haben, wenn er auch nicht gerade ein Stadium lang war.

(13) Stationes ex opere Signino — Ruheplätze von Aeſtrich?... faciunda videntur. Aus dieſem videntur könnte man faſt auf einige Ungewißheit in Vitruv's eigenen Ideen ſchließen.

(*) ὑπαιθραι περιδρόμιδαι.

(14) Die Lateiner unterſcheiden Xyſtus und Xyſta. Im Griechiſchen ſteht, ſo viel ich weis, das Wort immer im masculino.

(15) Hominum copiae deutet wohl an, daß dies Stadium ein öffentliches, eigentlich für Zuſchauer eingerichtetes geweſen ſey, und das bringt auf die Vermuthung, daß auſſer dieſem noch andre Stadien da waren. *Potter* I. 87, nennt das Stadium einen großen Halbzirkel; das war es aber nicht.

Die Länge eines Stadiums, und zwar des olympiſchen, war 600 griechiſche Fuß. Die Angaben ſind hier etwas ſchwankend. Man ſezt meiſtens eine deutſche Meile = 32 Stadien. Eine deutſche Meile iſt aber auch eine etwas unbeſtimmte Länge. *Barthelemy* ſezt 1 Stadium = $94\frac{1}{2}$ Toiſen, oder genauer 566 pieds du Roi, 8 pouces. Nimmt man nun mit *Maupertuis* 57270 Toiſen für die Länge eines Grades des Aequators, ſo iſt eine geographiſche Meile, d. i. der 15te Theil der Länge eines Aequator-Grades = 3818 Toiſen, folglich eine geographiſche Meile $= \frac{3818}{94{,}5} = 40{,}4$ Stadien.

Hochheimer ſezt, nach *Plinius*, ein Stadium = 125 = Schritt = 625 Fuß. Schritt iſt ein ziemlich unbeſtimmter Ausdruck, und Fuß im Allgemeinen nicht viel beſſer, da wir ſo vielerley große und kleine Fuß-Maße haben. Wenn man 125 Schritt = 625 Fuß ſezt, ſo iſt 1 Schritt = 5 Fuß. Gewöhnliche Schritte rechnet man nur zu $2\frac{1}{2}$ Fuß.

Nimmt

Fig. 4193, Entwurf eines Gymnaſiums nach Vitruv.

Zu den ſehr mannigfaltigen Theilen dieſer Gebäude, oder Gymnaſien der alten Griechen, gehören hauptſächlich folgende:

1. Στοαι, Stoae, die Säulen-Gänge oder Gallerien. Sie waren voller Exedren, (Εξεδραι, Exedrae), oder Seiten-Gebäude, die mit Sitzen verſehen, und zum Studieren, oder zu gelehrten Unterredungen, bequem eingerichtet waren.

2. Ε'φηβειον, Ephebeum, der Ort, wo die Jünglinge oder Ephebi ſich übten, und wo, wie Einige behaupten, diejenigen, die ſich üben wollten, zuſammen kamen, und ſich ſowohl von der Art der Uebungen, worin ſie wetteifern wollten, als auch von der Belohnung des Siegers, beſprachen.

3. Κωρικέιον, Coriceum, Αποδυτήριον, Apodyterium, γυμναςηριον, war das Zimmer, wo man ſich zu entkleiden pflegte.

4. Ε'λαιοθήσιον, Elaeotheſium, Α'λειπτήριον, Alipterium ſ. Vnctuarium, war der Ort, wo diejenigen, welche ringen wollten, oder gebadet hatten, geſalbet wurden.

5. Κονιςήριον, Coniſterium, oder κονιςρα, der Ort, wo der Sand oder Staub lag, mit welchem diejenigen, die ſich hatten mit Oehl beſtreichen laſſen, beſtreuet wurden.

 6. Πα-

Nimmt man mit *Barthelemy* 1 ſtad. olymp. = 600 griech. Fuß = $566\frac{2}{3}$ par. Fuß; und nach Käſtner das Verhältniß des pariſer Fußes zum rheinländ. = 14400 : 13913, ſo erhält man 1 ſtad. olymp. = $\frac{566\frac{2}{3}.\ 14400}{13913}$ = 586,5 . . . rheinl. Fuß.

6. Παλείςρα, Palaeſtra. Bisweilen wird unter dieſem Worte das ganze Gymnaſium verſtanden. Seiner eigentlichen Bedeutung nach bezeichnet es aber den Ort, wo alle Uebungen des πενταθλον, Quinquertium, oder Fünfkampfes, nach Andere nur das Ringen und das παγκρατιον, geſchahen. Damit nun die kämpfenden Perſonen nicht ausgleiten, oder durch einen Fall ſich ſchaden möchten, ſo wurde der Fußboden mit Staub und Sand bedeckt. Auſſerdem war noch ein anderes Zimmer im Gymnaſium, welches mit noch tieferm Sande bedeckt war, als die Palaeſtra.

7. Σφαιριςήριον, Sphaeriſterium, ein zu verſchiedenen Uebungen, beſonders aber zum Ball-Spiel beſtimmter Platz. Dieſes Sphaeriſterium nennt in ſeiner Beſchreibung der Palaeſtra, *Vitruvius* L. 5, c. 11, gar nicht; und *Burette*, in der Abh. ſur la Spheriſtique des Anciens, im 1 Th. der Memoires de l'Acad. des Inſcript. will daher beweiſen, daß das vom Vitruv genannte Coriceum eben ſo viel als Sphaeriſterium ſey, und von κωρυκος, einer Art von Ball, welcher aufgehängt zu werden pflegte, herſtamme. Denn man übte ſich im Sphaeriſterio mit dem kleinen und großen Ball, mit dem Ballon, welcher σφαιρα κενη hieß, und mit dem κωρυκος. *Mercurialis* de arte gymn. L. 1, c 8, hält das Coriceum und Apodyterium für einerley. *Burette* widerlegt ihn, und will es auch nicht von κουρη, tonſura, herleiten, als wäre es ſo viel, als tonſtrina, geweſen; noch weniger von κούρη, puella, als wäre es ein zur Uebung der Mädchen beſtimmtes Zimmer geweſen, ſo wie das Ephebeum für Jünglinge beſtimmt war; denn die Griechen pflegten, wenn man die Spartaner ausnimmt, ihre Mädchen nicht auf die Art, wie ihre Jünglinge, zu üben.

8. Der

8. Der Raum zwiſchen den Säulen-Gängen und den Mauern, der leer gelaſſen wurde, damit das Licht hinein fallen konnte, und die Area des Periſtylium, welches ein großer viereckiger, auch bisweilen länglich viereckiger, Platz in der Mitte des Gymnaſiums war, diente zu Spaziergängen, und ſolchen Uebungen, die in der Palaeſtra, oder im tiefem Sande, oder an irgend einem andern Orte des Gymnaſiums, nicht vorgenommen wurden. Dergleichen waren, wie Einige meinen, das Springen und der Discus, oder das Werfen mit der Scheibe.

9. Χύϛοι, Χύϛα, Xyſti, Xyſta, waren zwey verſchiedene Plätze ſowohl in Griechenland, als zu Rom. Die Xyſti waren oberwärts bedeckt, und wurden zu den Uebungen der Kämpfer gebraucht, wenn das Wetter ihnen nicht erlaubte, in freyer Luft zu kämpfen. Xyſta aber, die auch bisweilen περιδρόμιδες, Peridromides, hießen, waren offene und unbedeckte Spazier-Gänge, und dienten zu allerley Uebungen und zur Erhohlung in der Hitze des Sommers, oder bey gelinder Witterung im Winter.

10. Die Bäder enthielten Waſſer, welches in verſchiedenen Graden warm oder kalt war. Man erfriſchte ſich in denſelben, ſowohl wenn man von den angeſtellten Uebungen müde war, als auch zu andern Zeiten. Dieſe Bäder beſtanden, nach der Beſchreibung des *Vitruvius*, aus 7 abgeſonderten Theilen. Erſtlich kam das kalte Bad, frigida lauatio, der Griechen λυτρον, darnach das Elaeotheſium, oder der Ort, wo man ſich mit Oehl reiben und ſalben ließ; drittens das Frigidarium, wo man ſich abkühlte; viertens das Propnigeum, oder Praefurnium, oder das Zimmer vor dem Hypocauſtum; fünftens die Schwitz-Stube, oder das Tepidarium, welches auch im Lat. concamerata ſudatio hieß; ſechstens das Laconicum,

oder die Trocken-Stube; ſiebentens das warme Bad, calida lauatio.

11. Das Stadium, war ein großer Halb-Zirkel, in welchem allerley Uebungen vorgenommen wurden. Zu mehrerer Bequemlichkeit der Zuſchauer, die in großer Menge dahin ſtröhmten, war es mit übereinander in die Höhe laufenden Stufen gebauet, ſo, daß die obern Reihen über die Köpfe der unter ihnen Sitzenden hinweg ſehen konnten.

Zu Athen gab es verſchiedene Gymnaſien, worunter vier die bekannteſten ſind, nähmlich: das Lyceum, die Academia, Cynoſarges, und Ptolemaeum.

Das Lyceum, Λύκειον ſtand an dem Geſtade des Jliſſus, und bekam ſeinen Nahmen vom Apollo mit dem Beynahmen Lycius, Λυκοκτονος, oder Λύκιος, dem es vom *Lycus*, des *Pandionis* Sohne, erbauet und gewidmet war (*). „Nicht ohne Urſache,“ ſagt *Plutarchus* (**); „ſondern aus einem guten und vernünftigen Grunde war dieſer Ort dem Apollo geheiligt, weil man von der Gottheit, die unſere Krankheiten heilt unſere Geſundheit wieder herſtellt, mit „Recht auch Stärke und Geſchwindigkeit zum Kampf „in den Leibes-Uebungen erwarten kann.“ Die Erbauung dieſes Gebäudes wird von Einigen dem *Piſiſtratus*, von Andern dem *Pericles*, und von noch Andern dem Archon *Lycurgus* zugeſchieben. Dies macht es wahrſcheinlich, daß alle drey etwas dazu beygetragen haben. Vielleicht legte *Piſiſtratus* den Grund, *Pericles* führte es weiter auf, und *Lycurgus* verſchö-

(*) Den Beynahmen Lycius erhielt Apollo, nach *Pauſanias*, von dem Erbauer dieſes Tempels, *Lycus*, nach dem *Vlpianus* aber, der ihn Λυκοκτονος (Lupicida) nennt, von der den Athenienſern bey einem Einbruche der Wölfe geleiſteten Hülfe.

(**) Sympoſ. L. 8, qu. 4.

ſchönerte daſſelbe. Hier war der Ort, wo *Ariſtoteles* die Philoſophie lehrte, und ſich mit ſeinen Schülern unterredete, ſo wie die Academia dem *Plato*, und die Stoa dem *Zeno*, zur Schule diente. *Ariſtoteles* hatte dabey die Gewohnheit, alle Tage bis auf die Stunde der Salbung (die Griechen pflegten ſich aber vor der Mahlzeit zu ſalben,) auf und nieder zu gehen. Deswegen iſt er und ſeine Anhänger Peripatetiker, περιπατητικοι, genannt worden, von περιπατεῖν, auf und nieder gehen. Doch ſind Andere der Meinung, daß dieſer Nahme dadurch veranlaſſet worden ſey, weil *Ariſtoteles* dem *Alexander* im Spazierengehen die Philoſophie gelehrt. Das in dieſem Gymnaſium befindliche Stadium hatte *Lycurgus* erbauet, und *Herodes Atticus*, einer der reichſten Bürger, die Athen jemahls gehabt hat, anſehnlich erweitert. Es war von penteliſchem Marmor mit ſo ausnehmender Pracht aufgeführt, daß *Pauſanias*, wenn er davon redet, ſeinen Leſern ſagt, daß ſie kaum glauben würden, was er ihnen davon ſagen würde; denn alle, die es geſehen, hätten daſſelbe für ein Wunder gehalten, und es ſey von ſo erſtaunlicher Größe, daß man es beynahe für ein Gebirge von weißem Marmor an dem Geſtade des Jliſſus halten möchte. *Wheeler* meint, daß von dem ſteinernen Gebäude nach der Seite des Fluſſes hinwärts noch jezt einige Ueberbleibſel vorhanden ſeyn, daß aber der übrige Theil nur ein von Erde aufgeführtes Stadium ſey; doch ſehe man noch die Geſtalt und Größe deſſelben, obgleich alle Stuffen weggenommen worden ſeyn. Das Stadium iſt ein langer Platz mit zwey parallelen Seiten, die ſich am öſtlichen Ende zirkelförmig ſchließen, am entgegengeſetzten Ende aber offen ſind. In der Länge hat dieſer Platz ungefähr 115 geometriſche Schritt, in der Breite aber 26 bis 27; jenes war aber die bey dem griechiſchen Stadium gewöhnliche Länge; ſ. auch oben, S. 470. Der macedoniſche

König

König *Philippus*, des *Demetrius* Sohn, verbrannte das Lyceum (*), und *Sulla* ließ die dabey befindlichen Bäume ausrotten. Wer aus dem Lyceum, oder irgend aus einem Gymnaſium, etwas entwendete, der mußte, nach Solon's Geſetzen, des Todes ſterben. *Cicero* hatte auf ſeinem Tusculanum ein Gymnaſium, welches er auch Lyceum nannte, und in der Villa tiburtina hatte der Kaiſer *Hadrianus* einen Ort gleichen Nahmens.

Von der Gemählde-Gallerie, den Statuen und andern Kunſtwerken in dem Lyceo zu Athen, ſ. *Barthélemy* Voyage du jeune Anacharſis. (à Par. 12.) Th. 2, S. 148.

Academia, Ἀκαδέμια, die vornehmſte dieſer Schulen, nobiliſſimum orbis terrarum Gymnaſium, nach *Cicero* (**), war ein Theil des Ceramicus (***), auſſer-

(*) *Liv.* L. 31, c. 24.

(**) Epiſt. fam. IV, 12.

(***) Den Nahmen Ceramicus führten zwey Plätze in dem alten Athen, welche entweder von dem *Ceramus*, des *Bacchus* und der *Ariadne* Sohne, oder wahrſcheinlicher ἀπο της τεχνης κεραμεικης, d. i. von der Töpfer-Kunſt, die *Coroebus* an einem dieſer beyden Oerter zuerſt erfunden hat, alſo genannt worden ſind. Einer dieſer Plätze war innerhalb der Stadt, und enthielt viele prächtige Gebäude, als: Tempel, Schaubühnen, Galerien ꝛc. Der andere war in der Vorſtadt, und diente zugleich zum Begräbniß-Platze großer und verdienſtvoller Männer. Auſſer vielen andern Gebäuden gehörte zu dieſem leztern auch die Akademie, darin *Plato* lehrte. Außerdem waren in dem Bezirke des Ceramicus, die Stoa oder Halle des Baſileos, wo die Areopagiten ihr Tribunal hatten; das Metroon, oder ein der Mutter der Götter, deren Bildſäule hier *Phidias* verfertigt hatte, geheiligter Platz; das Rathhaus der 500 Männer, worin eine Statue des Jupiter, des Rathgebers, war; der Tholus, der auch σκιας oder Prytaneum hieß, wo die Prytanen opferten und ſpeiſeten; ein Tempel des Mars; die Quelle Kallirrhoe, die den Nahmen der neunquelligen unter dem *Piſiſtatus* bekam, und nach dem *Pauſanias* die einzige Quelle zu Athen geweſen ſeyn ſoll, wo man ſich übrigens mit Zieh-Brunnen behalf; ferner ein Tempel der *Ceres* und *Proſerpina*, der Eleuſinion hieß; ein von *Agrippa* erbauetes Theater; das Leocorion, ein Tempel

zum

auſſerhalb der Stadt, von der ſie ungefähr 6 Stadia entfernt war. Ihren Nahmen hatte ſie vom *Academus*, einen alten Helden, der, als Helena vom Theſeus entführt und zu Aphedron verborgen gehalten wurde, ſie dem Caſtor und Pollux entdeckte; deswegen wurde er von ihnen bey ſeinem Leben ſehr hochgeſchätzt; und als die Lacedämonier in den folgenden Zeiten in Attika zu verſchiedenen Mahlen feindliche Einfälle thaten, und das ganze Land verwüſteten, ſo verſchonten ſie allemahl dieſen Ort. *Dicaearchus* ſchreibt aber, daß ſich bey dem Heer des Caſtor und Pollux zwey Arkadier befunden hätten, der eine *Echedemus*, der andere *Marathus*; von jenem ſey die nachher ſogenannte Akademie, und von dieſem die Stadt Marathon, genannt worden. So ſtellt Plutarch, in Theſeus Leben, die Sache vor. Die Akademie war mit ſchattigen Wäldern und einſamen Spaziergängen umgeben, wo man ungeſtört ſtudieren und ſeinen Betrachtungen nachhangen konnte. *Euripides* ſagt daher: „in den ſchattigen Gängen des vergötterten *Academus*"; und Horaz (L. 2, ep. 2, v. 5) ſagt:

Atque inter ſiluas Hecademi quaerere verum.

Anfänglich war dies ein wüſter, und wegen der daſelbſt befindlichen Sümpfe und Moräſte unbewohnter und ungeſunder Ort; Cimon ließ aber die Sümpfe austrocknen, dadurch ward der Ort ſo reizend und anmuthsvoll, daß er häufig, und zwar inſonderheit von

zum Andenken der Töchter des *Leos* erbauet, die er damahls für das Wohl des States aufopferte, als das Orakel, bey einer zu Athen heftig wütenden Peſt, den Zorn der Götter durch den Tod einer Jungfrau zu beſänftigen rieth. Auſſerdem fand man hier eine unglaubliche Menge von Statuen, die Götter, Helden, Dichter und Philoſophen vorſtellten. Dem *Meusſius* zu Folge wäre zu Athen noch ein dritter Ceramicus geweſen, der den liederlichen Weibs-Perſonen zum Aufenthalt gedient hätte.

von den Philoſophen, beſucht wurde. Hier hielt beſonders *Plato* ſeine Vorleſungen. Als er ſich durch die Ungeſundheit der Luft, die noch nicht ganz gereinigt war, eine Krankheit zugezogen hatte, und die Aerzte ihm deswegen den Rath gaben, daß er ſeine Schule nach dem Lyceum verlegen möchte, antwortete er: daß er die Akademie wähle, ſeinen Körper zu unterdrücken, weil er ſonſt bey zu vieler Geſundheit wollüſtig und ungeſchickt werden würde, ſich von den Vorſchriften der Vernunft regieren zu laſſen. Dieſe Akademie umgab *Hipparchus*, des *Piſiſtratus* Sohn, mit einer Mauer, und legte, zur Beſtreitung der dazu erforderlichen Koſten, dem Volke eine ſo ſchwere Taxe auf, daß hernach beſtändig ein jedes theure und koſtbare Unternehmen Ἱππαρχου τειχιον genannt wurde. Dieſer Ort enthielt viele merkwürdige Dinge, als: ſofern bey dem Eingange, eine ſchöne Statue der Diana, ferner ein Tempel des Bacchus, die Begräbniſſe des *Thraſybulus*, *Pericles*, *Chabrias*, *Thormio*, u. a.; die Altäre des Amors, Prometheus, der Muſen, der Minerva, des Herkules und des Merkurius (*). Ueber dem Eingange der eigentlichen Schule des *Plato* ſtand die Ueberſchrift: Ο'υδεις ἀγεωμέτρητος εἰσίτω, Niemand, der die Geometrie nicht verſtehe, komme hier herein! (**) Die Akademie erhielt ſich bey allen Kriegen der Griechen in ihrem Weſen, bis endlich der Tyrann, *L. Sylla*, als er Athen belagerte, die Bäume umhauen, und Sturm-Geräthe daraus verfertigen ließ (***), nach welcher Zeit ſie auch dermaßen nach und nach vollends vergiengen, daß man heut zu Tage kaum die eigentliche Gegend derſelben mehr zu zeigen weis. Wie indeſſen aber doch von ihr ehedem die ſo berühmten

(*) *Pauſan.* Attic. c. 29. 30.

(**) *Laërt.* L. 3, c. 5.

(***) *Plutarch.* in Sylla, c. 10.

ten Philoſophi Academici ihren Nahmen hatten, ſo heißen daher auch bis izt noch berühmte Schulen der höheren Studie, und anderer Künſte, als: der Mahler, der Bildhauer, der Inſchriften, der Münzen, u. ſ. f. Akademien.

Cynoſarges, Κυνοσαργης war ein auf der Mittags-Seite von Athen auſſerhalb den Ring-Mauern in der Vorſtadt, in der Nachbarſchaft eines Wäldchens, nicht weit vom Lyceum gelegener, etwas erhabener Ort, der ſeinen Nahmen von einem weißen oder geſchwinden Hunde hatte, κυων ἀργος der, als Diomus dem Herkules opferte, einen Theil des Opfers wegſchnappte. Auf dieſem Orte baute gedachter Athenienſer, der, wegen erwähnten Umſtandes, das Orakel befragt hatte, auf deſſen Befehl, dem Herkules einen Tempel, in dem man auch, wiewohl auf beſondern Altären, der Hebe, der Alcmena und dem Jalaus opferte. Nichts war in dem Cynoſarges merkwürdiger, als das Gymnaſium, in welchem Ausländer und diejenigen, die nur halb von athenienſiſchem Geblüte entſproſſen waren, d. i. von deren Aeltern nur ein Theil aus Athen gebürtig war, ihre Uebungen anſtellten, weil Herkules, dem es geweihet war, von nicht ganz gültiger Herkunft und keiner von den unſterblichen Göttern war, ſondern eine ſterbliche zur Mutter gehabt hatte. *Themiſtocles*, der nur vom Vater her ein Athenienſer war, beredete daher verſchiedene Jünglinge von edler Herkunft, ihn dahin zu begleiten, und ſich in dem Cynoſarges zu ſalben und zu üben. Hierdurch ſchien er auf eine anſtändige Art den Unterſchied aufzuheben, der zwiſchen den wirklichen Edlen, und Ausländern, und zwiſchen den ganzen und halben Athenienſern, ſich befand. Es war hier auch ein Gerichts-Hof, vor welchem die eine ungültige Herkunft betreffenden Fälle unterſucht, und

ſolche

ſolche Perſonen verhört wurden, die im Verdacht ſtanden, als hätten ſie ihre Nahmen fälſchlich in das Regiſter der ächten Athenienſer ſchreiben laſſen. In dieſem Gymnaſium ſtiftete *Antiſthenes* eine philoſophiſche Secte, deren Anhänger Cinyci, Cyniker, genannt wurden, und zwar, wie einige meinen, von dem Nahmen dieſes Ortes. Der macedoniſche König *Philippus*, des *Demetrius* Sohn, verbrannte auch dieſes Gymnaſium, und zerſtörte zugleich viele dabey befindliche Grabmähler berühmter Männer, unter andern auch das Grabmahl des *Iſocrates*. Das Ptolemaeum hatte den Nahmen von ſeinem Erbauer, und war mitten in Athen, nicht weit vom Tempel des Theſeus. In dieſem Gymnaſium ſtanden viele marmorne Merkure, auch eherne Statuen des *Ptolemaeus*, *Juba* und *Chryſippus*, vielleicht auch, wie *Meuſſius* vermuthet, die vom *Plinius*, L. 8, v. 37, genannte Statue des *Beroſus* mit einer übergoldeten Zunge.

In den Gymnaſien waren verſchiedene Perſonen angeſtellt, welche theils die Aufſicht über die Zöglinge und ihre Uebungen hatten, theils zu den verſchiedenen Dienſtleiſtungen, die bey ſo weitläuftigen Inſtituten nöthig waren, gebraucht wurden.

Die oberſte Aufſicht über das Ganze der Anſtalt hatte der Gymnaſiarch, Gymnaſiarcha, oder Gymnaſiarchus. Er dirigirte unter ſeiner Aufſicht alle gymnaſtiſche Uebungen, und wachte über die den Gymnaſien vorgeſchriebenen Geſetze, die hauptſächlich darin beſtanden, daß Reinigkeit der Sitten erhalten und kein Sclave hinein gelaſſen werden ſollte. Mit ſeiner Stelle war eine ſehr ausgedehnte Gewalt und Gerichtsbarkeit verbunden. Er mußte ſolches Amt eine Zeitlang, gemeiniglich ein Jahr, verſehen, wenn er von der Republik dazu erwählt wur-

de.

de(*). Weil es aber eine Ehre war, die noch dazu viel Geld koſtete, ſehnte man ſich eben nicht ſehr darnach, daher auch die Philoſophi, Rhetores, Grammatici und Medici davon befreyet waren (**). Die äuſſern Ehren = Zeichen des Gymnaſiarchen waren ein purpurfarbenes Gewand und ein Stab (***).

Der Xyſtarch, Xyſtarcha, war über die in den Xyſtis, oder bedeckten und gegen den ſchädlichen Einfluß der Luft geſchützten Gängen anzuſtellenden Uebungen, die vornehmlich im Ringen beſtanden, geſetzt (****). Er unterwies eben nicht Andere, befahl aber doch was geſchehen ſollte, und ſahe zu, was ein jeder Ringer machte, und theilte auch denen, die ſich wohl hielten, die Belohnung aus. Es war eine ſo gar geringe Stelle eben nicht, denn er trug ſeinen Purpur, und hatte dabey das Jus virgae (†); er behielt auch dieſes Amt zeitlebens, wenn er ſich wohl verdient machte (††), und es folgten ihm auch ſeine Söhne darin nach, wofern ſie ebenfalls *ἱερονῖκαι*, oder *περιοδονῖκοι*, waren, dergleichen er für ſich auch ſeyn mußte; indeſſen ſtand er doch bey den Griechen allein dem Xyſtus vor, dem ganzen Gymnaſium aber der Gymnaſiarcha; in Italien hingegen war Xyſtarcha eben ſo viel, als in Griechenland der Gymnaſiarcha (†††).

Der

(*) *Ariſtot.* Polit. L. 6, c. 8.

(**) *Modeſtin.* l. ſi duas 6. alias l. ſed et reprobati §. cum ſimiliter ff. de excuſ. tutel. *Panciroll.* de Magiſtrat. municip. c. 22. *Grapold.* de part. dom. L. 2, c. 2, ap. *Pitiſc.* h. t.

(***) *Heſych.* in Γυμνασιάρχης *Cic.* Verr. IV. c. 42.

(****) *Tertull.* ad Martyr. c. 3.

(†) *Ammian.* L. 21, c. 1.

(††) Inſcript. vet. ap. *Pitiſc.* in Xyſtarcha.

(†††) *van Dale* ap. *Pitiſc.* l. c.

Der Gymnaſt, Gymnaſta, unterrichtete die Jugend in gymnaſtiſchen Uebungen nach den Regeln der Kunſt, und mit Prüfung der größern oder geringern Geſchicklichkeit und Anlage eines jeden Lehrlinges zu dieſen oder jenen Uebungen. Er unterſuchte auch, welche Uebungen dem Alter eines jeden angemeſſen waren; denn bey denen, die noch nicht die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatten, wurden leichtere Uebungen, γυμνασια κουφοτερα, gebraucht.

Der Paedotriba, Παιδοτριβης, Παιδοτριψ, beſchäftigte ſich ebenfalls mit Unterweiſung der Jugend in Leibes-Uebungen, ſo daß er mehr den praktiſchen als theoretiſchen Theil der Gymnaſtik trieb; wenigſtens ſcheint er dieſes ſein Amt unter Aufſicht und mit Beyhülfe des Gymnaſten gethan zu haben. Er zeigte den Epheben z. B. die Kunſtgriffe beym Ringen, u. ſ. w. Bey den Spartanern ſollen keine Pädotriben geweſen ſeyn, weil ſie nur durch Stärke, nicht durch Kunſtgriffe, überwinden wollten.

Auſſer dieſen Vorgeſetzten und Lehrern gab es noch manche Unter-Lehrer, die an dem Unterrichte in den Uebungen Theil nahmen, und einige Bediente, denen dabey verſchiedene Geſchäfte angewieſen waren. So waren z. B. die Sophroniſten zur Aufſicht über die Erhaltung der guten Sitten geſetzt. Die Alipten, Aliptae, Aliptes, Fricatores, Reunctores, waren dazu beſtellt, die Kämpfer mit Oehl zu beſchmieren und den Körper zu reiben, welches man mit Recht, zur Stärkung der Muskeln, für ſehr zuträglich hielt. Den Alipten eignet man auch das Amt des Arztes zu, welches *Mercurialis* den Gymnaſten beylegt; ſie hießen daher auch Ἰατραλειπται, Jatraliptae. Vielleicht waren die Alipten die Wundärzte, bey Verrenkungen ꝛc.; die Gymnaſten aber beſtimmten die Uebungen, welche die Jünglinge in Rückſicht auf ihre

kör-

körperliche Conſtitution vornehmen ſollten; beyde können übrigens ſelbſt unterrichtet haben. Die Mediaſtini, und andere geringere Bediente, waren zu den niedrigen Dienſten beſtimmt, als: die Gebäude und Spaziergänge reinlich zu halten, u. ſ. w.

Ich endige hier die Bemerkungen über die Gymnaſien, und die Perſonen, welche darin angeſtellt waren, und komme nun zu den Leibes-Uebungen ſelbſt, welche theils in dieſen Gymnaſien als eigentliche Gegenſtände des Unterrichtes getrieben, theils auſſerdem willkürlich angeſtellet wurden, um den Körper zu bilden, zu ſtärken, und ſich zu beluſtigen. Recht genau beſtimmt findet man es indeſſen nicht, welche Uebungen bloß in den Gymnaſien angeſtellt, und welche davon ausgeſchloſſen wurden, ſo wie man auch darüber nicht befriedigende Auskunft findet, ob die eigentlichen Athleten (in engerer Bedeutung des Wortes) d. h. diejenigen Perſonen, welche ſich bloß den Kampf-Uebungen widmeten, um ſich damit öffentlich ſehen zu laſſen, ob dieſe in den Gymnaſien, welche zum Unterricht der Jugend beſtimmt waren, ſich zugleich mit übten, oder ob für ſie eigene Anſtalten vorhanden waren (*).

Von der ehemahls in Griechenland und Rom ſo ſehr geachteten Gymnaſtik, oder Kunſt der Leibes-Uebungen, finden ſich ſchon zur Zeit des trojaniſchen Krieges Spuren, und Homer beſchreibt uns, im 23 B. der Iliade, die Spiele, womit man das Leichen-Begängniß des *Patrocles* gefeyert hatte. Aus dieſer Beſchreibung, die das älteſte Denkmahl iſt, das wir von den griechiſchen Leibes-Uebungen haben, erhellet, daß dieſes Volk ſich ſchon zu der Zeit mit dem Wagen-Rennen, Klopffechten, Ringen, Wettlaufen

 zu

(*) Jenes iſt Rambach's Meinung; ſ. Potter's Archäologie, Th. 3, S. 581. Dieſes nimmt *Barthelemy*, Voyage du jeune Anach. Th. 2, S. 138, an.

zu Fuße, Gefechte auf Leib und Leben, und mit geſchliffenem Stahl, Scheibenwerfen, Bogenſchießen und Wurfſpieße zu werfen geübt habe. Es zeigt ſich ſo gar aus der Beſchreibung, welche dieſer Dichter von einer jeden dieſer Leibes-Uebungen macht, daß ſchon zu dieſer Zeit der Gymnaſtik zu dem Nahmen einer Kunſt wenig gefehlt habe. Dieſe Beſchreibung ſelbſt, wird im Art. **Leiche** vorkommen.

Dieſe Gymnaſtik kann füglich in drey Arten abgetheilt werden: in die kriegeriſche, mediciniſche und athletiſche. Die erſte härtete den Körper zum Krieg ab, und machte ihn zu kriegeriſchen Bewegungen und Fertigkeiten geſchickt; die zweyte zeigte, wie man durch mancherley Arten von Bewegung und körperlichen Uebungen die Geſundheit ſowohl erhalten, als wieder herſtellen ſollte; und die dritte diente endlich, die Athleten zu den berühmten heiligen und feyerlichen Spielen Griechenlandes zu bilden, deren Stelle in der Folge bey den Römern gewiſſer Maßen die Fechter, Gladiatores, haben erſetzen müſſen. Wenn alſo *Galenus* behauptet, die Gymnaſtik ſey zu Homer's Zeiten noch unbekannt geweſen, und erſt um Plato'ns Zeiten üblich geworden, ſo redet er ohne Zweifel hier als Arzt, von der mediciniſchen Gymnaſtik. Dieſe entſtand allerdings ſpäter, als die kriegeriſche, d. i. erſt damahls, als in den mehr verfeinerten Zeiten die Krankheiten die Menſchen nöthigten, ihre Zuflucht zu den Aerzten zu nehmen. Dieſe waren aber überzeugt, daß nichts ſo viel zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Geſundheit beytrage, als eine Bewegung, die der verſchiedenen Leibes-Beſchaffenheit, dem Alter und Geſchlechte, gemäß ſey. Und da ſie übrigens die Neigung des Menſchen zu dieſer Art von mediciniſcher Hülfe kannten, ſo nahmen ſie keinen Anſtand, ſich alles deſſen zu bedienen, was ihnen die Gymnaſtik vortheil-

theilhaftes an die Hand geben konnte, um zu dieſem Zweck zu gelangen, wovon *Plinius* in Anſehung der etwas ſpätern Zeiten in der Perſon des berühmten Arztes *Aſclepiades* ein merkwürdiges Beyſpiel anführt, wo er ſich des bedeutenden Ausdruckes ratione blandiſſima bedient. Nach dem *Plato* hat der Arzt *Herodicus* zuerſt, und kurz vor den Zeiten des *Hippocrates*, die Leibes-Uebungen mit zur Heil-Kunde gezogen. Die Aerzte, die nach ihm kamen, und aus der Erfahrung überzeugt waren, wie nützlich dieſe Vereinigung wäre, bemüheten ſich, dieſe Kunſt immer höher zu treiben. *Hippocrates* hat uns in ſeinem Buche von der Diät, die Proben davon gelaſſen, indem er von den Leibes-Uebungen überhaupt redet, und in Abſicht auf die Geſundheit, die Wirkungen des Spazierengehens, die verſchiedenen Arten des Wettlaufens, zu Fuße oder zu Pferde, das Springen, das Ringen, das Spiel mit dem aufgehängten Balle, Corycus genannt, der Chironomie, oder der durch viele Bewegungen der Arme und der Hände begleiteten Tanz-Kunſt, des Salbens, des Reibens, des Herumwälzens im Sande ꝛc. ausführlich beſchreibt.

Faſt in keinem State wurde die kriegeriſche Gymnaſtik mit größerm Eifer getrieben, als in Lacedämon, wo Knaben und Jünglinge ſorgfältig von ihren Aeltern abgeſondert, erzogen wurden, weil man ſie als ein Eigenthum des States, und nicht der Aeltern, betrachtete. Sie hatten ihre eigenen Aufſeher, die Παιδονόμοι, Paedonomie, hießen, und welches Männer von Verdienſt und mit obrigkeitlichem Anſehen begabt waren. Nach ihren Befehlen mußte jeder Unter-Aufſeher, Βουαγωϱ, die ihm anvertraueten Jünglinge anführen, und in den Leibes-Uebungen abrichten, Zu dieſen Uebungen war jeder Jüngling, ohne Rückſicht auf ſeine Herkunft und auf ſein Vermögen, um

ſo mehr verbunden, je weniger zu Lacedämon Vermö-
gen und Geburt einen Vorzug gaben. Und ſo be-
ſchäftigten ſich in Griechenland überhaupt die meiſten
Jünglinge in den Gymnaſien mit Leibes-Uebungen,
wenn ſie ſich gleich denſelben nicht ganz, wie die Ath-
leten, widmeten, ſondern ſie nur in der Abſicht trieben,
um ihren Körper durch oft wiederhohlte Bewegung
munterer und geſunder, durch Anſtrengung der Kräfte
ſtärker, und durch Erduldung mancher Beſchwerden,
zu den Arbeiten des Krieges geſchickter zu machen.
Die griechiſche Geſchichte iſt voll von Beyſpielen gro-
ßer Helden und Weiſen, wohin z. B. *Epaminondas*
und ſelbſt *Alexander* gehören, die, nachdem ſie einen
Theil ihrer Jugend mit körperlichen Uebungen zuge-
bracht hatten, ſich höhern Beſchäftigungen widmeten,
und dem State mit glänzendem Ruhme dienten.
Viele unter ihnen erreichten ein ſehr hohes Alter; und
es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Gymnaſtik vieles
dazu beygetragen hat.

Die körperlichen Uebungen, womit dieſe krieger-
iſche, zum Theil mediciniſche und athletiſche Gymna-
ſtik ſich beſchäftigte, waren, auſſer den Uebungen, die
eine äuſſerliche Beyhülfe erforderten, die Orcheſtik
und Paläſtrik. Die ganze Erziehung des griechiſchen
Stats-Bürgers beruhete nähmlich auf zwey Haupt-
Stücken: auf Muſik und Gymnaſtik (*). *Plato* zer-
gliedert beyde, und giebt der Gymnaſtik zwey Haupt-
Theile, nähmlich: 1. Ορχησιν, Tanz-Gymnaſtik,
und 2. παλην, Kampf-Gymnaſtik. Die Tanz-
Gymnaſtik zerfällt bey ihm in zwey Haupt-Theile,
nähmlich in die Nachahmung des Anſtändigen,
σπȣ-

(*) Τα δε μαθηματα πȣ διττα χρησασθαι συμβαινοι αν τα
μεν ὁσα περι το σωμα, Γυμναστικης τα δε ευψυχιας χα-
ριν, Μȣσικης. *Plato* de Leg. VII.

σπȣδαιȣ, und des Unanſtändigen, φαυλȣ. Die anſtändige faßte in ſich: die kriegeriſche oder pyrrhichiſche, die friedliche, und ein Mittelding, nähmlich die bachanaliſche Tänze (πολεμικην oder die πυῤῥιχην, ειρηνικην, und αμφιςβητȣμένην). Die erſte war Nachahmung der griechiſchen Taktik; die friedliche fand Statt bey allerley angenehmen Vorfällen als Ausdruck der Freude, des Vergnügens und des Dankes. Beyde begriffen wieder mehrere Arten des Tanzes unter ſich, und waren mit Muſik begleitet. Man ſieht, daß dieſe Abtheilung bloß in moraliſcher Rückſicht gemacht iſt. Nach andern alten Schriftſtellern, als: *Mercurialis* ꝛc. gab es drey Haupt-Arten der Tanz-Gymnaſtik: 1. Die Kubiſtik, κυβιςημα, die Kunſt, Burzelbäume zu machen, und allerley künſtliche Wendungen und Stellungen des Körpers zu nehmen; 2. die Sphäriſtik, Σφαιρισις, welche alle Arten des Ball-Spieles in ſich faßte, und in den Gymnaſien ſpäterhin ihren beſondern Platz, Σφαιριςηριον, ſo wie ihren beſondern Lehrer, Σφαιριςικον, hatte; 3. die eigentliche Orcheſtik, oder die theatraliſche Saltation. — Zur Kampf-Gymnaſtik, oder Paläſtrik, d. i. zu den eigentlichen gymnaſtiſchen Uebungen, rechnete man änfänglich nur fünf, die daher den Nahmen Fünfkampf, πενταθλον, Pentathlum, Quinquertium, führten; nähmlich: das Springen, Rennen, den Diſcus, den Wurfſpieß, und das Ringen; Ἅλμα, ποδωκειην, διςκον, ἀκοντα, πάλην; ſo bezeichnet ſie *Simonides* in einem Epigramm. Späterhin kamen der Fauſtkampf und wahrſcheinlich mehrere andere Uebungen dazu, aber der Nahme Fünfkampf blieb. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß man jene fünf Uebungen nicht immer allein, ſondern bisweilen auch andere an ihrer Stelle darunter verſtand.

Vor den Leibes=Uebungen in den Gymnaſien, giengen verſchiedene Vorbereitungen vorher, als: Baden, Salben, Reiben und Sandbeſtreuen. — Das Baden wurde ſowohl vor, als nach den Uebungen, vorgenommen. In den älteſten Zeiten badeten die Griechen ſelten, in der Folge aber ward es ſehr gewöhnlich. Die Einrichtungen dazu in den Gymnaſien, ſind oben angezeigt worden.

Die Nacktheit der Athleten war eine von den Urſachen, um deren willen ſie ſich ſalbten, rieben und badeten. Das Salben geſchah inſonderheit bey den Ringern und Pankratiaſten, um die Glieder geſchmeidiger zu machen, und den Ton der Nerven zu ſtärken, wie *Lucianus*, de Gymnaſiis, c. 24, bemerkt; wie auch um den Körper zu reinigen, beſonders aber ihm eine Glätte zu geben, damit die Hände der ſie umfaſſenden Ringer deſto eher abgleiten möchten. Denn es gereichte eben ſo wohl zum Ruhm der Athleten, als zum Vergnügen der Zuſchauer, wenn die Kämpfer ſich bald umfaßten, mit gleichſam verſchlungenen Händen und Füßen ſich fortdrängten, niederwarfen, auf der Erde wälzten, dann wieder durch künſtliche Wendungen ſich loswickelten, aufſprangen, und ſo entſchlüpften, wie ein glatter Aal der Hand entſchlüpft. Eben in dieſer Abſicht wurde der nackte Körper der Athleten bald mit Oehl, bald mit einer Art von Salbe, die aus Oehl, Wachs und Staub beſtand, beſtrichen. Dieſe Salbe hieß Κηρωμα, Ceroma, welchen Nahmen auch das Zimmer ſelbſt, darin dieſes Beſtreichen geſchah, und welches ſonſt Ἀλειπτήριον, Alipterium, oder Ἐλαιοθέσιον, Elaeotheſium, hieß, führte, wie *Plinius*, L. 35, c. 2. bemerkt. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Salbe, wenn ſie nach geendigter Uebung mit dem Schweiße des Körpers vermiſcht, als ein unreiner Schmutz wieder abgerieben wurde,

wurde, nach *Plinius*, L. 28, c. 4. und *Valer. Max.* L. 9, c. 14, n. 1. unter dem Nahmen Strigmenta, ſorgfältig geſammelt und theuer verkauft wurde, weil man glaubte, daß ſie einen mediciniſchen Nutzen habe, Entzündungen zu hemmen, verhärtete Drüſen zu erweichen, Glieder-Schmerzen zu lindern, u. d. m. Die Athleten ſalbten ſich entweder einander ſelbſt, oder es wurden, wie ich bereits oben erwähnt habe, eigene Leute dazu gebraucht, die von dieſem Geſchäfte Ἀλείπται, Aliptae, auch Ἰατραλείπται, Jatraliptae genannt wurden. Mit dem Salben des Körpers war zugleich das Reiben oder Frottiren, Τρίψις, Fricatio, verbunden, welches ebenfalls oft von den Alipten verrichtet wurde. Die Athleten, wenn ſie frottirt wurden, pflegten den Athem an ſich zu halten, alle ihre Muskeln anzuſtrengen, und ſich gleichſam der Hand deſſen, der ſie rieb, zu widerſetzen, damit das über den Leib geſtrichene Oehl deſto mehr eingerieben werden, und deſto mehr Wirkung thun möchte, wie *Plutarchus*, de tuenda ſanitate, meldet. Nach geendigten Uebungen wurden die Athleten ebenfalls frottirt, um die durch heftige Anſtrengung der Kräfte ermatteten Glieder wieder zu ſtärken, oder doch die Erſchöpfung unſchädlicher zu machen. Daher wurde dieſe nach vollendeten Uebungen vorgenommene Friction ἀποθεραπεία, Apotherapia, genannt, ſo wie die erſtere, welche vor den Uebungen vorhergieng, παρασκευαστικὴ Τρίψις hieß. Aus gleichen Urſachen badeten die Athleten nach geendigten Uebungen, und reinigten dabey mit einem etwas gekrümmten Werkzeuge von Eiſen, Meſſing oder Silber (Strigilis) ihren Körper vom Schweiß, Oehl, Sand und Staub, womit er bedeckt war. Denn auch mit Sand und Staub pflegten die Athleten, wenn ſie mit Oehl geſalbt waren, ſich zu bedecken,

oder bedecken zu laſſen, indem ſie ſich in einer dazu beſtimmten Abtheilung der Gymnaſien, welche Κονιςήριον oder Κονίςρα, Coniſterium oder Coniſtra, (L. Pulverarium, die Staub-Kammer,) hieß, entweder ſelbſt im Staube wälzten, oder von Andern damit beſtreuen ließen. Man bediente ſich zu dieſem Behuf gern des feinen Nil-Sandes, der beſonders dazu aus Aegypten herüber gebracht wurde (*). Dieſer dem erſten Anſehen nach lächerliche Gebrauch, diente erſtlich dazu, daß die Ringer ſich deſto feſter halten, und, wenn ſie ſich umfaßt hatten, deſto weniger entſchlüpfen konnten. Hiernächſt hatte es die Wirkung, daß der während dem Kampfe erpreßte Schweiß nicht zu ſtark hervor drang, daß alſo die Kräfte nicht ſo bald erſchöpft wurden, daß die Luft und der Wind nicht ſo leicht in die eröffneten Schweißlöcher eindringen und der Geſundheit ſchaden konnte; und endlich, daß nach geendigten Uebungen die Haut deſto beſſer gereinigt, und der ganze Körper ſauber gehalten wurde, wie dies alles *Lucianus*, de gymnaſiis, c. 29, ausführlich meldet. Die zuerſt angeführte Urſache iſt vermuthlich die vornehmſte geweſen, ſo, daß die griechiſche Benennung des von den Athleten gebrauchten Staubes, ἁφη, Haphe, von dem Worte ἁπτομαι, ich berühre, ergreife, hergeleitet worden zu ſeyn ſcheint. Dieſen griechiſchen Ausdruck haben die Lateiner auch in ihre Sprache aufgenommen, wie wir aus *Seneca*, ep. 57. *Martialis*, epigr. VII, 66, und *Ouid.* Metam. L. 9, v. 35, erſehen, wo es beſonders auch aus gewiſſen Ausdrücken ſcheint, daß der beſagte Staub gelb geweſen iſt. Dieſes Beſtreuen mit Staub gehörte ſo weſentlich zu den Vorbereitungen zum Kampf, daß man von Ringern und Pankratiſten, die ohne Mühe

(*) *Sueton.* Neron. c. 44. *Plin.* Hiſt. nat. L. 34, c. 13.

Mühe geſiegt hatten, zu ſagen pflegte: ſie hätten ἀκονιτι, ohne Staub, geſiegt. So ſiegte *Dioxippus* bey den olympiſchen Spielen, und ſo manche andere Athleten, die ſich durch ihre Stärke und Geſchwindigkeit in ſolches Anſehen geſetzt hatten, daß ſich niemand mehr mit ihnen in einen Kampf einlaſſen wollte.

Das Ringen, Πάλη, Lucta, wahrſcheinlich die älteſte Uebung, und diejenige, wozu die meiſten Vorbereitungen gemacht wurden. Von ihr hat der eine ganze Haupt-Theil der Gymnaſtik den Nahmen Paläſtrik erhalten; und ſelbſt die Wörter Gymnaſtik und Gymnaſium, von γυμνος, nacket, (ſ. oben, S. 484), ſind vom Ringen entſtanden, weil beſonders dieſes nacket verrichtet wurde. Man hatte bey dem Ringen, ſo wie bey mehreren Arten der gymnaſtiſchen Uebungen, eine dreyfache Abſicht: man übte ſich nähmlich als Athlet, oder als Krieger, oder man ſuchte dadurch ſeinen Körper zu ſtärken, ihn geſchickt und derb zu machen, und ſeine Geſundheit zu erhalten. Anders rangen daher Athleten und Krieger, anders ruhige Bürger, Jünglinge und Knaben; bey Jenen wurde die Sache bis zum hohen Grade übertrieben, nicht ſelten ſahe man gebrochene oder verrenkte Glieder, verdrehete Hälſe, ja entſeelte Leiber in den Paläſtern, als Erfolge athletiſcher Uebertreibungen; bey Dieſen blieb man in den Schranken, welche der gemeine Menſchen-Verſtand feſtſetzte, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß man ſie oft aus Nachahmungs-Sucht überſchritt. Das athletiſche Ringen, zu deſſen Behuf man ſeinen Körper ordentlich auf die Maſt that, um durch eine dicke Fleiſch-Decke Schläge und Stöße deſto beſſer abhalten zu können, ward im Ganzen doch bey weitem nicht jedermanns Sache, obgleich die ganze Nation dem ſiegenden Athleten Beyfall klatſchte, und ſeine Vaterſtadt die Mauer durchbrach, um ihn im Triumph

umph hinein zu führen. Dieſe nationellen Züge gehörten mit Recht in den Charakter eines Volkes, welches alles auf Mannheit, nichts auf weibiſche Verzärtelung, ſetzte. Wenn daher weiſere Männer auf der einen Seite die athletiſchen Kampf-Arten verächtlich machten, ſo empfehlen ſie auf der andern das gemäßigte Ringen, als ein Mittel, welches die Glieder und Muskeln ſtärke, und die thieriſche Wärme vermehre.

Das Ringen erforderte bey den Alten jedes Mahl Vorbereitung, welche bey den übrigen Uebungen nicht Statt fand. Dieſe Vorbereitung beſtand im Salben mit Oehl, nnd im Beſtreuen mit Sande, wovon ich bereits oben geredet habe. Nach dieſer Vorbereitung begann die Uebung ſelbſt. So rang Herkules mit Achelaus (*). Das Ringen der Alten war dreyerley:

1. Die ſimpelſte hieß *ακροχειρισμος*, *ακροχειριη* und *ἀκροχειριξις*, und war die, wo man ſich bloß der Hände bediente, und wo es bloß darauf ankam, den Widerſtand der Hand-Gelenke ſeines Gegners zu überwinden (**). Es geſchah dieſes ſo heftig, daß der eine Theil ſich überwunden bekannte. Es faßten ſich nähmlich beyde Gegner nur an den Händen an, und ſuchten ſich ſo unterzubringen, oder einer den andern in die Lage zu ſetzen, daß er nicht mehr Widerſtand thun konnte. Obgleich dieſe Art des Ringens, wegen der geringen Gefahr, nur wenig Ehre geben konnte, ſo nennt man doch einen gewiſſen *Soſtratus*, der ſo ſtolz darauf war, 12 Sieges-Kränze im Acrochirismus davon getragen zu haben, daß er ſich

(*) Brachiaque oppoſui, tenuique a corpore varas
In ſtatione manus, et pugnae membra paraui.
Ouid. Metam. IX. 32.

(**) *Hippocr*. de diaeta II. Sect. 42, n. 17. III. 23, n. 8.
Et digitos digitis et frontem fronte premebam.
Ovid. Metam. IX. 45.

ſich zu Olympia eine Statue errichten ließ, die noch zu den Zeiten des *Pauſanias* zu ſehen war.

2. Das Anpacken der Arme und des Leibes, um einander zu Boden zu werfen. So kämpften *Vlyſſes* und *Aiax:*

Αγκαι δ' αλληλων λαβετην χερσι ςιβαρησιν.
Complexuque ſe inuicem corripuerunt manibus acutis.
Hom. Ιλ. XXXIII. 711.

Hercules und *Aeneas:*

Conſeruere manus, et multo brachia nexu.
Lucan. IV. 617.

Dergleichen Ineinanderſchlingungen hießen συμπλοκαι, und ſolche ſtehende oder liegende Ringer Symplegma (*).

3. Das Niederwerfen auf die Erde, da man dem Gegner das Bein unterſchlug.

Ουτ' Οδυσευς δυνατο σφηλαι, ουδει τε πελασσαι,
Ουτ' Αιας δυνατο, κρατερη δ' εχεν ις Οδυσηος. —
Δευτερος αυτ' ανασειρε πολυτλας διος Οδυσευς,
Κινησεν δ' αρα τυτθον απο χθονος, ουδε τ' αειρε.
Εν δε γονυ γναμψεν επι δε χθονι καππεσον αμφω
Πλησιοι ἀλληλοισι (**).

Neque

(*) Praxitelis filius Cephiſſodorus rei et artis heres fuit. Cuius laudatum eſt Pergami ſymplegma, ſignum nobile, digitis corpori verius, quam marmori, impreſſus. — Pana et Olympium luctantes, eodem loco Heliodorus, quod eſt alterum in terris ſymplegma nobile. *Plin.* L. 36, c. 5.

(**) Και νυ κε το τριτον αυτις αναιξαν' επαλαιον,
Ει μη Αχιλλευς αυτος ανιςατο, και κατερυκε.

Ex certe iam tertio rurſus ſurgentes luctati fuiſſent,
Niſi Achilles ipſe ſurrexiſſet, et cohibuiſſet.
Homer. Ιλ. l. c. v. 733.

Neque Vlyſſes poterat ſupplantare, ſoloque affigere,
Neque Aiax poterat; valida enim prohibebat vis Vlyſſis. —
Secundus viciſſim tollebat laborioſus nobilis Vlyſſes,
Mouit autem paullulum a terra, neque leuauit;
Genu vero implicuit: et in terram ceciderunt ambo.

Ιλ. XXIII. 719. 729.

Um ſich in den olympiſchen Spielen den Sieges-Kranz zu erringen, mußte man drey Mahl nach einander kämpfen, und ſeinen Gegner wenigſtens zwey Mahl zu Boden werfen. Dieſes nannten die Griechen Τριαζειν (*).

Dieſe drey Gattungen des Ringens hießen Ορθοπαλη, Colluctatio, oder das Ringen ſtehenden Fußes (**). Eine andere Art war der Wälz-Kampf, und geſchah am Boden; ſie hieß Ανακλινοπαλη, Volutatio; man that hier alles, was bey dem aufrechten Ringen gewöhnlich war, in ſofern ihm das Liegen nicht widerſprach. Man warf ſich dazu freywillig

(*) Daher das artige Sinngedicht des Lucill:

Εις ἱερον ποτ' αγωνα Μιλων μονος ηλθ' ὁ παλαιστης,
Τον δ' ευθυς στεφανουν αθλοθετης εκαλει.
Προσβαινων δ' ωλισθεν επ' ισχιον. Ὁι δ' εβοησαν
Τουτον μη στεφανουν, ει μονος ων επεσεν.
Αντας ἐ εν μεσσοισιν ανεκραγεν. Ουχι τρι' εστιν;
Ἑν κειμαι, λοιπον τ' αλλα με τις βαλετω.

In ſacrum certamen Milo ſolus venit pugil,
Hunc vero ſtatim vt coronaret agonum curator, vocabat.
Progreſſus vero lubricans cecidit in nates. Spectatores vero clauarunt,
Ne illum coronaret, quia ſolus exſiſtens cecidiſſet.
Reſurgens vero in medio clamauit: Nonne tria ſteterunt?
Vno tantum pede iaceo. Ceterum in reliquis me quis deiiciat.

Anthol. L. 2, c. 1, ep. 11.

(**) *Fabri* Agoniſt. L. 1, c. 10. 11.

willig nieder, und kugelte ſich mit einander herum, bis einer den andern unter ſich feſt hielt; wer zuerſt entkräftet wurde, verlor den Sieg, und gab es durch Worte oder durch Ausſtreckung eines Fingers zu erkennen (*).

Rom beſitzt unter ſeinen griechiſchen Alterthümern, eine herrliche Gruppe von Marmor, welche zwey Ringer vorſtellt, von denen der Unterliegende ſeine Kräfte noch anſtrengt, um einen Reſt von Sieg ſtreitig zu machen. Man bewundert dieſes Denkmahl aus den Zeiten des *Pericles* noch, wenn man auch erſt im Homer, den Kampf des Ulyſſes und Ajax, und im Ovid den Kampf des Hercules und des Achelous, geleſen hat.

In des P. *Montfaucon* Cabinet, befinden ſich zwey Kämpfer von Alabaſter, deren einer, ob er gleich ſchon an der Erde, auf dem Rücken liegt, ſich noch zu wehren ſucht, und dem andern den Fuß wider die Naſe ſtößt, davon der Abdruck, Fig. 4194 [a]) zu ſehen iſt. Unter den andern beyden, Fig. 4194 [b]), welche von einem römiſchen Marmor abgeſchildert ſind, ſucht der eine, der bereits von dem andern niedergeworfen iſt, ſich wieder aufzurichten, und den andern unter ſich zu bringen.

Plato giebt den Trojaner Antheus, der mit dem Aeneas nach Italien gieng, als den Erfinder der Ringe-Kunſt an. Man kann wohl eigentlich nicht ſagen, daß das Ringen erfunden ſey. Es iſt die erſte und einfachſte Art, einen Feind anzugreifen und zu überwinden. Es ſetzt keine Waffen voraus, der bloße Menſch kämpft gegen den bloßen Menſchen. Als den erſten Stifter der Ringe-Schulen (Paläſtren) giebt man den Theſeus an.

Von

(*) Non amo, qui vincit, ſed qui ſuccumbere novit,
Et didicit melius την ανακλινοπαλην.

Martial, XIV. ep. 201.

Von der Zeit an wurde es kunſtmäßig getrieben, und wie es oft zu geſchehen pflegt, möchten wohl die Lehrer dieſer Kunſt auch in ihrer Art manche Pedanterey getrieben haben. Luctandi magiſtri, ſchreibt *Mercurialis* (*), tempore Galeni varias ac multiformes membrorum diſtorſiones circumnexionesque inuenerant. Die hinzugefügten Abbildungen von Kämpfern, die ſich auf der Erde wälzen, welche auch *Potter* zum 1 Th. ſeiner Archaeologie aufgenommen hat, ſind ſo ſeltſam, daß man Mühe hat, die Gliedmaßen, die dem einen oder dem andern Kämpfer zugehören, zuſammen zu finden. Solche Lagen des Körpers ſcheinen faſt dem Baue des Menſchen zu widerſprechen. Sie ſind vielleicht von alten ſyrakuſaniſchen Münzen entlehnt, oder ſtellen vielleicht das oben erwähnte Symplegma vor, welches in der Galerie zu Florenz befindlich iſt, und von Winkelmann ſehr gelobt wird.

Nach der Bemerkung des *Galenus*, war das oben erwähnte Reiben und Salben für die Ringer ſo nothwendig, daß, wenn ſie es ihnen unterließen, ihnen bey dieſer gewaltſamen Uebung die Glieder zerbrochen oder ausgerenkt wurden. Dergleichen eräugnete ſich ohnehin nicht ſelten, wenn ſie ſich auch mit aller Vorſicht vorbereitet hatten. Die Alipten, oder wer nun die chirurgiſchen Geſchäfte zu beſorgen hatte, waren aber ſehr geſchickt, dieſe Schäden auf eine beſondere Art zu heilen (**).

Es kann ſeyn, daß die ἀνακλινοπάλη, wegen der ſonderbaren Verdrehung der Glieder und des Herumwälzens an der Erde, für die Epheben weniger anſtändig gehalten worden, als die ὀρθοπάλη, und jene mehr für die eigentlichen Athleten geweſen iſt. *Epaminondas* übte ſich wenigſtens nicht in dem Wälz=Kampfe, ſondern ſo, *quoad ſtans* complecti poſſet atque contendere (***).

In Sparta auf der Inſel Chio, und an einigen andern Orten, kämpften die Mädchen eben ſo wohl, als die Jünglinge, nacket; auch badeten ſich beyde Geſchlechter gemeinſchaftlich.

Mit

(*) De arte gymnaſt. L. 2, c. 8.

(**) Luctantibus interdum oſſa quaedam frangebantur et luxabantur, quae *palaeſtrico quodam pacto ab aliis diuerſo* remittere conſueuerunt.

(***) *Cornel*, Epam. c. 2.

Mit dem Ringen vereinigten die Athleten ſpäterhin, den barbariſchen Fauſt-Kampf, Πυγμικὴ, Pugilatus, eine Uebung, die ſchon vor den Zeiten Troja's üblich war. Hieraus entſtand die doppelte Kampf-Art, welche man Παγκράτιον nannte, die von Athleten bis zum hohen Grade getrieben, aber in den Gymnaſien wohl ſchwerlich als ein Theil der mediciniſchen Gymnaſtik angeſehen wurde und werden konnte. Kein alter Arzt empfiehlt den Fauſt-Kampf in mediciniſcher Rückſicht. Die Fauſt-Kämpfer legten gleichfalls alles darauf an, ihren Körper recht fleiſchig zu machen, um die Schläge des Gegners deſto leichter ertragen zu können. Die geballte Fauſt war anfangs unbewaffnet; alle Bewegungen beſtanden bloß in Zuſchlagen und auspariren, und der Kampf war zu Ende, ſobald einer der beyden Athleten, durch Blut-Verluſt geſchwächt, oder durch Schmerz überwältigt, ſeinen Gegner um Gnade bat. Ob nun gleich der ſimple Fauſt-Kampf oft blutig genug, und zuweilen gar mörderiſch war, ſo kam man doch in der Folge, der Natur-Kämpfe überdrüſſig, auf den Gedanken, ihn noch fürchterlicher zu machen, indem die Athleten die Hand und den Arm mit ledernen Riemen umwickelten, welche bald parallel, bald ins Kreuz übereinander gewunden, und an mehrerern Stellen mit eiſernen oder bleyernen Knöpfen beſetzt waren, um ihre Oberfläche deſto knotiger, und die Streiche damit deſto nachdrücklicher zu machen. Dieſe Art Streit-Handſchuh hieß Caeſtus. Mit dieſem Caeſtus ſuchten ſie ſich Schläge in das Geſicht und an andern Stellen des Körpers beyzubringen, die, wenn ſie nicht durch eine geſchickte Wendung vermieden oder aufgefangen wurden, gefährliche Verletzungen oder gar den Tod zur Folge hatten. Einiger Maßen waren die Schläfe, als der ſchwächſte Theil des Kopfes, durch eine Art Pickel-Hauben von Erz, welche man Αμφωτιδες

(Amphotides, Ohren-Decken) nannte, beſchützt; indeſſen kam doch, wenn der Kampf ſehr hitzig wurde, mancher Athlet, ſeiner Amphotis ungeachtet, um das Leben. Ein ſo grauſamer Kampf wäre für die Epheben in den Gymnaſien ſehr unzweckmäßig geweſen; dieſe ſchlugen daher entweder mit bloßen Fäuſten; oder faßten eine metallene oder ſteinerne Kugel in die geballte Hand, daher im leztern Falle der Kampf Σφαιρομαχία (Sphaeromachia, Kugel-Kampf) hieß. Die Athleten, die ſich dem Fauſt-Kampfe mit dem Caeſtus widmeten, bedienten ſich in ihren Vorübungen eben dergleichen Kugeln. Ein Mehreres von dem Fauſt-Kampfe, ſ. im XXXIV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 9 — 13, und die dazu gehörigen Fig. 1822 und 1823.

Die Fauſt-Kämpfer fochten allemahl ſtehend; ſie packten ſich nie, und warfen ſich nie nieder, ſondern ſchlugen bloß; die Ringenden aber durften nie ſchlagen; die Pankratiſten vereinigten beydes, ſie rangen und ſchlugen.

Das Ringen, und der Fauſt-Kampf, waren die beyden ſchweren Kampf-Uebungen, βαρεις αγῶνες. Aus beyden war das Παγκράτιον, Pancratium, zuſammengeſezt. Die Pankratiſten rangen und ſchlugen ſich zugleich, und zwar ſowohl ſtehend, als auch indem ſie ſich auf der Erde wälzten.

Vom Rennen, oder Wett-Lauf zu Fuße, Δρόμος, Curſus, ſ. im LXVI Th., S. 52, fgg.

Das Springen, Ἅλμα, Saltus, als gymnaſtiſche Uebung, geſchah entweder in die Nähe, oder in die Weite; entweder frey, oder mit Gewichten, die man auf dem Kopfe, auf den Schultern oder in den Händen trug, auch mit bleyernen Schuhen, — alles, um die Schnellkraft der Muskeln der untern Gliedmaßen deſto mehr zu verſtärken. Die Bley-Stücke, wel-

welche die Springer in den Händen trugen, hießen ἁλτῆρες, welches Einige überhaupt von allen Gewichten, womit man den Körper beym Springen beſchwerte, verſtehen. Die Geſtalt derſelben war verſchieden, einige länglich-rund mit Löchern oder Riemen verſehen, um mit den Händen hineinzugreifen, andere kolbenförmig, in der Mitte wo ſie angefaßt wurde, etwas dünner als an den beyden Enden. Einige glauben, dieſe Zuthaten hätte man anſtatt der Balancir-Stangen zur beſſern Haltung des Gleichgewichtes, oder vielmehr zur Beförderung des Sprunges gebraucht (*). Es finden ſich bey einigen alten Schriftſtellern Beweiſe dafür, indem ſie behaupten, daß die Athleten mit dieſen Gewichten beſſer ſpringen könnten, als ohne dieſelben in die Hände zu faſſen; aber ohne Zweifel hatten ſie dieſen Zweck nicht immer dabey; denn wenn ſie dieſe Bley-Klumpen auf dem Kopfe, den Schultern oder gar an den Füßen befeſtigten, ſo geſchah es unſtreitig, um dieſe Uebung zu er-

(*) Daß die ἁλτῆρες dazu dienen ſollten, den Körper während des Sprunges im Gleichgewichte zu erhalten, wie eine Balancir-Stange, iſt, nach Hrn. Vieth Urtheil, nicht wahrſcheinlich. Eine Balancir-Stange dient dazu, den Körper über einer ſchmahlen Baſis, einem geſpannten Seile, einem runden Balken oder dergl., im Gleichgewicht zu erhalten, indem man die Stange nach der einen Seite hin verſchiebt, wenn der Körper nach der andern Seite hin fallen will. Es kommt hierbey auf eine geſchickte und augenblickliche Verrückung des Schwer-Punctes an, um dieſen immer ſenkrecht über der Baſis zu halten. So etwas ſcheint aber beym Springen nicht Statt zu finden. Wenn man ſo ſchief ſpränge, daß der Körper auf die eine Seite hin fallen würde, ſo könnte zwar durch Ausſtreckung des Armes an der entgegengeſetzten Seite das Gleichgewicht wieder hergeſtellet werden, und das allerdings beſſer, wenn am äuſſerſten Ende ein Gewicht angebracht iſt, weil dann das Moment auf dieſer Seite größer wird; aber man müßte wahrlich ſehr ungeſchickt ſeyn, um ſo falſch abzuſpringen, und wer das iſt, wird ſchwerlich auch Geſchicklichkeit genug beſitzen, das Gleichgewicht auf die eben beſchriebene Art während des Sprunges in freyer Luft wieder herzuſtellen.

ſchweren, und man erklärte dann denjenigen für den Sieger, der mit der größten Laſt am beſten ſpringen konnte. Eine andere Abſicht dabey war vielleicht medicinisch; man erſchwerte die Uebung, um den Körper mehr anzugreifen. Man ſprang übrigens in die Höhe, Tiefe und Weite; im leztern Falle hieß der Anfangs-Punct Βατηρ. Es geſchahen mehrere Sätze hinter einander, und es kam wahrſcheinlich darauf an, wer am nächſten an das Ziel (εσκαμμενα), oder darüber hinaus, kam; oder vielleicht zählte man die Sätze; und derjenige, welcher mit der beſtimmten Zahl am weiteſten kam, gewann. Es waren auch verſchiedene Arten des Springens gewöhnlich, z. B. das Hinten-aus- und Anſchlagen mit den Füßen, das Traben oder Aufhüpfen mit abwechſelnden Beinen, das Springen auf einem mit Wein angefüllten, und auswendig mit Oehl überſtrichenen Schlauche.

Zu den gymnaſtiſchen Uebungen gehörte ferner Discus, Δισκος, Diſcus, oder die Wurf-Scheibe. Dieſes Wort bezeichnet in der Gymnaſtik der Alten ſowohl eine gewiſſe athletiſche Uebung, als auch das dabey gebrauchte Werkzeug, nähmlich eine ordentlicher Weiſe runde, ſchwere und in der Mitte durchlöcherte metallene Scheibe, die mit der größten Anſtrengung geworfen oder geſchleudert wurde, wodurch die Stärke des Armes nach und nach auſſerordentlich vermehrt, und dieſe Uebung alſo eine ſehr gute Vorbereitung eines Soldaten in den damahligen Krieges-Uebungen werden mußte, wo man noch Wurf-Spieße und Lanzen warf. Dieſer Discus war eine ſchwere Maſſe von Holz, oder von Stein, oder von Eiſen, oder von Erz, wie *Euſtathius* berichtet. Der eiſerne Discus hatte noch einen beſondern Nahmen bey den Griechen, die ihn Σολος, Solos, nannten, deſſen Homer bey den Leichen-Spielen des *Patroclus* gedenkt. Aus dem ge-

gebrauchten Beyworte αὐτοχόωνος (im Guß ſich ſelbſt überlaſſen) erhellet, daß der Discus nicht künſtlich bearbeitet, ſondern eine rohe Maſſe von Eiſen geweſen iſt. Dieſe Maſſe aber war von ſolcher Größe, daß der Sieger, dem es zum Preis beſtimmt war, 5 Jahre lang ſeine Hirten und Ackerleute würde damit haben verſehen können, ſo groß auch immer ſeine Ländereyen geweſen wären. Die Wurf-Scheiben, deren ſich, nach der Odyſſee die Phäazier bedienten, waren von Stein eben ſo, wie diejenigen, deren *Pindarus* Erwähnung thut. Potter behauptet, dieſer Solos der Griechen ſey keine bloße unförmliche Eiſen-Maſſe geweſen, ſondern habe eine ſphäriſche Geſtalt gehabt, und ſey breit geweſen. Die gewöhnlichſten Materien der Wurf-Scheiben, die man bey den Spielen gebrauchte, waren aber von Eiſen oder Erz. Winkelmann (*) hat die Anmerkung gemacht, daß der Discus manchmahl am Rande eine Vertiefung hatte, um ihn mit den darein gelegten Fingern feſter halten zu können; Lucian hingegen ſchreibt (**), der Discus wäre wie ein kleiner eherner Schild, mit einer ganz glatten Oberfläche, die ihn ſchlüpfrig macht, (wie ihn auch *Statius* in den Worten aheneae lubrica maſſae pondera vorſtellt,) ſo daß es wirklich ſchwer geweſen ſey, ihn nur in der Hand zu halten. Man findet eine Wurf-Scheibe dieſer Art auf einem Bas-relief, in der Villa Albani; Fig. 4195. Deswegen dann die Δισκοβολοι, Diſcoboli, oder diejenigen, welche dieſe Wurf-Scheibe ſchleuderten, den Discus ſowohl,

(*) Monumenti antichi inediti, p. 257. Auch im Muſeum zu Portici iſt ein Discus von Erz, welcher 8 Zoll im Durchmeſſer, und in der Mitte ein Loch hat, deſſen Ründe ſich auf einer Seite enger ſchließt. Winkelmann hat dieſen im Sendſchreiben von den herkulaniſchen Entdeckungen, S. 59, beſchrieben.

(**) Dialog. de Gymnaſ. p. 757. Vol. Opp. I.

ſowohl, als ihre Hand mit Sand oder Erde zu reiben pflegten, um dieſe ſo glatte Wurf=Scheibe deſto beſſer faſſen zu können. Wahrſcheinlicher Weiſe war der Discus in der Mitte erhabener und dicker, als gegen den Rand zu, und glich alſo einer Linſe, daher auch dieſe Frucht vom *Dioscorides* Diſcus genannt wird.

Nach dem *Euſtathius* bediente man ſich zuweilen auch gewiſſer Wurf=Scheiben aus Stein, welche im Mittelpuncte ein Loch hatten, und vermittelſt eines Riemens mit größerer Leichtigkeit und Stärke geworfen werden konnten. Potter behauptet dieſes von allen Discis überhaupt.

Nach *Banier*, B. 5, S. 472, ſind die Wurf=Scheiben viereckig geweſen. Potter ſagt dieſes nur von Einer Art derſelben. *Mercurialis* giebt die Abbildung einer Münze von Apollonia, die vom *Marcus Aurelius* ſoll ſeyn geſchlagen worden, auf welcher die Athleten Discos von gleicher Dicke, und in der Mitte durchlöchert, haben. Allein, dieſe Münze iſt verdächtig, weil ſie ſich in keiner Münz=Sammlung befindet.

Der Urſprung des Discus=Werfens verliert ſich in den fabelhaften Zeiten. Perſeus, der Diana Sohn, wird vom *Pauſanias* für den Erfinder des Discus ausgegeben; und ſchon Apollo ſpielte damit, tödtete aber mit dieſer Scheibe aus Verſehen den jungen Hyacinthus, ſo wie Perſeus ſeinen Großvater Acriſius.

Zu den Zeiten des trojaniſchen Krieges war, dem Homer zu Folge, der Discus ſehr üblich. Mit dieſem Spiele beſchäftigten ſich die Völker des Achilles bey der langen Weile, die ihnen der Zorn dieſes Helden gegen den Agamemnon verſchafft habe. Bey den Leichen=Spielen des *Patroclus* wurde er, wie ſchon gemeldet worden iſt, auch gebraucht, und Ulyſſes fand ihn am Hofe des Alcinous. Caſtor und Jolaus werden in den iſthmiſchen Oden des Pindar's als Meiſter in dieſer Kunſt beſungen.

Die

Die olympiſchen Spiele beſtanden ſchon nach ihrer erſten, vom Herkules erhaltenen, Einrichtung in 6 Uebungen, deren lezte der Discus war; und *Pindarus* meldet ſogar den Nahmen des Athleten, der in dieſem erſten Kampfe mit dem Discus den Preis davon trug. Als dieſe Spiele durch den Iphitus waren erneuert worden, erhielt der Discus erſt in der 18ten Olympiade wieder ſeine Stelle darin, aber ohne daß für ihn ein Preis ausgeſetzt wurde. Man krönte nur den Sieger im Fünf-Kampf (Pentathlon, Quinquertium.) In den pythiſchen, iſthmiſchen und nemeiſchen Spielen ſcheint der Discus nicht zum Pentathlon gerechnet worden zu ſeyn.

Die Athleten, welche den Discus warfen oder ſchleuderten, hießen, bereits erwähnter Maßen, Discoboli. Einige Alterthums-Forſcher ſind der Meinung, daß ſie die Scheibe in einer nackenden Stellung geſchleudert und ſich vorher geſalbt hätten. Sie berufen ſich desfalls theils auf die Stelle des *Ouidius:*

> Corpora veſte leuant, et ſucco pinguis oliuae
> Splendeſcunt latique ineunt certamina diſci,

wo der Dichter vom Apollo und Hyacinthus redet; theils auf folgende Stelle aus dem zweyten Geſpräche des Redners beym *Cicero:* cum omnia gymnaſia Philoſophi teneant, tamen eorum auditores *diſcum audire,* quam Philoſophum malunt; qui ſimul increpuit, in media oratione de maximis rebus et grauiſſimis diſputantem omnes *vnctionis* cauſſa relinquunt. Ita leuiſſimam delectationem grauiſſimae, vt ipſi ferunt, vtilitati anteponunt. Wäre hier von der Wurf-Scheibe, wie ſelbſt *Erneſti,* in der Clavis Ciceroniana, dafür hält, die Rede, ſo wäre an der Salbung der Athleten bey dem Discus-Werfen nicht zu zweifeln; allein, das Zeit-Wort increpare, tönen, ſcheint ſich nicht vom Discus ſagen zu laſſen. Die Meinung des *Burette* iſt daher ſehr wahrſcheinlich, der ſich unter dieſem Discus des *Cicero* weiter nichts, als ein großes rundes Becken von Metall, vorſtellt, worauf man etliche Schläge that,

um die Athleten, gleichſam wie mit einer Glocke, in das Gymnaſium zu fordern. Dieſe Meinung iſt um ſo viel wahrſcheinlicher, da man in den Bädern (Thermis), die gemeiniglich einen Theil der Gymnaſien und Paláſtra ausmachten, mit Inſtrumenten von Erz ein Getöſe machte, um denen, die ſich des warmen Bades bedienen wollten, ein Zeichen zu geben, daß ſolches wirklich angelaſſen worden iſt. Denn wenn eine gewiſſe Stunde verfloſſen war, war man genöthigt, wofern man noch baden wollte, kalt zu baden. *Martialis* beweiſet dieſes in folgendem Diſtichon:

Redde pilam, ſonat aes Thermarum; ludere pergis?
Virgine vis ſola lotus abire domum?

Die Virgo war aber ein ſehr kaltes Waſſer zu Rom, darin man ſich zu baden pflegte, um den Ton der Nerven zu ſtärken; und das ſonat aes Thermarum des *Martialis* iſt daſſelbe, was *Cicero* mit dem increpuit discus ſagen will. Ungeachtet alſo dieſe Stelle des *Cicero* für das Salben der Discobolen nichts entſcheidet, ſo iſt doch die des *Ouidius*, verglichen mit dem unläugbaren Nutzen des Salbens für ſolche Kämpfer, ſo beſchaffen, daß ſie, wo nicht den durchgängigen, doch wenigſtens den zuweilen geſchehenen Gebrauch der Salbung bey dem Discus-Werfen glaublich macht.

Die Athleten warfen den Discus auf eine doppelte Weiſe in die Luft, nähmlich manchmahl ganz lothrecht in die Höhe, um ihre Kräfte zu verſuchen; manchmahl aber und gewöhnlicher Weiſe gerade vor ſich hin, und zwar nach einem gewiſſen Puncte, den ſie ſich ſelbſt mit den Augen abſahen. Einige glauben aber, daß ſie nach einem gewiſſen Ziele geworfen haben, und daß derjenige, welcher dieſem Ziele am nächſten gekommen war, gewonnen habe. Den unterſten Rand des Discus hielten die Discobolen alle-

mahl

mahl in der Hand, und ſo, daß die vier Fingee in einer gekrümmten Lage vorn hin zu ſtehen kamen, der Daumen aber die hintere Fläche ſtützte. Wenn ſie die Scheibe werfen wollten, nahmen ſie diejenige Stellung, welche die Heftigkeit des Stoßes am meiſten beförderte, d. i. ſie ſtellten den einen Fuß vor, bückten ſich mit dem Leibe, ſchwungen die Hand, in welcher der Discus war, und dreheten ihn faſt bloß horizontal herum, um ihn mit deſto größerer Stärke zu werfen, bis ſie ihn endlich mit der Hand, mit dem Arme, und gleichſam mit dem ganzen Körper, der gewiſſer Maßen dem Drucke noch nachzufolgen ſchien, fortſchleuderten. Das Drehen in der Hand beſchreibt *Statius* mit den Worten: vaſto contorquet turbine. Eben dieſer Dichter beſtätigt, was ich ſchon oben gemeldet habe, daß ſie nähmlich den Discus und die Hand durch Staub rauh gemacht haben: primum terra discumque manumque aſperat. Die gewaltſame und kraftvolle Stellung der Discobolen ward den alten Bildhauern und Mahlern ein Gegenſtand, an dem ihre Kunſt ſich übte. Quintilian (*) ſagt von einem in Erz gearbeiteten Discobolus des berühmten Myron: quid tam diſtortum et elaboratum, quam eſt ille Discobolus Myronis? So errichteten auch die Athenienſer dem Ariſtonicus Caryſtius, ein berühmter Ball-Meiſter des großen Alexander's, eine ſolche Bild-Säule, und gaben ihm zugleich das Bürger-Recht. Auch in den geſchnittenen Steinen kommen Abbildungen ſolcher Athleten vor.

Nach der gemeinſten Meinung wurde der Wurf-Scheibe weiter kein Ziel vorgeſteckt, als das, welches der ſtärkſte Athlet von der Art erreichte, wenn er ſeinen Discus wirklich geworfen hatte. Man betrachtete daher den weiteſten Wurf der ſtärkſten Athleten,

(*) Inſtit. orat. L. 2, c. 13.

als ein bekanntes Maß. So ſagt z. B. Homer von den Pferden des Antiochus bey einem Wettrennen, daß ſie den Pferden des Menilaus um einen Discus-Wurf zuvorgekommen ſeyn, den ein junger Menſch thut, wenn er ſeine Kräfte probiert, und er bedient ſich bey dieſer Gelegenheit des Wortes δισκȣρα, gleich als wenn es eben ſo viel als δισκȣ ὅρος, die Gränze des Discus-Wurfes bedeute. Alle Wurf-Scheiben mußten ferner von einerley Größe und Schwere ſeyn. Man trug den Discus auch bis zum wirklichen Wurf auf die Schultern, wie aus dem Beyworte *κατωμαδον* des Homer's erhellet. Jeden Discus-Wurf bemerkte man mit einem Spieße, oder einem Pfeile; und wenn einem Athleten unter dem Wurfe die Scheibe aus der Hand glitſchte, ſo hatte er weiter keinen Anſpruch auf den Preis.

Da die alten Aerzte die gymnaſtiſchen Uebungen auch in Rückſicht auf die Geſundhtit betrachteten, ſo räth *Galenus*, der den Discus unter die gewaltſamſten Leibes-Uebungen rechnet, nur diejenigen zu dieſer Anſtrengung des Leibes, welche einen Aderlaß, oder ſonſt eine Abführung nöthig haben, wenn es ihnen an Gelegenheit fehlen ſollte, dieſe Arzeney-Mittel zu gebrauchen. *Aretaeus* aber hält den Discus für nützlich für Schwindelige, und behauptet, daß Kranke von der Art durch gewiſſe Erſchütterungen des Kopfes und der Arme curirt werden könnten.

Siehe auch weiter unten, im Abſchnitt vom **Werfen.**

Die Schleuder, Σφενδόνη, L. Funda, Fr. Fronde. Von der Geſchicklichkeit im Schleudern, habe ich bereits oben merkwürdige Beyſpiele von andern alten Völkern angeführt. Die griechiſchen Nationen hatten ebenfalls darin eine ungemeine Fertigkeit, ſo, daß ſie deshalb weit und breit berühmt wurden.

den. Ehe ich dieſe, die im eigentlichen Griechenland ſich durch ihre Schleudern auszeichneten, anzeige, muß ich zuvor der Einwohner auf den baleariſchen Inſeln Erwähnung thun. Die Balearen ſollen, nach dem *Servius*, die erſten Erfinder der Schleuder geweſen ſeyn, womit aber die obige Nachricht vom *Plinius* nicht übereinſtimmt, als welcher dieſe Erfindung den Phöniciern zuſchreibt. *Strabo* eignet ſie den Aetoliern zu. Es darf auch nicht nothwendig gerade ein Volk den Gebrauch der Schleuder von andern gelernt haben, ſondern mehrere können, jedes für ſich, auf eine ſolche Erfindung gekommen ſeyn, wie dieſes der Fall bey vielen Erfindungen iſt. Die Balearen mögen nun Erfinder der Schleuder geweſen ſeyn, oder nicht, ſo waren ſie wenigſtens in dem Gebrauche derſelben ſehr geſchickt (*); daher auch der Ausdruck, balearis Funda (**). Dieſe Inſulaner übten ſich, von Jugend auf mit der Schleuder, und noch bis auf den heutigen Tag hat ſich dieſe Uebung auf jenen Inſeln erhalten, und die Einwohner wiſſen noch jezt mit der Schleuder, ſehr gut umzugehen.

Die Art, wie ſie ihre Kinder in dieſer Kunſt übten, war ſehr zweckmäßig; ſie gaben ihnen nähmlich nicht eher etwas zu eſſen, als bis ſie ein gewiſſes Ziel getroffen hatten, oder die Speiſe ſelbſt war das Ziel (***). Dieſe Methode iſt noch bey vielen uncultivirten Völkern gebräuchlich.

Florus meldet, ſie hätten im Kriege, jeder 3 Schleudern gehabt: Tribus quisque fundis proeliatur.

Stra-

(*) Baleares funda bellicoſas Graeci *gymnaſias* dixere. *Plin.* hiſt. nat. III. 11.

(**) z. B. *Virgil.* Georg. I. 309.

(***) Certos eſſe quis miretur ictus, cum haec ſola genti arma ſint; id vnum ab infantia ſtudium. Cibum puer a matre non accipit, niſi quem ipſa monſtrante percuſſit. *Flor.* L. 3, c. 8.

Strabo, L. 3, giebt 3 Arten von Schleudern an, die unter den Balearen üblich waren: Macrocola, große lange Schleudern; andere von einer mittlern Gattung; und brachycola, kurze Schleudern. Die Nahmen kommen her von dem griech. Worte κῶλον, Habena, Schwung-Riemen.

Thucydides rühmt die Acarnanier als geübte Schleuderer (*).

Nach einer Stelle im *Livius*, L. 38, c. 29, hätten die Achajer (im Peloponnes auf der weſtlichen Küſte) jene Balearen übertroffen. Der Conſul *M. Fulvius* gebrauchte achajiſche Schleuderer gegen die Einwohner der Stadt Sames auf der Inſel Cephalenia (heut zu Tage Cephalonia), welche hartnäckigen Widerſtand thaten, nachdem die übrigen Städte ſich gutwillig ergeben hatten. Ich ſetze die Stelle hierher, weil ſie zugleich von der Beſchaffenheit der Schleudern Einiges enthält, obgleich nicht ſo deutlich, als man wünſchen möchte: „Vna ad coërcendos (Samaeos) „inuenta haud magna memoratu res eſt. Centum funditores ab Aegio et Patris et Dymis (**) acciti. A pueris ii, „more quodam gentis, ſaxis globoſis quibus ferme arenae „immiſtis ſtrata littora ſunt, funda mare apertum inceſſentes (***), exercebantur. Itaque (****) longius certiusque „et validiore ictu, quam Balearis funditor eo telo vſi ſunt. „Et eſt non ſimplicis habenae. Vt Balearica aliarumque gen„tium funda, ſed triplex ſcutale, crebris ſuturis duratum, „ne

(*) Acarnanes hoc pugnae genere excellere exiſtimantur. *Thucyd.* L. 2.

(**) Aegium, Patrae und Dyme (Dymae) drey der zwölf Haupt-Oerter in Achaja.

(***) Dieſe Stelle überſetzt Hr. Vieth: „indem ſie mit der „Schleuder ins offene Meer hinwarfen." Hochheimer hat inceſſantes, an ſtatt inceſſentes, geſetzt, welches aber falſch, und vermuthlich nur ein Druckfehler iſt. Inceſſere aliquem ſaxis, heißt: auf jemanden mit Steinen werfen.

(****) Das itaque ſcheint faſt nicht am rechten Orte zu ſtehen. Daß die Achajer die Balearen im Schleudern übertrafen, rührte wohl nicht von der vielen Uebung her; denn die Letztern übten ſich auch von Jugend auf, ſondern von der Beſchaffenheit ihrer Schleudern, die gleich darauf beſchrieben wird.

„ne fluxa habena volutetur in iactu glans, ſed librata „quum ſederit, velut neruo miſſa excutiatur (*). Coro- „nas (**) modici circuli magno ex interuallo loci, aſſueti „tra-

(*) Zu dieſer Stelle macht Hr. Vieth folgende Anmerkung: „Ich will dieſe Stelle, wo die Verſchiedenheit der achaji- „ſchen Schleudern von den ſonſt gewöhnlichen angegeben „iſt, ſo überſetzen oder vielmehr umſchreiben, wie es mir „am angemeſſenſten ſcheint:

„Die achajiſche Schleuder hat nicht bloß einfa- „che Schwung-Riemen, wie die Schleudern der „Balearen und anderer Völker, ſondern beſteht „aus dreyfachem, ſtark durchnähtem Leder, weil „die Schwung-Riemen, wenn ſie nur aus einfa- „chem Leder beſtehen, immer etwas ſchlottern, „wodurch der geworfene Stein (oder die Kugel) „im Wurfe ſich hin und her wälzet. Wenn aber „Alles aus dreyfach über einander genähetem Le- „der beſteht, ſo hat die ganze Schleuder mehr Con- „ſiſtenz. Der Stein bleibt, indem die Schleuder „herumgeſchwungen wird, am Bodenſtücke in un- „verrückter Lage, und wird mit eben der Stärke „und Beſtimmtheit fortgetrieben, wie ein Pfeil von „der Sehne eines Bogens.“

„Das iſt freylich kein Muſter einer guten Ueberſetzung. „Ich hoffe aber, daß die Stelle, die mir anfangs nicht recht „verſtändlich war, doch einiges Licht dadurch erhält. Un- „ter ſimplex habena einen einzelnen Schwung-Riemen zu „verſtehen, iſt wohl der Sache nicht angemeſſen. Eine „Schleuder muß immer zwey Schwung-Riemen haben, ei- „nen, den man feſt hält, und einen, den man beym Wurfe „los läßt. Wo ich Leder, Riemen, geſetzt habe, kann man „vielleicht auch andere Materien verſtehen. Ich finde, daß „man auch Schleudern von Wolle, Hanf ꝛc. gemacht „habe (†).“

(**) *Coronae* waren, wie es ſcheint, ſolche Scheiben, wie wir noch jezt beym Scheibenſchießen gebrauchen. Wir hören hier, daß die alten Schleuderer ſogar den Fleck im Geſichte des Feindes beſtimmten und trafen. Man erinnert ſich an David und Goliath. Mit einer Schleuder, wo ein kreisförmiger Schwung dem Steine ſeine Richtung und Ge- ſchwind-

(†) Den Vers im Virgil Georg. I. 309.
Stuppea torquentem balearis verbera fundae
überſetzt Voß: Drehend den hanfenen Schwung der baleariſchen Schleuder. Statt torquentem finde ich auch torquentur.

„traiicere non capita ſolum hoſtium vulnerabunt, ſed quem „locum deſtinaſſent oris. Eae fundae Samaeos cohibuerunt, „ne tam crebro, neue tam audacter erumperent: adeo vt „precarentur ex muris Achaeos, vt parumper abſcederent, „& ſe cum Romanis ſtationibus pugnantes quiete ſpectarent.“

Die Schnelligkeit des fortgeſchleuderten Stückes Stein oder Bley, war ohne Zweifel ungemein groß, aber wenn *Seneca* (*) ſagt: „Sic *liqueſcit* excuſſa glans funda et attritu aëris velut igne *diſtillat*,“ ſo möchte man ihm das im Ernſte nicht nachſagen. Unſere Büchſen treiben doch wohl die Kugel ſo geſchwinde fort, wie die beſten baleariſchen oder achajiſchen Schleudern, und noch dazu durch wirkliches Feuer, man hat aber nie bemerkt, daß die Kugel geſchmolzen wäre, oder Tropfen von geſchmolzenem Bley herab gefallen wären; auch würde damit keinem Schützen gedient ſeyn; eine weiche oder gar geſchmolzene Kugel könnte keine Wirkung thun. Beyläufig iſt hier noch zu bemerken, daß *Vegetius*, in ſeinem Buche de re militari, verlangt, den Stein bloß nach einem einmahligen Umſchwunge um den Kopf fortzuſchleudern. Siehe auch weiter unten im Abſchnitt vom **Werfen**.

Der **Wurf-Spieß**, L. Jaculum, war von verſchiedener Länge und Schwere, und ſchon ſeit den älteſten Zeiten im Gebrauch. Die gewöhnlichen wurden mit über dem Kopfe in die Höhe gehaltenem Arme ungefähr horizontal fortgeworfen. Große, 4 Ellen lange und ſehr ſchwere Wurf-Spieße, wurden mit Rie-

ſchwindigkeit giebt, iſt eine ſolche Genauigkeit in der That auſſerordentlich, und noch in höherm Grade bewundernswürdig, als die Geſchicklichkeit des Bogen-Schützen *Aſter*, der, aus Rache für verſchmähte Dienſte, dem Könige **Philipp** bey der Belagerung von **Methona** das rechte Auge mit einem Pfeile ausſchoß, auf welchem man die Worte fand: dem rechten Auge Philipps!

(*) Nat, quaeſt, L. 2, c. 57.

Riemen verſehen, um ſie nach geſchehenem Wurfe wieder zurück zu ziehen. Noch andere wurden vermittelſt eines in der Mitte angebrachten Riemens fortgeworfen. Ein Mehreres hiervon wird im Art. Wurf-Spieß vorkommen. Siehe auch weiter unten im Abſchnitt vom Werfen.

Der Bogen, eine der älteſten Waffen, war gewöhnlich von ſtarkem und elaſtiſchem Holze, auch zuweilen von Horn, z. B. von Steinbock-Hörnern. In ſpätern Zeiten machte man ſie auch von Stahl und Fiſchbein. Welche Geſchicklichkeit die alten Bogen-Schützen ſich erwarben, davon iſt oben ein Beyſpiel von dem *Aſter* angeführt worden. Die Kretenſer werden als beſonders geübte Bogen-Schützen gerühmt, ſo wie ſie auch im Schleudern ſehr geſchickt waren. Ihre ganze Lebens-Art und Erziehung war der ſpartaniſchen ſehr ähnlich. Die Sehne des Bogens wurde aus ledernen Riemen, und in der Folge aus Pferde-Haaren verfertigt; die Pfeile waren aus leichtem Holze vorn mit einer Spitze, und hinten mit einem Gefieder verſehen. Mehrere Nachrichten hiervon werden für den Artikel Pfeil beſtimmt. Siehe auch weiter unten, im Abſchnitt vom Werfen.

Wer Leibes-Kräfte genug beſaß, das Ringen, das Wettlaufen, das Springen, das Scheiben-Werfen und Wurfſpieß-Schleudern auszuhalten, wurde ein Pentathlet genannt, ſo wie derjenige den Nahmen Pankratiſt erhielt, welcher die Fertigkeit zum Ringen, Schlagen mit dem Caeſtus, und Wettlaufen beſaß. Anfänglich waren dieſe athletiſchen Uebungen beſtimmt, die Jugend zur Arbeit, zur Tapferkeit und zu den Strapazen des Krieges zu gewöhnen und abzuhärten; nach und nach verwandelten ſie ſich in Schauſpiele, und endlich wurden ſolche Kämpfer auf Koſten des States erhalten, um ſie bey feyerlichen Gelegenheiten auftreten zu laſſen.

Die-

Die Unterweiſung der Athleten und beſonders ihre feyerlichen Uebungen, erforderten ſtrenge Geſetze, ohne welcher mancher gefährliche Mißbrauch einer an ſich guten Sache zu befürchten geweſen ſeyn würde. Dieſe mit vieler Klugheit geordneten Geſetze wurden genau beobachtet, und zogen den Uebertretern nachdrückliche Strafen zu. Hier ſind die vornehmſten derſelben. 1. Kein Athlet, und überhaupt kein Jüngling, der ſich im Gymnaſio übte, durfte etwas thun, was die Keuſchheit und die guten Sitten beleidigen konnte, zumahl, da bey den meiſten Uebungen der Leib entblößt war (*). 2. Keiner durfte Wein trinken, der Wolluſt und der Liebe ergeben ſeyn, um nicht dadurch den Körper zu erhitzen, oder zu entkräften. Keinem war erlaubt, durch geſetzwidrige und boshafte Kunſtgriffe ſich den Sieg zu verſchaffen. So durfte alſo kein Wett-Läufer dem andern ein Bein ſtellen, ihn mit der Hand zurückſtoßen, und dgl. Kein Ringer oder Pankratiſt durfte den andern vorſetzlich tödten. Dadurch unterſchieden ſich dieſe Kämpfer von den blutigen Fechter-Spielen der Römer. Geſchah es aber, daß einer beym Kampfe ſein Leben einbüßte, ſo wurde derjenige, welcher am Leben und Sieger blieb, zwar nicht am Leben geſtraft, aber der Sieg wurde ihm nicht zuerkannt. 3. Kein Ringer und Pankratiſt durfte den andern beym Kampfe beißen, ihm in die Augen ſchlageu, ihn in die Seite ſtoßen, und ſo an die Gurgel faſſen, daß er Gefahr lief, erdroſſelt zu werden. Das alles nannte man *κακομαχειν*. Doch war dies den lacedämoniſchen Athleten nicht unterſagt, wovon *Plutarchus*, in Apophtheg. Laconicis eine

(*) Die Uebungen der Athleten wurden meiſtens mit nacktem und entblößten Körper angeſtellt; nur beym Werfen mit dem Discus und Wurf-Spieße, und beym Wagen-Rennen, waren die Kämpfer mit einem leichten und kurzen Gewande bekleidet.

eine artige Anekdote anführt. 4. Kein Athlet, zumahl wenn er in feyerlichen Spielen um den Preis kämpfen wollte, durfte von unfreyen Aeltern geboren, durch üble Sitten berüchtigt, oder gar durch Schand-Thaten gebrandmarkt ſeyn. 5. Wer ſich nicht zur geſetzten Zeit bey den feyerlichen Spielen einfand, verlor die Erlaubniß, öffentlich um den Preis zu kämpfen. 6. Wer aus Zaghaftigkeit, oder aus einer andern Urſache, ſich weigerte, mit ſeinem ihm angewieſenen Gegner zu kämpfen, oder wer vor Entſcheidung des Kampfes ſeinen Gegner zu entrinnen ſuchte, wurde für überwunden erklärt. 7. Keiner durfte ſeinen Gegner beſtechen, und ſich alſo gleichſam den Sieg erkaufen.

Um dieſen und andern Geſetzen, die ſowohl in den Gymnaſien, als auch beſonders bey den heiligen Spielen beobachtet wurden, den nöthigen Nachdruck zu geben, waren gewiſſe Strafen auf die Uebertretung derſelben geſetzt. Die empfindlichſte Strafe beſtand in der Ausſchließung vom Kampfe, und von Theilnehmung an Sieg und Belohnung. Hatte ein Kämpfer ſich Leibes-Strafen ſchuldig gemacht, ſo waren dazu die Rhabduchen, ῥαβδοῦχοι, und Maſtigophoren, μαςιγοφοροι, beſtellt, die auf Befehl der Richter diejenigen ſchlagen mußten, welche, ehe das Signal zum Laufen oder Ringen gegeben war, in das Stadium vorſprangen, oder ihren Gegner angriffen, ingleichem diejenigen, welche ſich beym Pankratium unter einander zu ſchonen ſuchten, und nachläſſig kämpften. Man ſtrafte auch diejenigen Athleten am Leibe, welche ſich unterſtanden, auf den Kampf-Platz zu treten, wenn ſie davon waren ausgeſchloſſen worden (*).

Auſſer-

(*) So bekam, nach dem *Thucydides*, Lichas aus Sparta Schläge von den Rhabduchen, weil er es wagte, auf den Kampf-

Auſſerdem gab es auch Geld=Strafen. Inſonderheit waren ſolche bey denen gewöhnlich, die entweder ſelbſt, oder durch andere Perſonen ihre Gegner beſtochen hatten. Von den geſammleten Geld=Strafen machte man den Gebrauch, daß man zur Ehre der Götter Bild=Säulen dafür errichten ließ, die Ζανες genannt wurden.

Das Reiten, iſt zur Jagd und zum Kriege zu nothwendig, und überhaupt zu angenehm, als daß dieſe Leibes=Uebung von den Griechen hätte ſollen vernachläſſigt werden; doch wurde ſie nicht ſo vorzüglich als ein Gegenſtand der Erziehung angeſehen, wie bey den Perſern. Bey den öffentlichen Spielen wurden auch Wett=Rennen mit Pferden angeſtellt, wovon im Art. Rennen, gehandelt werden wird. In Athen waren zu den Zeiten des Solon nur wenige, welche Pferde hielten; allein nachher ſtieg der Luxus auch in dieſem Stücke ſehr hoch, und es gab unter den Griechen eben ſolche leidenſchaftliche Pferde=Liebhaber, wie heutiges Tages in England und Deutſchland. Alcibiades, zeichnete ſich, wie in vielen andern Stücken, ſo auch hierin aus. Ein Mehreres iſt im Art. Reiten zu erwarten.

Vom Fahren iſt hier bloß zu bemerken, daß die Alten, auch wenn ſie mit vier und mehrern Pferden fuhren, alle neben einander ſpannten, nicht wie jezt gewöhnlich iſt, zwey und zwey hinter einander.

Das Schwimmen wurde unſtreitig von allen griechiſchen Nationen als Gegenſtand der Erziehung angeſehen. Die ſpartaniſchen Jünglinge und Mädchen waren ſehr darin geübt; es war ihnen ein Leichtes, durch den Eurotas zu ſchwimmen. Die Athenienſer hiel-

Kampf=Platz zu treten, da doch die Spartaner damahls von den olympiſchen Spielen ausgeſchloſſen waren, ſo, daß ſie weder mit opfern, noch mit kämpfen durften.

hielten das Schwimmen für eine, jedem Menſchen ſo nothwendige Kunſt, daß ſie es ihren Kindern in der früheſten Jugend lernen lieſſen, und die Unkunde im Schwimmen mit der Unwiſſenheit im Leſen parallel ſtellten, daher das Sprichwort: μήτε νεῖν, μήτε γράμματα ἐπίςαϑαι, von einem ganz unwiſſenden Menſchen gebraucht wurde. Mit dem Schwimmen war zugleich das Tauchen verbunden; beſonders werden die Taucher von Delos gerühmt. Siehe Schwimmen, und Taucher.

Die Sphäriſtik, oder die Kunſt den Ballon zu ſchlagen, wird, wie ich ſchon oben erwähnt habe, von Einigen zu der Orcheſtik gerechnet. Man muß das eigentliche Ballſpielen von den Tanz=Uebungen, wobey man zugleich Bälle in die Luft warf und wieder auffieng, wie auch von den Uebungen im Fauſt=Kampfe, wobey man einen Ball in die Fauſt nahm, der ſich zum Caeſtus eben ſo verhielt, wie Rappier zum Degen, unterſcheiden. Siehe in den Supplem. Ball=Spiel.

Unter der Orcheſtik der Griechen, muß man nicht bloß das eigentliche Tanzen verſtehen. Die Griechen dehnten die Bedeutung dieſes Wortes weiter aus; es bezeichnete bey ihnen das ganze Geberden=Spiel, wodurch Gemüths=Stimmungen und Leidenſchaften ausgedruckt und Handlungen nachgeahmt werden können. Sie brachten es in dieſem Ausdrucke, in dieſen Nachahmungen unglaublich weit. Die Tänzer (um dieſen Ausdruck hier im ſeltenſten Sinne zu nehmen,) übten ſich mit der größten Sorgfalt darin, und die Zuſchauer wurden durch das öftere Anſchauen dieſer Tänzer mit der Bedeutung der Geberden=Sprache, worin vielleicht auch manches Conventionelle mit einſchleichen mochte, vertraut. Siehe Tanz=Kunſt.

Zu den Leibes-Uebungen bey den Griechen, gehören noch einige vermiſchte körperliche Beluſtigungen, als:

1. Ἀσκωλιασμός, Aſcoliasmus. Der Nahme kommt her von gewiſſen Bacchus-Feſten, welche Aſcolia genannt wurden, von ἀσκὸς, ein Schlauch. Die Einwohner von Attika feyerten dieſes Feſt jährlich dem Bacchus zu Ehren mit einem Bocke, welchen ſie dem Gotte des Weines und der Freude opferten. Sie wählten aber dieſes Thier zum Opfer, weil es den Weintrauben ſchädlich war. Aus den abgezogenen Häuten der Opfer-Thiere verfertigten ſie große Schläuche oder Ballons, welche aufgeblaſen wurden, um welchen die jungen Leute herum tanzten, ſo, daß ſie den einen Fuß in der freyen Luft hielten. Die Schläuche ſelbſt waren mit Oehl beſchmiert, um ſie deſto ſchlüpfriger, und die Kunſt deſto ſchwerer zu machen. Bey vollen Bechern und unter fröhlichen Scherzen ſahe man viele mißlungene Verſuche, bis endlich der Sieger ſich im Gleichgewichte erhielt, und den Schlauch ſelbſt, der wahrſcheinlich nicht mit Luft, ſondern mit Wein angefüllt war, zum Preis ſeiner Geſchicklichkeit erhielt. Dieſe Art von luſtigem Spiele, wurde Aſcoliasmus genannt. Zuweilen forderte man bey dieſem Spiele nicht, ſich im Springen auf den entweder mit Wein angefüllten, oder auch nur als Ballons aufgeblaſenen Schläuchen, aufrecht zu erhalten, und dabey einen Fuß in der freyen Luft zu halten, ſondern es war ſchon genug, wenn man auf einem Fuße tanzen und in dieſer Stellung am längſten aushalten, oder andere Tänzer, die ſich aber beyder Füße bedienen durften, einhohlen konnte.

2. Βίβασις, Bibaſis. Dieſe Uebung wird von Einigen zur Orcheſtik gerechnet. Sie war bey den Lacedämoniern üblich, und beſtand darin, daß Knaben

ben und Mädchen in die Höhe ſprangen, ſo daß ſie mit den Ferſen an den Hintern ſchlugen. Die Zuſchauer zählten die Sprünge. *Mercurialis* ſpricht davon bey dem Scheinlaufen, wovon er es aber nicht gehörig unterſcheidet. Βίβασις und πηδᾶν ſind ſo verſchieden, wie Springen und Laufen. Uebungen dieſer Art wurden auch mit bleyernen Schuhen vorgenommen.

3. Τροχὸς, Trochus, der Kreiſel. Die Art, mit dieſem Spielwerk ſich die Zeit zu vertreiben, wird vermuthlich mit der unſrigen einerley geweſen ſeyn. Siehe im XLVIII Th., S. 563, f.

4. Αἰώρα, ſoll eine Art Schaukel geweſen ſeyn.

5. Πέταυρον, Petaurum. *Mercurialis* führt Petaurum auch als eine Art Schaukel an, die aber mehr Aehnlichkeit mit einer ruſſiſchen Schaukel (ſ. Th. LXXI, S. 588), als mit unſern gewöhnlichen Strick-Schaukeln, hatte.

6. Κρικιλασία, etwa von κρίκος, welches mit κιρκος, Circulus, einerley iſt, und von λασιος, hirſutus? Die Cricilaſia oder Circilaſia war eine kreisförmige Scheibe, oder ein Reif, der wie ein Rad herumgedrehet wurde, vielleicht ſo, wie unſere Knaben den Ball vor ſich her treiben. So ungefähr beſchreibt es *Mercurialis*. Der Reif war von Eiſen, und mit Ringen verſehen, die ein Geklingel verurſachten, wenn er herumgetrieben wurde. Nach *Mercurialis* war er von der Größe eines kleinen Wagen-Rades, und wurde mit einem eiſernen Stabe, welcher einen hölzernen Handgriff hatte, getrieben. Siehe auch unten Reiftreiben.

7. Διελκυστινδα, Dielcyſtinda, war, nach der Erklärung des *Pollux*, ein Spiel der Kinder, da ſie ſich in zwey Reihen ſtellten, auch an den Händen anfaßten, und einer den andern auf ſeine Seite zu ziehen

hen ſuchte. Die Knaben welche alſo ſpielten, hießen Κινδαλοπαίκται.

8. Κινδαλισμός, Cindalismus, ebenfalls eine jugendliche Beluſtigung, da man zugeſpitzte runde Hölzer, Pfähle oder Pflöcke in einen lockern Boden ſchlug, und ſie mit andern Pfählen auf eine geſchickte Weiſe umzuwerfen oder heraus zu prellen ſuchte. *Pollux*, L. 9, c. 7. Siehe auch weiter unten Pfahl-Spiel.

9. Ἑλκυστίνδα, Helcyſtinda, beſchreibt *Meurſius* ſo, daß einer den andern in die Höhe zu ziehen ſuchte; indem zwey ſich an ein Seil hiengen, welches oben über eine Rolle gieng.

Aus dieſem Verzeichniſſe der unter den Griechen gebräuchlichen Leibes-Uebungen, und aus den ihnen gewidmeten Anſtalten, wie ſehr man darauf bedacht war, körperliche Kräfte und Geſchicklichkeiten auszubilden, und welchen Werth man ſowohl in Rückſicht auf Erziehung, als auch in Rückſicht auf Vergnügungen, darauf legte. Nichts aber beweiſet die Wichtigkeit, welche dergleichen Uebungen für die Griechen hatten, mehr, als die öffentlichen Kampf-Spiele, und die Ehrenbezeigungen, die dem Sieger wiederfuhren. Die berühmten öffentlichen oder heiligen Spiele waren folgende vier: die olympiſchen, die pythiſchen, die iſthmiſchen und die nemeiſchen. Von den iſthmiſchen Spielen, ſ. im XXXI Th., S. 84, f. Von den nemeiſchen, olympiſchen und pythiſchen, wird an ſeinem Orte gehandelt werden.

Wir verlaſſen nun die Griechen, und wenden uns zu den Römern.

Obgleich die Römer in vielen Stücken Nachahmer der Griechen waren, ſo giengen ſie doch auch in mancher Rückſicht ganz von dieſen ab. Ihre Mythologie, ihre

ihre Kunſtwerke, ihre öffentlichen Vergnügungen waren von Griechen und Etruriern erborgt, bekamen aber unter ihren Händen jenen Charakter der Größe des Gigantiſchen, welches alle ihre Werke auszeichnet. Wenn ſie ihre vortreffliche Lehrerinn verließen, ſo gaben ſie ihren Werken, ſtatt jener geſchmackvollen griechiſchen Simplicität, kühne ägyptiſche Größe und verſchwenderiſche aſiatiſche Pracht.

Was die Leibes-Uebungen und die darauf ſich beziehenden Einrichtungen und Anſtalten betrifft, von denen ich hier zu reden habe, ſo iſt auch darin zwiſchen Griechen und Römern jene Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zu bemerken.

Die Griechen fanden großes Vergnügen an Schauſpielen von Wett-Kämpfen; die Römer nicht minder. Jene machten große und koſtbare Anlagen dazu; Dieſe übertrafen ſie noch darin. Jene ließen bey ihren feſtlichen Mahlzeiten die Gäſte durch Tänzer und Tänzerinnen unterhalten; Dieſe ebenfalls. Aber von der andern Seite: bey den Griechen waren Leibes-Uebungen ein wichtiges Stück der Erziehung; ſie baueten große Gymnaſien, meiſtens bloß zu dieſem Behuf; Tanz und Muſik waren bey ihnen Geſchicklichkeiten, die Jedem, auch dem Vornehmen, Ehre machten. Bey den Römern hingegen wurde die Jugend nicht ſo allgemein und methodiſch im Ringen und Laufen rc. geübt, doch waren die paläſtriſchen Uebungen noch diejenigen, welche am meiſten geachtet wurden; Tanzen aber war bey ihnen eine Sache, deren vornehme Perſonen ſich ſchämten (*). Gymnaſien wurden erſt in ſpätern Zeiten erbauet; und es ſcheint nicht, daß es jemahls griechiſche Gymnaſien im gan-

(*) Scimus enim, muſicen noſtris moribus abeſſe a principis perſona; ſaltare vero etiam in vitiis poni. Quae omnia apud Graecos et grata et laude digna ducuntur. *Cornel.* Epam. c. 1.

zen Sinne des Wortes geworden ſind. Die Römer waren damahls in der ganzen Lebens- und Denkungs-Art ſchon zu ſehr von ihren Vorgängern unterſchieden; zwar die herrſchende Nation der Erde, aber ſelbſt unter dem Joche eines Tyrannen.

Aus der oben angeführten Stelle des *Vitruvius* erhellet, daß zu den Zeiten dieſes Baumeiſters Gymnaſien noch nicht in Italien gewöhnlich waren. Erſt unter der Regierung des Nero wurde ein ſolches Gebäude eingerichtet (*). Man ſieht, daß er die Griechen nachahmte, und alles hierin auf griechiſchen Fuß einrichten wollte; allein der Geiſt des freyen Volkes, der in Griechenland allen ſolchen Einrichtungen Reiz, Leben und etwas Edles gab, fehlte. Nero war von Jugend auf ein großer Liebhaber der Leibes-Uebungen; er ritt ſehr gut, übte ſich im Fahren ꝛc., beſonders wendete er eine in das Lächerliche fallende Sorgfalt auf ſeine Stimme, der Singe-Meiſter (Phonascus) mußte ihm zur Seite ſtehen, um ihn zu errinnern, ſeine Stimme nicht zu ſehr anzuſtrengen. Er hatte die Thorheit, in allen ſolchen Dingen excelliren zu wollen, ſo auch in pantomimiſchen Vorſtellungen. Er nahm an den Wett-Kämpfen in den olympiſchen Spielen Theil, und hatte das Glück, den Sieg davon zu tragen; er hielt einen triumphirenden Einzug in Neapel und Rom, als er von Olympia zurück kam. Wie reizend ſeine Stimme und ſeine Vorſtellungen geweſen ſeyn mögen, davon findet man eine merkwürdige tragiſch-komiſche Erzählung im *Suetonius* (**). Caligula

(*) Dedicatis thermis atque gymnaſio Senatui quoque et equiti oleum praebuit. *Sueton.* Nero, c. 12.

(**) Wenn er ſang, ſo durfte keiner, auch wegen der wichtigſten Urſachen nicht, weggehen; daher kam es, daß einige Weiber im Theater niederkamen, und viele vor Ekel und Langeweile über alles Hören und Loben, heimlich von der Mauer ſprangen, weil die Thüren verſchloſſen waren, oder ſich

ligula war, wie Nero, ein Freund des Tanzes und Geſanges, und hielt ſich ſelbſt für ſehr geſchickt in dieſen Uebungen. Die Senatoren mußten des Nachts wenn es ihm einfiel, zuſehen. *Suetonius* führt ausdrücklich dabey an, daß er nicht habe ſchwimmen können.

Wenn gleich die Römer auf die Bildung des Körpers nicht ſo viel Sorgfalt gewendet zu haben ſcheinen, als die Griechen, ſo haben ſie doch auch dieſelbe nicht ganz vernachläſſigt. Junge und Alte badeten öfters, wozu theils öffentliche Bäder mit vielen Koſten erbauet waren, theils auch angeſehene Privat-Perſonen in ihren Häuſern die nöthigen Einrichtungen hatten. Die Römer kannten auch ſchon jene wollüſtige Kunſt, die faſt im ganzen Orient, in der Türkey, in Perſien, in Oſt-Indien, und China, und ſogar auf den einſiedleriſchen Inſeln der Süd-See, bekannt und beliebt iſt, da nähmlich die Muskeln zuſammengedrückt und gleichſam geknetet, und die Gelenke gedehnt werden, wodurch der Körper eine gewiſſe Behaglichkeit empfindet. Im Orient iſt es allgemein gewöhnlich, wenn man aus einem warmen Bade kommt, wovon nachher noch ein Mehreres zu ſagen ſeyn wird (*).

ſich todt ſtelleten, um ſo hinausgetragen zu werden. *Sueton.* Nero, c. 23.

(*) Daß die Römer dieſe Manipulations-Methode ſchon gekannt haben, iſt ganz deutlich aus den Verſen des *Martialis* zu erſehen, wo es heißt:

Percurrit agili corpus arte tactatrix
Manumque doctam ſpargit omnibus membris

Dieſe kunſterfahrnen *Tactatrices* ſind ein klarer Beweis, daß die alten Römer ſich ſehr auf Wolluſt verſtanden. Der jüngere *Plinius* beſchreibt, in einigen ſeiner Briefe, ſeine Villa, und die Art, wie er daſelbſt den Tag verlebte. Es waren da Bäder, warme ſowohl als kalte, Baſſins zum Schwimmen, Xyſtus und Porticus zur Ambulation und Geſtation ꝛc. L. 2, ep. 17. Siehe auch im LIX Th. gegenwärtigen Werkes, S. 471, f.

Reiten, Schwimmen, Gehen, Laufen, Springen, Werfen; Uebungen, die bey einer ſo kriegeriſchen, Nation, für die Jugend nothwendig waren, wurden nicht verabſäumet (*). Die Soldaten mußten in voller Rüſtung gehen, laufen und ſpringen, vieler andern Waffen=Uebungen (deren bereits im LII Th., S. 334, fgg. Erwähnung geſchehen iſt,) nicht zu gedenken. Die vornehmen römiſchen Jünglinge ließen ſich in öffentlichen Ritter=Spielen, wovon nachher noch Einiges geſagt werden wird, ſehen.

Die öffentlichen Schauſpiele der Römer, ſo wie ihre Privat=Ergetzungen bey Gaſtmahlen, und die Feyerlichkeiten bey Leichen=Begängniſſen, beſtanden zwar größten Theils, ſo wie bey den Griechen, aus Kampf=Spielen; allein es iſt doch ein auffallender Unterſchied zwiſchen den griechiſchen und römiſchen Spielen. An Pracht und Aufwand fehlte es bey den leztern nicht, darin übertrafen ſie jene; aber es fehlte ihnen das Edle, National=wichtige, was jene ſo ſehr auszeichnete. Auch in Anſehung der Uebungen ſelbſt unterſchieden ſich beyde. In Griechenland waren es Wett=Rennen, Fünf=Kampf und muſikaliſche Wett=Streite; in Rom zwar auch Wett=Rennen und andere Kampf=Uebungen, aber muſikaliſche Wett=Streite ſchienen nicht beliebt geweſen zu ſeyn, deſto mehr aber blutige Gefechte der Gladiatoren, Vorſtellungen von Land= und See=Schlachten, und Thier=Gefechte. Dieſe leztern grauſamen Schauſpiele waren dem großen Haufen des römiſchen Volkes am angemeſſenſten.

Die

(*) Ante vrbem pueri et primaeue flore iuuentus
Exercentur equis, domitantque in puluere currus
Aut acres tendunt arcus aut lenta lacertis
Spicula contorquent, curſuque ictuque laceſſunt.

Virgil.

Die Schauſpiele der Römer wurden eingetheilet in circenſiſche und ſceniſche. Die circenſiſchen Spiele hatten ihren Nahmen vom Circus, wiewohl nicht bloß diejenigen darunter begriffen waren, welche in dem Circus ſelbſt, ſondern auch ſolche, welche im Amphitheater vorgeſtellt wurden; auch können einige ſowohl im Circus, als im Amphitheater, gehalten worden ſeyn. Es gehörten dazu:

1. Der Fünf-Kampf, oder das Certamen gymnicum, welches, wie oben bey den Griechen geſagt iſt, in Ringen, Fauſt-Kampf, Laufen, Springen und Werfen, beſtand. Es wurde von den Athleten nacket vorgenommen, und war von dem bey den Griechen gebräuchlichen nicht unterſchieden, daher hier nichts beſonders dabey zu bemerken iſt.

2. Das Wett-Rennen mit Wagen und Pferden, wovon im Art. Rennen gehandelt werden wird.

3. Vorſtellungen von Land- und See-Schlachten; Pugna pedeſtris, equeſtris, naualis, ſ. Naumachia. Siehe Schlacht.

4. Der Kampf mit wilden Thieren, oder Thier-Gefechte und Thier-Hetzen; Venatio, Pugna ferarum, wo ſowohl Thiere mit Thieren, als Menſchen mit Thieren kämpften. Dieſes waren blutige Schauſpiele nach dem Geſchmacke des römiſchen Volkes. Löwen, Elephanten, Tieger, Bären, Wölfe ꝛc. wurden zu Hunderten aus allen Ländern zuſammengebracht, um hier mit einander, oder mit Menſchen, zu kämpfen. Auguſt ließ 36 Krokodille in den Circus Flaminius bringen; Caligula 400 Löwen, und noch eine eben ſo große Anzahl anderer wilden Thiere. Aehnliche Verſchwendungen waren ſchon vorher nicht unerhört. Probus ließ den ganzen Kampf-Platz zu einem Walde umſchaffen, indem er große Bäume mit der Wurzel ausreiſſen und in den Circus verpflanzen

ließ. Tauſende von Thieren, Strauße, Gemſen, wilde Schweine, und andere, wurden auf ein Mahl in dieſen künſtlichen Wald eingelaſſen, und von dem Volke getödtet. Am folgenden Tage wurde das Schauſpiel mit reiſſenden Thieren wiederhohlt. 100 Löwen, 200 Leoparden und 300 Bären wurden zugleich in den Circus gelaſſen. Wenn Thiere parweiſe mit einander kämpften, ſo nahm man dazu gern zwey von verſchiedener Art, z. B. einen Löwen gegen einen Tieger, einen Stier gegen einen Elephanten, u. ſ. f. Menſchen, die mit Thieren ſtritten, waren entweder ſolche, die ſich freywillig dazu verſtanden, theils für Geld, theils aus Begierde ſich zu zeigen. Beſtien-Kämpfer (Beſtiarii), oder ſolche, die als Verbrecher dazu verurtheilt waren, ad beſtias damnati. Die Leztern, die zur Strafe ihrer Verbrechen, mit wilden Thieren fechten mußten, warf man den Thieren ganz nacket und meiſt ohne viele Waffen vor, und wenn ſie auch gleich das Glück hatten, ein wildes Thier zu überwinden, ſo mußten ſie doch wieder von neuem mit einem andern kämpfen, und der Kampf endigte ſich nur erſt mit dem Tode des Verurtheilten. Die wilden Thiere waren gemeiniglich Löwen, Bären, Tieger; und man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein Menſch nicht leicht zwey Mahl zum Gefechte kam. Cicero redet von einem Löwen, der allein 200 Menſchen tödtete. Da diejenigen, die das Glück hatten, das Thier zu erlegen, doch wieder von neuem mit einem andern kämpfen mußten, ſo brachten ſich viele ſogleich lieber ſelbſt um (*); doch konnten ſie ſich auch mit ihrem Jäger-Spieße das Leben retten, wurde es ihnen hernach auch wohl vollends geſchenkt (**). Obwohl die Verurtheilung ad beſtias insgemein äuſſerſt bos-

(*) *Seneca* de benefic. L. 2, c. 19. Eb. Deſſ. Ep. 70.

(**) *Cellarii* Antiq. Rom. c. 9, §. 2.

boshafte Knechte, oder auch Perſonen, denen man, ihrer Uebelthaten wegen, ſolche Strafe zuerkannte, traf (*), ſo war dieſelbe doch gar gemein auch für die erſten Chriſten, wenn ſie nicht abtrünnig werden wollten, da es ſofort hieß: Chriſtianos ad leonem! Chriſtianos ad beſtias! wenn nur etwa die Tiber ausgetreten war, oder ſich ſonſt einiges Unglück eräugnete (**); und zwar wurden dieſe auch oft ſofort an einen Pfahl gebunden, und mußten ſich alſo ohne Gegenwehr zerreiſſen und freſſen laſſen (***); dergleichen aber andern doch auch wiederfuhr (****), und ſelbſt Frauensperſonen (†). Dieſes traurige Schickſal traf zuweilen auch ſolche Chriſten, welche das römiſche Bürger-Recht gegen dieſe Art von Grauſamkeit hätte ſchützen ſollen. Waren dieſe Unglücklichen von den Thieren nicht zeriſſen, ſo mußten ſie ſich gleichſam zum Intermezzo in der Mittags-Stunde von Fechtern tödten laſſen (††). Dieſe beſtialiſche Weiſe, einen Menſchen hinzurichten, ſoll von den Athenienſern hergekommen ſeyn (†††); doch wird mit mehrerm Grun-

(*) *Alex. ab Alex.* L. 3, c. 5.

(**) Si Tiberis aſcendit in moenia, ſi Nilus non aſcendit in arua, ſi coelum ſtetit, ſi terra mouit, ſi fames, ſi lues; ſtatim *Chriſtianos ad leones!* *Tertull.* Apolog. c. 4. *Cyprian.* ep. 54.

(***) *Tertull.* de pudicit. c. vlt.

(****) *Poll.* Galien. c. 12.

(†) *Appul.* Met. L. 10.

(††) Um dieſe Zeit gieng ein Theil der Zuſchauer aus dem Amphitheater nach Hauſe; ein Theil aber, dem dieſes zu beſchwerlich war, brachte ſich Eſſen mit, und blieb auch den Mittag über im Amphitheater. Zur Unterhaltung dieſer Dagebliebenen wurden dann noch dieſe Zwiſchen-Spiele angeſtellt, wovon *Seneca* mit Recht ſagt: Intermiſſum eſt ſpectaculum, interim iugulantur homines, ne nihil agatur . . . Mera homicidia ſunt. Nihil habent quo tegantur ad ictum totis corporibus expoſiti.

(†††) *Caſſiod.* L. 5, ep. 42.

Grunde geglaubt, daß die Römer dergleichen von den Karthaginenſern gelernt haben (*). — Die zweyte Art von Beſtien-Kämpfern waren junge Leute, welche ſich durch Thier-Gefechte, in den Waffen und zum Kriege üben wollten. Man könnte dieſe die freywilligen Beſtien-Kämpfer nennen. Sie hatten eine Aehnlichkeit mit den ſpaniſchen Rittern, die, zur Ehre ihrer Damen, im gefährlichen Stier-Gefechte Leib und Leben wagen. Auguſt ſuchte die jungen Leute zu dieſer Art von blutigen und gefährlichen Uebungen zu ermuntern. Nero wagte ſich ſelbſt in ſolche Thier-Gefechte, und Commodus erhielt den Nahmen des römiſchen Herkules, weil er in einem ſolchen Kampfe geſieget hatte. — Eine dritte Art von Beſtien-Kämpfer machten diejenigen aus, welche das Fechten mit den Thieren für Geld, als ein Handwerk trieben (**). Die lezte Art focht in Geſellſchaft, und freywillig, gegen eine beſtimmte Anzahl von Beſtien; ſie könnten alſo zur zweyten Claſſe gerechnet werden, von denen ſie nur in der Anzahl unterſchieden ſind. Sie, und die durch richterlichen Ausſpruch dahin Verurtheilten, wurden für ehrlos gehalten (***).

Siehe auch im XXXIV Th., S. 43, f.

Zu dieſen Spielen gehört auch noch die Taurocatapſia, welche darin beſtand, daß ein Reiter einem Stier nachjagte, ſich auf ihn hinauf ſchwang, und ihn ſo bis zum Hinſtürzen ermattete, da er ihn dann erſtach; oder wie andere wollen, ihn bey den Hörnern ergriff, und durch einen eigenen Handgriff zu Boden warf. Die Theſſalier waren die Urheber dieſes Spieles, und vorzüglich geübt darin. *Julius Caeſar* führte es

(*) *Fab.* Semeſtr. L. 2, c. 7. *Bulenger.* de venat. c. 33.
(**) *Manil.* L. 4, v. 125. *Firmic.* L. 8, c. 13.
(***) L. 1. §. 5. ff. de Poſtul.

es bey den Römern ein (*). Die nachherigen Kaiſer gaben dergleichen Spiele ebenfalls, weil das Volk Geſchmack daran fand. *Suetonius* meldet es vom Claudius (**).

Als vorzüglich berühmte Kämpfer in dem Kampfe gegen wilde Thiere, werden unter andern genannt: *Lucius Priscillianus*, der oft überwunden hatte, und ſogar gegen zwey Thiere zu gleicher Zeit, z. B. gegen einen Bär und Parder, gegen einen Löwen und eine Löwinn kämpfte, und ſie beſiegte, wie *Dio Caſſius* berichtet. *Carpophorus*, ein Liebhaber Domitian's, der einen Löwen, einen Bär und ein Panterthier tödtete (***).

5. Fechter=Spiele, Munera gladiatoria, Ludi gladiatorii, gaben den beyden andern an Grauſamkeit nichts nach, und waren ſo beliebt bey dem Volke, daß eben daher der Nahme Munus, ein Geſchenk, hergeleitet werden kann. Man konnte nähmlich dem Volke keine größere Freude machen, als durch die Anſtellung ſolcher Schauſpiele. Von den Fechter=Spielen der Römer, ſ. im XXXIV Th., S. 13 — 43.

6. Das Troja=Spiel, Ludus Troiae, oder Ludus Troianus, war, wie bereits im XXXIV Th., S. 57, erwähnt worden iſt, eine Uebung zu Pferde, worin die Söhne der römiſchen Ritter ſich ſehen ließen, um ſich dadurch Sicherheit und Gewandtheit zu Pferde, und Fertigkeit in allerley kriegeriſchen Bewegungen zu erwerben (****). Aeneas brachte dieſes Spiel zu=

(*) Theſſalorum gentis inuentum, equo iuxta quadrupedante cornu intecta ceruice tauros necare. Primus id ſpectaculum dedit Romae Caeſar Dictator. *Plin.* hiſt. nat. c. 40.

(**) Praeterea Theſſalos equites, qui feros tauros per ſpatia circi agunt inſiliuntque defeſſos et ad terram cornibus detrahunt. *Sueton.* Claud. c. 21.

(***) *Martial.* de Spect. epigr. 15.

(****) *Liuius*, V, 596.

zuerſt in Sicilien auf, und ſtellte es mit den jungen Trojanern an, woher das Spiel auch Troia genannt wurde; hernach ſetzte es Aſcanius zu Alba mit den Lateinern fort, und von dieſen kam es zu den Römern. Lange Zeit war es nachher in Vergeſſenheit gerathen, aber *Julius Caeſar* brachte es zuerſt wieder in Gang (*), da denn hernach Auguſt (**), Tiberius (***), Caligula (†) und andere Kaiſer, daſſelbe zum öftern vorſtellten, und den Knaben dabey Helme, Spieße ꝛc. als Belohnung ihres Wohlverhaltens austheilten, deren aber auch manche dabey zu Schaden kamen, und ein Bein brachen oder ſonſt verletzt wurden, die aber denn auch, zur Recreation, eine deſto anſehnlichere Verehrung, als: goldene Ketten, und dgl. bekamen (††). Das Spiel wurde auf freyem Felde, und in der Folge im Circus maximus, gehalten. Die jungen Leute theilten ſich in zwey, oder, wie Andere wollen, in drey Haufen, jeder von 12 Perſonen. Sie führten Waffen von Horn, einen kleinen Wurf-Spieß nebſt Bogen und Pfeilen. Jeder Haufe hatte einen Anführer, welcher Princeps iuuentutis hieß; eine Benennung, welche die kaiſerlichen Prinzen in der Folge als einen Ehren-Titel führten. Wenn ein Ludus Troiae gehalten wurde, zogen die Haufen unter Anführung des Principis, auf das zum Tummel-Platz beſtimmte Feld, oder in den Circus, theilten ſich ſodann, ſprengten auf einander los, machten allerley Schwenkungen und Waffen-Uebungen, vereinigten ſich wieder und zogen ab. Man ſieht, daß unſer Carouſſel und Pferde-Ballet einige Aehnlichkeit mit die-

(*) *Sueton.* Jul. Caeſ. c. 39.

(**) *Suet.* Aug. c. 43.

(***) *Sueton.* Tiber. c. 6.

(†) *Suet.* Caligula, c. 18.

(††) *Suet.* Aug. c. 43.

dieſen Uebungen hat; nur daß bey dem Troja-Spiele noch mehr Nachahmung eines Gefechtes war, dagegen die eben erwähnten heutigen Uebungen bloß aus Wendungen und Kunſtſtücken beſtehen, um die Geſchicklichkeit des Körpers zu zeigen.

Suetonius hat ein Buch de puerorum luſibus geſchrieben, welches aber vermuthlich verloren gegangen iſt, worin er auch vom Ludo Troiae handelt. *Virgilius*, der glückliche Nachahmer Homer's, beſchreibt, im 5ten Buche der Aeneis, die Spiele, welche der fromme Aeneas bey dem Grabe des Anchyſes anſtellt. Er ſchildert 5 Arten von Wett=Kämpfen, das Wett=Rudern, den Wett=Lauf, den Fauſt=Kampf, das Pfeil=Schießen, und das Pferde=Rennen. Das leztere Kampf=Spiel, das Pferde=Rennen, oder vielmehr die Uebungen der Jugend zu Pferde, welche nachher, um ihren Urſprung anzuzeigen, Ludus Troiae genannt wurden, beſchreibt er, v. 545, fgg. alſo:

At pater Aeneas, nondum certamine miſſo
Cuſtodem ad ſeſe comitemque impubis Juli
Epytiden vocat, et fidam ſic fatur ad aurem:
Vade age; et Aſcanio, ſi iam puerile paratum
Agmen habet ſecum, curſusque inſtruxit equorum:
Ducat auo turmas, et ſeſe oſtendat in armis.
Dic, ait. Ipſe omnem longo decedere circo
Infuſum populum, et campos iubet eſſe patentes.
Incedunt pueri, pariterque ante ora parentum
Frenatis lucent in equis: quos omnis euntes
Trinacriae mirata fremit Troiaeque iuuentus.
Omnibus in morem tonſa coma preſſa corona:
Cornea bina ferunt praefixa haſtilia ferro,
Pars leues humero pharetras: it pectore ſummo
Flexilis obtorti per collum circulus auri.
Tres equitum numero turmae, ternique vagantur
Ductores: pueri biſſeni quemque ſecuti,
Agmine partito fulgent, paribusque magiſtris.

Nachdem ſie ſich geſtellt hatten, fangen die Uebungen ſelbſt an.

Poſtquam omnem laeti conſeſſum oculosque ſuorum
Luſtrauere in equis: ſignum clamore paratis

Epytides longe dedit, inſonuitque flagello.
Olli diſcurrere pares, atque agmina terni
Diductis ſoluere choris: rurſusque vocati
Conuertere vias, infeſtaque tela tulere.
Inde alios ineunt curſus, aliosque recurſus,
Aduerſis ſpatiis, alternosque orbibus orbes
Impediunt: pugnaeque cient ſimulacra ſub armis.
Et nunc terga fugae nudant, nunc ſpicula vertunt
Infenſi; facta pariter nunc pace feruntur.
Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta
Parietibus textum caecis iter, ancipitemque
Mille viis habuiſſe dolum, qua ſigna ſequendi
Falleret indeprenſus et irremeabilis error:
Haud aliter Teucrum nati veſtigia curſu
Impediunt, texuntque fugas et praelia ludo:
Delphinum ſimiles, qui per maria humida nando
Carpathium Lybicumque ſecant, luduntque per vndas.
Hunc morem, hos curſus, atque haec certamina primus
Aſcanius, longam mures quum cingeret Albam
Rettulit, et priſcos docuit celebrare Latinos;
Quo puer ipſe modo, ſecum quo Troïa pubes
Albani docuere ſuos; hinc maxima porro
Accepit Roma, et patrium ſeruauit honorem
Troiaque nunc, pueri, Troianum dicitur agmen.
Hac celebrata tenus ſancto certamina patri.

Eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ehemahligen ludo Trojae der Römer, hat das ritterliche Spiel der Spanier, Pareja, deſſen weiter unten Erwähnung geſchehen wird.

Von den ſceniſchen Spielen, oder theatraliſchen Vorſtellungen, und den Tänzen der Römer, wird unter Schauſpiel und Tanz gehandelt werden.

Hier iſt auch noch einiger künſtlicher Leibes-Uebungen Erwähnung zu thun, womit gewiſſe Leute für Geld ſich ſehen ließen, und das Volk, welches ſich haufenweiſe um ſie verſammelte, beluſtigten. Den Nachrichten zu Folge, welche man davon bey dem *Manilius* und Andern findet, waren die Kunſtſtücke der damahligen Balanceurs, Seil-Tänzer u. ſ. w. nicht

nicht minder kühn, und zum Theil erſtaunenswürdig, als die wir in unſern Tagen ſehen.

Die Petauriſten, Petauriſtae, gehören zuvörderſt hierher. Dieſe Leute, welche auf verſchiedene Weiſe mit ihrem Luſu petauri allerley Gaukelſpiel machten, kamen am meiſten mit unſern heutigen Tramplain-Springern überein. Sie hiengen zwey, drey oder mehr Ringe oder Reiſe hintereinander auf, und durch dieſelben kann ein Petauriſt hindurch, ohne die Reiſen zu berühren. Die Reiſe hiengen an einem Balken, waren aber auch unten an der Erde befeſtigt, damit ſie parallel und unbeweglich blieben. Dieſe Art des Petaurismi iſt in Fig. 4196 deutlich abgebildet. Wollte man die Kunſt noch höher treiben, ſo machte man Feuer dabey an, oder bewickelte die Reiſe, welche alsdann von Eiſen waren und an eiſernen Ketten hiengen, mit brennbaren Materialien, oder beſtrich ſie mit Pech, und zündete unter denſelben das Feuer an, da dann der Petauriſt durch ein Meer von Flammen ſpringen konnte, ohne ſich zu verletzen (*), ſo wie man mit dem Finger durch eine Licht-Flamme fahren kann, ohne ſich zu verbrennen, wenn es nicht zu langſam geſchieht. Man machte auch wohl Feuer auf der Erde im Kreiſe herum an, und einige giengen mit bloßen Füßen durch daſſelbe hin. Andere hoben mit den Zähnen einen Eimer oder ein Gewicht auf (**), und dgl. m. Eben ſo gewagt war ein anderes Kunſtſtück der Petauriſten, worauf ſchon oben, wo bey den Griechen von den Petauro die Rede war, gezielt wurde. Dieſe, in Fig. 4197 abgebildete Art des Petaurismi,

 be-

(*) Davon handelt die, ohne dieſe Bemerkung ſehr ſchwere, Stelle des *Manilius*, L. 5, v. 437.

Membraque per flammas orbesque emiſſa flagrantes
Molliter vt liquidis per humum ponuntur in vndis

(**) *Petron.* c. 53, p. 197.

beſtand darin, daß man ein großes Schwung=Rad, durch welches eine lange Axe gieng, ſenkrecht aufrichtete, in welchem die Axe horizontal lag. An einem oder beyden Enden der Axe ſtanden ein Par Leute, und dreheten dieſelbe, folglich auch das daran befeſtigte Rad, vermittelſt einer Kurbel, ſchnell herum. An einer Seite, oder an zwey einander gegenüber ſtehenden Seiten des äuſſern Randes vom Rade legten ſich ein oder zwey Petauriſten, hielten ſich mit Händen und Füßen daran feſt, und ließen ſich mit herum drehen, ſo daß, wenn einer oben war, der andere ſich unten befand. Wenn ſie ſich nun einige Mahl ſchnell hatten herum drehen laſſen, und durch dieſe ſchnelle Bewegung in einen rechten Schwung gekommen waren, oder eine große Flieh=Kraft erlangt hatten, ließ der, welcher oben am oberſten Rande des Rades war, plötzlich los, da er denn weit weggeſchleudert wurde; darin aber beſtand ſeine Kunſt, daß er ſich dabey ſo zu wenden wußte, daß er nicht nur keinen Schaden bekam, ſondern ſich auch in der Luft ein oder zwey Mahl umſchlug, und entweder rechts auf den Füßen, oder auf den Händen, oder verkehrt auf den Händen zu ſtehen kam. Darauf folgte der andere, wenn der untere Rand des Rades in die Höhe kam, nach, und machte ebenfalls ſolche Wendungen. Dadurch wurden die Zuſchauer ſehr ergetzt (*).

Seil=

(*) *Juuenalis*, Sat. 14, v. 265.

> An magis oblectant animum iactata petauro
> Corpora?

und *Manilius*, L. 5, v. 433, fgg. beſchreibt dieſes Spiel ebenfalls, obgleich auch dunkel, wenn man nicht ſchon von der Sache einen Begriff hat. Es heißt daſelbſt alſo:

> Adnumeres etiam illa licet cognata per artem
> *Corpora,* quae ſaliunt *valido excuſſa petauro*
> Alternosque cient motus; elatus et ille
> Nunc iacet, atque huius caſu ſuspenditur ille.

Seil-Tänzer und Drath-Tänzer, Funambuli und Neurobatae, waren in alten Zeiten ſchon eben ſo geübt, als jezt. Sie giengen auf dem Seile und auf Darm-Saiten, welche man in der Luft nicht ſehen konnte, daher man ſie Viatores aëreos, und das Seil oder die Saite, und den Drath, worauf ſie giengen, funem aëreum nannte.

Mit dieſem Seiltanzen war viele Lebens-Gefahr verbunden, wie die tägliche Erfahrung zeigt; es finden ſich aber auch ſchon von jenen Zeiten Zeugniſſe da von einer Bande von 40 Perſonen, in kurzer Zeit 21 zu Tode fielen.

Folgende Nachricht finden wir im *Nicephorus Gregor.* Hiſtor. Byzant. L. 8, c. 10, (Pariſ. 1702,) p. 214, ſqq. Es wird in dieſer Stelle von den damahligen Gaukeleyen eine ſehr ausführliche Nachricht gegeben, daß ich, weil das Buch ſelten anzutreffen iſt, die Stelle hier in einer Ueberſetzung, und in der Note (*) mit des Verfaſſers eigenen Worten, anführen will.

 „Wir

(*) Sub hoc tempus Conſtantinopolin obiter ingreſſos vidimus mirabilium operum arte inſtructos viros, non pauciorum viginti, quales nemo vnquam prouectae aetatis homo vel audierat, vel viderat.

Qui primum ex Aegypto egreſſi; veluti circulum quandam confecerant, ac verſus quidem orientem et ſeptentrionem, Chaldaeam, Arabiam, Perſidem, Mediam et Aſſyriam peragrauerant: deinde deflexo ad occaſum itinere, Iberiam Caucaſo finitimam, Colchidem, Armeniam, ceteraſque gentes peruagati, quae inde Byzantium vſque habitant artem ſuam in omnibus prouinciis oſtentarant.

Quae autem ab illis agebantur, erant illa quidem monſtroſa et ſane mirabilia; non tamen quidquam cum diabolicis praeſtigiis commune habebant; ſed erant ſtudia quaedam dextri ingenii, longo tempore in huiusmodi rebus verſati. Vt autem breuiter pauca ex illis narremus, en qualia ab iis ſpectacula exhibebantur.

Nauis onerariae malos binos vel ternos, alicubi in ſolo fixos et erectos, funibus inter ſe firmabant, ne in alteram partem inclinarent. Deinde funem alium ex vnius mali cacumine in alterius cacumen extendebant; praeterea alium funem a ſolo ad cacumen circumplicantes,

„Wir ſahen in Konſtantinopel eine Geſellſchaft von nicht weniger als 20 Perſonen, die eben zu der Zeit daſelbſt angekommen waren, Leute, welche in bewundernswürdigen Kunſtſtücken eine ungemeine Fertigkeit beſaßen.

„Sie waren urſprünglich aus Aegypten gekommen, und ſchon weit und breit in Ländern, die gegen Morgen und Mitternacht liegen, umher gereiſet; durch Chaldäa, Arabien, Perſien, Medien und Aſſyrien. Sodann hatten ſie ſich nach Abend gewendet, durch Iberien am Kaukaſus, Colchis, Armenien; ſie hatten ihre Künſte bey allen Völkern gezeigt, welche bis Byzanz wohnen.

„Die Stücke, womit ſie ſich ſehen ließen, waren ungeheuer, und in der That bewundernswürdig; doch hatten ſie nichts mit teufliſchen Gaukeleyen gemein, ſondern waren die Frucht einer beharrlichen Anſtrengung und einer langen Uebung. Um aber kürzlich Einiges davon zu erzählen, ſo war Folgendes vorzüglich auffallend.

„Sie richteten zwey oder drey große Schiff-Maſten auf, befeſtigten ſie in der Erde; und damit ſie auf keine Weiſe ſich neigen könnten, wurden noch Seile daran angebracht, (wie an den Maſten auf den Schiffen ſelbſt.) Darauf ſpannten ſie ein anderes Seil von der Spitze des einen Maſtes zu der andern; ſodann wickelten ſie ein Seil vom Boden an bis an die Spitze um den Maſt herum, und machten dadurch gleichſam kreisförmige Stu-

„fen

tes, gradus quoſdam in gyri ſpeciem, quibus aſcenderent, faciebant; per quos vnus ex iis cum euaſiſſet, nudo cacumini mali inſiſtebat, nunc altero in pede ſtans, nunc ambos verſus caelum diſtendens, caput vero deorſum verſus ad mali cacumen adplicans. Poſt, ſubito ſaltu facto; vnaque mane fune adprehenſo fortiter, inde pendebat, et ita ſaepe ſeſe rotabat et circumvoluebat, ac ſurſum verſus caelum, et infra verſus terram paulo momento et continenter rotae in morem pedes circumagebat. Deinde non manu, ſed inflexo crure, reſte adprehenſa, ſupinus pendebat, atque ita rurſus eodem modo ſe rotabat ac circumvertebat. Mox rectus in medio fune ſtans, accepto arcu et ſagittis ad ſcopum eminus poſitum collimabat adeo ſolerter, vt, qui humi conſiſteret, melius non poſſet. Deinde clauſis oculis, accepto in humeros puero, quaſi viator quidam aëreus, per funem gradiebatur, ab altero malo ad alterum. Et haec quidem iſte.

„ſen an dem Maſte, vermittelſt deren ſie hinaufſtiegen. „Nachdem nun Einer von ihnen ſchnell hinauf geklettert „war, ſtellte er ſich auf die bloße Spitze des Maſtes, bald „auf dem einen, bald auf dem andern Fuße, bald beyde „Füße gen Himmel gerichtet auf dem Kopfe. Plötzlich „that er einen heftigen Sprung, ergriff mit der einen Hand „zugleich das Seil, und hieng ſich daran. Nun drehte er „ſich wie ein Rad um die Axe, ſo daß die Füße in dem „Umfange des Kreiſes ſich ſchnell herum bewegten, jezt „gen Himmel, jezt zur Erde gerichtet. Bald ergriff er „das Seil nicht mit der Hand, ſondern mit gebogenem „Beine, hieng nun verkehrt daran, und machte auch auf „dieſe Art jene Rad-Bewegung. Dann ſtellte er ſich mit „den Füßen aufrecht auf das Seil, nahm Pfeil und Bo-„gen, hielte und traf ſo geſchickt ein in der Entfernung „angebrachtes Ziel, daß Einer, der auf feſtem Boden „ſtand, es nicht beſſer hätte machen können. Endlich „gieng er mit verſchloſſenen Augen, einen Knaben auf „den Schultern tragend, auf dem Seile von dem einen „Maſte zum andern, wie ein Luft-Wandler."

Hr. Vieth findet hierbey bemerkungswerth, daß hier nichts von der Balancir-Stange erwähnt wird, da doch dieſe Nachricht von den Seiltänzer-Stücken ziemlich ausführlich iſt. Sollte man ſie damahls noch nicht gekannt haben? Ohne ſie ſind zwar die meiſten Stücke ſchwerer und gefährlicher, aber weniger ſchön.

Voltigir- und Reit-Künſte, wurden ebenfalls von dieſen Leuten in hohem Grade getrieben. Die eben angeführte Stelle beſchreibt ſie ſo (*):

(*) Alius autem equo inſidens ad curſum equum exſtimulabat, eoque currente nunc erectus in ſella ſtabat, nunc ante in iuba, nunc retro in clunibus, pedibus ſemper dextre implexis, et velut auis in morem, volitans: nunc ex equo currente deſcendens, eiusque cauda prehenſa inſiliens, rurſus in ſella ſedens conſpiciebatur, et inde rurſus ex altera ſellae parte ſe demittens, et circum equi ventrem ſe circumagens, facile ex altera parte aſcendebat, ac rurſus in eo vehebatur. Quibus rebus cum occuparetur, ne id quidem negligebat, vt equum flagello ad curſum excitaret. Et hoc alter e monſtrificis illis hominibus faciebat.

„Ein Anderer ſaß auf einem Pferde, trieb es zum Laufen an, und im vollen Laufe ſtellte er ſich aufgerichtet im „Sattel auf die Füße, bald ſtand er vorn auf der Mähne, „bald hinten auf der Croupe; dabey wußte er die Beine „auf eine geſchickte Art zu biegen, und ſchien wie ein Vogel dahin zu ſchweben. Nun ſprang er vom Pferde herunter, indem dieſes immer fortlief, und ergriff den „Schweif des Pferdes, ſchwang ſich ſo von hinten wieder „hinauf, und man ſah ihn wieder im Sattel ſitzen. Wiederum ließ er ſich von der andern Seite herunter, wand „ſich unter dem Bauche des Pferdes durch, ſetzte ſich mit „Leichtigkeit von dieſer Seite wieder in den Sattel, und „ritt nun auf die gewöhnliche Art. Indem er alle dieſe „Kunſt-Stücke machte, vergaß er dennoch nicht das Pferd „von Zeit zu Zeit mit der Peitſche anzutreiben.“

Von den Balancier-Stücken giebt der Geſchicht-Schreiber folgende Nachricht (*):

„Ein Anderer ſtellte eine etwa Ellenlange Stange auf „den Kopf, und oben darauf ein mit irgend einer Flüſſigkeit angefülltes Gefäß; damit gieng er frey umher, und „das Gefäß blieb unerſchüttert ſtehen.

„Noch ein Anderer nahm einen, etwa 3 Klafter langen Spieß, wickelte einen Strick von unten bis an die „Spitze um denſelben herum, ſo daß dadurch ſolche Stufen entſtanden, wie vorhin bey dem Maſte, und ſtellte „ihn auf ſeinen Kopf. Ein Knabe kletterte mit Händen „und Füßen hinauf bis auf die Spitze des Spießes, und „eben ſo wieder herunter, und der, welcher den Spieß auf „dem Kopfe trug, gieng beſtändig umher.“

Zu

(*) Alius vero cubitali claua capiti impoſita, ac vaſe humoris pleno in eius ſumma parte collocato, ita circumibat, vt vas diu immotum ſeruaret.

Alius et ipſe longam haſtam in capite ſuo ſtatuebat, tribus orgyis non breuiorem, ſune inferne rurſus apicem circumplicato, graduum inſtar: quos puer manibus et pedibus aſcendebat, paullum alternantibus, vſque ad haſtae cacumen, et rurſus inde deſcendebat. At qui haſtam in capite gerebat, continenter obambulabat.

Zu dieſen Stücken gehörte auch das Ballſpielen, welches auf eine künſtliche Art geſchah, ſo, daß der Ball nicht bloß mit den Händen, ſondern auch mit den Füßen und andern Theilen des Leibes aufgefangen und wieder in die Höhe geworfen wurde. Sie machten dergleichen auch, um die Sicherheit ihrer Kunſt zu zeigen, mit einer gläſernen Kugel.

Nicephorus erzählt (*): „Ein Anderer warf eine glä„ſerne Kugel in die Höhe, und wenn ſie wieder herunter „fiel, ſo fieng er ſie bald mit der Spitze eines Fingers, „bald mit dem Elbogen, bald auf dieſe, bald auf je„ne Art.“

Ich ſetze noch den Schluß dieſer Stelle her (**).

„Ich übergehe verſchiedene Arten von Tänzen, und „andere Uebungen, womit dieſe Leute uns ein Schauſpiel „gaben.

„Es konnte aber nicht bloß Einer dieſe Art, der Ande„re jene Art von Kunſt=Stücken machen, ſondern Jeder „war in allen Arten geſchickt, und auſſer denen, die ich „erzählt habe, machten ſie noch tauſend andere Stücke.

„Allein ungeachtet ihrer großen Geſchicklichkeit, wa„ren ſie doch auch nicht frey von der Gefahr, welche mit „ſolchen Stücken verbunden iſt. Oft waren ſchon einige

(*) Alius vitreum globum in altum iactabat, et relabentem nunc extremo manus vngue excipiebat, nunc poſteriore cubiti parte, nunc aliter atque aliter.

(**) Omitto ſaltationum varia genera ceteraſque exercitationes, quascunque illi ſpectandas nobis exhibuerunt.

Neque vero ſinguli ea ſingula, ſed omnes vniuerſa callebant; neque ea, quae expoſui tantum, ſed alia ſexcenta ſciebant.

Sed cum ea ſtudia periculoſa ſint, ne ipſi quidem periculorum expertes fuerunt, ſed ſaepe praecipitati aliqui perierunt. Nam cum amplius quadraginta, patria exceſſiſſent, pauciores viginti Byzantium peruenerunt; vidimus et nos vnum malo delapſum interire.

Magnam itaque pecuniam a ſpectatoribus colligendo, quouis terrarum proficiſcebantur, partim lucri faciendi cauſſa, partim artis ſuae oſtendendae gratia. Digreſſi autem Byzantio, per Thraciam et Macedoniam Gades vſque peruenerunt, toto fere terrarum orbe, artis ſuae theatro conſtituto.

„geſtürzt, und hatten ihr Leben dabey eingebüßt. Als ſie „aus ihrem Vaterlande giengen, waren ihrer mehr als „40 Perſonen geweſen, und als ſie nach Byzanz kamen, „waren nur noch 20. Wir ſelbſt ſahen Einen von dem „Maſte herunter ſtürzen, und den Geiſt aufgeben.

„Sie zogen viel Geld von den Zuſchauern, wohin ſie „auch kommen mochten, um etwas zu verdienen, und um „ſich mit ihrer Kunſt zu zeigen. Nach ihrer Abreiſe aus „Byzanz reiſeten ſie durch Thracien und Macedonien, und „ſie ſind bis nach Gades (Cadix) gekommen; faſt in der „ganzen Welt hatten ſie ihre Künſte ſehen laſſen.“

Bey den Ludis ſaecularibus der Römer, ließen ſich auch ſolche Künſtler ſehen, welche Pyramiden von Menſchen formirten; daß z. B. 15 Perſonen Kegel- oder Pyramiden-förmig einer dem andern auf den Schultern ſtand, ſo, daß in der unterſten Reihe 5, in der folgenden 4, in der dritten 3, in der vierten 2, und in der fünften 1 Kerl auf des andern Schulter ſtand; auf deſſen Kopfe war ein Knabe, der ſeinen Kopf auf den Kopf des leztern Mannes, und die Füße in die Höhe gerichtet hatte (*). Fig. 4198. macht dieſes deutlich. In Venedig laſſen ſich dergleichen Leute noch mit ihrer Kunſt ſehen, wie ich weiter unten, bey der Geſchichte der Leibes-Uebungen der neuern Italiäner, melde.

Aſcoliaſten, oder Schlauch-Tänzer und Cubiſtiker, deren bereits bey den Griechen Erwähnung geſchehen iſt, fanden ſich auch bey den öffentlichen Spielen der Römer ein, um dem Volke Beluſtigung zu verſchaffen.

Die

(*) *Claudianus* de Mallii conſulatu giebt nur allein davon Nachricht, v. 320 — 324.

Corporaque aedificent celeri creſcentia nexu
Quorum compoſitam puer amentatus in arcem
Emicet; et vinctus plantae vel cruribus haerens,
Pendula librato figat veſtigia ſaltu.

Die Deutſchen, dieſes ſo merkwürdige Volk, wurden den Römern ungefähr 100 Jahr vor Chriſti Geburt bekannt, und von dieſem Zeitpuncte an, datiren ſich denn auch die älteſten Nachrichten römiſcher Schriftſteller. Das, was ſie von den alten Deutſchen ſagen, iſt ſchon hinlänglich, dieſe, obgleich damahls noch rohe, Nation ſchätzen zu lernen; hätten die Deutſchen ſelbſt Geſchicht-Schreiber unter ſich gehabt, vielleicht würden die Nachrichten dann noch rühmlicher lauten. Dafür haben aber diejenigen, welche auf uns gekommen ſind, da ſie von Schriftſtellern eines feindlichen und unterdrückenden Volkes herrühren, deſto mehr Gewicht, in ſofern ſie gewiß nicht parteyiſch für die Nation ſind, die der Macht der Römer einen Damm entgegen ſetzte.

Da hier von Leibes-Uebungen die Rede iſt, ſo ſcheint es, nach Hrn. Vieth Urtheil, am ſchicklichſten zu ſeyn, die Geſchichte in drey Perioden zu theilen; die erſte: von den älteſten Zeiten, worin Deutſche bekannt wurden, bis auf den Anfang der Turniere; die zweyte: vom Anfang der Turniere bis zu ihrem Aufhören; die dritte: vom Aufhören der Turniere bis auf unſre Zeiten.

1. Die Deutſchen nannten ſich von iherm angeblichen Stamm-Vater, Tuiſten oder Tuisken; auch findet man ſie unter den Nahmen Teutonen. Sie wurden den Römern ſchon, etwan 100 Jahr vor Chriſti Geburt, als eine tapfere und kriegeriſche Nation bekannt, da ſie das römiſche Gebieth durch ihre Einfälle beunruhigten, und eben ſo lernten die Römer ſie in der Folge noch mehr kennen, als dieſe Welt-Beherrſcher ſich vergebens bemüheten, ganz Deutſchland zu einer römiſchen Provinz zu machen. Größe und Stärke des Körpers zeichnete die Deutſchen ſo ſehr aus, daß die römiſchen Geſchicht-Schreiber den Eindruck nicht ſtark genug machen können, den dieſe rohen

hen Krieger auf ihre Soldaten machten. Krieg war die Lieblings-Beſchäftigung der Deutſchen. Immer waren ſie bereit gegen den Feind zu ziehen; in öffentlichen und Privat-Geſchäften, immer waren ſie unter Waffen. Der Jüngling wurde, wenn man ihn öffentlich für fähig erkannt hatte, von dem Oberhaupte, oder von dem Vater, oder von einem der Verwandten mit Schild und Spieß bewaffnet. Schwerter und lange Spieße brauchten ſie wenig. Ihre Spieße, die in ihre Sprache Framen (Frameae) hießen, hatten eine ſchmahle und kurze eiſerne Spitze, aber ſo ſcharf und ſo gut zu gebrauchen, daß ſie mit dieſem Gewehre, nach Beſchaffenheit der Umſtände, in die Ferne ſtritten. Ihre Reiterey hatte keine andere Waffen, als Spieße und Schilde. Die Fußvölker aber brauchten auch Wurf-Pfeile, wovon jeder mehrere mit ſich führte, und welche ſie erſtaunlich weit warfen, wobey ihnen ihre Nacktheit oder leichte Bedeckung ſehr zu Statten kam. Aus Schönheit im Aeuſſerlichen machten ſich dieſe rohe Krieger nichts; nur ihre Schilder bemahlten ſie bunt. Panzer und Helme waren ſehr ſelten unter ihnen.

Nach dem *Tacitus*, waren ihre Pferde weder ſchön, noch gut dreſſirt. Im erſten ſtimmt *Caeſar* mit ihm überein. Vielleicht waren es meiſtens wilde, oder unmittelbare Abkömmlinge von wilden Pferden, welche nicht ſchön, aber ſehr ſchnell ſind. *Caeſar* aber ſchreibt zugleich, daß ihre Pferde gut abgerichtet, und in dem Kampfe zu Pferde ſehr geſchickt geweſen ſeyn. Sättel brauchten ſie gar nicht. Aus einer Stelle im *Caeſar* erhellet, daß die Reiter ſich eine ihnen gleiche Anzahl Fußgänger wählten, die im hohen Grade Schnelligkeit und Stärke beſaßen. Die begleiteten die Reiter allenthalben in der Schlacht, unterſtützten ſie, wo es hart hergieng, kamen den Verwundeten zu Hülfe, und wenn die Reiter an einem entfernten Orte

ſpreng-

ſprengten, oder ſich eilig zurück ziehen mußten, ſo hatten die Fußgänger ſich durch Uebung eine ſolche Schnelligkeit erworben, daß ſie neben den Pferden herliefen, indem ſie dieſe an der Mähne faßten (*). Dieſe Geſchwindigkeit der Fußgänger rühmt auch *Tacitus* (**).

Ueberhaupt machte die Uebung der Jugend in den Waffen, die Haupt-Sache der National-Erziehung der alten Deutſchen aus, da ſie ſich beſtändig ihrer Haut zu wehren hatten; und ſie handelten hierin weit zweckmäßiger, als ihre ſpätern Nachkommen, die künftige Hof-Leute roh und wild aufwachſen laſſen. Was aber am meiſten dabey zu bewundern iſt, iſt dieſes, daß die römiſchen Legionen den ſchnellen Anlauf und das Einſprengen (velocitatem & inſultum) (***) der deutſchen Infanterie ſo auſſerordentlich fürchteten. Dieſes ſetzt voraus, daß jene in vollem Anlauf, ungefähr wie unſere heutige Cavallerie, in den Feind ſetzte, und ihn unter die Füße trat. Die gefälleten Spieße der Römer, womit ſie ſonſt eine gute Reiterey abhalten konnten, mochten dagegen nicht viel wirken, weil die Deutſchen mit einem raſchen Sprunge darüber hinweg ſetzten, und mit ihren kurzen und ſcharfen Framen den Römern die Bruſt durchbohrten. Was gehörte aber nicht dazu, um ſolche Springer, die ſich mit offenen Augen in den Tod ſtürzten, zu bilden! Wie mußten die Sehnen und Muskeln dieſer Kerle von Kindesbeinen an gewöhnt und geſtärkt ſeyn! und was für Grundſätze von Ehre und Schande mußten dieſen krie-

(*) *Caeſar* de bell. gall. I. 48.

(**) Germ. c. 6.

(***) *Tacitus* erwähnt deſſen bey zwey Gelegenheiten: ein Mahl, da Germanicus ein Treffen mit ihnen in der Ebene vermied; und das andere Mahl, da die Deutſchen ſo in die Enge getrieben waren, daß ſie aſſultu et velocitate corporum nichts ausrichten konnten. Annal. L. 2, c. 21.

kriegeriſchen Seelen eingeprägt ſeyn! — Ihr einziges und ewiges Spiel war, auf ſcharfe Spieße einzudringen (*), um Körper und Auge zu gewöhnen, und ihre Grundſätze waren jenem Zwecke völlig angemeſſen. Wer im Anlaufe auf den Feind zu langſam war (ignavus), oder aus Angſt nicht raſch genug einſetzte (imbellis), oder wohl gar auf eine ſchändliche Art ſeine Sehnen unbrauchbar gemacht hatte (corpore infamis), den erſtickten ſie in dem nächſten Sumpfe, und eine ewige unauslöſchliche Schande verfolgte diejenigen, die ihren Dienſt-Herrn in der Schlacht verließen. — Dieſe Springer waren aber auch nur in der erſten Linie, und die edelſten Jünglinge der Nation (**). Rüben-Freſſer ſchickten ſich dazu nicht; und nur unter den Engländern, einer mehrentheils von Fleiſche lebenden Nation, ſieht man hier und da noch Jünglinge, die ohne Zulauf, über eine Hecke von 6 Fuß hinweg ſetzen. — Ueberhaupt übertrafen ſie alle Nationen im Springen. Der König der Cimbern Teutoboch ſetzte gewöhnlich über 4 und 6 Pferde weg (***), und der König iſt ſelten der erſte und einzige dieſer Art. Ohne Zweifel gehörte alſo das Voltigiren zur National-Erziehung, und das Gefolge (comitatus) des Königs war vermuthlich noch ſtärker in dieſer Kunſt, als er. Der Nerv ihres Armes, womit ſie

(*) Genus ſpectaculorum vnum, atque in omni coetu idem. Nudi iuuenes, quibus id ludicrum eſt, inter gladios ſe atque infeſtas frameas ſaltu iactant. *Tacit.* G. 24. Hierdurch erreichten ſie jene Spring-Kraft. Ignauos et imbelles et corpore infames coeno ac palude mergunt. G. c. 12. Wenn man dieſes nicht von der augenblicklichen Situation des Anlaufes verſteht, ſo iſt es nichts.

(**) In vniuerſum aeſtimanti, plus penes peditem roboris: eoque mixti praeliantur, apta et congruente ad equeſtrem pugnam *velocitate peditum quos ex omni iuuentute delectos ante aciem ponunt. Tacit.* Germ. c. 6.

(***) Quaternos ſenosque equos tranſilire ſolitus.

ſie einen Wurfſpieß auf eine ungeheure Weite ſchleudern konnten (*), mußte an der Mutter Bruſt geſpannet ſeyn. Da ſie alles in Abſicht auf den Krieg thaten, ſo iſt auch kein Zweifel, daß das Voltigiren nicht zugleich ſeine unmittelbare Beziehung auf das Reiten hatte, wie ſie denn auch mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit von ihren Pferden auf und ab ſetzten. Die deutſche Cavallerie war in allen Schlachten der römiſchen überlegen; und die römiſchen Schriftſteller ſind froh, wenn ſie ſagen können: equites ambigue certauere (**).

Wenn nicht Kriege den Deutſchen beſchäftigten, ſo war es die Jagd. Deutſchland war in jenen entfernten Zeiten noch voller Waldungen und Moräſte. Vom Ackerbau wußten die Einwohner wenig, und verachteten denſelben; ſie erkämpften ſich lieber Beute von den Feinden in einer blutigen Schlacht, als daß ſie ſich ihre Nahrung im Schweiße ihres Angeſichtes auf eine friedliche Art erworben hätten. Das Land war alſo wenig angebauet, und wilde Thiere gab es daher in großer Menge und von aller Art. Bären, Wölfe, Auerochſen, Elenthiere und andere Thiere, die jezt faſt ganz in unſern Gegenden ausgerottet ſind, waren damahls häufig in den ungeheuern Wäldern. Ihre Felle dienten den Einwohnern zur Decke und zur Kleidung. Mit Bären-Häuten deckten ſie ihr Lager, worauf ſie, wenn nicht Krieg und Jagd ſie beſchäftigte, den größten Theil des Tages gedankenlos und müſſig lagen; davon kommt das noch jezt übliche Wort Bärenhäuter her. Die Hörner der Auerochſen dienten ihnen zu Trink-Geſchirren; wohlhabende Perſonen ließen den Rand deſſelben mit Silber einfaſſen. Sie fiengen dieſe Thiere in Gruben. Die Jünglinge übten ſich

(*) Miſſilia in immenſum vibrant. *Tacit.*

(**) *Flor.* III. 3.

ſich durch dieſe Art von Jagd, härteten ſich durch dieſelbe zu Arbeiten und Beſchwerlichkeiten ab, und erwarben ſich Ruhm, wenn ſie viele Hörner als Beweiſe von gefangenen Auerochſen vorzeigen konnten (*).

Auch die Beluſtigungen der alten Deutſchen hatten einen rohen kriegeriſchen Charakter, und waren ſehr einfach. Dem Würfel-Spiele waren die Deutſchen ſo ſehr ergeben, daß ſie ſich ſelbſt verſpielten. Griechiſche Grazie und Kunſt darf man bey den alten Kriegern nicht ſuchen. Sie verachteten griechiſche und römiſche Tänzer. Die ganze Orcheſtik der alten Deutſchen, und zugleich ihr ganzes Schauſpiel, beſtand in einer Art von Pyrrhiche, oder in einem Krieges-Tanz. Jünglinge tanzten in mancherley Sprüngen und Wendungen zwiſchen Schwertern und Spießen, deren Spitzen auf ſie gerichtet waren, herum. Nach dem Zeugniſſe des *Tacitus*, hatten ſie es durch Uebung zu einem gewiſſen Grade der Kunſt darin gebracht. Ihre Bewegungen hatten Anſtand und Zierlichkeit (**).

Wir gehen jezt aus dieſem älteſten Zeit-Alter der Deutſchen zu dem Zeit-Alter der fränkiſchen Monarchie über. Krieg und Jagd waren immer noch die Haupt-Beſchäftigungen, obgleich die zum Theil mit Gewalt eingeführte chriſtliche Religion in dem Charakter der Deutſchen eine merkliche Veränderung hervorbrachte. Bisher waren die Deutſchen immer bewaffnet gegangen; eine Gewohnheit, die freylich einem freyen kriegeriſchen Volke anſtändig iſt, aber auch,

(*) *Caeſar* de bell. gall. VI. 28.

(**) Genus ſpectaculorum vnum, atque in omni coetu idem. Nudi iuuenes, quibus id ludicrum eſt, inter gladias ſe, atque infeſtos frameas, ſaltu iaciunt. Exercitatio artem parauit, ars decorem: non in quaeſtum tamen aut mercadem: quamuis audacis laſciuiae pretium eſt voluptos ſpectantium. *Tacit*. Germ. c. 24.

auch, nothwendiger Weiſe, zu vielen Gewaltthätigkeiten Anlaß geben mußte. Karl der Große ſuchte dieſelbe abzuſchaffen, allein er fand hier den größten Widerſtand. Durch die Veränderungen, die dieſer Kaiſer vornahm, um die Sitten des Volkes nach und nach zu verfeinern, und durch die chriſtliche Religion, gieng unſtreitig etwas von der altdeutſchen Tapferkeit verloren. Die Deutſchen zogen jezt in Kriegen den kürzern, wo ſie vorher entweder geſiegt, oder mit gleichem Vortheile gefochten hatten; doch waren die Niederlagen, die ſie erlitten, von je her den ungewohnten Waffen ihrer Feinde, als einem Mangel an Tapferkeit zu zuſchreiben. Immer waren die Deutſchen gewohnt, Mann gegen Mann in der Nähe zu kämpfen; hier entſchied Stärke des Armes und Geſchicklichkeit in Führung des Schwertes und der Lanze, und darin ſiegte der deutſche; aber, hatten ſie Feinde gegen ſich, wie die Hungaren, die mit ferntreffenden Pfeilen kämpften, welche von ſtarken hölzernen Bogen abgeſchoſſen wurden, und die es nicht einmahl zum Handgemenge kommen ließen, ſondern gegen ihre Feinde anſprengten, Pfeile auf ſie abſchoſſen, und ſchnell wieder zurückprallten, ſo konnten ſie mit aller ihrer Tapferkeit und Stärke nichts ausrichten.

Von der Jagd waren die Franken und ihre große Könige große Liebhaber. Man hielt Hunde, Falken, Habichte, die zur Jagd abgerichtet waren, im höchſten Werthe; die Großen hatten eingezäunte Waldungen, wo ſie ſich mit der Jagd beluſtigten. Geiſtliche und Frauenzimmer nahmen leidenſchaftlich Theil daran; doch war es den Geiſtlichen, als ihrem Stande unanſtandig, verbothen. In einer Beſchreibung eines Jagd-Feſtes, am Hofe Karl's des Großen, findet man, daß die Frauenzimmer ſich zu Pferde ſetzten, und mit in den Wald ritten.

Die öffentlichen Vergnügungen waren unter den Franken etwas mannigfaltiger geworden, als wir ſie vorhin unter den älteſten Deutſchen fanden. Der römiſche Geſchmack an circenſiſchen und amphitheatraliſchen Spielen, ward zwar nicht allgemein; Jagden und Trink-Gelage waren immer reizendere Vergnügungen; doch finden ſich Spuren von circenſiſchen Spielen unter den Merowingern. Auſſerdem werden Leute erwählt, welche die Vornehmen und ſelbſt die Biſchöfe ſich eigens dazu hielten, um als Luſtigmacher zu dienen. Sie werden Jaculatores genannt. Ob unter dieſer Benennung Tänzer, Seil-Tänzer, oder bloße Poſſenreiſſer und Hof-Narren zu verſtehen ſeyn, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben.

2. Wir kommen nun zu einem Zeitraume, der in der Geſchichte der Leibes-Uebungen merkwürdig iſt, wo wir Kampf-Spiele entſtehen ſehen, die für Deutſchland und mehrere andere Länder von Europa, ſo Etwas waren, wie die olympiſchen und übrigen öffentlichen Spiele für Griechenland. Obgleich das Land und deſſen Bewohner etwas cultivirter geworden waren, als in der vorigen Periode, ſo war doch beydes, im Ganzen genommen, noch ziemlich roh. Wie ſehr die Beſchaffenheit des Landes von der heutigen verſchieden geweſen ſey, läßt ſich unter andern daraus ſchließen, daß noch Elenthiere in den Rhein-Gegenden ſich aufhielten. Auch Bären waren damahls noch ein Gegenſtand der Jagd. Dieſe war und blieb, wie vorhin, das größte Vergnügen für die zum Kampf gewohnten Deutſchen. Auch die Geiſtlichen konnten derſelben nicht entſagen; obgleich, wie ich bereits oben erwähnt habe, die Jagd dem geiſtlichen Stande, als ein unſchickliches Vergnügen, unterſagt, dieſes Verboth auch jezt wieder erneuert, und die Entfernung von geiſtlichen Amts-Geſchäften als Strafe darauf geſetzt war, ſo unterließen ſie doch nicht

mit

mit Jagd-Hunden und Stoß-Vögeln ſich die Zeit zu vertreiben.

Kriegeriſcher Geiſt war von je her, ſo auch in dieſem Zeitraume, ein Zug in dem Charakter der deutſchen Nation. Hitzig und kampfluſtig, waren ſie bey jeder Gelegenheit bereit, ihre Waffen zu ergreifen, und ihren Feind zu Boden zu ſchlagen. Ein ſolcher Charakter, wenn er nicht in Zaum gehalten wird, artet leicht in Wildheit und Zankſucht aus, zumahl wenn noch Trunk-Liebe hinzu kommt; und dies iſt es, was man in der That nicht ohne Grund den Deutſchen vorwerfen kann. Man nehme dieſen Charakter und dieſe Sitten der Einwohner mit dem Umſtande zuſammen, daß die Geſetze und Gerechtigkeits-Liebe äuſſerſt mangelhaft waren, ſo wird man ſich eine Vorſtellung von dem damahligen Zuſtande Deutſchlandes machen können. Streitigkeiten, welche nothwendig ſehr häufig ſeyn mußten, wurden nicht durch Rechts-Sprüche entſchieden; das war den Deutſchen noch jezt faſt eben ſo zuwider, als den alten Tuisken die Verſuche des Varus, römiſche Juſtiz bey ihnen einzuführen. Der Zweykampf entſchied über Recht und Unrecht. An ſtatt der Geſetze galt das Fauſt-Recht, und ſtatt gerichtlicher Beweiſe, nahm man zu Ordalien ſeine Zuflucht. Bis zur Einführuug des Schieß-Pulvers, welches in die Mitte dieſes Zeitraums fällt, kam alles im Kriege auf perſönliche Tapferkeit an. Fauſt-Recht und Duelle konnten überdies Jeden täglich in die Nothwendigkeit ſetzen, ſein Leben mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen; was konnte wohl Angelegentlicheres ſeyn, als Geſchicklichkeit im Gebrauche der Waffen, körperliche Stärke und Muth! Nur hierdurch konnte man ſich Recht und Anſehen verſchaffen; nur dies waren die Eigenſchaften, die von einem Manne gefordert wurden; daher denn auch von Jugend auf, Leibes-Uebungen das Hauptſtück der Er-

ziehung ausmachten. Inſonderheit kamen in dieſem Zeitraume die Deutſchen in der Reit-Kunſt merklich weiter; auch gebrauchten ſie jezt Sättel, welches im vorigen Zeitraume für unmännlich gehalten wurde.

Nichts belebte den Eifer, ſich in Leibes-Uebungen Geſchicklichkeit zu erwerben, ſo ſehr, als die Einrichtungen, welche Heinrich der Vogler machte, als er von einem Kriegeszuge gegen die Hunnen zurück kam. Dieſer Kaiſer, überzeugt von der Nothwendigkeit ſolcher Geſchicklichkeiten, vornehmlich bey den damahligen Waffen, führte beſtändige kriegeriſche und ritterliche Uebungen ein, und bewirkte durch ſein eigenes Beyſpiel Nacheiferung, indem er ſelbſt eine ſo große Fertigkeit in dieſen Uebungen hatte, daß er allen andern ein Schrecken einjagte. Sie und die Jagd waren ſeine Lieblings-Vergnügungen. Oft fieng er in einem Tage, wie Wittichind erzählt, mehr als 40 wilde Thiere. Daß Heinrich I. beſonders ein großer Liebhaber vom Vogelſange geweſen ſey, erhellet ſchon aus dem Beynahmen, den ihm die Geſchichtſchreiber gegeben haben. Selbſt Liebhaber und Kenner, machte er die ritterlichen Kampf-Uebungen zur National-Erziehung, zum Schauſpiel, und verband mit denſelben Ehre und Ruhm. Anfangs wurden dieſe Spiele nur an ſeinem Hofe gehalten, bald aber wurden ſie allgemeiner. So entſtanden in Deutſchland die Turniere, von deren merkwürdigen Geſchichte, und den dabey beobachteten Geſetzen und Gebräuchen, an ſeinem Orte ausführlicher gehandelt werden wird. Der verfeinerte Ritter der neuern Zeiten fand keinen Geſchmack mehr an Spielen, wo er durch Turnier-Kolben gebläuet, oder durch zerſplitterte Lanzen um ſein Leben gebracht werden konnte. Um aber doch die Beluſtigung ohne die Gefahr zu genießen, und um Geſchicklichkeit im Reiten und Gewandtheit des Körpers zu zeigen, erfand man Carouſſells, welche eine

Zeit

Zeit lang gleichzeitig mit den Turnieren im Gebrauch waren, und endlich allein übrig blieben. Das Carouſſel begreift verſchiedene Uebungen, insbeſondere das Quintan-Rennen, Ring-Rennen, und das Kopf-Rennen, doch brach man in den beyden vorigen Jahrhunderten im Carouſſel auch Mann gegen Mann Lanzen, wovon im Art. Ritter-Spiel zu reden, Gelegenheit ſeyn wird.

Auſſer dieſen in der Geſchichte der Leibes-Uebungen vorzüglich merkwürdigen Spielen des Mittel-Alters, ſind bey den paläſtriſchen Uebungen der Deutſchen auch noch die damahligen Fechter zu bemerken, welche eine eigene Zunft ausmachten, und vom Kaiſer privilegirt waren. Sie hatten viel Aehnlichkeit mit den Laniſten und den ihnen untergebenen Gladiatoren der Römer, (ſ. im XXXIV Th., S. 16, fgg.) Im J. 1179 wurden ſie von dem Papſte verbothen. Im 16ten Jahrhundert, unter andern am Ende deſſelben, auf dem im J. 1585, bey der Vermählung des Prinzen Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Bergen, mit der Prinzeſſinn Jacobine von Baden, zu Düſſeldorf gehaltenen Carouſſel, kommen ſie noch vor. Dieſe Klopf-Fechter (die nach verſchiedenen Claſſen Feder-Fechter, Lux-Brüder, Marx-Brüder, hießen,) zogen in den vorigen Jahrhunderten auf den Jahr-Märkten herum, und ließen ſich mit ihren Fechter-Künſten für Geld ſehen. Bey Vermählungen und andern feyerlichen Gelegenheiten wurden ſie von großen Herren zum Vergnügen der Anweſenden gemiethet, um ſich den Hals zu brechen, während die hohen Zuſchauer an der Tafel ſaßen; oder ſie kamen auch von freyen Stücken dahin, um nach erhaltener Erlaubniß des Fürſten ihre Fecht-Schule zu eröffnen, welche ſie dann unter Trommel-Schlag (*) ausriefen, und alle

 gute

(*) Pauken durften nur die Ritter, nicht dieſe Fechter von Profeſſion, haben.

gute Geſellen dazu einzuladen pflegten; anbey ſich jedem, der ihrer begehrte, für Geld oder Geldeswerth anbothen.

Bey vorgedachtem Feſte zu Düſſeldorf ließen ſich denn auch ſolche Fechter ſehen. In der Bekanntmachung, oder, wie es damahls genannt wurde, Befreyung der Fecht-Schule, erzählt der Fecht-Meiſter zuvörderſt ſeine kaiſerlichen Privilegia, und ruft ſodann alle gute Geſellen auf: „durch ihre Kunſt dem Frauenzimmer, löblichen Rit„tern und Herren, Freude und Kurzweil zu machen, um „den aufgeſtellten Preis aufzuheben, und die gebührlichen „Gänge nach altem löblichen Fechtbrauch zu machen.“ Er ſelbſt ſey entſchloſſen: „über alle ſolche gute Geſellen, wie „einem ehrliebenden Meiſter des langen Schwertes ge„bühren wolle, unparteyiſch zu halten, dieſelben zu ſchü„tzen und zu ſchirmen wider und gegen Uebermuth und Un„gebühr; wollte auch weiter auf ſeiner Schule verbothen „haben, Knauf und Inlauf, und andere falſche Stücke; „auch wo einer oder mehrere gute Geſellen vorhanden, die „ſeiner begehren würden, es ſey um Geld oder Geldes„werth, oder um einen guten Streich, truck oder naß, „möge er freygeherzt und wohlgemuth hervortreten, nach „Brauch des Schwerts Gerechtigkeit frey aufheben, ſcho„nen des Schwerts nit, ſondern ſich ſelbſt der Finger „brauchen und ſchlagen zwiſchen den Ohren, da das Haar „am dickſten ſteht, treffen mich auch mit, dieweil ich auch „ein guter Geſelle bin.“

„Schwing mich im Nahmen Jeſu Chriſt,
„Fürcht kein'n Fechter wie wild er iſt.
„Iſt ein Trotzbruder vorhanden,
„Wird getroffen, weichen mit Schanden.
„Darum Trommelſchläger, ſchlag auf
„Und wart ein jeder ſeinen Kopf!“

An dem Fechter-Spiele ſelbſt nahmen nicht die Ritter, denn dieſe hielten es unter ihrer Würde, ſondern nur ihre Trabanten, welche im Fechten geübt waren, Theil. Manche zogen mit blutigen Köpfen ab, von dem tröſtenden Spruche des Siegers begleitet:

„Man

„Man muß dem Tuche alſo thun, ſonſt verliert er „ſeine Farbe.“

Obgleich ihre Kunſt damahls noch weit mehr Nutzen hatte, als unſere Fecht-Kunſt heutigen Tages, ſo ſieht man doch, daß dieſe Fechter von Profeſſion ſelbſt nicht ſehr in Anſehen ſtanden, ungefähr wie die Athleten von Profeſſion unter den Griechen. Die herumziehende Lebens-Art iſt der bürgerlichen Achtung nicht zuträglich. Es geht unſern herumziehenden Kunſtreitern, Balanceurs, Taſchenſpielern, und ſelbſt den nicht fixirten Schauſpieler-Truppen noch eben ſo. Man ſieht ſie gern, und beluſtigt ſich an ihrer Kunſt; aber es iſt doch immer, als ob etwas Geringſchätziges ihnen anklebe; ſo ſehr manche durch ihre weit getriebene Geſchicklichkeit unſere Bewunderung verdienen, ſo ſind doch nur wenige, denen wir unſere Achtung ſchenken. Auch iſt das ſehr natürlich. Bewunderung kann man durch ein einziges Kunſtſtück in kurzer Zeit erregen; aber Achtung einzuflößen, dazu wird meiſtens eine Reihe von Handlungen in einem langen Zeitraume erfordert. In Situationen, wo ihre Kunſt glänzt, zeigen ſich dieſe herumziehenden Künſtler jedes Mahl, wenn ſie ſich zeigen; aber ſich in Situationen zu zeigen, wo ihr Charakter im vortheilhaftem Lichte erſcheint, dazu iſt, zumahl bey einem kurzen Aufenthalte, nicht ſo oft Gelegenheit. Hierzu kommt, daß viele Mitglieder ſolcher Geſellſchaften in der That durch die unſtäte Lebens-Art an ihrem moraliſchen Werthe verlieren.

Was von der Orcheſtik der Deutſchen im Mittel-Alter zu ſagen iſt, wird im Art. Tanz vorkommen.

3. Ich komme zur dritten und lezten Periode in der gymnaſtiſchen Geſchichte der Deutſchen, wo wir die Leibes-Uebungen wieder in einer ganz veränderten Geſtalt antreffen. Die paläſtriſchen Uebungen, die ſich meiſtens auf Krieg, Zweykampf und Jagd beziehen,

hen, wurden allmählich durch die allgemeine Einführung des Feuer-Gewehres verändert. Andere Waffen erforderten nothwendig auch eine andere Behandlung. Vorher waren Streit-Aexte oder Streit-Kolben, Lanzen, breite Schwerter, mit unter auch Spaten und Heu-Gabeln, die Nähe-Waffen, und dieſer bediente ſich der Deutſche am meiſten. Hier kam alles auf die Stärke und Schnelligkeit ſeines Armes, auf die Güte ſeiner Waffen und ſeines Pferdes an, und gegen die Streiche des Gegners deckte ihn Schild, Bruſt-Harniſch, Arm-Schienen, Bein-Schienen, und der Helm mit heruntergelaſſenem Viſier. In der Ferne bediente er ſich der Armbruſt, von welcher er eiſerne Bolzen abſchoß, und großer Stein-Schleudern. Nun aber kamen Donner-Büchſen, Haken-Büchſen, Musketen, Piſtolen und Mörſer, die in einer weit größern Entfernung tödteten, wogegen Schild und Harniſch nicht ſchützen. Die Nähe-Waffen wurden nun weniger gebraucht. So wie jene auf eine größere Ferne hinreichten, ſo wurden dieſe kürzer. Die Lanzen und Streit-Kolben kamen ganz ab. Die Schwerter machte man kürzer und kleiner; die Feuer-Gewehre wurden mit Bajonetten verſehen.

Die Krieges-Uebungen wurden nun von ganz anderer Art; die Krieger lernten in Reihe und Gliedern bleiben, mit gleichen Schritten marſchieren, und zu Pferde und zu Fuße tauſend Stellungen und Evolutionen zu machen, woran vorher gar nicht gedacht war. Die perſönliche Tapferkeit ward zwar nicht ganz überflüſſig, aber doch weniger entſcheidend durch die neuere Taktik, die durch die großen preuſſiſchen Monarchen, beſonders durch den unſterblichen Friedrich II., zu einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit gebracht wurde. Die Bedienung des ſchweren Geſchützes, ſo entſcheidend im Treffen, erforderte nicht ſowohl körperliche Kräfte, als Anwendung mathematiſcher Theorien.

rien. Durch die Abſchaffung des Fauſt-Rechtes, und durch die Einführung ſtehender Armeen, fiel für den Bürger die Nothwendigkeit, bewaffnet und in Waffen geübt zu ſeyn, hinweg.

Der Zwey-Kampf wurde nun nicht mehr als ein Mittel, wodurch die Gerechtigkeit einer Streit-Sache bewieſen werden konnte, angeſehen. Statt deſſen wurden Juſtinian's Geſetz-Bücher, und mit ihnen Proceſſe eingeführt. Der Zweykampf alſo ward ſeltener, für den Bürger ganz überflüſſig, wie er vorher geſetzmäßig geweſen war, ſo ward er jezt geſetzwidrig. Doch erhielt ſich der Gebrauch deſſelben in einigen Claſſen und in gewiſſen Fällen; nähmlich: unter Militär-Perſonen, unter Adelichen und unter Studenten, in ſolchen Fällen, wo der Ehr-Punct (Point d'honneur) angegriffen wurde. Dieſe Fälle ſcheinen allgemein einzutreten, wo die Herzhaftigkeit oder die Redlichkeit in Zweifel gezogen oder abgeſprochen werden. Bey ſolchen Beleidigungen iſt man, wie durch ein inneres Gefühl bewogen, ſtillſchweigend übereingekommen, der Geſetze und Strafen ungeachtet, ſeine Ehre mit dem Degen in der Fauſt zu retten.

Die Jagd iſt in unſern Zeiten nicht mehr ſo gefahrvoll und mühſam, wie ehemahls. Reiſſende Thiere, als: Bären, Wölfe, Auerochſen, ſind in Deutſchland faſt ganz ausgerottet, und die Waffen ſind vollkommener geworden ſo, daß jezt die Erlegung eines Wildes nur Spielwerk iſt, wenn man nicht ſelbſt Schwierigkeiten und Gefahren freywillig damit verbindet, weil es ſonſt etwa nicht unterhaltend genug wäre. Von dieſer Art iſt die Parforce-Jagd, die noch an einigen deutſchen Höfen gebräuchlich iſt.

Perſonen, die nun Krieg und Jagd zu ihrer Lebens-Art wählen, brauchen noch die heutigen paläſtriſchen Uebungen, welche dieſer Beſtimmung gemäß ſind. Wenige andere treiben ſie, um bloß Geſchick-

lichkeit, Stärke und Geſundheit des Körpers zu erlangen. Zu dieſem leztern, für jeden Menſchen wichtigen Endzweck, würden auch manche andere Uebungen, die jezt ganz auſſer Gebrauch ſind, ſchicklicher und zuträglicher ſeyn, als die ſogenannten ritterlichen Uebungen, die noch unter uns gelehrt werden. Ringen, Laufen, Springen und Schwimmen ſind zu jenen Endzwecken vortrefflich, allein ſie ſind es gerade, die am wenigſten oder faſt gar nicht mehr getrieben werden. Fechten und Reiten ſind die eigentlichen ſogenannten ritterlichen Uebungen, und werden kunſtmäßig getrieben, allein, ohne ihren Werth abzuläugnen, ſind es doch nicht gerade die gemeinnützlichſten. Das Voltigiren, eine vortreffliche Uebung, vorzüglich für den Reiter, wird, deſſen ungeachtet, nur von ſehr wenigen erlernt. Das Schießen, beſonders dem Soldaten und dem Jäger brauchbar, iſt noch eine Beluſtigung der Bürger in vielen Städten Deutſchlandes. Zwar haben die Schützen-Geſellſchaften bey unſerer jezigen bürgerlichen Verfaſſung keinen reellen Nutzen; indeſſen iſt das Schießen nach der Scheibe, nach dem Vogel, nach dem Hirſch, nach dem wilden Manne, mit Büchſe und Armbruſt, wobey Preiſe ausgeſetzt werden, jezt noch faſt das einzige Kampf-Spiel, was wir kennen; und es wäre zu wünſchen, daß an ſtatt vieler ſitzenden Spiele, wobey Geſundheit und Geld verloren gehen, mehrere von jener Art gebräuchlich wären.

Die Nothwendigkeit paläſtriſcher Uebungen, für den künftigen Soldaten insbeſondere, hat gemacht, daß in den Anſtalten, wo junge Krieger gebildet werden, in Militär-Schulen und Akademien, in Cadetten-Häuſern ꝛc. auf dieſe Uebungen hauptſächlich Rückſicht genommen wird. Auf den Univerſitäten ſind ebenfalls öffentliche Lehrer darin angeſtellt, deren Unterricht aber verhältnißmäßig von wenigen, und ſelten

ſo,

ſo, daß der vortheilhafte Einfluß ſichtbar wäre, genutzt wird. In der That iſt bey denen, die ſich dem gelehrten Stande widmen, nicht vorauszuſetzen, daß ſie jemahls den Degen zur Vertheidigung oder zum Angriff brauchen werden; und kommen ſie ja in den Fall des Zweykampfes, ſo beſtraft eben die Akademie, die den Fecht-Meiſter beſoldet, die Ausübung ſeiner Kunſt. Dennoch ſind die Fecht-Böden nicht von den Univerſitäten zu verbannen, weil ſie immer etwas zur körperlichen Bildung, zur Erhaltung eines gewiſſen männlichen Sinnes in der zahlreichen Claſſe von Menſchen, die in der Studier-Stube leicht etwas unmännlich werden, beytragen könnten. Aber dieſer Zweck ließe ſich durch andere gymnaſtiſche Uebungen, die in jeder künftigen Lebens Art brauchbarer wären, als die Behandlung des Rappieres, beſſer erreichen. Bis eine gymnaſtiſche Bildung Mode wird, bis wir werden wie die Griechen, müſſen wir mit dem zufrieden ſeyn, was wir haben.

Neuerer Erziehungs-Anſtalten, welche dieſe gymnaſtiſche Bildung als einen wichtigen Gegenſtand der Erziehung behandeln, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

In den neuern Waffenübungen ſind die Deutſchen unſtreitig noch jezt allen übrigen Nationen des Erdbodens wenigſtens gleich an Geſchicklichkeit, und vielleicht gar überlegen. Wer das Manoeuvriren preußiſcher Truppen geſehen hat, wird hier eben das Urtheil fällen.

In der heutigen Orcheſtik, ſind die Deutſchen Nachahmer der Franzoſen geworden, wie im Art. Tanz gezeigt werden wird.

Eine Uebung, die gewiſſer Maßen zur Orcheſtik gerechnet werden kann, iſt der Eis-Lauf. Die Deutſchen geben in dieſer Kunſt keinem Volke etwas nach. Ueberall findet man Liebhaber, und nicht ſelten

Meiſter darin. Im Art. Schlittſchuh wird davon gehandelt werden.

Das Schwimmen wird in Deutſchland weniger geübt, als es verdiente; doch findet man an manchen Orten, die an der See oder an großen Flüſſen liegen, gute Schwimmer. Meiſter im Schwimmen und Tauchen ſind die Haloren in Halle, welche, wie Amphibien, im Waſſer gleichſam ihr zweytes Element finden, und ſich von einer großen Höhe in den Fluß ſtürzen. Von den neuerlich angegebenen Vorſchlägen und Mitteln, vermittelſt Schwimm-Kleider, Soldaten durch Ströhme zu bringen, wird im Art. Schwimmen Nachricht erfolgen.

Sceniſche Spiele, wovon die Orcheſtik einen ſo wichtigen Theil ausmacht, haben wir, obgleich in etwas veränderter Form, mit den Alten gemein; circenſiſche und gymniſche Kampf-Spiele haben in Deutſchland doch auch nicht ganz aufgehört.

Im Deſſauiſchen wird, nach Hrn. Vieth Bericht, im September am ſogenannten Drehberge ein Wett-Lauf von Knaben und Mädchen, und ein Wett-Rennen mit Pferden gehalten, wobey gewiſſe Preiſe ausgeſetzt werden, welche die fürſtlichen Perſonen entweder ſelbſt, oder durch Stellvertreter, an die Sieger und Siegerinnen austheilen. Ländliche Tänze verſchiedener Dorfſchaften unter freyem Himmel beſchließen dieſe Luſtbarkeit, welche durch Zeit und Ort zur Feyerlichkeit wird; jene iſt nähmlich der Geburtstug der Fürſtinn, dieſer eine kreisförmige Anlage, in der Mitte ein Tempel zur Grabſtätte des Fürſten und der Fürſtinn von ihnen ſelbſt geweiht. Es iſt zugleich ein Feſt der Wohlthätigkeit, indem an dieſem Tage einige Mädchen, die von ihrer guten Aufführung das Zeugniß der Aelteſten der Gemeinde vorzeigen können, jede eine gewiſſe Summe als Ausſtattung erhalten, wovon ſie jährlich die Zinſen genießen, bis ſie ſich verheurathen und etabliren (*). Eine Beſchreibung dieſes intereſſanten

(*) Dieſes leztere iſt jedoch, weil man die gute Abſicht durch Miß-

eſſanten Feſtes findet man im philantropiſchen Leſebuch für die Jugend und ihre Freunde, Oct. 1779, S. 136, f. Nach geendigter Feyerlichkeit auf dem Drehberge werden zuweilen einige der ſchönſten Partien im Wörlitzer Garten, auch wohl das Schloß, illuminirt. Dieſe ſehr geſchmackvolle Erleuchtung vom ruhigen See zurückgeſtrahlt, iſt von ungemeiner Schönheit.

Nach jenem Schauſpiele im griechiſchen Geſchmack, mag hier in der Beſchreibung ein anderes von demſelben ſehr verſchiedenes, im römiſchen Geſchmack, (welcher Zuſatz: im römiſchen Geſchmack, eben keine Lobrede iſt, wenn von amphitheatraliſchen Spielen die Rede iſt,) folgen. Die wiener Hatz, ein amphitheatraliſches Spiel von eben der Art, wie die Venationes der alten Römer, nur nicht in derſelben Größe, iſt ein Lieblings-Schauſpiel des wieneriſchen Publicum, weches ich im XXXIV Th., S. 48 — 56, ausführlich beſchrieben habe.

Die oben erwähnten Spiele des Mittel-Alters, die Turniere, ſind faſt ganz auſſer Gebrauch. In Deutſchland haben ſie ſich noch am längſten gehalten. Die Beyſpiele neuerer Turniere ſind zu ſelten, als daß man ſie in dieſem Zeitraume unter die öffentlichen Spiele zählen könnte. — Carouſſels ſind ebenfalls ſehr ſelten geworden. Auf einigen Reit-Bahnen, wie z. B. in Göttingen, wird noch Unterricht in den dazu gehörigen Uebungen gegeben. Der Platz zum Carouſſel-Reiten liegt gleich hinter der Reit-Bahn, iſt von hinlänglicher Größe und mit Schranken und Räumen umgeben. In Leipzig iſt im Zwinger zwar auch ein Plätzchen hinter der Reit-Bahn, was zum Carouſſel dienen ſoll, allein es iſt viel zu klein.

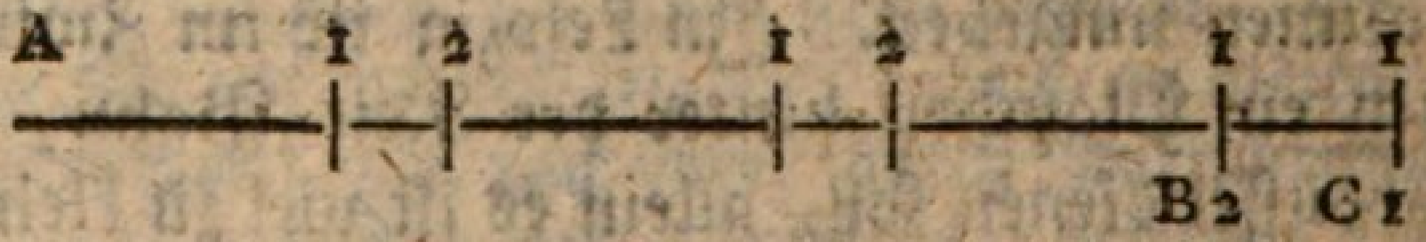
Eine Art von Kampf-Spiel, welches noch an einigen Orten Deutſchlandes, z. B. in Leipzig, beſteht, iſt

Mißbrauch vereitelte, ſeit einigen Jahren nicht mehr geſchehen.

iſt das im XIII Th., S. 801, erwähnte Fiſcherſtechen. Die Halloren in Halle haben eine ähnliche Luſtbarkeit.

Folgende gymnaſtiſche Spiele, ſind noch unter den Deutſchen gebräuchlich, doch meiſtens nur ein Zeitvertreib der Kinder und der gemeinen Volks-Claſſen.

Das Werfen in die Wette, iſt noch eine Beluſtigung, welche wenigſtens in der Gegend an der Nord-See im Winter angeſtellt wird, wenn der Boden hart gefroren iſt. Man bedient ſich dazu hölzerner, mit Bley ausgegoſſener Kugeln von beſtimmtem Gewichte, z. B. 1 Pfund. Zwey einzelne Perſonen, oder auch zwey Parteyen, ſetzen einen gewiſſen Preis aus. Wer zuerſt ein gewiſſes vorher beſtimmtes Ziel erreicht, hat gewonnen. Zuweilen ſtellt eine ganze Dorfſchaft gegen die andere die Wette an; jede ſtellt einen oder ein Par ihrer beſten Werfer. Der Preis iſt entweder eine Summe Geldes, oder ein Faß Bier oder Wein. In beyden Fällen wird nach alter deutſcher Sitte die Wette vertrunken. Die Entfernung vom Stand-Puncte bis zum Ziele, iſt bey großen Wetten ganzer Dorfſchaften ziemlich groß, etwa eine Viertel-Meile, und gewöhnlich pflegt vom Ziele wieder rückwärts nach dem Stand-Orte zu geworfen zu werden, da denn die Weite, um welche der Eine dem Andern zuvorgekommen war, dem Erſten zu gute kommt, indem er an die Stelle tritt, wo ſeines Gegners Kugel liegt, und umgekehrt.



Z. B. wenn in einigen Würfen (in der Figur ſind nur drey angenommen) der Erſte bis B, der Andere bis C gekommen wäre, ſo werden beym Rückwerfen die Plätze verwechſelt; der Erſte tritt in C, der Andere in B. Jede Partey erwählt auſſer den Kämpfern aus ihrer

ihrer Mitte noch einen Bahn-Weiſer, welcher um einen Wurf vorausgeht, um dem Werfer ſeiner Partey die beſte Stelle anzuzeigen, wo die Kugel aufſetzen muß, um noch weiter zu recochetiren. Bey beträchtlichen Weiten folgt ein zahlreicher Zug von Menſchen, Junge und Alte, den Werfern. Es werden Separat-Wetten gemacht, jede Partey intereſſirt ſich lebhaft für ihren Kämpfer, worunter einige ſich durch öftere Siege einen Nahmen in der ganzen Gegend machen; man läuft, ſpringt, jubelt, zankt und ſchlägt ſich mit unter, und beſchließt das Spiel durch ein Trink-Gelag. Einzelne Unglücks-Fälle fallen dabey vor; es geſchieht zuweilen, daß Einer von einer Kugel getroffen wird, und das Leben dabey einbüßt. Sonſt iſt es eines der angenehmſten und geſundeſten Spiele. In einigen Gegenden nennt man es Klootſcheten (Kugel-ſchießen).

Bey den Berg-Schotten iſt Clochneart das Werfen in die Weite; ſ. unten.

Die Kletter-Stange; ſ. im LXXI Th., S. 564. — Die Schaukeln; ſ. eb. daſ. S. 586. — Das Laufen auf Walzen, ſ. im LXVI Th., S. 75, f. — Ein anderes ziemlich langweiliges Spiel iſt das Holz-Tragen. Holz-Scheite werden in einer gewiſſen Entfernung hinter einander gelegt; man geht vom Stand-Puncte aus um alles Holz hier zuſammen zu tragen, doch ſo daß man immer nur ein Stück zurück bringt, und die ganze Arbeit in einer beſetzten Zeit vollende. Es iſt eine ähnliche Uebung, wie das εκπλεθριζειν der alten Griechen. — Das Spiel auf der Beilke-Pielke Tafel, welches mit runden Stein-Scheiben (wenn man will auch mit Species-Thalern) geſpielt wird, die man auf ein ſchmahles Bret hinwirft, iſt noch auf einigen Dörfern gebräuchlich (*). — Die Spie-

(*) Die Beilke- oder Pielke-Tafel, das deutſche Billiard, iſt eine

Spiele mit den Knipp-Kugeln (ſ. im LIV Th., S. 642, fgg.), mit dem Kreiſel (ſ. im XLVIII Th., S. 563, fgg.), und mit dem Reife, ſind bloß für Knaben.

Spiele, die mit Leibes-Uebung verbunden ſind, und bey den höhern Ständen ſonſt ſehr beliebt waren, ſind von unſern jezigen ſitzenden Spielen verdrängt. Kegel-Spiel (ſ. im XXXVI Th., S. 699, fgg) und Billiard ſind noch allenthalben gebräuchlich, aber als Leibes-Uebung betrachtet, von geringerer Wichtigkeit als Ball-Spiel, Maille-Spiel, und andere ähnliche Spiele.

Ich komme zur Geſchichte der Leibes-Uebungen bey den alten und neuern Franken. Die Gallier waren eine kriegeriſche und in den Waffen wohl geübte Nation, und zu den Zeiten der römiſchen Herrſchaft wurden auch die römiſchen Spiele bey ihnen eingeführt. Noch jezt findet man in mehrern Gegenden Frankreichs, Ruinen von Amphitheatern, welche zu

eine lange und ſchmahle Tafel mit einem Rande, und zu beyden Seiten mit zwey Rinnen oder Krippen, zwiſchen welchen man mit dazu geſchliffenen runden Steinen die Tafel lang hinſchiebt, und derjenige gewonnen hat, deſſen Stein unberührt, am nächſten beym Ende ſtehen bleibt.

Beilke-Tafel iſt eigentlich die niederſächſiſche Benennung dieſer Tafel, und in Anſehung ihrer erſten Hälfte das Diminut. von Ball, eine Kugel, wovon auch das Franzöſ. Billiard ſeinen Nahmen hat, welches aus dieſem Spiele entſtanden iſt. Im Oberdeutſchen heißt dieſe Tafel Druck-Tafel, Trock-Tafel, und das Spiel ſelbſt Druck-Spiel oder Trock-Spiel, weil die Steine mit einem Drucke fortgeſchoben werden. In Nürnberg heißt ſie Schieß-Tafel; im Altfranz. Bellent, im mittlern Lat. Belencus. In einer Verordnung des pariſiſchen Parlamentes von 1371, bey dem *Carpentier* heißt es: Emolumentum ex *ſicca tabula* ſeu ludo ad *belencum* proveniens ordinavimus converti in ſolutionem redituum ad vitam; wo der Ausdruck ſicca tabula merkwürdig iſt, der eine ſehr ungeſchickte buchſtäbliche Ueberſetzung des oberdeutſchen Nahmens Druck-Tafel iſt.

zu dieſem Behuf erbauet waren; z. B. zu Nismen. Unter den Merowingern wurde im Anfange noch von dieſem Vergnügen vieles beybehalten. Chilperich ließ zu Soiſſons einen Circus bauen, um dem Volke öffentliche Schauſpiele zu geben. Im mittlern Zeit-Alter waren die Turniere in Frankreich eben ſo im Gebrauch, und wurden für eben ſo wichtig gehalten, wie bey den Deutſchen, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher zeigen werde.

In den Leibes-Uebungen der neuern Zeit: Reiten, Tanzen und Fechten, ſind die Franzoſen immer ſehr geſchickt geweſen. Natürliche Lebhaftigkeit und gute körperliche Dispoſition, macht, daß ihnen alle dieſe Uebungen mit einer gewiſſen Leichtigkeit und Zierlichkeit von Statten gehen. Vornehmlich iſt dieſes der Fall beym Tanz, worin ſie, wie an ſeinem Orte gezeigt werden wird, die Lehrer der übrigen Nationen ſind. Reit-Kunſt und Fecht-Kunſt ſind ebenfalls in Frankreich ſehr cultivirt, doch kann man ihnen darin nicht ſo, wie im Tanzen, den Vorzug vor den übrigen Nationen zugeſtehen. Faſt alle Kunſt-Wörter in den modernen Leibes-Uebungen: Reiten, Tanzen, Fechten und Voltigiren, ſind franzöſiſchen Urſprunges; ein Beweis, daß die Franzoſen dieſe modernen Uebungen zuerſt in formam artis gebracht haben. Auch ſind die meiſten Schriften über dieſelben von franzöſiſchen Verfaſſern. Dieſes gilt auch von den gymnaſtiſchen Spielen, welche ſonſt bey den höhern Ständen ſo beliebt waren, z. B. vom Ball-Spiele und Maille-Spiele.

Daß in Frankreich irgendwo amphitheatraliſche oder circenſiſche Spiele im Gebrauche wären, iſt mir nicht bekannt. Reſte von römiſchen Amphitheatern findet man auch daſelbſt; und vielleicht führt ein Mahl dieſe Nation, die in neuern Zeiten ſo viel Römiſches zeigt, auch römiſche Spiele wieder ein. Vor-

ſchläge, die auf ſo etwas abzielen, ſind bereits einige Mahl der National-Verſammlung vorgelegt worden (*). Die geſchickteſten Seil-Tänzer, Drath-Tänzer, Balanceurs und Tramplain-Springer ſind gemeiniglich Franzoſen.

In Spanien, dieſem Vaterlande der Chevalerie, waren Turniere zu ihrer Zeit ſehr beliebt. In heutigen paläſtriſchen und orcheſtiſchen Uebungen, ſtehen die Spanier ziemlich weit hinter den Franzoſen zurück. Am beſten ſind ſie jedoch im Fechten geübt, und wirklich iſt auch Spanien wohl das Land, wo man von dieſer Kunſt den meiſten Gebrauch zu machen Gelegenheit hat. Man geht hier mehr bewaffnet, und iſt ſehr geneigt ſelbſt Beleidigungen zu rächen. Einige Wörter in der Fecht-Kunſt ſind ſpaniſchen Urſprunges. — Zum Reiten bedient man ſich in Spanien häufig der Maulthiere, zu einer Reit-Kunſt aber gehören Pferde. — Amphitheatraliſche Spiele haben ſich noch in Spanien erhalten; ich meine: die berühmten Stier-Gefechte (Corridas de toros), die von Einigen ſo ſehr verſchrien und lächerlich gemacht, von Andern erhoben und ein ſehenswürdiges Schauſpiel genannt werden, wo der ſpaniſche Muth, die erworbene Geſchicklichkeit und die Verachtung der Gefahr ſich vor den Augen einer zahlreichen Verſammlung entfalten. Von dieſen

(*) Memoires ſur les courſes de chevaux et de chars en France, enviſagez ſous un point d'utilité publique, preſenté à l'aſſemblée nationale au departement et à la municipalité de Paris, par *Eſprit Paul de la Fond-Poulati*, 1791. Der Verf. thut den Vorſchlag, das Pferde- und Wagen-Rennen der Griechen und Römer in Frankreich einzuführen. Er zeigt, daß die Vollkommenheit der engländiſchen Pferde von dem dort eingeführten Wett-Rennen herrühre, und daß die nordamerikaniſchen Pferde zuerſt nach dem Kriege geſchickt und flüchtig geworden ſeyn, da man Wett-Rennen in allen Provinzen einführte, an ſtatt daß ſie vorher plump und ſchwerfällig waren.

ſen Spielen und allen dabey vorfallenden Scenen, werde ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln. In den Amphitheatern, in welchen dieſe Spiele gehalten werden, werden zuweilen auch Rohr-Spiele (Juegos de cannas) gegeben, wo Kämpfer zu Pferde, Röhre gegen einander werfen; ein Ueberbleibſel von Turnieren. Die Mauren haben dieſe Uebung, die mit ihren Djered-Werfen übereinkommt, wahrſcheinlich nach Spanien gebracht. Die Leidenſchaft der Spanier für dieſe Spiele, inſonderheit für die Stier-Gefechte, geht zum Erſtaunen weit. Manche, die ſich kaum des Hungers erwehren können, ſuchen doch ſo viel zu erübrigen, daß ſie einen Platz in dem Amphitheater bezahlen können; und nichts iſt eine größere Verführung für ein armes Mädchen, als ihm einen Platz zum Stier-Gefecht zu verſchaffen. Die Regierung ſucht dieſe Spiele nach und nach zu vermindern, aber ſie getrauet ſich nicht dem Geſchmacke der Nation entgegen zu arbeiten.

Ein Par Gewohnheiten erwähne ich hier noch, die im iezigen (18ten) Jahrhunderte abgekommen ſind, oder wenigſtens ſehr ſelten werden, wie ſie es wirklich ihrer Ungereimtheit wegen verdienen; ich meine die Rondalla, und die Pedreades. — Die Rondalla iſt eine kleine Schlacht, die zu ernſthaft iſt, um ſie ein Luſt-Gefecht zu nennen, wo nähmlich zwey Truppen von Muſikanten ſich Fehde anſagen, mit Feuer- und Seiten-Gewehren auf einander los gehen, und auf einander ſchießen und einhauen. In Navarra und Aragon beſteht dieſe ſonderbare Gewohnheit noch jezt. — Die Pedreades beſtanden ebenfalls in ſolchen Gefechten, wo zwey Parteyen, nachdem ſie einander Fehde angekündigt hatten, mit Schleudern auf einander los giengen, und ſich mit Steinen todt warfen. Sie haben erſt ſeit Kurzem aufgehört. — Wett-Rennen mit Pferden aus der Barbarey, wurden ſonſt in Aran-

juez auf der Calle de la Reyna gehalten. Der Hof theilte ſich dabey in Parteyen, und machte Wetten; ſeit einigen Jahren aber ſind andere Uebungen angeordnet. Dieſe ſind: die Parejas; ſie werden kurz vor der Abreiſe des Hofes von Aranjuez angeſtellt, waren ſchon ſonſt gebräuchlich, und nur ſeit 20 Jahren durch den Krieg unterbrochen.

Der Ritter v. Bourgoing, der in den Jahren 1782 bis 1788 ſich in Spanien aufhielt, giebt (*) folgende Nachricht davon:

„Es wird eine Eſcadron von 4 Quadrillen, jede 12 Mann ſtark, errichtet. Sie ſind insgeſammt vom Kopfe bis zum Fuße nach altſpaniſcher Tracht gekleidet; nur hat jede Quadrille ihre eigene unterſcheidende Farbe. Dieſes vortheilhafte Coſtume giebt dem ganzen Schauſpiele ein kriegeriſches und altes Anſehen, welches die Schauſpieler in das Zeit-Alter ihrer Vorfahren verſetzt, und den Zuſchauern jenes Intereſſe einflößt, das ſich allezeit unſers Gemüthes bey einem Bilde vergangener Dinge bemächtigt. Die Ritter üben ſich lange Zeit vorher auf dieſe Vorſtellung; dies giebt ihnen häufige Gelegenheit, die Gelehrigkeit und zierliche Geſchmeidigkeit ihrer Pferde zu üben, die dabey immer die ſchönſten ſind, welche die ſpaniſchen Stutereyen liefern. Sobald Pferd und Reiter ihre Rolle gehörig können, wird der Tag zur erſten Vorſtellung (**) anberaumt. Der Schauplatz iſt ein großer viereckiger Hof vor einer Façade des Schloſſes. Die glänzende Reiterey kommt da unter Trompeten- und Pauken-Schall in Zügen an. Voran gehen Laufer, und Reit-Knechte führen reich geſattelte Hand-Pferde. Man hält einen Augenblick vor dem Balcon des Königes, und grüßt ihn. Der Zug geht hierauf um den Platz herum. Wenn er den König wieder im Geſichte hat, fällt er in einen kur-

(*) In ſeiner neuen Reiſe durch Spanien, vom J. 1782 bis 1788, aus dem Franzöſ. 2 B. (Jena, 1790, gr. 8.) S. 95, f.

(**) Gewöhnlich werden drey Vorſtellungen gegeben. Der König wohnt nur der erſten bey; die Prinzeſſinn von Aſturien aber war immer bey allen dreyen.

kurzen Galopp, und das Spiel beginnt. Die Figuren deſſelben laſſen ſich am beſten mit den Touren der franzöſiſchen Contre-Tänze vergleichen. Die vier Quadrillen entfernen und nähern ſich wechſelsweiſe unter dem Vorritte ihrer Anführer. Bald reiten ſie um den Kampf-Platz, bald quer über denſelben, bald beſchreiben ſie Zirkel, bald ſchlängeln ſie ſich in Spiral-Linien. Dieſes alles geſchieht mit einer Genauigkeit und mit einem Einklange in die Muſik, daß Auge und Ohr in gleichem Grade daran Vergnügen finden. Das Herz fühlt freylich bey dieſem etwas einförmigen Schauſpiele nichts; es iſt ſchwaches Nachbild der Turniere, und Erinnerung an dieſe Feſte, wo die Ritter unter den Augen der Könige und der Damen dem Rufe des Ruhmes und der Liebe folgten; wo der Beyfall der Schönen, die über ihre Herzen herrſchten, ſie mit einem unſchätzbaren Preiſe für die Anſtrengung ihrer Geſchicklichkeit und ihres Muthes belohnte. Daher hat dieſer Centauren-Ball auch für ſeine ſpielenden Perſonen nur in ſo fern Reiz, als er ihnen die Ehre verſchafft, mit den Söhnen ihres Monarchen zugleich auf der Bühne zu erſcheinen, und zu ihrem Vergnügen beyzutragen. Nach ungefähr 20 Minuten marſchirt die Eſcadron in derſelben Ordnung wieder ab, wie ſie aufmarſchirt war. Wer ſeine Neugierde, dieſe Feyerlichkeit zu ſehen, ſchon in den vorhergehenden Jahren geſättigt hat, dem iſt der gewöhnlich darauf folgende Ball mit Erfriſchungen, ungeachtet er nur eine Neben-Sache iſt, immer das Vorzüglichſte dabey. Bey ſchönem Wetter ſpazieren die Parejantes, (ſo heißen die Figuranten des ritterlichen Contre-Tanzes,) in ihrer Tracht im Schloß-Garten, und miſchen ſich unter die Zuſchauer. Alsdann glaubt man die Unterthanen Kaiſers Karl V. und Königs Karl III. beyſammen zu ſehen. Die Phantaſie ſtellt beyde Regierungen neben einander, und vergleicht nicht ohne Vergnügen das Zeit-Alter des vorigen ſpaniſchen Glanzes mit dem Glanze ſeiner Erneuerung."

Wenn man dasjenige, was oben vom ludo Troiae der Römer geſagt iſt, mit der Beſchreibung der ſpaniſchen Parejas vergleicht, ſo wird man eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen beyden bemerken. Dort waren auch Quadrillen von 12 Perſonen, jede unter ihrem Anführer. Die Theilnehmer waren auch Prinzen und die vornehmſten

Jünglinge; die Touren der Pferde ſcheinen auch von eben der Art geweſen zu ſeyn.

Das Volk in Spanien übt ſich noch öfters in dem Juega de la barra. Dieſes Spiel beſteht darin, daß man eine ſchwere eiſerne Stange nach einem gewiſſen entfernten Ziele wirft. Bourgoing nennt es ein ſchwaches und trauriges Bild von jenen Spielen, welche die Stärke und Geſchwindigkeit der alten Spanier in unaufhörlicher Thätigkeit erhielten.

Die Tänze der Spanier tragen das Gepräge von dem Charakter der Nation. Sie ſtellen das Gemähl- de von mancherley Situationen eines verliebten Pares dar, und zwar mit einem Ausdrucke, welcher der pantomimiſchen Darſtellung der Tänzer alle Ehre macht. Inſonderheit ſind zwey Arten von National-Tänzen, nähmlich die Sequidilla und der Fandango, zu bemerken, wovon im Art. Tanz Nachricht ertheilt werden wird.

Die Engländer hatten, den hiſtoriſchen Nachrichten zu Folge, ſehr früh Turniere unter ſich eingeführt; nur ſind freylich die Erzählungen von den Rittern der Tafel-Runde nicht zuverläſſig genug, um darauf die Behauptung, daß dieſe Spiele in Groß-Britannien zuerſt aufgekommen ſeyn, zu gründen.

Wie ſehr in unſern Tagen die Engländer im Reiten und in andern gymnaſtiſchen Uebungen excelliren, iſt bekannt. Die engländiſchen Bereiter erregen mit ihrer weit getriebenen Kunſt, Pferde abzurichten und auf denſelben allerley Bewegungen zu machen, überall Bewunderung. Im Voltigiren ſind ſie von allen andern Nationen unübertroffen.

Das Pferde-Rennen macht eine der vorzüglichſten Luſtbarkeiten des engländiſchen Volkes aus, und die bewundernswürdige Schnelligkeit ihrer Pferde iſt bekannt, wovon an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen

men wird. Auf dem Lande ſieht man auch oft Eſel wettlaufen, die ſich um deſto ſonderbarer bey dieſer Rolle ausnehmen, da ihnen die Ohren dicht am Kopfe abgeſchnitten ſind.

Ringer- und Fechter-Uebungen gehören in England auch noch zu den Schauſpielen, worin das Volk und nicht eben bloß das gemeine Volk, Gefallen findet. Auch daraus wird eine Wette gemacht. Die engländiſchen Pankratiaſten laſſen ſich vor den verſammelten Zuſchauern mit ihrer Kunſt zu boxen (baxen) ſehen, und der Kampf wird oft mit Lebens-Gefahr geführt; ſ. im XXXIV Th., S. 12, f. Einige dieſer Baxer ſind durch ihre Stärke und öftere Siege im Fauſt-Kampfe dort nicht minder berühmt, wie die vorzüglichſten Athleten bey den Griechen waren. Inſonderheit ſind die Einwohner von Cornwall als nervige und geübte Ringer in ganz England berühmt. Auch andere Perſonen, die nicht vom Baxen Profeſſion machen wollen, nehmen bey den Meiſtern dieſes Kampfes Unterricht darin, der ziemlich theuer bezahlt wird, z. B. für die Stunde 1 Gulden nach unſerm Gelde. — Auch Fechter-Uebungen mit dem Degen werden öffentlich angeſtellt. So ließ ſich z. B. die Ritterinn D'Eon, d. 30 May 1793, in ihrer Kunſt im Fechten, vor einer großen Verſammlung ſehen. Eigentliche gladiatoriſche Gefechte mit großen Schwertern, ſind jezt abgekommen. Uffenbach ſah noch dergleichen. Ein Mohr und ein Engländer zeigten ſich auf einer hohen hölzernen Bühne ohne Geländer, und giengen einander mit breiten Schwertern zu Leibe.

Was die Orcheſtik der Engländer betrifft, ſo wird der Art. Tanz darüber nachzuſehen ſeyn.

Schlittſchuh-Laufen ſoll in England nicht ſo gewöhnlich ſeyn, wie in den benachbarten Ländern, vielleicht weil die Winter, im Ganzen genommen, ſehr gelinde ſind. Aber Engländer, die es in Deutſchland

lernten, hat man in kurzer Zeit eine große Fertigkeit darin erlangen geſehen, weil ſie durchgängig eine gute körperliche Dispoſiton zu ſtarken Leibes-Uebungen und einen ziemlichen Grad von Kühnheit haben. — Ball-Spiel und andere gymnaſtiſche Spiele werden ſehr von den Engländern geliebt, und, mehr als in Deutſchland, von Erwachſenen getrieben.

Die Berg-Schotten zeichnen ſich durch viele Eigenheiten vor allen übrigen europäiſchen Nationen aus. Biederkeit, Muth, Tapferkeit, körperliche Stärke, Frugalität, Freyheits- und Vaterlands-Liebe, Anhänglichkeit an Sitten und Gebräuchen der Vorfahren, — dieſe Eigenſchaften, die wir an den Alpen-Bewohnern lieben und ehren, finden wir bey den Bewohnern der ſchottiſchen Hochländer wieder, wie ſie ſich denn überhaupt in den Gebirgen am längſten erhalten; und dieſe Eigenſchaften machen ſie auch zu vorzüglich ſchätzbaren Kriegern, obgleich ihr Aufzug von dem Aufzuge der übrigen Soldaten ſehr unterſchieden iſt. Sie tragen keine Hoſen, ſondern einen Schurz. Merkwürdig iſt es in der That, daß dieſes einzige kleine Volk ein Kleidungsſtück nicht angenommen hat, welches alle übrige europäiſche Völker für das unentbehrlichſte halten. Sie halten ſehr eifrig über dieſer Sitte. Als man ihnen einſt höhern Ortes den Befehl ertheilt hatte, Hoſen zu tragen, eludirten ſie denſelben, und trugen Hoſen, aber nicht an den Schenkeln, ſondern über einem Stocke hängend auf der Schulter. Die ſchottiſche Sans-culotterie iſt in unſern Tagen von Hrn. D. Fauſt als ein Mittel der Selbſtſchwächung vorzubeugen, anempfohlen worden, zu welchem Zwecke auch gymnaſtiſche Uebungen, der Erfahrung nach, das ſicherſte Mittel ſind.

Die alten Berg-Schotten hatten ſonſt viele gymnaſtiſche Uebungen und Spiele unter ſich eingeführt, die

die aber zum Theil in Abnahme gekommen ſind, zum Theil ganz und gar aufgehört haben, wohin unter andern das Bogen-Schießen gehört. Dieſe ihre ehemahligen National-Spiele machten vorzeiten nebſt den Lob-Gedichten, worin ihre alten Helden beſungen wurden, und den Erzählungen von Geſchichten der Vorzeit, ihre Ergetzungen aus, wie ſie es noch jezt bey den Irländern ſind. Welche Beluſtigung könnte auch eines freyen und tapfern Volkes würdiger ſeyn!

Die Uebungen, welche noch aus jenen alten Zeiten ſich erhalten haben, ſind folgende: Clochneart, beſteht darin, daß mehrere Perſonen einen ſchweren Stein in die Wette werfen; wer den ſchwerſten Stein am weiteſten werfen kann, trägt die Ehre und den ausgeſetzten Preis davon. — Pennyſtone (Pfennig-Stein), beſteht darin, einen Stein nach einer aufgeſtellten Scheibe zu werfen. — Shinty; dieſes Spiel hat die meiſte Aehnlichkeit mit dem holländiſchen Kolfſpeel, oder mit dem franzöſiſchen Mail-Spiel. Die Geſellſchaft der ſämmtlichen Mitſpieler theilt ſich in zwey Haufen. Jeder Haufen hat ſein eigenes Ziel, bis zu welchem eine hölzerne Kugel, mit einer Keule fortgetrieben wird. Wer am erſten das Ziel erreicht, hat gewonnen. Von dem ſchottiſchen Mail, oder Golf, der angenehmſten Sommer-Beluſtigung der Schottländer, welche in einem Spiele mit Schlägeln (clubs) und Bällen beſteht, werde ich weiter unten, bey Beſchreibung der Kugel-Spiele, handeln.

Auf den hebridiſchen Inſeln ſind noch folgende Uebungen gebräuchlich. Die Bewohner der Inſel Ilay, üben ſich fleißig im Ringen und Springen. Eine andere Art gymnaſtiſcher Uebung iſt folgende. Zwey ſtarke Männer faſſen eine Stange, und halten ſie ungefähr in der Höhe der Schultern horizontal. Ein Dritter kniet zwiſchen ihnen unter der Stange nieder, ergreift ſie mit ſeinen Händen, hebt ſich hin-

auf, küßt ſie, und ſpringt wieder herunter. Wer es verſucht hat, wird wiſſen, daß das keins der leichteſten gymnaſtiſchen Kunſtſtücke iſt; die innern Arm-Muskeln müſſen hier alles bewirken, und den ganzen Körper heben. Von den Knien auf iſt es noch ſchwerer, weil da die Waden-Muskeln nichts beytragen können, um den Anfang des Schwunges zu erleichtern. — Ein hierher gehöriges Spiel dieſer Inſulaner iſt, daß ſie ſich in einen Kreis ſtellen, ſo, daß ſie nicht nahe an einander, ſondern in gewiſſen Entfernungen Einer von dem Andern ſtehen, Einer in den Mittelpunct tritt, und einem Andern im Kreiſe eine Mütze, oder dergleichen zuwirft. Dieſe wird mit der größten Schnelligkeit von Einem zum Andern geworfen, bis ſie der in der Mitte wieder erhaſcht, da denn der, welcher ſie zulezt warf, an deſſen Stelle tritt.

Die Holländer ſind die Phönicier der neuern Zeit. In paläſtriſchen und orcheſtiſchen Leibes-Uebungen kommen ſie den bisher genannten europäiſchen Völkern nicht bey, und bey der Erziehung wird im Ganzen wenig darauf Rückſicht genommen.

Die eigentlich ſogenannten holländiſchen Tänze ſind, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, ohne Abwechſelung und ohne Nachdruck. — Im Schlittſchuh-laufen ſind die Holländer Meiſter. Ein Land, welches gleichſam aus Waſſer beſteht, und von langen Wintern erſtarrt, muß nothwendig in dieſer Kunſt Meiſter hervorbringen.

Die gymnaſtiſchen Spiele der Holländer ſind zum Theil etwas unſchmackhaft, und ſelbſt grauſam, doch haben ſie auch wieder andere, die unſern Beyfall verdienen. Zu jenen gehören das Vogelſchneiden, das Gänſeziehen, und das Katzenknitteln. Beym Vogelſchneiden, wird eine Gans, oder ein Hahn, oder irgend ein anderer Vogel von ziemlicher Größe, lebendig bey

den

den Füßen an einem Stricke aufgehängt; und die Kunſt beſteht darin, daß einer im vollen Traben unter dem Stricke wegreitet, und dem armen Thiere den Kopf abhauet. — Ein eben ſo ſeltſames Vergnügen iſt das Gänſeziehen. Eine Gans wird an einem Stricke über einem Canal aufgehängt, der herunterhangende Kopf wird mit Oehl beſchmiert, und man ſucht dieſen, indem man mit möglichſter Schnelligkeit darunter wegrudert, zu faſſen und abzureiſſen. — Das Katzenknitteln beſteht darin, daß man eine Katze in eine Tonne ſperrt, dieſe an einem Stricke aufhängt, und aus einer gewiſſen Entfernung den Boden der Tonne mit einem Knittel einzuwerfen ſucht, ſo daß die Katze herausſpringt.

Eine vernünftigere Beluſtigung iſt das Kolfſpeel (Kolben=Spiel), welches in Holland ſehr häufig geſpielt wird, und mit welchen das oben erwähnte Shinty-Spiel der Bergſchotten eine Aehnlichkeit hat. Die Kolben=Bahn iſt eine 40 bis 60 Fuß lange, ebene Tenne, mit einer ein Par Fuß hohen breternen Wand umgeben, und zuweilen mit einem Dache bedeckt, übrigens von allen Seiten offen. An den beyden Enden ſind, einige Fuß von den Wänden entfernt, zwey Pfähle eingerammt. Jeder Spieler hat einen ledernen Ball, und einen 4 Fuß langen Kolben, der unten etwas gekrümmt, und an dem dickſten Theile mit Meſſing, oder Silber, beſchlagen iſt. Der Spieler, welcher anfängt, tritt bey dem oberſten Pfahl, und ſchlägt ſeinen Ball ſo auf der Erde hin, daß er den unterſteu Pfahl zu treffen ſucht. Ein gleiches thut der Mit=Spieler. Dieſes wird nach dem oberſten Pfahl wiederhohlt, wer beyde Pfähle am erſten getroffen hat, und weſſen Ball ſodann am weiteſten von dem oberſten Pfahle abliegt, der hat das erſte Point gewonnen. Dieſe Art unter zwey Perſonen iſt die einfachſte. Mit drey oder vier Perſonen iſt es zu-

ſam-

ſammengeſetzter und ſchwerer. Gemeiniglich ſpielt man bloß um die Zeche; zuweilen aber werden auch Wett-Spiele, welche die Gaſt-Wirthe und Kolben-Bahn-Halter vorher in Zeitungen ankündigen. Der Preis pflegt bey ſolchen Spielen ein mit Silber beſchlagener Kolben zu ſeyn.

Pferde-Rennen ſind in Holland ebenfalls im Gebrauch, wovon an ſeinem Orte Nachricht erfolgen wird. Man ſtellt auch oft Wett-Rennen mit Wägen, und im Winter mit Schlitten, an.

Noch ein Kampf-Spiel, welches in den größten Städten von Holland, in Amſterdam und Rotterdam, jährlich im Auguſt angeſtellt wird, verdient hier erwähnt zu werden. Es iſt eine Waſſer-Fahrt, welche vielleicht die famoſiſſima Ragatta di Venetia übertrifft. Man nennt es das Admiralſchaps-Zeilen (Admiralſchafts-Segeln). Die ſchönſten Jachten, Schaluppen, und andere kleine Fahrzeuge, verſammeln ſich in einer auf dem Y (Pifluß) oder der Maas beſtimmten Gegend, und werden daſelbſt in zwey feindliche Flotten vertheilt. Jede Flotte wählt ſich einen Admiral, Vice-Admiral, Schout-by-Nacht, u. ſ. f. Man rangirt ſich in Schlacht-Ordnung, die prächtigſten Flaggen und Wimpeln werden aufgezogen, Hahnen-Federn, zum Zeichen der Ausforderung, auf die Spitzen der Maſten geſteckt, und wenn alles in gehöriger Ordnung iſt, das Zeichen zum Abfahren gegeben. Nun ſegelt man um die Wette. Die zahlloſen Zuſchauer intereſſiren ſich, für die eine oder andere Partie, und wetten mit unter auf ihren Liebling. Endlich iſt der Sieg entſchieden, und der Triumphierer eilt, unter dem Jauchzen des Schiffvolkes und der Zuſchauer, nach der Stadt zurück, erhält die Glück-Wünſche ſeiner Freunde, und ſchließt mit einem luſtigen Bankete das Feſt. — Auch giebt es faſt in allen Dörfern, die an einem Fahr-Waſſer liegen, wenig-

nigſtens in der Provinz Holland, noch dann und wann unter Fiſchern, Bauern und Schiffern, ein luſtiges Wett-Fahren. Die Schenk-Wirthe ſetzen in dergleichen Fällen einige Flaggen zum Preiſe aus, welche ihnen durch den Aufwand für die Verzehrung der Wett-Fahrer und Zuſchauer reichlich bezahlt werden. Die Wett-Fahrer erſcheinen in Böthen oder leichten kleinen Schiffen, die durch Ruder und Segel zugleich getrieben werden. Jeder wählt ſich ſeinen Mann, mit dem er in die Wette fahren will. Man ſetzt die Bedingungen feſt, welche gewöhnlich darin beſtehen, daß der Sieger ſo und ſo viel Flaſchen Wein zum beſten geben muß, unterzeichnet ſie, loſet um die Nummer, ſteigt ein, zieht die Segel auf, erwartet das Zeichen zur Abfahrt, und fliegt nach dem Ziele. Nichts wird hier geſpart; Stärke, Liſt und Geſchicklichkeit wird hier wechſelſeitig und vereinigt aufgebothen, um einander den Vortheil abzugewinnen. Das Luſtigſte für den unbefangenen Zuſchauer hierbey iſt, das große Point d'honneur, welches dieſe Leute in ihrer Kunſt ſetzen. Keiner will durch ſeine Ungeſchicklichkeit verloren haben. Bald iſt der Wind, bald das beſſere Fahrzeug des Gegners, bald ein anderer Zufall, Schuld daran (*).

Wie tapfer und waffengeübt die Schweizer vormahls waren, und, im Ganzen genommen, noch jezt ſind, iſt bekannt, und ihre Unterdrücker haben es oft genug zu ihrem Schrecken erfahren. Der Schweizer iſt ein geborner Soldat, und um die Waffen, wenn es nöthig iſt, zur Vertheidigung des Vaterlandes zu führen, muß er ſie von Jugend auf gebrauchen lernen. Die Schweizer haben einen ſtarken, geſunden Kör-

(*) *J. Grabner* Briefe über die vereinigten Niederlande, (Gotha, 1792, 8.) S. 343, fgg.

Körper zu mannigfaltigen und ſtarken Bewegungen, zur Ertragung von Beſchwerden geſchickt. Die Beſchaffenheit ihres Landes, deſſen unebener gebirgiger Boden, macht tägliche Anſtrengungen nöthig, deren der Bewohner ebener Gegenden überhoben iſt. Die reine Berg-Luft ſtählt die Fibern der Alpen-Bewohner. Uebungen im Gebrauch von allerley Werkzeugen und Waffen erhalten ihren Körper ſtark und biegſam. Die Jagd in ihren Gebirgen härtet gegen Unbequemlichkeiten ab, und gewöhnt an Gefahren.

Zwar ſind die Schweizer nicht mehr ganz das, was ſie vormahls waren; wie wäre das auch möglich, da ſie von üppigen und weichlichen Nachbaren umgeben, und oft beſucht werden; aber doch giebt es unter ihnen mehrere, die eines Wilhelm Tell, als unter den Deutſchen, die eines Herrmann Ebenbild ſind.

Wilhelm Tell — ſein Nahme verdient auch hier in der Geſchichte körperlicher Geſchicklichkeit, wie in der Geſchichte der Staten und Revolutionen, mit Auszeichnung genannt zu werden, beſaß zu viel edeln Stolz, zu viel Gefühl ſeiner Kraft und ſeines Werthes, um ſich vor Geisler's Hut zu erniedrigen. Der aufgebrachte Tyrann befahl ihm, aus einer großen Entfernung einen Apfel von dem Kopfe ſeines Sohnes mit einem Pfeile herunter zu ſchießen. „Lieber gieb mir den Tod!“ antwortete Tell. „Den Tod Euch Beyden,“ ſprach der Grauſame: „falls du dich weigerſt.“ Tell ſchoß ab; und der Pfeil nahm den Apfel hinweg, ohne den Knaben zu verletzen.

In den kleinen Cantons der Schweiz iſt ein gewiſſes gymnaſtiſches Spiel gebräuchlich, welches das Schwingen genannt wird. Es iſt eine Art von Ringen, wozu eigene Beinkleider (Schwing-Hoſen) angezogen werden, in deren Ermangelung man ein Schnupftuch um die Lenden bindet, woran man ſich faſſet, um ſich zu Boden zu werfen. Der Kampf wird nicht durch den Fall allein, ſondern durch den Fall auf den Rücken, entſchieden. Dieſe nebſt noch an-

andern gymnaſtiſchen Uebungen werden an beſtimmten Tagen gehalten, welche in dem helvetiſchen Kalender unter dem Nahmen Schwinge-Tage angegeben ſind. Die Landleute und Mädchen der Kämpfer, die Richter und viele Fremde, finden ſich an ſolchen Tagen ein, um dem Kampf-Spiele beyzuwohnen (*).

Von der gefahrvollen Gemſen-Jagd, findet man im XVII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 294, fgg. Nachricht.

Der Geſchmack an Kampf-Spielen hat ſich auch bey den Italiänern des mittlern und neuern Zeit-Alters erhalten. Von den Turnieren werde ich an ſeinem Orte ſprechen. — Die Paläſtrik und Orcheſtik der neuern Zeit wird in Italien nach der jezigen Art getrieben, denn die alte Gymnaſtik iſt es nicht mehr. Tanzen, Reiten und Fechten ſind die drey Uebungen, welche in der heutigen Welt überhaupt nur noch gelehrt, und als Stück der galanten Erziehung betrachtet werden. Die übrigen nicht minder vortrefflichen, oft noch zweckmäßigern gymnaſtiſchen Uebungen: Laufen, Springen, Ringen, Werfen, Schwimmen, bleiben den Kindern überlaſſen, und weit entfernt, ſie dazu anzuhalten, pflegt man ſie vielmehr davon abzuhalten, und ſtellt ihnen dieſelben als unanſtändig vor. Ich rede hier nicht bloß von Italien, ſondern von der, unter uns cultivirten Menſchen, jezt gewöhnlichen Erziehung, wo der muntere Knabe ſich kein größeres Lob verdient, als wenn er fein lange ſtill ſitzt, und in Geſellſchaft fein gerade ſteht, auf eine gute Manier die vom Tanz-Meiſter erlernte Verbeugung macht, und, welches die Haupt-Sache iſt, recht viel ins Buch ſieht.

Von

(*) Meiners Briefe über die Schweiz, 2 B.

Von den theatraliſchen Tänzen in Italien wird an ſeinem Orte gehandelt werden.

In den ſchweren und gefährlichen Künſten der Gaukler findet man nirgends größere Kühnheit und Geſchicklichkeit, als in Venedig. „Die Vergnüg„ungen des Markus-Platzes“, ſagt Hr. v. Archenholz (*): „beſtehen theils in den allgemeinen Maskera„den, theils in den Uebungen der Taſchen-Spieler, „Gaukler und Ringer. Man muß geſtehen, daß dieſe „Leute in ihren Künſten ſehr geſchickt ſind. Unter an„dern excelliren ſie vorzüglich in der halsbrechenden „Kunſt, eine Pyramide von Menſchen zu machen. „Sie ſteigen ſechs, auch ſieben Mann hoch auf einan„der. Die Baſis beſteht aus 16, auch mehrern Leu„ten, und ſo geht es nach einer regelmäßigen Vertheil„ung der Laſt verhältnißmäßig nach oben zu, wo denn „endlich ein auf dem Kopfe ſtehender Knabe die Spitze „der Pyramide formirt. Dieſe Gaukler-Uebung, die „man auſſer Venedig faſt gar nicht ſieht (**), war, „nach dem Claudian, ſchon den alten Römern be„kannt, und zwar machte man es damahls genau auf „eben dieſe Weiſe.“ Siehe oben, S. 538, und die dazu gehörige Fig. 4198.

Oeffentliche Kampf-Spiele giebt es zwar noch in Italien, aber freylich ſehr unterſchieden von den circenſiſchen und amphitheatraliſchen Kampf-Spielen der alten Römer; dergleichen ſind das Wett-Rudern, das Wett-Rennen, und das Stier-Gefecht, von welchen allen an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

(*) England und Italien, von J. W. von Archenholz, 4 Th. (Lpz. 1787, 8.) S. 29, f.

(**) Vielleicht nicht in der Vollkommenheit; ſonſt findet man in den Städten Deutſchlandes auch herumziehende Geſellſchaften ſolcher Künſtler.

wird. — Nach Moritz Berichte (*), kann man das Ballon-Spiel auch als öffentliches Kampf-Spiel anſehen.

„Dieſes Spiel,“ ſagt er: „iſt eine ernſtliche Angelegenheit der Römer. Was für die Engländer Pitt und Fox, das ſind für ſie die Haupt-Spieler der beyden Parteyen. Dicht bey dem vatikaniſchen Pallaſte ſchließt ein breternes Amphitheater den Schauplatz ein. Der Adel, an deſſen Spitze der Nepote ſteht, hat an dem obern Ende eine Loge für ſich, die mit einem Netze überzogen iſt, damit der große mit Luft gefüllte Ball, wenn er ſich auf ſeiner Bahn verirrt, nicht etwa einem von der hochanſehnlichen Verſammlung ins Angeſicht fliege. Zwey Parteyen, jede mit ihrem Anführer an ihrer Spitze, ſchlagen nun den Ball einander zu, und ein Knabe thut den Ausruf, wie oft gefehlt und getroffen ſey. Wenn der Ball über die Zuſchauer weg aus den Gränzen des Platzes fliegt, ſo iſt dies immer ein Fehler, welcher durch ein lautes fallo! (gefehlt!) von dem Volke gerüget wird; ſo wie hingegen ein beyfallgebendes Zujauchzen den Spieler belohnt, der mit Geſchicklichkeit und Stärke hoch an dem vatikaniſchen Pallaſte hinauf den Ball empor zu ſchlagen weis. Den Haupt-Spielern giebt das Volk einen eigenen Nahmen; ſo heißt jezt der eine, welcher ein Venetianer iſt, gran Villano (der große Bauer), und der andere, welcher ein Römer iſt, Romanone (der große Römer). Der gran Villano iſt dieſes Mahl der Liebling des Adels, und der Romanone der Liebling des Volkes. Wenn der Romanone einen Fehler macht, ſo bedauert und entſchuldigt ihn das Volk; fehlt aber der gran Villano, ſo hört es nicht auf zu ſchreyen: fallo! fallo! Darüber hat ſich der Nepote, der den gran Villano in ſeine Protection genommen hat, ſchon ein paar Mahl ſo geärgert, daß er ſich mit dem ganzen römiſchen Volke gezankt hat. Ein ſolches Ball-Spiel iſt ſehr unterhaltend, nicht ſowohl des Spieles ſelber, als vielmehr der Zuſchauer wegen, wovon denn einige aus dem Volke auch ſchon gewiſſer Maßen

(*) In ſeinen Reiſen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788. 2 Th. (Berl. 1792, 8.) S. 207.

ſen Ariſtokraten und auf der Seite des Adels ſind, welche mit den andern Wetten anſtellen, die freylich nicht ſehr ins Große gehen, ſondern höchſtens einen Scudo, oft auch nur wenige Paoli, betragen, aber doch das Intereſſe an dem Spiele auſſerordentlich vermehren. Von den ſpielenden Parteyen kann man auch gewiß nicht ſagen, daß ſie mit dem Spiele ſpielen, ſondern ſie nehmen ſich der Sache ſo mit Ernſt an, daß ſie oft mit einem ordentlichen Jammer-Geſchrey, und per l'amor di dio! einander zu Hülfe rufen, um den Ball in das feindliche Gebieth wieder zurück zu ſchlagen. Man ermüdet nicht, einem ſolchen Spiele 3 bis 4 Stunden in einem fort zu zuſehen. Es wird von Perſonen aus allen Ständen beſucht, und ſelbſt Cardinäle ſehen aus den Fenſtern und von den Balcons des vatikaniſchen Pallaſtes mit theilnehmendem Ergetzen auf dieſes intereſſante Schauſpiel herab."

Von den Uebungen der alten Einwohner Schwedens und Norwegens hat der Erz-Biſchof zu Upſal, *Olaus Magnus*, ziemlich ausführliche Nachrichten hinterlaſſen. Nach Deſſen Berichte, bedienten ſich die Einwohner in Schrickfinnland, gewiſſer langer und ebener Hölzer, welche vorn bogenförmig gekrümmt ſind, und die ſie unter die Fuß-Sohlen binden, um vermittelſt derſelben über den Schnee wegzugehen. Sie können damit in den unebenſten Gegenden fortkommen, aufwärts und niederwärts rutſchen, wie es ihnen gefällt, indem ſie ihren Lauf mit einem Stabe, welchen ſie in der Hand haben, lenken. Das eine Holz muß einen Fuß länger ſeyn, als das andere, und muß die Länge ſich nach dem Maße des Mannes, oder der Frau, welche ſich ihrer bedienen wollen, richten. Dieſe Hölzer werden von unten mit Rennthier-Fellen überzogen, ſo, daß der Haarſtrich von vorn nach hinten geht; wodurch das Vorwärtsgleiten deſto mehr erleichtert, das Rückwärtsgleiten aber verhindert wird. Wenn ſie mit dieſen Schnee-Schuhen laufen gelernt haben, iſt ihnen kein Berg zu hoch, und kein Felſen

zu

zu ſteil, den ſie nicht zu überſteigen vermögend wären. Im Winter geht das Laufen ſchneller und bequemer, als im Sommer, wenn die Oberfläche des Schnees von der Sonne aufgethauet und naß iſt. Sie bedienen ſich dieſer Werkzeuge mit vielem Vortheile auf der Jagd, wovon ſie große Liebhaber ſind, und laufen auch zum Vergnügen damit in die Wette. — Zum Ueberzug der Schnee-Schuhe, bedient man ſich auch der Seehund-Felle, welche nach dem Haar-Striche ſehr glatt, gegen den Strich aber ſehr ſtruppig; folglich zu dieſer Abſicht vorzüglich geſchickt ſind. Die Schnee-Schuhe hat der Lappländer mit den Nord- und Finnländern gemein; ſ. im LXIV Th., S. 774, und die dazu gehörige Fig. 3907. Sie werden in Norwegen Sky genannt, und es wird daſelbſt ein eigenes Corps Soldaten von etwan 600 Mann gehalten, welche mit ſolchen Schuhen verſehen und im Gebrauche derſelben geübt ſind, und welche deshalb Skylöpers genannt werden. Der Stab, deſſen man ſich dabey bedient, iſt unten mit einer horizontalen Scheibe verſehen, um nicht zu tief einzuſinken. Daß das Verhüten des Einſinkens der Haupt-Zweck bey den Sky's iſt, fällt von ſelbſt in die Augen. Die Laſt eines Menſchen von etwa 120 Pfund, die ſonſt auf der ſehr unbeträchtlichen Fläche beyder Fuß-Sohlen, oder bey dem gewöhnlichen Gange, nur auf der Fläche Einer Fuß-Sohle ruhet, die nicht einen Viertel-Quadratfuß beträgt, wird durch Hülfe der Schnee-Schuhe auf eine Fläche von 4 bis 6, und mehrern Quadrat-Fußen vertheilet, da denn auf 1 Quadrat-Fuß ein ſo mäßiger Druck kommt, daß der Zuſammenhang des Schnees demſelben hinlänglichen Widerſtand thun kann. Durch Ausdehnung in eine größere Fläche kann man, bekannter Maßen, Bley ſchwimmen machen. Der Gebrauch der Schnee-Schuhe iſt nicht bloß in Lappland, oder in Norwegen, ſon-

dern überhaupt in dem ganzen nördlichſten Striche von Europa und Aſien, allgemein. Die oſtiakiſchen Hermelin-Fänger, und Andere, bedienen ſich derſelben auf eben die Art, wie die Lappländer. — Sollte es nicht rathſam ſeyn, ſie auch bey uns einzuführen? da doch der Winter auch in unſern Gegenden oft lange genug dauert, und mehrere Wochen hindurch die Erde mit Schnee bedeckt iſt, ſo dürften ſie eben ſo ſchicklich, als nützlich und angenehm, ſeyn. Wir haben von ſüdlichen Nationen ſo viel Moden angenommen, die ſich zum Theil ſehr wenig zu unſerm Klima ſchicken; warum wollten wir nicht auch einmahl eine von Lappländern und Oſtiaken hernehmen, wenn ſie ſich als brauchbar zeigte? In einer Gegend der Tyroler Alpen, wo man überhaupt auch in anderer Rückſicht ſich nach Lappland verſetzt glaubt, ſind die Schnee-Schuhe ebenfalls gebräuchlich.

Ferner beſchreibt *Olaus* eine Uebung der jungen Leute zu Winterszeiten, dazu ſie von ihren Aeltern angehalten werden, um ihnen einen Vorſchmack an kriegeriſchen Unternehmungen zu geben. Es iſt dieſes das Schneeball-Gefechte. Sie machen nähmlich von Schnee eine Art von Caſtell oder kleiner Feſtung, mit Fenſtern, Schießſcharten ꝛc. Durch Begießen mit Waſſer erhalten dieſe Schnee-Gebäude eine mauerähnliche Feſtigkeit, weil das Ganze zu einer Maſſe von Eis zuſammen friert. An dieſen Gebäuden arbeitet man vornehmlich an Sonn- und Feſt-Tagen. Nachdem alles vorbereitet iſt, verſammelt ſich an einem beſtimmten Tage die junge Mannſchaft, und theilt ſich in zwey Parteyen, deren jede ihren Anführer wählt. Die eine Partey wirft ſich in das Caſtell, um es zu vertheidigen; die andere lagert ſich auſſerhalb deſſelben, um es anzugreifen und zu beſtürmen. Es werden dabey keine andere Waffen gebraucht, als Schnee-Bälle, die ſie mit den Händen

nach

nach einander werfen. Es iſt ſtrenge verbothen, harte Körper, als: Stein, Eiſen, oder Stücke Eis, in dieſe Schnee-Bälle zu thun; wer wider dieſes Geboth handelt, wird nacket in kaltes Waſſer getaucht. Ein Theil der Belagerer ſucht die Feſtung zu unterminiren. Sind die Feinde hinein gekommen, ſo beginnt ein Fauſt-Gefecht, wobey es mit nicht geringerm Eifer zugeht, als wenn Haus und Hof, und des Landes Wohlfahrt vom Siege abhienge. Die Furchtſamen werden mit eiskaltem Waſſer betröpfelt, oder man ſtopft ihnen den Hals voll Schnee, und jagt ſie fort. — In der That, keine üble Pädagogik! Neuere Erzieher haben in eben der Abſicht militäriſche Spiele mit ihren Eleven vorgenommen, um die dabey vorkommenden militäriſchen Strafen den Knaben gegen Schmerz abzuhärten, welches gewiß gut iſt, wenn es in gehörigem Maße geſchieht.

Hierauf beſchreibt *Olaus* das Pferde-Rennen auf dem Eiſe, das Wett-Laufen mit Schnee- und Schlitt-Schuhen, das Bogenſchießen, und das Ueben im Tanze zwiſchen gezogenen Schwertern und ſcharfen Spießen ꝛc. wovon ich an ſeinem Orte handeln werde.

Abgeſchieden von der übrigen Welt liegt im hohen Norden jene merkwürdige Inſel, Island, welche die Natur gleichſam zum Kampf-Platz der Elemente gewählt zu haben ſcheint. Immer neuen Verwüſtungen eines unterirdiſchen Feuers ausgeſetzt, von allen Seiten vom beeiſeten Welt-Meere umſchloſſen, ſcheint dieſes unwirthbare Land der Verbannungs-Ort der Erde zu ſeyn, und durch alle Schreckniſſe der Natur jeden Ankömmling zurück zu ſcheuchen. Dennoch aber beherbergt es ein altes biederes Volk voll Liebe für ſein Vaterland, und voll Anhänglichkeit an Sitten und Gebräuche des grauen Alterthumes. So merk-

würdig das alte Thule dem Geſchicht-Forſcher, dem Naturkundigen, dem Geographen iſt, eben ſo merkwürdig iſt es auch dem Gymnaſtiker. Hier unter dem Polar-Kreiſe, findet er ein Land, wo ſeine Kunſt noch National-Intereſſe hat, wie bey den Griechen, die übrigens, was Klima, Gegend und Cultur betrifft, ſo unendlich von den Isländern abſtehen.

Von den älteſten Zeiten her, ſahen die Isländer Leibes-Uebungen als eine zum phyſiſchen Wohl des Menſchen höchſt nöthige Sache an, brachten einige, inſonderheit das Ringen, auf einen hohen Grad der Vollkommenheit, und ſetzten Regeln feſt, nach welchen die Wendungen und Bewegungen kunſtmäßig ausgeführt wurden. Oeffentliche Spiele wurden angeſtellt, wo, wie bey den olympiſchen, Kampf-Uebungen die Haupt-Sache waren. Man nehme das Weſentliche aus den Uebungen des alten glücklichen Griechenlandes; man ſondere das davon ab, was höhere Cultur, was Bau-Kunſt, was Bildhauer-Kunſt und Reichthümer hinzuthaten; Gymnaſien, Xyſten, Stadien, u. ſ. w. — und man findet keine näheren Kunſt-Verwandten der Gymnaſtik, als Griechen und Isländer.

Aber, ach! das goldene Zeit-Alter der Gymnaſtik iſt für Island auch vorbey. Die öffentlichen Spiele haben, wenigſtens beynahe, aufgehört. Viele der alten Uebungen ſind ganz in Vergeſſenheit gerathen. National-Tänze, bey feyerlichen Gelegenheiten, ſonſt eine Haupt-Luſtbarkeit der alten Isländer, ſind abgeſchafft, — und was iſt die Urſache dieſer nachtheiligen Veränderungen? Der Verfaſſer der philoſophiſchen Schilderungen der gegenwärtigen Verfaſſung von Island, (Altona, 1786, 8.) mag hierauf antworten:

„Die Geiſtlichkeit, die aus mißverſtandener Frömmigkeit ſo viel Gutes in der Welt dem Menſchen entzieht, hat

hat auch dieſe unſchuldigen Freuden abgebracht. Sie ſucht noch immer durch bedenkliches Schmählen dem armen Arbeiter ſeine Vergnügungen zu entreiſſen; eine menſchenfeindliche Beſchäftigung, die der Lehre, welche ſie vortragen ſollen, nicht entſpricht. In Island zumahl hätte man alle Urſache von der Welt, die Einwohner aufzumuntern, und Leben und Thätigkeit in ihnen zu erwecken, die ſo oft durch Armuth niedergedrückt wird. Indeſſen hat es allerdings die Folge gehabt, daß der gemeine Mann in den meiſten Gegenden weit weniger ſich zu vergnügen ſucht, als ſonſt, und zwar hauptſächlich in Anſehung der körperlichen Bewegung."

Das Ringen iſt eine Lieblings-Uebung der Isländer, hat ſich auch noch am längſten erhalten, und iſt zu einer Kunſt geworden, die ihre beſtimmte Regeln hat. Man hat zweyerley Arten des Ringens, die man Lauſe-töck, und Glümalüſt nennt. Lauſetöck, d. h. regelloſes Ringen, iſt nur die natürliche Art, da einer den andern, ſo gut wie er kann, umfaßt, und durch die Kraft ſeiner Arme zu Boden zu werfen ſucht, wobey auch der Kopf gebraucht wird, um den Gegner aus dem Gleichgewichte zu bringen. Bey dieſer unkünſtlichen Art ſiegt bloß Kraft. Geſchicklichkeit und Gewandtheit kommen nicht ſo ſehr dabey in Anſpruch. Die Glümalüſt iſt weit künſtlicher. Hier ſind gewiſſe regelmäßige Schwingungen der Arme und Beine, die ſo wohl calculirt ſeyn ſollen, daß einer, der dieſer Kunſt Meiſter iſt, jeden andern, Uneingeweiheten, und wenn er auch ſonſt der ſtärkſte wäre, in kurzer Zeit zu Boden werfen kann. Die Bewegungen dabey haben jede ihre beſondere Benennung, z. B. Miadmar-Bragd, Hal-krokür, Sweifla, u. ſ. f. Ehemahls war die Glümalüſt eine Uebung, woran die Angeſehenſten und Tapferſten des Volkes Antheil nahmen, und worin ſie ſich bey öffentlichen Spielen ſehen ließen; nach und nach aber iſt ſie zu der niedrigſten Volks-Claſſe und zum Jugend-Spiel her-

herabgeſunken. An der weſtlichen Seite von Island in Sneefiälds-Syßel, iſt ſie jedoch noch auch bey Erwachſenen und Vornehmen im Gebrauch, und einige machen ſich dadurch im ganzen Lande berühmt. Hier wird ſie auch noch zu öffentlichen Kampf-Spielen angewendet, die man Bonda-Glüma nennt. Es werden zwey Ringer von anerkannter Geſchicklichkeit gewählt, die Bondar genannt werden. Jeder dieſer beyden wählt ſich ſo viel Glüma-Männer, als er bekommen kann, welche ſodann als Theilnehmer an dem Kampfe auf ſeine Seite treten, und ihm den Sieg erfechten helfen. Bey dieſem Anwerben beobachtet man folgendes Verfahren, welches die Zwiſtigkeiten, die dabey vorfallen könnten, verhüten ſoll. Die beyden Haupt-Ringer oder Bondar geben ſich andere Nahmen, ohne daß die Glüma-Männer wiſſen, wem der eine oder der andere Mann zukomme. Jeder wird nun gefragt, zu welchem Nahmen er ſich bey dem Kampfe halten wolle. Auf dieſe Weiſe wird gleichſam wie durch das Los entſchieden, welche und wie viel Theilnehmer jeder Bondar bekommt. Fällt das Los zu ungleich, ſo giebt der eine Bondar, welcher die zu ſchwache Partey auf ſeine Seite hat, ſich entweder ſogleich für überwunden, wenn er nicht etwan Einen unter ſeinen Mit-Kämpfern hat, der mehrere von der Gegen-Partey gewachſen iſt, oder er fordert den andern Bondar allein heraus. Das Spiel wird, wie zu vermuthen iſt, am Ende immer etwas ernſtlich. Unter den ſitzenden Spielen iſt das Schach-Spiel dasjenige, wobey der Verluſt am meiſten ſchmerzt, weil man dem Glücke keinen Theil daran zuſchreiben kann, ſondern der Verluſt ein Beweis von geringerer Kraft iſt, wodurch wir unſer ganzes Weſen gleichſam verringert fühlen. Unter den gymnaſtiſchen Uebungen ſcheint das Ringen diejenige zu ſeyn, bey der eben das vorzüglich Statt findet. Hier iſt Mann gegen Mann un-

unmittelbar im Kampfe. Hier mißt ſich Kraft gegen Kraft ohne Waffen und ohne Wehr. Es iſt der Menſch allein, wie die Natur ihm werden ließ, der hier überwindet, oder unterliegt. Der Ueberwundene findet keine Ausflucht vor dem demüthigenden Vorwurfe, den er ſelbſt in ſeiner ganzen Bitterkeit fühlt: „Ich bin der Geringere an Kraft, d. h. ich habe eine „niedrigere Stufe in der Reihe der Weſen, als meine „Ueberwinder.“

Unter den Ueberbleibſeln alter Sitten hat ſich in Island auch noch ein Spiel erhalten, welches den Nahmen Ringbrud (d. h. Ringbrechen) führt. Es beſteht darin, daß mehrere Männer einen Kreis ſchließen, indem ſie ſich bey den Händen anfaſſen, zwey Andere auſſerhalb des Kreiſes ſtehen, und ihn zu durchbrechen ſuchen.

In dem weſtlichen Theile von Island ſind auch noch eine Art pantomimiſcher Spiele übrig geblieben, welche man Glädir nennt. Die Anweſenden führen in den Zwiſchenzeiten einen Vike-Vaka auf, — ebenfalls eine alte Sitte, wo Männer und Weiber ſich parweiſe anfaſſen, und nach verſchiedenen Melodien Lieder abſingen, die von einiger Bewegung des Körpers begleitet werden.

Das Reiten wird in Island als eine männliche Uebung ſehr von den Einwohnern geliebt. Man übt die Jugend in der Kunſt, ein Pferd mit Leichtigkeit zu beſteigen und mit Sicherheit zu lenken. Der Jüngling erwirbt ſich den Beyfall ſeiner Geliebten, wenn er darin Geſchicklichkeit zeigt, und ſich ohne Steigbügel auf das Pferd ſchwingen kann. Es iſt pſychologiſch merkwürdig, daß die Geſchicklichkeit zu Pferde dem Manne aller Orten den Beyfall des ſchönen Geſchlechtes erwirbt. Die isländiſchen Weiber reiten auf Quer-Sätteln, welche auch für das weibliche Geſchlecht die ſchicklichſte Art iſt.

Die abgehärtete und kriegeriſche Nation der Ruſſen, iſt in gymnaſtiſcher, wie in politiſcher Rückſicht, eine von den merkwürdigſten der neuern Zeiten. Leibes-Uebungen, ſowohl die paläſtriſchen, als orcheſtiſchen, machen bey den Ruſſen den wichtigſten Theil der öffentlichen und allgemeinen Beluſtigungen aus. Das Baden iſt bey ihnen noch ſo, wie bey den morgenländiſchen Nationen, Bedürfniß und Vergnügen zugleich, und unter den europäiſchen Völkern ſind ſie vielleicht die einzigen, wo dieſe nützliche und der Geſundheit ſo vortheilhafte Gewohnheit noch allgemein genug beybehalten iſt. Man badet in öffentlichen Bade-Häuſern, wenigſtens ein Mahl wöchentlich, und zwar immer warm. Beſonders liebt man die Dampf-Bäder, da in einem verſchloſſenen Zimmer ein Ofen geheizt und mit Waſſer beſprengt wird, welches ſich durch die Wärme in Dünſte auflöſet. Dieſe warme und feuchte Dünſte, die den ganzen Raum erfüllen, durchdringen die Haut des Badenden, der ſich nacket der Wirkung derſelben ausſetzt. Wenn er ganz von Hitze glüht, und alle Pori geöffnet ſind, läßt er ſich mit trocknen belaubten Birken-Reiſern peitſchen, und ſodann mit einem wollenen Lappen abreiben. Die bey den Süd-Aſiaten und Süd-Indianern gebräuchliche Methode, die Muskeln durchzukneten und die Gelenke knacken zu machen, findet man in der Beſchreibung der ruſſiſchen Bäder nicht erwähnt. Nicht bloß Perſonen von niedrigem Stande, ſondern auch Vornehme, machen von öffentlichen Bädern Gebrauch. Beyde Geſchlechter baden in abgeſonderten Zimmern. Nachdem ſie kaum aus dem Dampf-Bade gekommen ſind, wo ſie ſich in einer Temperatur von etwan 45 Grad des Reaumür. Thermometers, alſo in einer Hitze, wie ſie ſelten am Senegal empfunden wird, befanden, werfen ſich manche in den kalten Fluß, oder wälzen ſich, wenn es Winter iſt, nacket in den Schnee.

Sol-

Solche ſchnelle Abwechſelungen von zwey Extremen können nur Körper ertragen, die von Jugend auf daran gewöhnt ſind, und ſchon mit erblicher Stärke ausgerüſtet, geboren werden. Welche Verſchiedenheit unter menſchlichen Körpern und Körper-Cultur! Jener ſpringt aus dem Dampf-Bade in den kalten Strohm, und fühlt ſich wohl dabey; dieſer bekommt Schnupfen und Halsweh, wenn er aus einer Stube in die andere geht. Der ſpartaniſche Jüngling ſpringt, erhitzt von den Uebungen des Stadiums, plötzlich in den Eurotas; der Sibarit klagt über den Druck der Roſen-Blätter, womit er ſein Bette beſtreuet. Dort wird ein neugebornes Kind von den Popen in die beeiſete Newa getaucht, hier wird es in Windeln gefeſſeln, in Feder-Betten erſtickt, in Wärm-Körben gebraten! — Wer iſt ſo verweichlicht, daß er nicht lieber Spartaner, als Sibarit, ſeyn möchte? Aber früh muß dann der Anfang gemacht werden, ſich dazu zu bilden. Kalte Bäder müßten ſchon die Fibern der Säuglinge ſtählen; man könnte, nach Hrn. Vieth Meinung, eine ähnliche Taufe, wie die ruſſiſche Newa-Taufe, vornehmen, und an ſtatt: entſage du dem Teufel? ꝛc. die Formel einführen: entſageſt du der Weichlichkeit? denn der Geiſt der Weichlichkeit iſt in der That einer der böſeſten Geiſter, die exiſtiren können.

Das Ringen iſt eine Uebung, die in Rußland noch häufig geſehen wird, aber freylich iſt ſie, ihrer Vortrefflichkeit ungeachtet, wie in andern Ländern, zur gemeinen Volks-Claſſe herab geſunken. Man könnte ſagen, das macht ihr keine Schande, weil ſie dieſes Schickſal mit vielen Tugenden gemein hat, die ſich in die Herzen der Niedrigen geflüchtet haben, da die Herzen der Hohen zu voll von andern Dingen ſind. Allein, die Ringe-Kunſt verdient in der That auch von den höhern Ständen geübt zu werden.

Sie iſt ganz vorzüglich geſchickt, die Kräfte aller Muſkeln zu entwickeln. Die Ruſſen pflegen bey öffentlichen Luſtbarkeiten, unter andern auch im Ringen ihre Gewandtheit und Stärke zu zeigen. Sie ſuchen einander nicht bloß zu faſſen und niederzuwerfen, ſondern ſchlagen auch dabey auf einander wie die Boxer in England, und ſuchen einander ein Bein unterzuſchlagen, welches einer der Haupt-Kunſtgriffe iſt, den Gegner zu überwältigen.

Von einem ſolennen Ringen ruſſiſcher Bauern, welches auf Veranſtaltung des Grafen Orlow Tſcheſminski in ſeinem Reit-Hauſe angeſtellt wurde, giebt ein Augen-Zeuge folgende Beſchreibung:

„Es waren gegen 300 Bauern beyſammen, die ſich in zwey Haufen theilten, davon jeder einen Anführer wählte, der die Kämpfer hervor rief, und ſie gegen einander aufhetzte. Es durfte nur immer Ein Par kämpfen. Sie hatten dicke lederne Fauſt-Handſchuh an, die ſo ſteif waren, daß ſie die Hand kaum zu einer Fauſt ballen konnten, daher auch viele mit der offenen fochten. Sie ſtanden mit dem linken Fuße und der linken Seite vor, ſtreckten den linken Arm gegen ihren Feind, um deſſen Schläge abzuhalten, und hielten den rechten Arm ſchwebend in einiger Entfernung von einander. Sie ſchwangen den rechten Arm, wenn ſie ausholten, in einer zirkelförmigen Richtung, und zielten immer nach dem Geſichte und dem Kopfe, niemahls aber auf die Bruſt oder die Seiten. Wenn ein Kämpfer den andern zu Boden geſchlagen hatte, ſo wurde er als Ueberwinder erklärt, und die Fehde hatte zwiſchen dieſem Pare ſogleich ein Ende. Einige von dieſen Kämpfern hatten eine ungemeine Stärke, aber ihre Art zu kämpfen verhinderte, daß ein Unglücksfall dabey geſchähe; es erfolgten weder Arm- noch Bein-Brüche, noch heftige Quetſchungen, womit die Ringe-Uebungen in England ſich gemeiniglich endigen. Beyde Parteyen nahmen ſich ihrer Kämpfer ſehr eifrig an, ſchienen auch einige Mahl zur Unterſtützung derſelben helfen zu wollen, aber jedoch Ausbruch einer Streitigkeit wurde von dem

Grafen, der den Mittler machte, ſogleich wieder friedlich beygelegt."

Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen, 6 B. (Hamb. 1788, gr. 8.)

Das bey den Holländern gewöhnliche Schnelltraben (Harddraven), iſt auch in St. Petersburg eingeführt, wie im Art. Pferde-Rennen gemeldet werden wird.

Das Reiten iſt in St. Petersburg auch unter dem weiblichen Geſchlechte ſehr beliebt. Man ſieht Frauensperſonen von höherem und geringern Stande, welche in dieſer, wenn ſie mäßig getrieben wird, eben ſo angenehmen als nützlichen Uebung viel Sicherheit und Geſchicklichkeit zeigen.

Geſang und Tanz kann kein Volk mehr lieben, als die Ruſſen. Bey jeder Gelegenheit ſingt man Volks-Lieder, und bey den reizenden Waſſer-Fahrten auf der Newa ertönen die Fahrzeuge von Volks-Liedern in Chören abgeſungen und von taktmäßigem Schlage der Ruder begleitet. Die ruſſiſchen Stimm-Organe ſind ſehr beweglich und melodiſch, und ſelbſt der Geſang des gemeinen Volkes iſt in den Ohren ſehr angenehm. Zu ihren Tänzen bedürfen ſie weiter keiner Muſik, als eines einfachen Volks-Liedes, welches dazu abgeſungen wird. Von ihren Tänzen wird an ſeinem Orte ein Mehreres zu ſagen ſeyn.

Vom Ball-Spiele ſind auch in Rußland mehrere Arten im Gebrauch. Eine beſteht darin, daß ein großer ausgeſtopfter Ball mit den Füßen in die Luft gegeſchlagen wird, worin es Viele zu einer großen Fertigkeit bringen.

Das Ring-Werfen beſteht darin, daß man einen ſchweren ſpitzigen eiſernen Nagel ſo durch einen Schwung zu werfen ſucht, daß er mit der Spitze in einem kleinen Ringe ſtecken bleibe. Siehe auch weiter unten Ring-werfen.

Von der Strick=Schaukel, der gemeinen ruſſiſchen Schaukel, und der Rad=Schaukel, habe ich bereits im LXXI Th., S. 586, fgg. gehandelt.

Die Eis=Fläche der Newa, biethet im Winter einen großen Schauplatz des Vergnügens und allerley Uebungen dar. Schlittſchuh und Dreh=Schlitten ſind allenthalben bekannt genug. An ſtatt des Dreh=Schlittens hat man auch eine Nachahmung davon, nähmlich einen Dreh=Wagen erkannt, worin man ſich mit großer Schnelligkeit um einen Mittelpunct herumfahren läßt. Eine den Ruſſen eigne Uebung iſt aber die Fahrt vom Eis=Berge. Man pflegt dieſe Eis=Berge beſonders in der ſogenannten Butter=Woche auf der Newa zu errichten. Sie beſtehen in einem Gerüſte, welches etwan 6 Klaftern, oder 30 bis 40 Schuh hoch von Balken errichtet wird. An der einen Seite iſt es mit Stufen verſehen, um bequem hinauf ſteigen zu können, an der andern Seite aber ſieht man eine ſchräge Fläche, welche von dem Gipfel des Gerüſtes bis an die Eis=Fläche, unter einem Winkel von 20 Grad, mit dem Horizonte ſich herab ſenkt. Dieſe ſchräge Fläche wird mit Eis=Quadern belegt, welche, wohl an einander gefügt, eine einzige Eis=Fläche bilden, auf welcher die Schlitten mit ungemeiner Schnelligkeit herunter glitſchen, die um deſto größer wird, je weiter ſie auf dieſer ſchrägen und glatten Bahn herunter kommen. Die höhere Mechanik zeigt, daß die Räume, welche ein Körper ſowohl bey dem freyen ſenkrechten Falle, als auch bey dem Falle auf einer gegen den Horizont geneigten Ebene, in der erſten, zweyten, dritten Secunde ꝛc. zurücklegt, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5 ꝛc. wachſen. Wenn alſo der Schlitten unten angelangt iſt, ſo hat er eine ſo große Geſchwindigkeit erlangt, daß er noch eine beträchtliche Strecke auf der horizontalen Eis=Fläche fortglitſcht. Im Kleinen ſehen wir auch in unſern

Ge=

Gegenden dergleichen Uebungen von Knaben zur Winterszeit anſtellen. — Eine Fahrt von einer ſchrägen Fläche, die wohl am meiſten ins Große geht, iſt die ſogenannte Ramaſſe auf dem Berge Cenis, auf der Seite nach Savoyen. Man ſetzt ſich bey dem weit oben am Berge liegenden Wirths = Hauſe à la ramaſſe in einen kleinen Schlitten, der von einem vorn aufſitzenden Führer mit einer Stange gelenkt, aufgehalten und im Gleichgewicht erhalten wird, und fährt bis Lanebourg mit unglaublicher Schnelligkeit hinab.

Die Eis = Berge auf der Newa ſtehen unter Aufſicht der Polizey, und ſind öffentlich. Jeder der Luſt hat, kann für 1 oder 2 Kopeken die Fahrt anſtellen. Junge Leute von allen Ständen, auch Frauenzimmer, leztere jedoch nur von geringem Stande, nehmen Antheil daran. Auf die gute Stellung des Schlittens auf dem Gipfel des Gerüſtes kommt alles an. Wahrend der Fahrt muß man die Füße ſo gerade halten, daß ſie das Eis nicht berühren, weil ſonſt der Schlitten aus ſeiner Richtung kommen und umſchlagen könnte. Dieſe ſind ſehr klein, ſo daß man ſie unter den Arm nehmen, damit das Gerüſt an der hintern Seite wieder hinauf ſteigen, und die Fahrt zum zweyten Mahl anſtellen kann. Einige ſind ſo beherzt und geübt, daß ſie die Eisberge bloß mit Bretern unter den Füßen, ungefähr wie die Schnee = Schuhe der Lappländer, oder auch auf Schlitt = Schuhen, herunter rutſchen. Die Newa iſt in der Butter = Woche um die Eis = Berge her mit Menſchen, Wägen und Schlitten bedeckt. Wer auch weiter keinen Theil daran nehmen mag, findet ſich doch wenigſtens ein Mahl als Zuſchauer ein. Kleinere Eis = Berge findet man in den meiſten Höfen hinter den Häuſern, wo Kinder und Geſinde ſich beluſtigen.

Die Eis = Gerüſte auf der Newa dienen zum Vergnügen des großen Haufens, und finden nur im Winter Statt. Um der vornehmen Welt ein ähnliches Vergnügen zu verſchaffen, welches auch im Sommer genoſſen werden kann, ſind in den Gärten zu Peterhof und Oranienbaum Rutſch = Bahnen angelegt. Man nennt ſie auch Schlitten = Berge und fliegende

Berge.

Berge. Die zu Peterhof ſteht in der Mitte eines länglich runden Platzes, der durch eine offene Colonnade mit plattem Dache eingeſchloſſen wird, welche zum Schauplatz für die Zuſchauer eingerichtet iſt. Der Umfang deſſelben beträgt über eine Viertel-Stunde. Der fliegende Berg reicht beynahe von einer Seite zur andern. Es iſt ein hölzernes auf Pfeilern ruhendes Gerüſt, welches einen Berg, deſſen Abhang aber eine Wellen-Linie bildet, ſo daß derſelbe aus drey Abſätzen oder Hügeln beſteht, wovon einer immer tiefer, als der andere, liegt, und welche durch Zwiſchenräume getrennt werden, die gleichſam die Thäler zwiſchen jenen Hügeln ſind. Von den Gipfeln geht ein mit Bretern belegter Weg bis auf den Boden herunter, in welchem drey mit einander parellel laufende Fugen angebracht ſind. Ein kleiner Wagen, worin nur für Eine Perſon Platz iſt, wird auf die oberſte Spitze in die mittlere Fuge geſtellt, und rollt ſogleich mit der äuſſerſten Geſchwindigkeit von dem oberſten Hügel herunter. Die Geſchwindigkeit, welche er durch dieſes Herunterrollen bekommt, verurſachet, daß er den zweyten Hügel von ſelbſt hinauf fährt. Nachdem er von dieſem herabgerollt iſt, wird er auf eben die Art, auf die dritte und lezte Erhöhung hinauf getrieben, von welcher er ſodann bis zur Ebene des Platzes hinunter kommt, wo er dennoch eine Weile fortrollt. Darauf wird er in eine von den beyden Seiten-Fugen geſtellt, und mit einem Seile vermittelſt einer Winde wieder in die Höhe gezogen. Die Fahrt kommt dem, der ſie zum erſten Mahle ſieht, etwas gefährlich vor; indeſſen iſt kein Unfall dabey zu befürchten, da die Fugen den Wagen immer in der gehörigen Richtung erhalten.

Von den Leibes-Uebungen der Eleven in einer öffentlichen Anſtalt in Moskau, findet man in den Cahiers de lecture, v. J. 1792, Nachricht.

Die-

Dieſen Bemerkungen über die bey den Ruſſen gebräuchlichen Leibes-Uebungen, füge ich noch einige Nachrichten von verſchiedenen, unter ruſſiſcher Regierung ſtehenden Völkerſchaften hinzu.

Von den ſibiriſchen Tataren berichtet Gmelin und Müller, daß bey ihren Hochzeit-Feſten, der Anfang der Feyerlichkeiten mit einem Pferde-Rennen gemacht wird. Ruſſiſche und tatariſche Knaben reiten um die Wette nach einem entfernten Ziele. Den Siegern werden Preiſe ausgetheilt, welche vom Bräutigam und von der Braut ausgeſetzt, und vor dem Hochzeit-Hauſe auf einer langen Stange zur Schau geſtellt werden. Sie beſtehen in allerley Zeugen, Fellen, Inſtrumenten, z. B. tatariſchen Trommeln, und dgl.

Der tatariſchen Tänze wird an ſeinem Orte Erwähnung geſchehen.

Die Koſaken ſind, wie Pallas meldet, von Jugend auf zu ſtarken Leibes-Uebungen gewöhnt. Sowohl im Gebrauche des Bogens, der Lanze und des Feuer-Gewehres, als auch im Reiten, erlangen ſie eine auſſerordentliche Fertigkeit. Ihre Pferde gehorchen ohne Lenkung des Zügels, dem bloßen Drucke des Schenkels, und laufen mit ungemeiner Schnelligkeit. Die Hochzeit-Feſte der Jaiker Koſaken werden mit allerley Spielen und Tänzen gefeyert. Die tatariſchen Tänze ſind bey ihnen gewöhnlich; und man ſieht viele junge Leute, welche die unzähligen abwechſelnden Bewegungen bey dieſen Tänzen mit bewundernswürdiger Fertigkeit und Stärke ausüben. In Akſchinsk ſahe Pallas mit Verwunderung die Uebungen tunguſiſcher Koſaken. Ein Pfeil wurde in die Erde geſteckt; ſie ſprengten im vollen Galopp vorbey, nahmen Bogen und Pfeil, wobey ſie, da beyde Hände dadurch beſchäftiget waren, keinen Zügel gebrauchen konnten, ſondern das Pferd bloß durch die Bewegung des Lei-

bes und der Schenkel, regierten. Ungeachtet man hätte glauben ſollen, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe nicht auf den Pferden würden erhalten, ſo ſahe man ſie doch mit der größten Sicherheit alle Bewegungen darauf vornehmen, den Bogen ſpannen, den Pfeil zurecht legen, zielen und abſchießen. Der zum Ziel geſteckte Pfeil wurde bis auf die Erde hinunter abgeſchoſſen.

Die Tänze der Wogulen, Oſtiaken und Kamtſchadalen, werden an ſeinem Orte beſchrieben werden.

Die Beluſtigungen der Samojeden beſtehen im Kämpfen und im Springen über ein Ziel. Von ihren Tänzen, im Art. Tanz.

Wenn die Kalmücken an einem Orte lange ruhig ſtehen, ſo ergetzen ſie ſich mit allerley zum Zeitvertreib und zur Uebung dienenden Spielen und Luſtbarkeiten, welche inſonderheit auch bey feſtlichen Gelegenheiten angeſtellt werden. In der warmen Jahrszeit verſuchen ſich die jungen Leute im Ringen oder Bogenſchießen nach einem Ziele. Es werden Wett-Rennen zu Pferde angeſtellt, wobey es ziemlich halsbrechend zugeht, und doch auch Mädchen ſich ſehen laſſen.

Das Ringen (Albaldänä) hat inſonderheit ſeine feſtgeſetzten Regeln bey den Kalmücken. Die Haupt-Sache beſteht darin, daß einer den andern ohne Eifer und vorſetzliche Verletzung auf die Erde, und zwar auf den Rücken niederzulegen ſuchen muß, um als Sieger zu gelten. Die Ringer entkleiden ſich bis auf ihre langen leinenen Beinkleider, und auch dieſe werden von unten auf, bis über die halbe Lenden hinaufgewickelt. Bey förmlichen Ringer-Spielen ſtehen hinter jeden Ringer zwey oder drey Secundanten als Zeugen, damit nach den Regeln verfahren werde, auch einer mit einer Kanne kalten Waſſers, um, wenn das Gefecht lange dauert, dem Ringer von ſeiner Partey den Rücken damit anzufriſchen. Wenn die Ringer gegen ein-

einander auftreten, ſo neigen ſie ſich, nehmen beyde Hände voll Staub, und laſſen ihn wieder fallen, gehen darauf einige Zeit im Kreiſe gegen einander herum, um ſich aufs vortheilhafteſte zu faſſen. Das Gewöhnlichſte iſt, daß einer den andern mit der rechten Hand hinten am Hoſen=Gurte angreift, und den andern Arm bis zur bequemen Zeit frey zu behalten ſucht. Keiner von beyden giebt den geringſten Laut von ſich. Keiner darf zu hitzig werden; inſonderheit darf keiner den andern bey der Kehle oder am Haar=Zopfe anpacken, oder ihn durch Kratzen, Stoßen und dgl. verletzen. Geſchieht etwas von der Art, ſo werden die hitzigen Ringer durch die Sekundanten aus einander gebracht, und der Thäter wird äuſſerſt beſchimpft. Der Kampf dauert oft ſehr lange, und einer lüftet den andern gar oft fruchtlos beym Gurte in die Höhe, ohne ihn aus dem Gleichgewichte bringen zu können. Ja, mancher weis ſelbſt im Fallen noch den Vortheil zu gewinnen, und ſeinen Gegner, den er nicht los läßt, über ſich zu Boden zu werfen. Wer ſolcher Geſtalt auf den Boden völlig ausgeſtreckt auf dem Rücken zu liegen kommt, muß dem andern den Sieg zugeſtehen. Es iſt merkwürdig, daß dieſelben Regeln auch bey den in der Schweiz gebräuchlichen Schwinge=Uebungen gelten.

Vom Bogenſchießen wird im Art. Pfeil gehandelt werden.

Bey langen Winter=Abenden ergetzt ſich das junge Volk in den Hütten der Reichen, wo es ſich beſuchsweiſe verſammelt, mit Tanzen, Singen und Muſik. Siehe Tanz.

Obgleich die Türken eine müßige und weiche Lebens=Art lieben, ſo ſind ſie doch in manchen Leibes=Uebungen ſehr geſchickt. Ihr Körperbau iſt von Natur feſt und anſehnlich, und ihre Kleidung, welche

ſehr bequem iſt und jedem Gliede freye Bewegung verſtattet, befördert die Entwickelung der Geſtalt und der Kräfte. Diejenigen Türken, welche ihre Kräfte anſtrengen, gelangen zu einer ungemeinen Stärke. *Du Mont*, in ſeinen Reiſen (*), führt inſonderheit von den türkiſchen Laſt-Trägern an, daß ſie eine Laſt von 900 Pfund ohne Mühe tragen, weil ſie von Kindheit auf dazu gewöhnt werden, indem der Gebrauch der Schub-Karren bey den Türken nicht eingeführt iſt. Die Angabe ſcheint uns gewöhnlichen Leuten übertrieben; indeſſen zeigt ſich *du Mont* ſonſt als ein glaubwürdiger Mann, und ſolche Beyſpiele werden ohne Zweifel ſelten ſeyn.

Die Türken werden in der Jugend im Reiten, Wurfſpießwerfen, Bogenſchießen, Laufen, Ringen, Tanzen, und verſchiedenen gymnaſtiſchen Spielen fleißig geübt. Mit dem Laufen und Ringen werden die Jünglinge vom 15ten bis zum 20ſten Jahre beſchäftigt. Zuweilen werden bey feyerlichen Gelegenheiten Wett-Kämpfe darin angeſtellt. *Chandler* beſchreibt ein ſolches Spiel, dem er ſelbſt beywohnte, und welches ein reicher Türke, zum Vergnügen ſeines Sohnes und anderer Knaben, welche bald beſchnitten werden ſollten (**), anſtellte. Der Platz zum Wett-Kampfe war auſſerhalb der Stadt; man zog in Proceſſion hinaus. Eine Anzahl der angeſehenſten Perſonen eröffneten den Zug auf reich geſchmückten Pferden. Hierauf folgten die jungen Kämpfer in zierlichen Kleidern. An dem beſtimmten Platze wartete eine Menge Zuſchauer mit feyerlicher Stille. Der Wett-Lauf

(*) Voyages de Mr. *du Mont* en France, en Italie, en Allemagne, à Malthe et en Turquie. T. IV. à la Haye, 1699.

(**) Die Ceremonie der Beſchneidung geſchieht bey den Türken nicht ſo früh, wie bey den Juden, ſondern ſie können bis in das 15te Jahr, auch noch länger, damit warten.

Lauf machte den Anfang. Nachdem dieſer geendigt war, begab ſich die Geſellſchaft an den zur Ringe-Uebung beſtimmten Ort, und ſchloß einen Kreis. Die Kämpfer waren übrigens nacket, nur daß ſie enge anliegende Beinkleider oder Unter-Hoſen anhatten, welche ſtark mit Oehl beſtrichen waren, um das Anfaſſen an dieſem Orte zu verhindern.

Nichts iſt den Türken ein größeres Bedürfniß als das Bad. Bemittelte Perſonen haben Bäder in ihren Wohnungen, und laſſen ſich dabey von ihren Sclaven bedienen. Andere bedienen ſich der öffentlichen Bäder. Die Frauensperſonen müſſen wenigſtens alle 8 Tage ein Mahl baden. Ihre Bäder ſind ſorgfältig von den Bädern der Mannsperſonen abgeſondert. Die Fenſter ſind ſehr hoch angebracht, damit ſie ſich in aller Sicherheit entkleiden, und entweder bloß in dem heißen Dunſte, oder in dem warmen Waſſer ſelbſt, baden können.

Ein Umſtand, welcher hier vorzüglich erwähnt zu werden verdient, iſt das Reiben und Schampuen, welches gewöhnlich nach dem warmen Bade vorgenommen wird, und im ganzen ſüdlichen Aſien, in der Türkey, in Arabien, in Perſien, in Indien, in China, und auch auf den Inſeln der Süd-See, ſehr gebräuchlich iſt. Reiſende, die es ſelbſt verſucht haben, ein Bad auf morgenländiſche Art zu nehmen, können die wohlthätigen und angenehmen Wirkungen davon nicht genug rühmen. Man fühlt ſich, ſagen ſie, gleichſam wie neugeboren; die ganze Maſchine des Körpers empfindet eine ungemeine Behaglichkeit; es iſt, als wenn ein friſcher elektriſcher Strohm durch alle Fibern ſich ergöſſe. Die Morgenländer halten dieſe Operation, ſo wie das Bad ſelbſt, für weſentlich nothwendig zur Geſundheit. Die Ruſſen baden ebenfalls häufig. Das Abreiben geſchieht mit einem wollenen Lappen, oder auch mit einem Handſchuh von Pferde-Haaren,

wodurch alle Unreinigkeit hinweg genommen, und die Ausdünſtung befördert wird. Auch bedienen ſich die Morgenländer dazu, ſchon von alten Zeiten her, des Bimſteines. Die andere Operation, das Schampuen, Tſchamping, beſteht in einem gewiſſen Drücken und gleichſam in einem Durchkneten der Muskeln, und in einem Ziehen der Gelenke, welches in dem Orient eine eigene Art von Wolluſt ausmacht, indem es, wenn es auf die gehörige Art geſchieht, einen auſſerordentlich behaglichen Zuſtand, eine wollüſtige Schwingung aller Nerven hervorbringt. Das Verfahren dabey, iſt bey den Türken, Perſern ꝛc. zu einer Kunſt erhoben, welche die Sclaven, welche in den Bädern zur Bedienung ſind, verſtehen müſſen. In der That dürfte es auch nicht rathſam ſeyn, ſich von dem erſten beſten ſo manipuliren zu laſſen, wie die Türken von ihren Bade-Knechten. Der Gebadete legt ſich, der Länge nach, auf den mit Steinen gepflaſterten Boden des Bade-Zimmers. Der Sclave fängt nun die Operation damit an, daß er Jenen überall drückt und durchknetet, indem er das Fleiſch der Muskeln am ganzen Körper mit den Händen zuſammendrückt. Man begreift leicht, daß dadurch die Gefäße wechſelsweiſe zuſammengedrückt, alſo verengert und erweitert werden, folglich das Blut und andere Flüſſigkeiten ſich bald durch engere Canäle drängen, bald in weitere fließen muß. Wenn er dieſes einige Zeit fortgeſetzt hat, ſteigt er mit den Knien auf den Andern, und drückt ihn bald hier, bald da, mit dem ganzen Gewichte ſeines Körpers zuſammen, indem er ihn dabey gewiſſer Maßen wälzt, als ob er ihn quetſchen wollte, ergreift dabey zugleich ſeine Gliedmaßen, zieht und beugt ſie nach allen Richtungen, ſo daß ſie knacken. Ja ſo gar, was uns faſt gefährlich zu ſeyn ſcheint, thut er eben dieſes mit den Wirbelbeinen des Rückgrathes. Eine ſolche Behandlung könnte unter

unge-

ungeſchickten Händen leicht gefährlich werden, und man könnte ſeine geſunde Glieder dabey einbüßen; allein, die türkiſchen Bader wiſſen es ſo gut zu machen, daß man in die angenehmſte Empfindung dadurch verſetzt wird. Beſonders thut dieſe Procedur ſehr erſprießliche Dienſte, nach der eigenen Verſicherung der Türken, wenn heiße Witterung iſt, ſo daß ſie keine Leibes=Uebungen vornehmen können, da denn dieſe paſſive Uebung ihnen dir Stelle aller übrigen vertritt, wie auch nach Ermüdungen durch anhaltende Arbeit, und nach gewiſſen andern Ermattungen. Die durch ſchwüle Luft, oder Anſtrengung verlorne Elaſticität der Fibern wird durch dieſes Mittel wieder hergeſtellt. Es fällt hierbey die Bemerkung auf, daß durch dieſe derben Betaſtungen friſches Leben durch den Körper verbreitet wird, dagegen durch die ſanfteren Manipulationen, die bey dem vor einiger Zeit ſo berüchtigten Magnetiſiren vorgenommen werden, das leidende Subject in einen ſchläfrigen Zuſtand verſetzt wird. Dies die Verſchiedenheit. Darin aber ſcheinen die Wirkungen beyder Methoden einiger Maßen ähnlich zu ſeyn, daß etwas Wollüſtiges in den Empfindungen liegt, die durch dieſe Behandlungen hervorgebracht werden.

Aus Stellen in alten Schriftſtellern, unter andern im *Martialis,* erhellet, daß dieſe Methode ſchon den Römern bekannt geweſen, und von ihnen angewendet worden iſt.

Was die phyſiologiſche Erklärungen dieſer Wirkungen betrifft, ſo wird, wenn die Lehre von der animaliſchen Elektricität erſt mehr aufs Reine gebracht ſeyn wird, auch über die Phänomene, von denen hier die Rede iſt, ſich mehr Licht verbreiten. *Galvani* hat in ſeiner Abh. über die Kräfte der thieriſchen Electricität auf die Bewegung der Muskeln, (Prag, 1793.) ſehr intereſſante Verſuche und Beobachtungen über dieſen Gegenſtand angeſtellt, deren im Art. Muskel Erwähnung geſchehen wird.

Aus Stellen in alten Schriftſtellern, unter andern im *Martialis*, erhellet, daß dieſe Methode ſchon den Römern bekannt geweſen, und von ihnen angewendet worden iſt.

Die Spiele der Türken, ſind zum Theil den unſrigen ähnlich. So haben ſie z. B. Ball-Spiel, Wurf-Stein, und dgl.

Die neuern Griechen haben noch manches, unter andern in ihren Tänzen, von den alten Griechen beybehalten. Dieſe ſind von den türkiſchen ſehr unterſchieden. So iſt z. B. noch der ſogenannte Kranich-Tanz (γερανος) in Griechenland gebräuchlich, wovon im Art. Tanz Nachricht erfolgen wird.

Die Uebungen der heutigen Aegypter, oder der Mamlucken, beſchreibt Volney, im 1ſten Theil ſeiner Reiſen nach Syrien und Aegypten. Die ganze Erziehung der Mamlucken beſteht in Uebungen, die zum Kriege nöthig und nützlich ſind. Mit Anbruch des Morgens reiten ſie auf die Ebene vor Cairo hinaus, wo ſie ihre verſchiedenen Uebungen anſtellen. Sie beſtehen in dem Schießen nach dem Ziele mit dem Carabiner und mit Piſtolen, in Führung des Säbels und in dem Dsjerid-werfen. Zum Schießen nach dem Ziele iſt ein irdener Topf das Ziel. Sie ſprengen im vollen Galopp an, nehmen den Carabiner aus dem Bandelier, ſchießen ihn ab, und ſtecken ihn ſodann unter die Schenkel. Die Piſtolen werfen ſie, nachdem ſie abgeſchoſſen haben, über die Schulter, um ſich die Zeit zu erſparen, ſie in den Gürtel zu ſtecken, und die folgende deſto ſchneller losdrücken zu können. Zu dem Ende ſind ſie mit einer Schnur an den Kleidern befeſtigt. Wer am erſten das Ziel trifft, wird von den Begs, die bey dieſen Uebungen zugegen ſind, mit Lobſprüchen und Geſchenken belohnt. — Den Säbel wiſſen ſie mit Nachdruck und Behendigkeit zu führen; vor-

vorzüglich üben ſie ſich auf die Hiebe von unten nach oben, weil dieſe ſchwerer zu pariren ſind. Sie bedienen ſich lauter krummer Säbel, deren Klingen nach der Krümmung, welche ſie haben, gemeſſen, etwa 30 Zoll, die gerade Linie vom Griffe bis zur Spitze nur 24 Zoll hält. Solche krumme Säbel ſchneiden leichter und tiefer ein, als geradelinige. Das Dsjeridwerfen iſt ihre Lieblings-Uebung. Der Nahme Dsjerid bedeutet ein Rohr-Stängel, und man braucht es überhaupt von einem jedem Stocke, den man mit der Hand nach einem Ziele wirft. Die Mamlucken bedienen ſich zu dieſen Wurf-Spießen eines Stockes von einem Dattel-Baume. Sie ſind ungefähr 4 Fuß lang, und wiegen 5 bis 6 Pfund. Dieſen Wurf Spieß wirft der eine, indem er ſein Pferd in vollen Lauf ſetzt, auf ſeinen Gegner, in eine beträchtliche Entfernung. Dieſer ſucht durch eine behende Wendung ſeines Pferdes dem Wurfe auszuweichen, und jener wendet ebenfalls ſein Pferd, ſobald ſein Wurf geſchehen iſt, um dem Wurf-Spieße des Gegners auszuweichen. Sie erlangen durch die tägliche Uebung in dieſem Spiele eine ſolche Fertigkeit, und werfen den Dsjerid mit ſolcher Kraft, daß, wenn der andere ihm nicht ausweicht, gefährliche und tödliche Wunden dadurch verurſachet werden. Ihre Pferde ſind aber auch in ſchnellen Wendungen und plötzlichen Pariren aus dem geſtreckteſten Laufe ſehr gut dreſſirt, und kommen ihrem Reiter von ſelbſt zu Hülfe. Die Vornehmen in Aegypten üben ſich im Bogenſchießen. Man ſieht viele kleine Säulen in der Gegend von Kahira, wo dieſe Uebungen angeſtellt werden, welche denen zu Ehren errichtet ſind, die ſich beſonders darin hervor gethan haben. Wenn der Nil hoch iſt, ſo vergnügen ſich die kahiriſchen Vornehmen in ihren prächtig kleinen Fahrzeugen auf den großen Birkets in der Stadt; man ſieht alsdann öfters Feuerwerke, und Muſik fehlt bey ſol-

chen Gelegenheiten auch nicht. Sonſt iſt jeder vornehmer Herr des Abends in ſeinem Harem, und womit er ſich allda vergnügt, das bekommt kein reiſender Europäer zu ſehen. Einer aus Tripolis in der Barbarey erzählte Hrn. Niebuhr (*), daß der daſige Paſcha vor einiger Zeit an einem gewiſſen Tage zwey Gerüſte hätte errichten laſſen, zwiſchen welche kleine Schiffe mit Kanonen von proportionirter Größe auf Stricken von einem zu dem andern gezogen werden konnten. Dieſe kleinen Schiffe hielten See-Gefechte in freyer Luft. Bey einem jeden Gerüſte commandirte ein See-Capitain, der ſein Schiff hin und her ziehen ließ, wie er es für gut befand, und derjenige, deſſen kleine Kanonen des Andern Schiff beſchädigten, hatte den Sieg davon getragen. Dieſes wurde Hrn. Niebuhr als ein artiges Schauſpiel beſchrieben; aber obgleich dieſes Gefecht nur zum Vergnügen geſchieht, ſo iſt deswegen doch bisweilen Streit zwiſchen den commandirenden Officiers entſtanden; und weil einmahl beyde Parteyen mit ihren Untergebenen, dieſer Luſtbarkeit wegen, ein Gefecht im Ernſte gehalten haben, ſo iſt es wieder abgeſchaffet worden. — Die Bedienten der vornehmen Kahirer üben ſich, einen 5 bis 6 Fuß langen Stock in einer horizontalen Richtung zu werfen, wie bey A, Fig. 4199, abgebildet iſt. Dies iſt die Vorbereitung, um den Dsjerid zu Pferde gebrauchen zu können. Die gemeinen Leute in Aegypten, bis auf die Felachs, d. i. Bauern, beluſtigen ſich mit Fechten nach gewiſſen Regeln mit großen Stöcken, womit ſie einander Hiebe anzubringen ſuchen: wie B. zeigt. Die Kunſt erfordert bey dem Anfange dieſes Spieles gewiſſe Wendungen mit dem Stocke zu machen, ſo wie das Compliment mit dem

(*) S. Deſſen Reiſebeſchreibung nach Arabien ꝛc. 1 B. (Kopenh. 1774, gr. 4.) S. 169.

dem Rappier auf unſern Fechtböden den Anfang macht; und jeder ſchlägt nachher nur nach dem Kopfe ſeines Gegners, der alsdann, den Schlag mit ſeinem Stocke zu pariren verſtehen muß. Andere ägyptiſche Klopf-Fechter ſind bey C abgebildet; dieſe ſchlagen bloß nach den Armen. Sie haben in der rechten Hand einen Stock, und in der linken ein Polſter mit einem Handgriffe, welches die Stelle des Schildes vertritt, indem ſie dadurch den Hieb auffangen. Dieſes Spiel nennt man Läbelhakkem. Ringer von Profeſſion, laſſen ſich für Geld auf den Straßen der ägyptiſchen Städte ſehen.

Bey den Chineſen, ſind gymnaſtiſche Uebungen nicht ſo beliebt, wie bey den Perſern. Waffen-Uebungen werden als ziemlich unbedeutend beſchrieben. Die erſtaunliche Steifheit und das ceremoniellvolle Weſen dieſer Nation, die ein in der That ſeltenes Phänomen von Beharrlichkeit in Gebräuchen, Sitten und Kleidern abgiebt, ſcheint ſich zu lebhaften körperlichen Uebungen wenig zu ſchicken, In Anſehung des ſchönen Geſchlechtes kommen noch die enge Schuh, und die dadurch erblich gewordene Schwäche und Kleinheit der Füße hinzu, die allem Tanzen und Springen ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legen. Nichts übertrifft aber die Geſchicklichkeit der chineſiſchen Gaukler im Springen und in Balancir-Künſten.

In der Geſandtſchaft der oſtindiſchen Geſellſchaft in den vereinigten Niederlanden, an den tartariſchen Cham und nunmehr auch ſiniſchen Kaiſer, durch Hrn. Joh. Neuhof, (Amſt. 1669, f.) S. 240, f. befindet ſich folgende Beſchreibung:

„Hiernächſt ergriff ein anderer mit ſeltſamen Geberden ein Bambus-Rohr, welches wohl 18 bis 20 Fuß hoch war; unten hatte es die Dicke von anderthalb Spannen, oben hinauf aber lief es ſpitzig zu. Dieſen Rohr-Stock ſetzte er mit dem dicken Ende in ſeinen Gürtel, den er mit-

mitten um ſeinen Leib gewunden hatte; alſobald ſprang ein Jüngling aus der Gaukler-Geſellſchaft von etwa 20 Jahren demſelben auf die Schultern, und kletterte ſofort mit großer Behendigkeit das Rohr hinauf, auf welches er mit einem einzigen Fuße ſich ſtellte, und ſich ſonſt an nichts feſt hielt; Fig. 4200 a). Dieſes Stückchen kam uns überaus ſeltſam vor, aber unſere Verwunderung vermehrte ſich, als der Rohr-Träger das Rohr nicht mehr mit den Händen hielt, ſondern daſſelbe bloß in dem Gürtel ſtehen ließ, und mit ſtarken Schritten auf und ab wandelte, doch ſo, daß die Laſt an ihrem Orte unbeweglich blieb. Unter dieſem Fortgehen ſtreckte er den Bauch, um das Bambus-Rohr deſto beſſer im Gleichgewichte zu halten, weit voraus, ſetzte ſeine Hände in die Seiten, und ſahe ſtets in die Höhe, nach der Bewegung desjenigen, den er trug, nach welchem er ſeinen Leib bald hier, bald dort hin, geſchicklich zu ſchlenkern und zu lenken wußte, woraus wir ſehen konnten, daß dieſe Kunſt vielmehr in einer beſtändigen Uebung und genauen Gleichgewichthaltung, als in der Zauberey, beſtände. Nachdem der Jüngling wieder herunter gekommen war, und einige Gaukel-Sprünge verrichtet hatte, lief er zum andern Mahl, wie eine Katze, das Rohr hinauf, legte ſich mit dem Bauche recht mitten auf deſſen Spitze, und ſtreckte Hände und Füße von ſich, wie ein geflügelter Cupido ſich zu präſentiren pflegt. Mit dieſer anders gepackten Laſt begann der Träger abermahl in langen und herzhaften Schritten umher zu wandeln, ohne daß man an ihm die geringſte Sorge, ſeiner Bürde wegen, bemerkt hätte; Fig. 4200 b). Zum dritten Mahl ſetzte der eine das Rohr oben auf ſeine Mütze, und derjenige, welcher darauf gelegen hatte, ſetzte ſich nun mit untergeſchlagenen Beinen auf die höchſte Spitze des Rohres; Fig. 4200 c); worauf der unterſte mit aller Macht anfieng zu laufen, hin und wieder zu rennen, und ſich augenblicklich herum zu drehen, daß ein Jeder in Sorgen ſtand, der oberſte würde bald der unterſte werden, und einen gefährlichen Sprung thun; aber er wußte ſich mit den Armen dergeſtalt im Gleichgewichte zu halten, daß er ohne einigen Schaden und wohlgemuth wieder herunter kam.“

So unglaublich dieſe Stücke den meiſten Europäern ſcheinen möchten, ſo laſſen ſich doch auch in Deutſchland ſolche Gaukler ſehen, welche den chineſiſchen und perſiſchen an Geſchicklichkeit im Springen und Balanciren nichts nachgeben.

Das Baden und die dabey gewöhnliche Operation des Reibens und Durchknetens der Glieder, wovon ich oben, S. 598, geredet habe, iſt in China, wie im ganzen ſüdlichen Aſien, gebräuchlich, und unter andern auch auf der Inſel Timor. „Die Einwohner in Timor," ſagt Capitain Bligh, „üben das in „den freundſchaftlichen Inſeln gebräuchliche Tudſchi-„Tudſchi, welches hier Tumbock heißt, und das in „Otaheite gebräuchliche Roomi, welches hier Ramas „genannt wird. Das Tudſchi-Tudſchi, oder Tum-„bock, beſteht darin, daß ein Mann, um einzuſchla-„fen, ſich von zwey Mädchen auf dem ganzen Leibe „herum trommeln läßt; das Roomi aber iſt das be-„ſchriebene Durchkneten der Muskeln."

Die heutigen Perſer zeichnen ſich, wie die alten, noch durch viele Dinge ſehr zu ihrem Vortheil unter allen aſiatiſchen Nationen aus. Ihre Frugalität, ihr kriegeriſcher Muth, der ihnen angeboren zu ſeyn ſcheint, und ihre Gymnaſtik, die, wie bey den alten Griechen, den wichtigſten Theil ihrer Erziehung ausmacht, und regelmäßig auch von Erwachſenen getrieben wird; alles dieſes iſt ſchätzbar und nachahmungswürdig. In gymnaſtiſcher Rückſicht, iſt uns dieſe Nation weit vor, und könnte uns zum Muſter dienen. Zu den vornehmſten ihrer Uebungen gehören folgende.

1. Das Bogen-ſpannen; ſiehe unter Pfeil.

2. Die Führung des Säbels. Um dem Fauſt-Gelenke Stärke und Behendigkeit zu verſchaffen, beſteht die Vorübung zu der Kunſt, den Säbel zu führen, darin, daß man dem Jünglinge an jeder Hand ein

ein Gewicht bindet, und mit demſelben nach oben, nach unten, und nach allen Richtungen, ſehr ſtarke und ſchnelle Bewegungen und Wendungen machen läßt. Zu gleicher Zeit werden auf die Schultern zwey Gewichte gelegt, die wie Huf-Eiſen gemacht ſind, um die Gliedmaßen und den ganzen Körper zur Anſtrengung zu gewöhnen, und die Kräfte zu vermehren. Dieſe Uebung iſt zum Kämpfen und Ringen vortrefflich.

3. Das Reiten. Die neuern Perſer ſind im Reiten noch ſo geſchickt, wie ehemahls. Sie lernen ſich im ſtärkſten Galopp gerade auf dem Pferde erhalten, ohne aus ihre Lage zu kommen, und es mitten im Laufe ganz kurz anzuhalten. Sie ſind ſo leicht und beweglich auf den Pferden, daß ſie kleine Körper, z. B. Münzen, von der Erde aufnehmen können, ohne den Lauf zu ſtören. Viele können mit geraden Füßen im Sattel aufrecht ſtehen, und dabey das Pferd in Carrière laufen laſſen, welches noch mehr ſagen will, als was unſere Kunſt-Reiter ſehen laſſen, die mit eigens dazu eingerichteten Zügeln und Sätteln im ſanften Galopp auf den Pferden ſtehen. Sie ſitzen etwas ſeitwärts auf dem Pferde, weil dieſe Stellung zu verſchiedenen andern Uebungen, welche ſie auf dem Pferde vornehmen, die bequemſte iſt. Dieſe Uebungen ſind hauptſächlich: das Maſch-Spiel, das Bogen-ſchießen, und das Wurfſpieß-werfen. Das Maſch-Spiel hat Aehnlichkeit mit dem ziemlich aus der Mode gekommenen Maille-Spiele, oder mit dem oben, S. 571, beſchriebenen Kolben-Spiele der Holländer. Auf einem großen Platze ſtehen Pfeiler neben einander. Eine Kugel wird mitten auf den Platz hingelegt, dieſe wird von den Reitern mit einem Schlägel ſo fortgetrieben, daß ſie zwiſchen jene Pfeiler hindurch läuft. Das Forttreiben der Kugel geſchieht im vollen Galopp, und der Schlägel iſt ſo kurz, daß der Reiter

ſich

ſich herab biegen muß, um damit den Boden zu erreichen. Funfzehn bis 20 Perſonen ſpielen gegen eine eben ſo große Anzahl Gegen-Spieler. — Das Bogenſchießen zu Pferde, beſteht darin, daß man hauptſächlich rückwärts den Pfeil mit Sicherheit abzudrücken verſtehe, indem das Pferd in vollem Galopp vorwärts läuft. Oben auf einer Säule iſt eine Kugel gelegt. Der Reiter galoppirt aus der Entfernung nach dieſer Säule hin, und wenn er vor ihr vorbey geſprengt iſt, wendet er ſich mit dem Oberleibe herum, und drückt den Pfeil ab. Dieſes Spiel iſt in allen großen Städten Perſiens gebräuchlich; ſelbſt Könige üben ſich darin. Hr. v. Thevenot erwähnt es ebenfalls, in ſeiner Reiſe nach der Levante, und zwar inſonderheit desjenigen, was auf dem Meidan zu Iſpahan angeſtellt wird. Auf eben dieſem Meidan, der als einer der ſchönſten Plätze beſchrieben wird, ſind an den Seiten hohe bedeckte Gänge zum Maſch-Spiele. In der Mitte des Platzes ſteht die Säule mit der auf der Spitze geſteckten Kugel zum Pfeil-ſchießen. — Im Wurfſpießwerfen ſind die Perſer ſo geübt, daß einige den Wurf-Spieß an 6 bis 700 Schritt weit werfen können. Der Wurf-Spieß heißt in ihrer Sprache Gerid, welches mit Dsjerid oder Dſcherid einerley iſt. Er wird aus trockenem Palmbaum-Holze gemacht, und ziemlich ſchwer, ſo daß eine große Kraft erfordert wird, ihn zu werfen.

4. Das Kämpfen und Ringen, iſt eine Uebung, worauf die Vornehmen ſich nicht ſo ſehr legen, wie auf die Uebungen zu Pferde, und welche mehr von der geringern Claſſe des Volkes getrieben wird. Es giebt Ringer von Profeſſion in jeder Stadt, welche ſich für Geld ſehen laſſen. Sie kämpfen faſt nacket, bloß mit einem leinenen Gurte um den Leib und mit ledernen Hoſen. Beydes, Gurt und Hoſen, ſind mit Oehl beſchmiert, um den Gegner zu hindern, da anzupacken,

weil

weil er ſich die Hände ſchmierig machen würde, und dann nirgends würde feſt halten können. Der Kampf dieſer Pankratiaſten geſchieht bey Trommel=Schall; ſie ſchlagen ſich nach dem Tacte der Trommel. Der Sieg iſt dadurch entſchieden, wenn man ſeinen Gegner mit dem Bauche ganz der Länge nach auf die Erde legt.

5. Das Fechten iſt ebenfalls eine Uebung zum Schauſpiel. Die Fechter legen erſt ihre Waffen vor ihren Füßen hin; ſie beſtehen in einem geraden Säbel und einem Schilde; ſodann legen ſie ſich auf die Knie, küſſen ihre Waffen mit dem Munde, und berühren ſie mit ihrer Stirn. Nach dieſer Ceremonie ſtehen ſie auf, ergreifen ihre Waffen, tanzen und ſpringen erſt eine Zeit lang nach dem Schalle einer kleinen Trommel herum, wobey ſie mit vieler Geſchwindigkeit tauſenderley Poſituren und mannigfaltige Bewegungen mit den Waffen machen. Nachdem dieſe Pyrrhiche geendigt iſt, fängt der eigentliche Kampf an. Sie fechten nur auf den Hieb; bloß wenn der Gegner zu nahe rückt, hält der andere ihm die Spitze vor. Das Gefecht wird oft hitzig und blutig. Man bringt ſie aber alsdann auseinander, und läßt ſie ſich nicht, wie römiſche Gladiatoren, einander tödten.

Mancherley andere Uebungen werden, ſo wie das Ringen, in beſondern dazu eingerichteten Häuſern vorgenommen. Was bey den Griechen das Gymnaſium war, das iſt bey den Perſern das Surchone, d. i. das Haus der Stärke. Von dieſen öffentlichen Häuſern, in welchen von Armen und Reichen, von Vornehmen und Geringen, förmlich Gymnaſtik getrieben wird, ſ. oben, S. 426, und die dazu gehörige Fig. 4192. Die Uebungen in dem Surchone werden gemeiniglich Vormittags getrieben; Nachmittags werden die Uebungen zu Pferde vorgenommen — alſo ein eigentlich gymnaſtiſches Leben. Gmelin beſchreibt Spiele,

Spiele, die unſern ehemahligen Turnieren ähnlich ſind. Viele Ritter tummeln ſich im Kreiſe herum, und Einer ſucht dem Andern einen Wurf mit dem Dsjerid beyzubringen, wobey ſie eine unglaubliche Behendigkeit zeigen. Von dem Dsjerid merkt eben dieſer Schriftſteller an, daß er an einem Ende glatt, an dem andern zugeſpitzt ſey.

Von dem Pferde-Rennen der Perſer wird an ſeinem Orte gehandelt werden.

Das Laufen wird nicht durchgehends von den Perſern geübt, ſondern iſt bloß für die Fuß-Knechte oder Läufer der Großen, die in perſiſcher Sprache Chatirs heißen, eine Haupt-Uebung. Einer der zum Chatir des Königs angenommen werden ſoll, muß zuvor eine ſtarke Probe aushalten. Dieſes macht zugleich eine Feyerlichkeit und eine Art von Volks-Feſt aus, und beſteht darin, daß der Läufer von dem Thore des Pallaſtes, bis zu einem etwa anderthalb franzöſ. Meilen davon entfernten Orte auſſerhalb der Stadt, in 12 Stunden 12 Mahl hin und her laufen muß, um 12 Bogen, einen nach dem andern, zum Pallaſt zurück zu bringen. Ein Mehreres davon ſ. im LXVI Th., S. 81, f.

Die Bäder ſind in Perſien, wie im ganzen Orient, Bedürfniß. Das Bade-Zimmer wird von unten her geheizt, ſo, daß der Fußboden nicht mit bloßen Füßen betreten werden kann. Nachdem man einige Zeit ſich entkleidet in dieſer Atmoſphäre aufgehalten hat, und die Pori der Haut durch einen ſtarken Schweiß geöffnet ſind, legt man ſich auf eine Marmor-Tafel, wo ſodann die Bade-Diener warmes Waſſer über den Leib gießen, und die Haut ſtark mit einem wollenen Zeuge abreiben. Hierauf ergreifen die Bade-Diener die Glieder, und machen ſie knacken, in welcher Kunſt ſie ſo geübt ſind, daß kein Schmerz dadurch verurſachet wird. Das Hauptſtück ihrer geſchick-

ſchickten Operation iſt, den einen Fuß auf die Lenden, den andern auf die Schulter des Gebadeten zu ſetzen, wobey dieſer in allen Theilen des Körpers eine ziemlich unſanfte Erſchütterung verſpürt, aber ſich auch deſto beſſer und leichter darnach befindet.

Noch iſt anzumerken, daß es in Perſien ſehr geſchickte Seil-Tänzer und Voltigirer giebt, und daß verſchiedene gymnaſtiſche Spiele, die unter uns noch geſpielt werden, als: Kegel und Ball, zwar auch bekannt, aber wenig im Gebrauch ſind.

Die ſüdlichen Aſiaten haben, im Ganzen genommen, mehr Biegſamkeit und Schnelligkeit, als Stärke; daher ſind ſie zu vielen Spielen, zu Gaukler-Künſten, zu Tänzen, beſſer disponirt, als zu den ſtarken Leibes-Uebungen. Dieſes gilt auch von den Einwohnern der Jnſel Sumatra. Sie ſind beſonders geſchickt in mehrern Arten von orcheſtiſchen Uebungen, die man bey den Griechen findet. So haben ſie z. B. eine Uebung mit dem Ball, welche man den Ball-Tanz nennen könnte, und welche derjenigen ſehr ähnlich iſt, die Homer beſchreibt, bey Gelegenheit der Spiele, welche die Phäacier dem Ulyſſes zu Ehren anſtellten. Eine andere Uebung iſt ein Krieges-Tanz, der mit dem pyrrhiſchen Tanze der Griechen viele Aehnlichkeit hat. Jch werde davon, wie auch von den gewöhnlichen Geſellſchafts-Tänzen der Sumatraner, im Art. Tanz reden.

Von den Uebungen der Malabaren giebt *Jan Nieuwhof*, ein Holländer, einige Nachrichten, die immer noch intereſſant ſind, obgleich ſeine Reiſe-Beſchreibung nicht eben zu den neueſten gehört. Die Zeit, da er Oſt-Jndien bereiſete, fällt in der Mitte des vorigen (17ten) Jahrhunderts. Die Malabaren, ſagt er: welche, vermöge der Geſetze, Waffen führen dür-

dürfen, wiſſen ſich derſelben mit vieler Geſchicklichkeit zu bedienen, und verfertigen ſie größten Theils ſelbſt. Von Kindheit auf üben ſie ſich, mit Bogen und Pfeilen die Vögel zu bekriegen, und nach dem Ziele zu ſchießen, daher ſie in dem Gebrauch dieſer Waffen beſonders geſchickt ſind, ob ſie gleich auch Kugel-Büchſen mit vieler Genauigkeit abſchießen, und ihre Lanzen gut zu werfen wiſſen. Die Sicherheit, mit welcher ſie den Bogen treffen, iſt zum Erſtaunen. Eins der auſſerordentlichſten Stücke, die *Nieuwhof* von ihnen anführt, und welches beynahe unglaublich ſcheint, iſt dieſes: ſie ſchießen mit etwas gemäßigter Kraft einen Pfeil in die Luft; kaum fliegt er davon, ſo ſchießen ſie ihm einen zweyten Pfeil mit größter Kraft nach, ſo, daß dieſer leztere den zuerſt abgeſchoſſenen in der Luft überhohlt, und ihn zerſpaltet. Die Jünglinge von der vornehmen Claſſe kommen in ihrem 10ten oder 12ten Jahre, in eine Anſtalt, die das iſt, was unſere Ritter-Academien und Cadetten-Häuſer ſind, wo ſie ſich auf Waffen-Uebungen legen, und in Gegenwart der Könige von Zeit zu Zeit ihre Fortſchritte darin zeigen müſſen. Die Geſchickteſten unter ihnen werden zu Kampf-Spielen ausgewählt, welche in Gegenwart von Kampf-Richtern gehalten werden, und wobey es oft am Ende ziemlich ernſtlich wird. Die Jagd iſt eine Lieblings-Beſchäftigung. Zum Jagen wilder Thiere bedient man ſich zahmer Leoparden.

Im Gebrauche der Waffen nach ihrer Art, ſind die Hottentotten, wie alle uncultivirte Nationen, ſehr geübt; auch rühmt man ihre Geſchwindigkeit im Laufe. Am merkwürdigſten ſind ihre Tänze, die ich an ſeinem Orte beſchreiben werde. Nach geendigtem Tanze beſchäftigen ſich die Hottentotten oft noch bis in die ſpäte Nacht mit Spielen, wovon hier folgende zwey

zu bemerken ſind. Das eine beſteht darin, daß eine Anzahl Perſonen ſich um einen Aſchen-Haufen im Kreiſe herum ſetzt, und unaufhörlich Bewegungen mit den Armen nach oben, nach unten, ins Kreuz und in die Quere macht, ohne daß dieſe ſich berühren. Sie halten dabey einen Pflock zwiſchen den Fingern, und wobey ſie, wie es ſcheint, gewiſſe Regeln beobachten, ſo daß dabey gewonnen oder verloren wird. Oft ſchlagen ſie in der Hitze des Spieles in den Aſchen-Haufen, und ſchreyen dazu beſtändig die Worte: Hey pruam prhanka! Sie finden ſo viel Unterhaltung in dieſem Spiele, daß ſie die ganze Nacht, von Abend bis an den Morgen, damit zubringen können, ohne deſſen müde zu werden. — Eine andere Uebung, die Sparrmann nach einem geendigten Balle von ihnen anſtellen ſahe, war die, daß die Geſellſchaft ſich in einen Kreis ſetzte, und bey einem beſtändigen eintönigen Geſange, den Ober-Theil des Körpers in immerwährender einförmiger Bewegung hielt, indem ſie denſelben abwechſelnd vorwärts und rückwärts beugen. Einer machte dazu eine Muſik auf der Trommel, worauf er mit den Fingern trommelte, und eine Frau, welche die Haupt-Perſon zu ſeyn ſchien, dirigirte Bewegung und Muſik.

In Amerika, feyern die Californier ihr großes Aerndte-Feſt mit Tänzen und andern Luſtbarkeiten, welche zum Theil etwas Theatraliſches haben ſollen. Sie ſtellen nähmlich in ihren Tänzen die verſchiedenen Verrichtungen, welche bey dem Fiſchfange, bey der Jagd, im Kriege, und bey andern wichtigen Vorfällen vorzukommen pflegen, durch pantomimiſche Bewegungen dar.

Als Cortes, im Anfange des 16ten Jahrh., Mexiko eroberte, fand man in dieſer bis dahin unbekann-

kannten Welt, unter mehreren andern Einrichtungen, die von Cultur zeigten, auch merkwürdige Spiele und körperliche Uebungen. In dem Vorhofe des Tempels wurden vor dem Götzenbilde, welches die Prieſter aus dem Tempel in den Vorhof brachten, Kämpfe, Wettläufe, Luftſchießen und Ballſpiel angeſtellt, woraus man ſieht, daß ſie, wie die Griechen, religiöſe Ideen mit körperlichen Uebungen verbanden. Es zeigten ſich auch Seil-Tänzer, die mit einer erſtaunlichen Geſchicklichkeit, ohne Balancir-Stange, auf dem geſpannten Seile ihre Künſte ſehen ließen. Jagd und Fiſchfang ſind die Haupt-Beſchäftigungen der mexikaniſchen Indianer. Die Kinder werden, von Jugend auf, zu den dazu beſtimmten Uebungen angehalten, und erlangen darin große Fertigkeit. Man will geſehen haben, daß Knaben von 8 Jahren, mit einem vom Bogen abgeſchoſſenen Pfeile, in einer Entfernung von 20 Ellen ein Rohr ſpalten, und einen Vogel im Fluge treffen. Die geſchickteſten unter allen ſind die Mosqueto-Indier in der Provinz Honduras; ſie ſind lang und wohlgebauet, ſtark und ſchnell in ihren Bewegungen, und in ihrer Lebens-Art gegen alles Ungemach abgehärtet. Die Lage ihrer Wohn-Plätze macht ihnen die Beſchäftigung mit Harpunen, Wurf-Spießen, Pfeil und Bogen, von Jugend auf nothwendig. Sie wiſſen einen auf ſie geworfenen Pfeil mit einem dünnen Rohr zu pariren. Den Gebrauch des Feuer-Gewehres lernen ſie ebenfalls ſehr bald, und werden gute Schützen. — Die Tänze dieſer Indianer, werden bey der Muſik von Trommeln und Pfeifen aus Schilf-Rohr angeſtellt, und beſtehen in mannigfaltigen, zum Theil poſſierlichen Bewegungen und Stellungen, wovon an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Die Delawaren und Irokeſen, und die mit ihnen verbundenen Nationen, haben in ihrem Körperbaue viel Aehnliches. Die Mannsperſonen ſind mehrentheils ſchlank, von mittelmäßiger Größe und gut gewachſen; ſelten ſieht man unter ihnen Verwachſene und Krüppel. Die Frauensperſonen ſind klein, nicht ſo wohl gebildet, und plump von Anſehen. In Anſehung der Leibes-Kräfte haben ſie vor den Süd-Amerikanern und den Bewohnern der weſtindiſchen Inſeln einen merklichen Vorzug. Die Mannsperſonen haben einen feſten, ſichern und männlichen Gang, ſind überaus leicht auf den Beinen, und zum ſchnellen Laufen ungemein geſchickt. Sie haben einen ſehr feinen Geruch, und ein überaus ſcharfes Geſicht und Gehör. — Die Jagd iſt die vornehmſte und nöthigſte Beſchäftigung der Indianer, wird auch bey ihnen für die rühmlichſte nächſt dem Kriege gehalten; daher findet man auch unter ihnen, und vornehmlich unter den Delawaren, ſehr viele geſchickte und erfahrne Jäger. Schon als Knaben, lernen ſie auf Bäume klettern, um etwas zu fangen, oder auch nur um ſich umzuſehen und ihr Geſicht zu ſchärfen; daher können ſie ſo gut in die Ferne ſehen, welches ihnen auf der Jagd beſonders zu Statten kommt. Ihre Sinne ſind überhaupt durch die Uebung dermaßen geſchärft, daß ſie faſt beſſer, wie abgerichtete Spür-Hunde, das Wild aufzufinden, und ſeine Spur mit Gewißheit zu verfolgen wiſſen. Weil ſie ſich von Jugend auf im Laufen üben, ſo erlangen ſie eine ſolche Fertigkeit darin, daß ſie einem Hirſch, der auf den erſten Schuß nicht fällt, ſogleich nachſetzen, und ihn gemeiniglich einhohlen. Ehemahls brauchten die Indianer zur Jagd nur Bogen und Pfeile, deren Spitze ein längliches, ſcharfes und ſpitziges Dreyeck von Feuerſtein war. Auch jetzt noch bedienen ſich ganze indianiſche Nationen in Weſt und Nordweſt keines andern Gewehres zur Jagd.

Es

Es iſt der Vortheil dabey, daß das Wild nicht ſo ſehr ſcheu gemacht wird, als durch Feuer-Gewehr. Die Delawaren und Irokeſen aber brauchen jezt gezogene Bůchſen mit vieler Geſchicklichkeit, und auſſer der Jagd ůben ſie ſich, damit nach dem Ziele zu ſchießen. — Der Tanz iſt einer ihrer liebſten Leibes-Uebungen, wovon an ſeinem Orte Nachricht erfolgen wird.

Auch die Tånze der Caraiben, einer Nation, welche ſonſt måchtiger war, als jezt, ſind merkwůrdig.

Sehr merkwůrdig ſind die Probe-Uebungen, welche die ehemahligen Inkas von Peru in ihrer Jugend aushalten mußten. Die erſte Probe war das Faſten, und beſtand darin, daß die jungen Inkas, wenn ſie ihr 16tes Jahr angetreten hatten, in ein beſonders dazu beſtimmtes Haus gebracht wurden, wo man ihnen, 6 Tage lang, tåglich nur eine Handvoll Mays und etwas Waſſer gab. Einige aus ihrer Familie leiſteten ihnen, wåhrend dieſer Zeit, Geſellſchaft, faſteten mit ihnen, und beteten zu der Sonne, daß ſie den Jůnglingen ihres Stammes Kråfte und Muth ſchenken möge, dieſe Probe mit Ehren auszuhalten, damit ſie, Kinder der Sonne zu heißen wůrdig wåren. Wenn dieſe erſte Probe ůberſtanden war, und die Jůnglinge ſich vom Faſten wieder erhohlt hatten, ſo folgte die zweyte, das Laufen, wo die Jůnglinge von einem, anderhalb Meilen von Chusko gelegenen Hůgel ununterbrochen bis an die Stadt laufen mußten. Um ſie wåhrend des Laufes anzufeuern, ſtellten ſich die Verwandten långſt dem Wege, ſprachen ihnen Muth ein, und ermahnten ſie, lieber ihr Leben zu verlieren, als in dieſer Probe zu ermatten. War auch dieſes geendigt, ſo folgte das dritte Probe-Stůck. Man ſonderte die junge Inkas in zwey Haufen ab, wovon einer einen befeſtigten Ort vertheidigen, der andere ihn zu erſtůrmen ſuchen mußte. Die Waf-

ſen, welche man ihnen dazu gab, waren zwar ſtumpf, dennoch aber wurde das Gefecht oft hitzig, und endigte ſich nicht, ohne daß einige dabey blieben, oder wenigſtens gefährlich verwundet wurden. War dieſer Kampf vorüber, ſo mußten ſie noch im Ringen, im Springen, im Werfen, mit Steinen und Wurf-Spießen, im Bogenſchießen und im Werfen mit der Schleuder, Proben ihrer Stärke und Behendigkeit ablegen. Nunmehr mußten ſie mehrere Nächte hindurch ſchlaflos zubringen, alsdann unter Peitſchen-Hieben ihre Duldungs-Kraft zeigen, und ſie ohne Zucken, und ohne Merkmahl der Empfindung von Furcht oder des Schmerzes, ſtandhaft ertragen, wenn ſie künftig der Familie der Jnkas angehören wollten. Muth und Furchtloſigkeit wurde noch auf eine andere Art auf die Probe geſtellt, nähmlich dadurch, daß gelernte Fechter mit ſcharfen Waffen auf ſie los giengen, als ob ſie ihnen die Augen ausſtoßen, oder ihnen die Arme und Beine abhauen wollten, wobey ſie ſich ganz gelaſſen, ohne irgend ein Merkmahl von Angſt, verhalten mußten. Wenn alle dieſe Proben beſtanden waren, mußten ſie noch ſelbſt Bogen, Pfeile, Spieße, Schleuder, Schuhe u. ſ. w. verfertigen, um zu zeigen, daß ſie ſelbſt für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen wüßten. — Man ſieht leicht, wie zweckmäßig dieſe Probe-Uebungen waren, und wie ſehr ſie verdienten, noch jezt in manchen Fällen unter uns eingeführt zu werden. Es konnte nicht fehlen, daß viele in den Proben, aus Mangel an Kräften und Geſchicklichkeit, durchfielen; dieſe wurden aus der Geſellſchaft der Jnkas ausgeſchloſſen, mithin kamen nur ſolche Subjecte hinein, die an körperlichen Vorzügen die übrigen übertrafen. Aus ähnlichen Urſachen waren die Ritter im Mittel-Alter über andere an körperlicher Größe und Kraft erhaben.

In Chili, ſollen die Einwohner im Reiten ſehr geübt ſeyn. Die Frauensperſonen unter andern in der Stadt Conception ſind berühmt, daß ſie ungemein gut reiten. Auf der Jagd ſowohl, als im Kampfe, bedienen ſie ſich der Schlingen, welche ſie mit großer Geſchicklichkeit zu werfen wiſſen. Eben dieſe Art, den Feind oder ein wildes Thier zu fangen, iſt bey den Patagoniern gebräuchlich, die wegen ihrer Geſchicklichkeit im Gebrauche der Schlingen und Schleudern, ſo wie wegen ihrer körperlichen Größe und Stärke, berühmt ſind. Die Abiponen, eine Nation in Paraguay, ſind der Beſchreibung nach, den alten Deutſchen ſehr ähnlich, kriegeriſch, ſpiel- und trunkliebend, und geübt zu Pferde.

Die Bewohner der merkwürdigen Inſeln des Süd-Meeres, die uns erſt ſeit des Welt-Umſeglers Cook Reiſen eigentlich bekannt geworden ſind, dürfen in dieſen Beyträgen zur Geſchichte der Leibes-Uebungen nicht übergangen werden. Unter einem ſchönen Klima, auf einem Boden, der ſeine Bewohner bey geringer Arbeit ernährt, bey einfachen Nahrungs-Mitteln, bey täglichem Baden, und überhaupt bey einer der Natur gemäßen Lebens-Art in einem von der Natur begünſtigten Lande, hat der menſchliche Körper auf den Inſeln des Süd-Meeres ſich zu großer Kraft der Muskeln, und zu ausgezeichneter Schönheit und Geſtalt entwickelt.

Die Bewohner der Geſellſchafts- oder Societäts-Inſeln ſtehen, in dieſer Rückſicht, oben an. Sie haben regelmäßige Züge, einen ſchönen und ſtarken Körper-Bau, an dem alle Theile das richtigſte Verhältniß gegen einander haben; doch will man bemerkt haben, daß ihre Füße, im Ganzen genommen, etwas zu groß ſind. Man muß hierbey nicht vergeſſen, daß Europäer dieſe Bemerkung machten, nach deren Be-

griffen ein kleiner Fuß für ſchön gehalten wird. Das weibliche Geſchlecht iſt von einer Geſtalt, die zum Modell einer mediceiſchen Venus dienen könnte. Die Einwohner von der Inſel Tanna ſind gemeiniglich groß, ſtark und wohlgebildet; ihre Züge ſind männlich und voll Kühnheit. Einzelne Männer, mit Spieß und Schleuder bewaffnet, ſtellten ſich herzhaft mehrern Europäern entgegen, um ihnen das Eindringen in das Innere des Landes zu verwehren. — Von ihren Leibes-Uebungen geben uns neuere Reiſe-Beſchreiber, intereſſante Nachrichten. Dieſe Uebungen machen einen weſentlichen Theil ihrer Beſchäftigungen, und ihres Privat-Zeitvertreibes, ſo wie ihre öffentlichen Luſtbarkeiten, aus. Die Spiele der Kinder beſtehen, wie allenthalben, ſo auch hier, aus körperlichen Bewegungen; und es iſt merkwürdig, daß ſie denen, die wir täglich von unſern Knaben anſtellen ſehen, in allen Stücken ſo ähnlich ſind. Laufen, Ringen, Springen, Werfen ꝛc. ſind ſo natürlich, und der Menſch wird ſo unmittelbar dazu veranlaſſet, daß es nicht auffallend iſt, dieſe Uebungen auf der ganzen Erde verbreitet zu ſehen. Aber etwas mehr Aufmerkſamkeit erregt es, daß andere Uebungen, bey denen weniger natürliche Veranlaſſung, und mehr Willkür und Einfall Statt finden, auch in dieſen entfernten und iſolirten Inſeln in eben der Geſtalt angetroffen werden, wie bey uns. Dahin rechne ich, z. B. das Ball-Spiel, womit die otaheitiſchen Knaben, wie die unſrigen, ſich beluſtigen; ferner Springen durch ein Seil, welches über den Kopf und unter die Füße, während man aufſpringt, hindurch geſchwungen wird; ſo auch das Gehen auf Stelzen. Auch Erwachſene beluſtigen ſich in ihren müßigen Stunden mit mancherley Uebungen im Ringen, Lanzenwerfen, Bogenſchießen, ſowohl in die größte Weite, als auf ein gewiſſes Ziel, mit Tanz und Muſik.

Ein

Ein Theil des Strandes, (ſchreibt einer der neueſten Reiſenden,) dem das Schiff am nächſten war, war allmählich ein Ort des gemeinſchaftlichen Verkehres geworden. Eine Stunde vor Sonnen-Untergang fiengen die Einwohner an ſich zu verſammeln, und mit Lanzenwerfen, Tanz und andern Spielen, ſich die Zeit zu kürzen, bis es faſt ganz finſter ward, worauf ſie ſich denn nach Hauſe begaben. Jeden ſchönen Abend waren wir Zuſchauer und Theilnehmer an dieſen frohen Auftritten.

Im Schwimmen haben die Otaheiter jeden Alters, Geſchlechtes und Standes, eine bewundernswürdige Fertigkeit. Männer und Weiber ſchwammen vom Lande nach den Schiffen der Engländer, die doch in einer großen Entfernung von der Küſte lagen, und ſpielten wie Amphibien im Waſſer um die Schiffe herum. Korallen, Nägel, und andere kleine und ſchwere Körper, die vom Schiffe herunter in das Meer geworfen wurden, hohlten ſie ſogleich wieder aus der Tiefe herauf, indem ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit auf den Grund hinab ſchoſſen.

Das Ringen wird von den Otaheiten ſtark geübt, und es iſt bey ihnen zum öffentlichen Kampf-Spiel geworden. Die verſammelten Zuſchauer, die ſich bey einem öffentlichen Ringen in zahlreicher Menge einfinden, ſchließen einen weiten Kreis; innerhalb deſſelben ſtehen die Ringer, deren bey ſolchen Gelegenheiten oft eine große Anzahl iſt. Es erfolgt nunmehr eine allgemeine Herausforderung, die darin beſteht, daß der Ringer die linke Hand auf die rechte Bruſt legt, den Elbogen unter der linken Bruſt andrückt, und ſodann mit der rechten etwas hohl gehaltenen Hand, in die Beugung des linken Elbogens ſchlägt. Durch dieſen Schlag, entſteht ein Schall, welcher ziemlich weit gehört werden kann, ſo daß, wenn mehrere ſich auf dieſe Art heraus fordern, es ungefähr ſo klingt, wie man

in

in einiger Entfernung eine Menge Leute in einem Walde Holz fällen hört. Wenn zwey Ringer ſich abgeſondert haben, um ihre Kräfte gegen einander zu verſuchen ſo ſtellen ſie ſich einander gegen über, und jeder ſucht ſeinem Gegner irgend eine Schwäche abzugewinnen. Endlich kommen ſie ſich näher, ergreifen ſich bey den Haaren, und werden gewöhnlich von den Zuſchauern auseinander gebracht. Den Europäern aber ſcheint es, daß die Ringer zwar viel Stärke, aber weniger Geſchicklichkeit und Gewandtheit zeigten. Bey dergleichen Kampf-Spielen verwalten Einer oder Mehrere von den Vornehmern das Richter-Amt. Wie in Sparta, ſo ringen auch in Otaheite Weiber mit Weibern, und Weiber mit Männern, obgleich das ſchöne Geſchlecht auf dieſer Inſel nichts weniger, als ſtark und vierſchrötig, ſondern von feinem Glieder-Bau, iſt. Uebrigens hat man auch bey dieſen Gelegenheiten die Bemerkung gemacht, daß die Weiber weit hitziger im Kampfe werden, und ſich weniger zu mäßigen wiſſen, als die Männer. Verrenkungen der Glieder, welche bey dem Ringen etwa vorfallen könnten, wiſſen ſie ziemlich gut zu heilen. Ein Par ſtarke Kerl nahmen einen jungen Mann, der ſich durch einen unglücklichen Sprung den Arm im Elbogen-Gelenke ausgefallen hatte, und richteten das Gelenk auf der Stelle wieder ein, wobey ſie ihm ihre Füße an ſeine Rippen ſtemmten.

Der Tanz, der zu allen Zeiten, und in allen Ländern bey Vergnügungen eine Haupt-Sache iſt, wird auch von den heitern Otaheiten, und den Einwohnern der übrigen Societäts-Inſeln, als: Otaha, Watiu, der Carolinen- und Pelew-Inſeln, der Inſel Hapai und Tongatabu, und der Sandwich-Inſeln, ſehr geliebt, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher melden werde. — Auch kennt man in Otaheite die Operation des Manipulirens, die, wie ich oben,

S.

S. 597, erwähnt habe, in den orientaliſchen Ländern vornehmlich in den Bädern gebräuchlich iſt. Man nennt ſie hier Roomi (Rumi), und bedient ſich ihrer inſonderheit, um bey ſtarken Ermüdungen den Körper wieder zu ſtärken und zu erfriſchen. Europäiſche Reiſende, welche von einem beſchwerlichen Wege ganz ermattet in der Wohnung eines Eingebornen hinſanken, fühlten die wohlthätige Wirkung dieſes Verfahrens, da ein Par otaheitiſche Frauenzimmer ſich zu ihnen ſetzten, und mit ihren weichen Händen die Arme und Schenkel der Europäer rieben, wobey ſie das Fleiſch der Muskeln ſanft drückten.

Das Schwimmen iſt bey den Einwohnern der Sandwich-Inſeln, ſowohl ihrer Lebens-Art und der Lage ihres Landes wegen ein Bedürfniß, als auch einer ihrer Lieblings-Zeitvertreibe, daher ſie denn auch eine auſſerordentliche Fertigkeit darin erlangen. Ein beſonderes Manoeuvre, welches, ſo gefahrvoll es iſt, doch den Inſulanern ein großes Vergnügen macht, verdient hier angeführt zu werden. Wenn die Brandung an der Küſte am ſtärkſten iſt, bey ſtürmiſchem Wetter und hoher See, nehmen etwan 20 bis 30 geübte Schwimmer und Taucher, jeder ein ſchmahles Bret, welches an beyden Enden abgerundet iſt, und ſtoßen zu gleicher Zeit vom Lande ab. Bey jeder Woge, die ihnen entgegen kommt, müſſen ſie zu rechter Zeit untertauchen, um unter der Woge weg zu ſchwimmen. Verfehlt einer den rechten Augenblick, ſo wird er mit der größten Gewalt gegen das Ufer zurück geſchleudert, wobey denn viele Geſchicklichkeit nöthig iſt, um nicht an dem Felſen zerſchmettert zu werden. Durch viele Anſtrengung kommen ſie endlich auf dieſe Art durch die Brandung, welche ſich etwan bis anderthalb hundert Schritt vom Ufer erſtreckt. Sind ſie nun in der ruhigern Gegend der See angekommen, ſo legen ſie ſich der Länge nach auf ihr Bret, und laſ-

ſen

ſen ſich von den Wogen der Brandung nach ihrem Ufer hintragen. Dieſe Rückfahrt iſt aber nicht, wie man vielleicht denken möchte, der leichtere und bequemere, ſondern vielmehr der gefährlichſte und verwegenſte Theil des ganzen Unternehmens, und zwar aus mehr als Einer Urſache. Erſtlich iſt die Schnelligkeit, womit ſie von den Wellen an das Ufer getrieben werden, ungemein groß. Ferner müſſen ſie ſich eine von den größten Wogen der Brandung auswählen, um ſich den Rücken derſelben anzuvertrauen, denn gemeiniglich iſt die dritte Woge größer, als die beyden vorhergehenden; dieſe kleineren brechen ſich ſchon, ehe ſie das Ufer erreichen, und werden von den nachfolgenden größern verſchlungen. Wollte ſich iemand alſo auf eine kleine Woge legen, ſo würde er der Wuth der folgenden nicht anders, als durch ſchnelles Untertauchen und Zurückſchwimmen entgehen können. Endlich, wenn er ſich auch auf den Rücken einer großen Woge gelegt hat, ſo gehört immer noch viel dazu, ſich und das Bret, worauf er liegt, in gehöriger Richtung zu erhalten, um ſich an eine ſolche Stelle des Ufers antreiben zu laſſen, wo eine Oeffnung zwiſchen den Felſen iſt, weil ſie ſonſt unaufhaltſam gegen dieſe würden geſchleudert werden. Verfehlt jemand ſolche Stellen, ſo iſt keine andere Rettung, als ſein Bret fahren zu laſſen, ſchnell unterzutauchen, zurück zu ſchwimmen, und die gefährliche Fahrt von neuem zu unternehmen. Die Reiſenden ſahen mehrmahls, wie einer auf dieſe Art ſich aus der Gefahr zog, und wie das Bret in dem Augenblicke, wo er es fahren ließ, gegen die Felſen zertrümmert wurde. Die Kühnheit und Geſchicklichkeit, ſagt der Reiſebeſchreiber, womit die Einwohner dieſe beſchwerliche und gefahrvolle Uebung in unſerer Gegenwart vornahmen, iſt bewundernswerth und kaum glaublich. — Die Spiele der Kinder ſind den ſchon erwähnten auf den

Ge-

Geſellſchafts- und Freundſchafts-Inſeln ähnlich. Ihre Bälle ſind von grünen, zuſammengedrückten und mit Bindfaden umwickelten Blättern gemacht. Sie werfen und fangen dieſe nicht bloß mit der Hand, ſondern, welches weit künſtlicher iſt, und weit mehr Uebung vorausſetzt, ſie bedienen ſich auch dazu eines Holzes oder kurzen Stockes, an deſſen Ende ein Quer-Holz durchgeſchlagen iſt, welches zu beyden Seiten wie ein ſpitziger Zapfen hervor ſteht; mit dieſer Spitze fangen ſie den Ball auf, wenn er herunter fällt, ſchnellen ihn wieder in die Höhe, drehen, während er in der Luft iſt, das Inſtrument um, und fangen ihn mit der andern Spitze auf. Auf dieſe Art fahren ſie lange fort, ohne den Ball fallen zu laſſen. Mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit können ſie auch mehrere Bälle nach einander in die Luft werfen, und wieder fangen. Man ſahe oft Kinder, welche auf dieſe Art beſtändig fünf Bälle im Gange erhielten.

Der Krieges-Tanz der Neu-Seeländer, iſt, wie bey den Irokeſen, ſchrecklich, und beſteht in den heftigſten und abſcheulichſten Verdrehungen. Die Zunge wird weit aus dem Munde heraus geſtreckt, und die Augen werden ſo entſetzlich verdrehet, daß die ganze Horn-Haut in die Augen-Höhle hinein gekehrt iſt, und das Weiße faſt zirkelförmig heraus ſteht. Sie ſchwingen ihre Speere, werfen ihre Wurf-Pfeile in die Luft, und heulen dabey ihren wilden Schlacht-Geſang, wobey jede Strophe ſich mit einem tiefen Seufzer endigt.

Die Neu-Holländer beſitzen eine ungemeine Geſchicklichkeit und Stärke im Werfen der Speere. Sie bedienen ſich dazu eines Wurf-Stockes, d. i. eines etwan 3 Fuß langen Stockes, deſſen unteres Ende mit einem 4 Zoll breiten Querſtücke verſehen iſt. Auf das obere Ende wird der Speer in ſeinem Schwer-Puncte aufgelegt, zu welchen Behuf in demſelben ein

Loch angebracht iſt. Der Wurf=Stock mit dem horizontal darauf liegenden Speer, wird ſo in die Höhe gehalten, daß beym Fortwerfen das untere Ende mit dem Quer=Stücke an die Schulter anſtößt. In dem Augenblicke da dieſer Stoß erfolgt, fliegt der Speer mit großer Kraft und Geſchwindigkeit davon. Sie wiſſen dabey ſo geſchickt zu zielen, wie man nur immer mit einer Flinte zu thun vermögend iſt.

Nähere Betrachtung einiger Leibes=Uebungen und Bewegungs=Spiele.

Vom Anhängen um die Wette, ſiehe im LXXI Th., S. 567.

Das Baden. Das natürlichſte Mittel, Reinigkeit zu befördern, und eine Menge unangehmer Zufälle zu verhüten, iſt das Bad, und doch wird es von einem ſehr großen Theile der cultivirten Welt ſehr vernachläſſigt. Unſer Körper dünſtet beſtändig aus, und eine Menge Staub=Theilchen und andere Unreinigkeiten fallen von Zeit zu Zeit auf denſelben nieder; die Oberfläche der Haut bedarf alſo ſchon deswegen einer oft wiederhohlten Reinigung. Die Natur hat uns dazu ein bequemes und angenehmes Mittel allenthalben dargebothen, — das Waſſer; aber Viele unter uns nutzen es in der That ſehr wenig. Geſicht und Hände, bisweilen etwan auch die Füße, bloß dieſe Extremitäten des Körpers werden gewaſchen; die übrigen Theile von ſehr vielen Perſonen vielleicht nur zwey Mahl, nähmlich: gleich nach der Geburt, und gleich nach dem Tode, wovon lezteres ihnen nicht einmahl zu gute kommt. Es iſt wahrlich eine Ekel erregende Idee, daß die Haut manches Menſchen in 50 und 60 Jahren nicht einmahl gewaſchen wird, und doch verhält es ſich unſtreitig ſo.

Bey den meiſten Völkern der alten Zeit hingegen, wie auch bey vielen der neuern, wurde das Baden als eins der unumgänglichſten Bedürfniſſe angeſehen; einige Geſetzgeber dieſer Völker, von der Nothwendigkeit einer oft wiederhohlten Reinigung überzeugt, haben es ſogar zu einer religiöſen Ceremonie gemacht, um das Volk deſto beſſer dazu zu verbinden, z. B. bey den Aegyptern, Iſraeliten, Muhamedanern. Es iſt bekannt, wie viel die Griechen auf Bäder hielten. Pythagoras betrachtete die religiöſen Gebräuche der Aegypter, und ſahe den vorzüglichſten Nutzen des Badens aus dem rechten Geſichtspuncte; dieſes trug vielleicht dazu bey, daß es in der Folge ſo allgemein ward. Die Römer wurden ſeit den Zeiten des Asklepiades aufmerkſam darauf, und die Schüler dieſes Arztes, Themiſon und Antonius Muſa, machten den Gebrauch des Bades immer allgemeiner. Die alten Deutſchen badeten ſich täglich in den Flüſſen, wie noch jezt die Othaheiter und andere Nationen, die ſich noch näher an die Natur halten, als wir Europäer. Ganz iſt jedoch auch in Europa das Baden nicht abgekommen. Die Hochländer bedienen ſich in ihrem, obgleich kalten, Klima dieſes Mittels häufig; bey den Ruſſen iſt es durchaus gebräuchlich. Bey uns Deutſchen iſt es freylich eine lange Periode hindurch ſehr ſelten geweſen. Der Nahme Bader, der noch den Barbieren in vielen Städten übrig geblieben iſt, erinnert an die ehemahlige Gewöhnlichkeit; und neuerlich iſt es einſichtsvollen Aerzten wieder gelungen, die heilſame Gewohnheit einiger Maßen wieder in Aufnahme zu bringen.

Man kann zwey Arten von Bäder unterſcheiden: Luft-Bäder und Waſſer-Bäder, wiewohl die leztern insbeſondere den Nahmen Bäder zu führen pflegen. Die Luft-Bäder beſtehen bloß darin, daß man ſich nacket der Wirkung der Luft ausſetzt. Eine Methode,

die Franklin noch in ſeinem Alter beobachtet haben ſoll, indem er ſich auf dem Altane ſeines Hauſes des Morgens eine Zeitlang entblößt hin zu ſetzen pflegte. Ein Mehreres davon wird im Art. Luft-Bad vorkommen. Zu den Luft-Bädern können auch die Dampf- Dunſt- oder Schwitz-Bäder gerechnet werden, deren man ſich häufig in Rußland bedient; ſ. im VIII Th., S. 736, fgg. Sich einer heißen trocknen Luft ausſetzen, iſt eine Methode, die unſere Stuben-Freunde 7 Monath des Jahres hindurch, obgleich, nicht mit dem beſten Erfolge für ihre Geſundheit, anwenden. Man hat hierin das Maximum verſucht, was ein menſchlicher Körper auszuhalten vermag, wovon ich im XXIV Th., S. 12, fgg. Nachricht ertheilt habe.

Die Waſſer-Bäder ſind entweder warme, oder kalte. Die warmen Bäder ſind wohl nicht die älteſten und natürlichſten, ſondern eine Einrichtung des Luxus und der Weichlichkeit; wenigſtens findet man, daß die alten Nationen, ſo lange ſie eine harte und einfache Lebens-Art beobachteten, ſich bloß der kalten Bäder bedienten. So waren z. B. bey den Macedoniern die warmen Bäder in Verachtung, weil ſie Weichlichkeit und Wolluſt begünſtigten, und aus eben der Urſache verboth Scipio der Afrikaner den Gebrauch derſelben in ſeinem Lager.

Nach einer Erfahrung von Jahrhunderten, iſt das kalte Bad von unglaublichem Nutzen für die Geſundheit. Das Beyſpiel alter Nationen, die faſt in jedem Hauſe ein Bad hatten, oder öffentliche Bäder beſuchten; die religiöſe, auf Politik gegründete Sitte des Badens bey Juden und Muhamedanern; das Beyſpiel unſerer älteſten Vorfahren, welche den Neugebornen in der kühlen Quelle abhärteten; die faſt allgemeine Sitte des Badens bey ganz rohen und halb cultivirten Natur-Völkern, denen wir an Geſundheit

und körperlicher Stärke weit nachſtehen, und endlich der allgemeine Ausſpruch älterer und neuerer Aerzte zum Beſten des Badens; alles dieſes ſollte uns aufmuntern, ein Gleiches zu thun; aber unſere Bade-Stuben ſind überall eingegangen, und die löbliche Sitte, ſeinen Körper von Zeit zu Zeit zu reinigen, ſeine Haut, ſeine Muskeln und Nerven zu ſtärken, und dadurch menſchlicher und geſunder zu werden, wird beynahe überall, wenigſtens in den meiſten kleinen Städten, als etwas unſittliches angeſehen, das der hochweiſe Magiſtrat wohl gar verbiethet, und das auf vielen Schulen und Univerſitäten mit Strafe belegt iſt. Dieſes wahrhaftig ſchmutzige Vorurtheil iſt allgemein Mode; man hält es für ein Zeichen der Ehrbarkeit ſich nicht zu baden, weil man, da keine beſondere Anſtalten dazu da ſind, ſich im Freyen entblößen muß; man trägt ſich alſo lebenslang mit einer wirklichen Umhäutung von Schmutz herum, die bey lebhafter Vorſtellung unüberwindlichen Ekel erregt, und nach welcher man, wie der vortreffliche Frank (*) ſich ausdrückt, wie aus den Jahr-Ringen eines abgeſägten Baumes, die Alters- oder Lebens-Jahre berechnen könnte.

Iſt eine ſo allgemeine Unreinlichkeit, die man gemeiniglich nur von denen Theilen des Körpers, wo ſie ins Auge fällt, wegnimmt, nicht entſetzlich? Sollte man glauben, daß ſie bey einer geſitteten Nation Statt finden könnte, bey welcher es doch Schande iſt, in ſchmutzigen Kleidern einherzugehen? Iſt es denn ſchon hinlänglich, mit reinlichen Kleidern den Schmutz, der den ganzen Körper überzieht, zu bedecken? Unzer ſagt von Leuten, welche ſich der Unreinlichkeit aus Affectation überlaſſen: „ſie ſind werth, daß man

Rr 2 „Buch

(*) Im 3 B. ſeines Syſtem einer mediciniſchen Polizey, (Mannh. 1783, gr. 8.) S. 999

„Buch über ſie halte; dieſe Niederträchtigkeit ſollte „billig eine allgemeine Verachtung nach ſich ziehen.“ Eine andere Folge des Nichtbadens betrifft die Geſundheit, welche ohne vollkommene Reinlichkeit unmöglich beſtehen kann. Unſer Leib dunſtet, ſo lange er geſund iſt, beſtändig eine kleberige Feuchtigkeit aus, die ſich an die Haut anlegt, und ſich an den unbedeckten Theilen mit dem darauf fallenden Staube und anklebenden Schmutze vereinigt (*). Hierdurch werden das Geſicht, der Hals, die Hände, ja, der ganze Leib, mit einer Schmutz-Rinde überzogen, welche die Ausdunſtung hindert, indem ſie die Schweißlöcher verſtopft. Um dieſes nun zu verhüten, muß man ſich waſchen, oder vielmehr, da dieſes, wenn es über den ganzen Leib geſchehen ſoll, zu umſtändlich iſt, ſich baden. Die übeln Folgen der durch eben beſchriebene Unreinigkeit gehemmten Ausdunſtung, ſind: Schnupfen, Huſten, Zahn- und Kopf-Schmerzen, Reiſſen in den Gliedern, Hals- und Augen-Krankheiten, mancherley Haut-Zufälle, und dgl. Wir haben uns an dieſen Sachen gewöhnt, wir glauben, das ſey nun einmahl ſo, und es fällt faſt Keinem mehr ein, die Urſache davon wenigſtens größten Theils einer Unreinlichkeit, die allgemein Mode geworden iſt, zu zuſchreiben. Es iſt aber ausgemacht, daß eine große Menge von Krankheiten aus Mangel der Reinlichkeit und dadurch gehemmter Ausdunſtung entſtehen, daß folglich ein groß er Theil des menſchlichen Elendes gehoben werden könnte, wenn man das Baden in den Familien ein-

(*) Alle bedeckten Theile des Körpers dunſten gemeiniglich noch ſtärker aus, als die unbedeckten. Die Kleider halten den Staub nicht ganz zurück, er zieht ſich nach und nach hindurch bis auf die Haut. Die Kleidung ſelbſt aber, durch die Bewegung und durch das unaufhörliche Reiben abgenutzt, ſetzt eine Staub-ähnliche Maſſe auf die Haut ab, die mit der Ausdunſtung eine Kruſte über den ganzen Leib bildet.

einführen, und ſelbſt durch öffentliche Anſtalten unterſtützen wollte.

Wenn wir ſo ſehr auf die Erhaltung eines einzelnen, durch Froſt, Dämpfe oder Waſſer verunglückten Mitgliedes unſerer Geſellſchaft ſehen, und wenn zu dieſem Zwecke in den meiſten Gegenden ſchon herrſchaftliche Befehle und Ermahnungen vorhanden ſind, ſo laſſet uns doch conſequent handeln? es muß ja weit wichtiger ſeyn, das Wohlſeyn von mehrern Millionen Individuen zu ſichern, als einen ſchon Halbtodten das Leben zurück zu geben, was er nur gar zu oft unwillig annimmt, weil es ſein Wunſch war, daſſelbe nicht zu beſitzen. Dem ungeachtet ſind öffentliche Bade=Anſtalten noch ſehr ſelten, und Aufmunterungen zu dieſer allgemein zu verbreitenden größern Reinlichkeit kennen wir noch gar nicht. Doch iſt in der Gegend von Speyer, Manheim, Maynz ꝛc. der Rhein wieder in dem Beſitze des Rechtes, ſeine Ufer=Bewohner, nach altdeutſcher Sitte abzuſtählen. In Paris hat *Poitevin*, auf Empfehlung ſeines Vorhabens von Seiten der Polizey und der mediciniſchen Facultät, von dem Könige die, unter d. 13 Aug. 1761, in dem Parlament eingeſchriebene, Erlaubniß erhalten, ein öffentliches Geſundheits=Bad zu errichten, von deſſen Einrichtung ich im III Th., S. 412, fgg. eine deutliche Beſchreibung geliefert habe. Eben ſo erhielt D. Ferro, in Wien, die Erlaubniß, ein öffentliches kaltes Bade=Haus anzulegen, und dadurch der zunehmenden Weichlichkeit der Deutſchen, der Hypochondrie, Hyſterie und allen andern Nerven=Krankheiten, vorzubauen. Die Bade=Zimmer ruhen auf einer Flöße, die aus dicken rund gelaſſenen Bäumen zuſammengeſetzt, und oben mit aufgelegten Bretern gleich gezimmert iſt; dieſe Flöße ſteht dem Strohme des Fluſſes (der Donau) quer über, doch ſo, daß die meiſten Bäume gerade mit dem Strohme zu liegen

kommen. Sie wird entweder mit ſtarken Ketten am Ufer feſtgehalten, oder man ſchlägt ſtarke Pfähle an jede Ecke der Flöße in den Grund des Fluſſes, wo dann die Flöße mit einem Ringe an den Pfählen angemacht, nie weichen, und doch mit dem Waſſer auf und nieder gehen kann, je nach dem das Waſſer ſteigt oder fällt. Die Bade-Zimmer ſtehen auf dieſer Flöße in zwey Reihen, zwiſchen welchen auf der Mitte der Flöße, der Länge nach, ein Gang iſt, der mit dem Ufer vermittelſt einer Brücke zuſammenhängt. Die Zimmer haben ihre Thüre auf den Gang hin; in jedem derſelben iſt an der einen Seite des Bodens eine Oeffnung, in Form eines länglichen Viereckes, durch welche man, vermittelſt einer Stiege, in einem geräumigen, am Boden des Zimmers feſt gemachten Kaſten in das fließende Waſſer hinab geht; dieſer Kaſten kann nun tiefer oder ſeichter in das Waſſer gelaſſen werden, je nach dem man in die an ſeinem Eck-Pfoſten angebrachten Löcher, und am Boden des Zimmers ebenfalls angeſchraubte eiſerne Ringe, welche auf dieſe Löcher paſſen, einen eiſernen Nagel durchzieht; denn der Kaſten muß immer auf dieſe Art an dem Boden feſt gehalten werden, weil er vom Waſſer ſonſt immer in die Höhe ſteigt; und weil er alle Abende herausgenommen werden muß, um von dem ſich etwan angeſetzten Schlamme gereiniget zu werden, ſo muß er nur locker in der Oeffnung hangen. Dieſer Kaſten aber kann, nach Belieben des Unternehmers, breiter oder ſchmähler, kürzer oder länger gemacht werden; die im Bade des Hrn. Ferro ſind in allem 5 Fuß lang, 3 breit, und $4\frac{1}{2}$ Fuß tief. Unten hat jeder Kaſten einen feſten Boden, der aber doch durchlöchert ſeyn muß. Die Seiten-Wände deſſelben beſtehen aus nicht zu dicken, in Form eines Gitters von einander abſtehenden Balken, durch welche das Waſſer beſtändig aus und einfließen kann. Nebſt dieſen

wird

wird derſelbe von auſſen mit eiſernen Bändern und Reifen feſt gehalten, davon zwey bey deſſen breitern Theil, und einer bey deſſen ſchmahlen Theil, um den ganzen Kaſten herum gehen, ſo daß dieſe zwey Reifen ſich unter den Boden des Kaſtens durchkreuzen, und ſolcher Geſtalt denſelben unbeweglich mitten im Strohme des Waſſers hangend erhalten. Dieſe Oeffnungen der Bade-Kaſten können, damit das Waſſer des einen Bades nicht auf das Bad des gegenüber ſtehenden Zimmers fließe, ſchiefwärts gegenüber ſtehend angebracht werden. Der ganze Ober-Bau muß ſo leicht, als immer möglich iſt, die Wände einfach, und das Dach von ſtarker angeſpannter Leinwand gemacht werden. Wenn die Flöße demnach durch die Gewalt des Strohmes tiefer in das Waſſer zu ſinken drohen ſollte, muß man vorn und hinten große und breite Schiffe anheften, und vermittelſt zwey ſtarker Bäume, die von einem dieſer Schiffe auf dem andern liegen, die ganze Bade-Flöße in die Höhe heben, damit dieſelbe ſolcher Geſtalt auf den beyden Schiffen ruhe.

Herr D. Ferro, welcher dieſes kalte Bad angelegt hat, hat auch zugleich eine Abh. vom Gebrauch der kalten Bäder (*) herausgegeben, aus welcher auch vorſtehende Beſchreibung genommen iſt, und in welcher man auch den Grundriß der Bäder ſehen kann.

Wenn nun die Polizey dafür ſorgt, daß (wie ſonſt leicht geſchehen dürfte,) dergleichen Bade-Häuſer nicht zum Sammel-Platz ausſchweifender Menſchen, und folglich zur Quelle der Entſchöpfung und wechſelſeitigen Anſteckung mit einem die Zeugungs-Theile angreifenden, und durch kein fließendes Waſſer, wie man

Rr 4 ſich

(*) Paſkal Joſeph Ferro vom Gebrauch der kalten Bäder. Wien, 1781, 8.

Zweyte verm. Aufl. 1790, 8. 1 A. u. 4 K. T.

ſich vielleicht einbilden möchte, abzuſpühlenden Gifte, ausarten, und wenn auch ſonſt die Ordnung getroffen würde, daß man nicht jedem, in vollem Schweiße daher rennenden und erhitzten Jünglinge ſogleich geſtatte, ſich, auf gut ruſſiſch, mit dampfendem Körper, in das kalte Waſſer zu ſtürzen, als wovon viele üble Folgen entſtehen können; ſo ſind dergleichen Gelegenheiten zur öftern Abwaſchung des Körpers, und zur Stärkung ſeiner Nerven und Faſern durch die unnachahmliche Wirkung kalter Bäder, gewiß eins der größten und natürlichſten Mittel zur Wiederherſtellung aller der Vorzüge deutſcher Mannhaſtigkeit und Spannkraft, welche, unter der entlehnten Verzärtelung und dem affectirten Zurückbeben vor jedem kalten Tropfen Waſſers, ſo wie unter tauſend andern ausländiſchen, ſowohl phyſiſchen, als moraliſchen (wie Frank es nennt,) Zimpferlichkeiten, und mehr als weibiſcher Empfindlichkeit, anfiengen, zur Schande des deutſchen Volkes, nach und nach zn erlöſchen.

In Anſehung der Sittſamkeit und Bequemlichkeit iſt das Baden in dazu eingerichteten Gebäuden vielleicht vorzuziehen, ſonſt aber iſt es doppelter Genuß, ſich im freyen Fluſſe, unter freyem Himmel, von Wieſen und Wald umgeben, zu baden. Die Polizey an ſolchen Orten, wo tiefe Ströhme ſind, ſorgt dafür, daß Plätze im Fluſſe abgeſteckt werden, wo man ohne Gefahr hinein gehen kann, und läßt jährlich unterſuchen, ob der Fluß ſein Bett etwan ausgewühlt habe. Eine nothwendige Vorſicht, wegen der großen Begierde, welche junge Leute zu dieſer wohlthätigen Uebung antreibt!

Im J. 1784 ließ der Rath zu Leipzig nachſtehende Verordnung, in Anſehung der ſichern Bade-Plätze und der beym Baden nöthigen Verhaltungs-Regeln, ergehen.

Bey

Bey den leider nur allzu häufigen Beyſpielen ſo vieler beym Baden in den hieſigen Flüſſen verunglückter Perſonen, legt uns unſer obrigkeitliches Amt die Pflicht auf, für die Verhütung ähnlicher Unglücksfälle in der Zukunft, ſo viel möglich, beſorgt zu ſeyn. Da nun die Urſachen der erwähnten traurigen Fälle nicht allein in der unſchicklichen Wahl der Bade-Orte zu liegen ſcheinen, ſondern auch eben ſowohl in einem fehlerhaften Verhalten beym Baden ſelbſt zu ſuchen ſind, da z. B. durch plötzliche Erkältung des Körpers die augenſcheinlichſte Gefahr einer tödtlichen Erſtarrung und eines Schlagfluſſes veranlaſſet werden kann, wobey das Leben der Unglücklichen, denen dergleichen Zufälle im Waſſer begegnen, ſelten zu retten iſt: ſo haben Wir durch gegenwärtiges Patent theils einige vorjezt ſichere Bade-Plätze anzeigen, theils aber auch einige nöthige Verhaltungs-Regeln beym Baden ſelbſt, nach der Vorſchrift einſichtsvoller Aerzte, bekannt machen wollen.

Als dermahlen völlig ſichere Bade-Plätze ſind, nach vorgängiger Unterſuchung und Anzeige verpflichteter Perſonen, 1. der 210 Ellen lange Platz in der Elſter, hinter den Wieſen der Funkenburg, an dem Raths-Gehölze, zwiſchen der dritten und vierten oder der ſogenannten Kuhthürmer und lindenauer Allee im Roſenthale; 2. der 150 Ellen lange Platz unterhalb der goliſſer Mühle, wozu die ſogenannte möckeriſche Allee den Eingang vom Roſenthale aus bemerkt; 3. der über 700 Ellen lange Platz in der alten Pleiſſe, zwiſchen der Saubrücke und dem Krumbhaariſchen, ſonſt Fregiſchen Garten, befunden worden, an welchen Plätzen denn auch, wie weit man daſelbſt ſicher baden könne, durch beſondere in dieſer Abſicht errichtete Steine, wovon der eine den Anfang, der andere das Ende des ſichern Bade-Ortes anzeigt, deutlich bemerkt worden iſt; und obgleich noch an andern Orten hin und wieder einzelne ſichere Stellen anzutreffen ſeyn möchten, ſo wechſeln ſie doch mehrentheils mit unvermutheten Tiefen ab, oder ſind wegen Trieb-Sandes und öfterer Veränderungen des Fluth-Bettes, zu meiden, daher alle Badende vor andern minder ſichern Stellen hier-

mit gewarnet, und ſich eines der oben angezeigten Orte zu bedienen, ernſtlich ermahnet werden.

Hiernächſt hat man beym Baden ſelbſt, zu Erhaltung der Geſundheit und zu Vermeidung unglücklicher Zufälle, folgende Verhaltungs-Regeln zu beobachten: daß man 1) nicht gleich nach gehaltener Mahlzeit, ſondern entweder vormittags nach einem leichten Frühſtück, oder gegen Abend, wenn die Verdauung der Mittags-Speiſen meiſt vorüber iſt, bade; 2) am wenigſten aber alsdann, wenn man kurz vorher geiſtige Getränke, als: Bier, Wein, oder wohl gar Brandwein zu ſich genommen hat; 3) daß man ſich nicht nach vorhergegangener Erhitzung auf dem Wege plötzlich auskleide, noch mit erhitztem Körper ins Waſſer ſteige, vielmehr eine Zeitlang am Fluſſe ausruhe, bis ſich der Schweiß verloren, und der Körper durchaus eine gleiche und mittelmäßige Wärme erlangt hat; 4) daß man nicht auf ein Mahl mit dem ganzen Körper ins Waſſer ſpringe, ſondern nach und nach hinein ſteige, auch die ganze Oberfläche des Körpers immerfort fleißig abreibe; 5) daß man alle Erhitzung des Kopfes bey erkältetem Körper ſorgfältig vermeide, deswegen auch den Kopf nicht dem anhaltenden Sonnenſcheine ausſetze, vielmehr gleich beym Einſteigen ein zuſammengefaltetes Tuch ins Waſſer tauche, und um den Kopf ſchlage; daß man endlich 6) nach überſtandenen Krankheiten, und wenn die Natur einen Ausſchlag aus dem Körper getrieben hat, nie ohne Beyrath eines verſtändigen Arztes bade; welche wohlgemeinten Anzeigen und Vorſchriften Wir unter ernſtlicher Ermahnung zu deren Befolgung, und in der Hoffnung mittheilen, dadurch, nächſt Gott, die Anzahl der traurigen Begebenheiten dieſer Art vermindert zu ſehen. Wonach ſich jedermann zu achten hat, widrigenfalls aber die ſich zugezogene Gefahr und übeln Folgen lediglich ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben wird, immaßen es Unſerer Seits an heilſamen Warnungen und nöthigem Unterrichte nicht gefehlt hat. Urkundlich mit dem gewöhnlichen Stadt-Siegel bedruckt. Leipzig, den 9ten Auguſt 1784.

Der Rath zu Leipzig.

Hier

Hier verdient auch des Hrn. Hofmed. und Prof. May patriotiſcher Brief an ſeine Mitbürger, über den Gebrauch und Mißbrauch der Rhein-Bäder, aus Deſſen vermiſchten Schriften (Mannh. 1786, 8.) eine Stelle.

„Liebe, gute Mitbürger!

Wie angenehm iſt mir das Geſchäft, wenn ich etwas zu Ihrem Beſten, zur Erhaltung Ihrer Geſundheit beytragen kann! Wie ſchmeichelnd wird das Vergnügen für mich ſeyn, wenn ich ſo glücklich bin, durch dieſen Brief, den ich mit warmem Gefühle einer wahren Freundſchaft hergeſchrieben habe, einige bey dem vorjährigen Gebrauche der Rhein-Bäder eingeſchlichene Fehler niederzureiſſen, und ihre Geſundheit dadurch zu ſchützen.

Ich hatte den verfloßnen Sommer Gelegenheit, verſchiedene Zufälle, welche unmittelbare Folgen des Mißbrauches der gedachten Bäder geweſen ſind, mit Wehmuth zu bemerken. Bey einigen vollblütigen Frauenzimmern erfolgte Schwindel, Blutſpeyen, Engbrüſtigkeit. Bey ſchwächlichen bemerkte ich Schluchſen, Neſſelſucht, hartnäckige Huſten und Schnupfen. Einige Frauen, welche geſegnet waren, erlitten Blutflüſſe aus der Gebärmutter mit augenſcheinlicher Gefahr einer unzeitigen Geburt. Viele Jünglinge und Männer klagten unmittelbar nach dem Bade über eine auſſerordentliche Schwere in den Gliedern, und über Neigung zum Schlafe. Andere fühlten eine Niedergeſchlagenheit des Gemüthes mit einem beſchwerlichen Athemhohlen. Bey einigen erfolgte gar Gliederreiſſen mit einer wirklichen Geſchwulſt der Gelenke. Manche bekamen Durchfälle mit Leibreiſſen, und konnten ſich lange Zeit nach dem Bade nicht erwärmen.

Alle dieſe hier beſchriebenen Zufälle waren betrübte Folgen eines fehlerhaften Gebrauches der Rhein-Bäder. Man ließ ſich von dem herrſchenden Vorurtheil hinreiſſen, als wäre das Rhein-Bad ein allgemeines untriegliches Mittel wider alle Uebel. Man bediente ſich der Bäder, weil es ein neuer Gebrauch war. Einige glaubten, ihren Gebrechen dadurch zu ſteuern;

viele

viele thaten es wegen der Reinlichkeit, die meiſten aber badeten aus Wolluſt. Man machte keinen Unterſchied zwiſchen den Tages-Zeiten. Morgens früh nach kühlen Nächten, unmittelbar vor und nach dem Eſſen; Abends, nachdem durch Gewitter und Hagel die Luft und das Waſſer zu viel abgekühlt waren; zu allen Zeiten wurden die Bäder gebraucht. Der größte Theil lief bey der ſtärkſten Sonnen-Hitze hinaus; und ungeachtet ſie keine Nordländer ſind, ſo legten ſie ihren von Schweiße noch dampfenden Leib doch in den Rhein, welcher ſelten wegen des faſt beſtändig wehenden Nord-Windes eine angemeſſene Wärme hätte. Einige unſerer ausſchweifend luſtigen Mitbürger trotzten aller Gefahr, nahmen im Bade eine Herzſtärkung von Schinken und Butterbrod, und zechten herzhaft am Rande ſchwer drohender Krankheiten.

Dieſe Fehler und Unbilden, womit man auf die Geſundheit losgieng, wurden dadurch noch bedenklicher, weil viele zu lange, zu tief, und ohne die Oberfläche ihres Körpers mit beſtändigem Reiben zu reizen, im Bade ſtill und ruhig ſitzen blieben. Sie ſetzten ihre Bruſt, ihren Unterleib dem mächtigen Drucke des Strohmes völlig aus, welcher der Ausdehnungs-Kraft der Bruſt- und Bauch-Muskeln die äuſſerſte Gewalt anthat. Man machte keinen Unterſchied, ob das Waſſer hell, oder trüb und leimartig war; man bekümmerte ſich wenig darum, ob der Rhein das Schnee-Waſſer der Schweizer-Gebirge mit ſich fortreiſſe, oder nicht; ob die Kräfte ihres Herzens, ihrer Schlag-Adern, und ihres überhaupt verzärtelten Leibes mit der Gewalt des ſo heftig drückenden Waſſers in einigem Gleichgewichte ſtünden.

Mir war es daher nach Betrachtung alles dieſes nicht unbegreiflich, warum ſo mannigfaltige Zufälle erfolgten, welche man zwar fühlte, aber dem Bade nicht zuſchrieb, und geduldig verſchmerzte, ohne es einem Arzte zu entdecken. Ich ſah klar ein, warum bey Vollblütigen Schwindel, Engbrüſtigkeit und Blutſpeyen, bey Schwächlichen Schwermuth und Steifigkeit, Durchfälle und Gliederreiſſen, Schnupfen und Huſten, unmittelbare Zufälle der Rhein-Bäder geweſen ſind. Alle dieſe Zufälle waren bey dem gemeinen

Manne

Manne nicht ſo merklich, als bey den mürben Stadt-Geſundheiten. Jene widerſtunden dieſen übeln Folgen zum Theil durch mehr geſtalte Leibes Beſchaffenheit, und fortgeſezte Leibes-Bewegung; dieſe hatten wenigſtens einige Tage zu ſchmachten, bis ſie die ihren Haſen-Körperchen zugefügten Unbilden des Rhein-Bades mit Chocolade und fremden Kraft-Weinen wieder ausgeätzet hatten.

Es iſt ein großer Unterſchied, liebe Mitbürger! zwiſchen einem Haus- oder Geſund-Bade, und zwiſchen einem Bade im vollen Rheine. In einem Bad-Zuber kann vielleicht das Gewicht von 4 bis 500 Pfunden auf die Oberfläche des Körpers wirken, da in dem vollen weiten Rheine viele tauſend Pfunde auf eben die Oberfläche von allen Seiten drücken. Es läßt ſich daraus begreifen, warum ſchwächliche Menſchen, ſobald ſie aus dem unendlich leichtern Luft-Kreiſe in einen ſtröhmenden Fluß übergehen, ſogleich eine Engbrüſtigkeit und Beklemmung ſpüren, und bey vermehrtem Eintauchen erſticken wollen. Auch dem ſtärkſten Körper würde der Druck dieſer ungeheuern Waſſer-Menge endlich nachtheilig werden, wenn er ſich einfallen ließe, lange Zeit tief bis an den Hals eingeſenkt ruhig ſitzen zu bleiben. Ich will hier nichts von der beſondern Wirkung der oben berührten Kälte des Waſſers reden, welche manchmahl bey heftigen Gewittern durch Hagel-Fall und den Schweizer-Schnee auch mitten in den Sommer-Tagen wächſt, und manchem badenden Weichlinge troz dem Vorurtheile, daß das kalte Waſſer ſtärke, ſehr gefährlich wird. Der Himmelsſtrich, den wir bewohnen, die verzärtelte Erziehung, der Mißbrauch des warmen Getränkes, und andere Jugend-Fehler, ſchwächen unſern Körper, und machen ihn gegen die leichteſte Krankheits-Urſache empfindlich. Die ſeit einigen Jahren her beſtändige Witterung, und ihr jählinger Uebergang vom Heißen ins Rauhe, erfordert ebenfalls einen wohl überlegten, behutſamen Gebrauch.

Dieſes ſind, liebe Mitbürger! die durch die Vernunft und Erfahrung beſtätigten übeln Folgen des mißbrauchten Rhein-Bades. Ich habe mich mit Fleiße keinem gar zu mathematiſchen Beweiſe überlaſſen wollen,

len, damit dieſe meine freundſchaftliche Abſicht deſto gemeinnütziger und unbeſchränkter ſeyn möchte. Wäre unſere körperliche Erziehung der alten Deutſchen und Römer, der Scythen und Ruſſen gleich, ſo würden dieſe meine Warnungen platterdings den Stämpel einer bloß beſchaulichen Träumerey verdienen.

Sie werden mich alſo fragen, liebe Mitbürger! welche die Vorſorgen ſeyn, die wir bey dem Gebrauche des Rhein-Bades zu beobachten haben? Ich muß die Antwort nach der Verſchiedenheit der Bad = Gäſte austheilen. Es giebt halbgeſunde, ſäuberliche, geſellſchaftliche und wollüſtige Badende.

Die erſte Gattung badet, um geſund zu werden; die zweyte, um geſund zu bleiben; die dritte, aus geſellſchaftlichem Triebe, oder platterdings deswegen, weil das Bad-Waſſer ihrem durch die Sonnen = Hitze glühenden Gefühle ſchmeichelt. Unter die Halbgeſunden rechne ich die Blutſpeyer, die Engbrüſtigen, die Gliederſüchtigen, die Uebelgebildeten, die Ausſätzigen, und die ſeufzenden Schwermüthigen. Allen dieſen würde ich ein Haus = Bad, wenn es doch gebadet ſeyn ſoll und muß, von Rhein = Waſſer anrathen, weil man den gewaltſamen Druck der Waſſer = Menge verhüten, und dem Bad = Waſſer nach den Umſtänden des Uebels den gehörigen Grad der Wärme geben kann. Der eigenſinnige Gebrauch des Bades im vollen Rheine kann den Blutſpeyern und Engbrüſtigen tödtlich ſeyn, den Schwermüthigen aber Anfälle von Krämpfen und Leibreiſſen verurſachen.

Gar oft ſchlägt eine heilſame Unternehmung für die Geſundheit fehl, wenn man ſeinen Eigendünkel um Rath fragt, und ihm allein folgt. Das Rhein-Waſſer, da es keine mineraliſche Salz-, Schwefel- oder dergleichen Theile hat, kann bey dem Kranken nur auf zweyerley Art wirken. Entweder ſtärkt es durch ſeine Kräfte, oder erſchlaffet durch die von der Sonnenhitze beygebrachte Wärme. Bey dieſen beyden ſich einander entgegengeſetzten Eigenſchaften wird der ſeichte Mitbürger immerhin vernünftiger handeln, wenn er ſeine ſchwächliche Geſundheit nicht nach dem Beyſpiele kernhafter Brüder, dem reiſſenden Strohme des Rheines ausſetzt, ſich geduldig eines Bad = Zubers bedient,

und

und die Maßregeln von ſeinem Arzte beſtimmen läßt; ſonſt möchte er in demſelben Bade, wo er ſeine Geſundheit ſucht, den Tod finden.

Der ſäuberliche Mitbürger, welcher durch das Rhein-Waſſer nur den öhligen ſcharfen Schweiß ſeiner Haut abwaſchen will, übrigens aber eine ſtandhafte Geſundheit hat, wird ſo leicht nicht beſchädiget werden, wenn er folgenden Maßregeln zu folgen geneigt iſt. 1) Die beſte Zeit, das Rhein-Bad zu gebrauchen, iſt bey ſchönem heiterm Himmel, morgens zwiſchen 10 und 11 Uhr, und abends zwiſchen 6 und 7 Uhr, in welchen Zeiten gemeiniglich der Magen von Speiſen leer iſt. Jene luſtige Brüder, welche auf der Mühl-Aue oder Bleiche tobend tanzen, den Magen mit Speiſen anfüllen, herzhaft darauf los ſchwelgen, und ſich alsdann bey dem Rückwege im Rhein-Bade abkühlen wollen, haben allerhand betrübte Zufälle, beſonders den Schlagfluß zu befürchten. 2) Wenn man weder Mittel noch Gelegenheit hat, bey ſtarker Sonnen-Hitze an das Bad zu fahren, ſo muß man, ehe man ſich auskleidet, eine gute Viertel-Stunde ruhen, bis die Oberfläche des Leibes zu dampfen aufhört. Schwächliche Perſonen können durch die Vernachläßigung dieſer Vorſorge mit Schnupfen und Flußhuſten, auch wirklichen Bruſt-Krankheiten und Gliederreiſſen, überfallen werden. 3) Wenn man ſich tief, ungefähr bis an den Hals, in das Waſſer tauchet, ſo ſey man beſorgt, den Rücken gegen den Strohm zu wenden, wenn man den Gefahren der auf die Bruſt und den Unterleib gewaltig drückenden Waſſer-Menge ausweichen will. Ein jeder Badende wird es ſelbſt bemerken, wie ihm nach und nach das Athemhohlen beſchwerlicher wird, wenn er ſeine Bruſt dem reiſſenden Strohme entgegen hält. 4) Man handelt vernünftig, wenn man ein Stück Flanell mit ins Bad nimmt, und ſich damit am ganzen Leibe reiben läßt, oder ſelbſt reibt. 5) Wenn durch ein Gewitter das Waſſer zu ſehr erfriſcht worden iſt, oder jähling anwächß und leimartig wird, ſo iſt den meiſten hieſigen Einwohnern, welche aus verſchiedenen Urſachen ſcharfe Säfte haben, das Bad ſchädlich. Man hat öfters wegen der zurückgetriebenen Ausdunſtung, Blaſen, Neſſelſucht, Roth-

lauf

lauf und Halsweh bemerkt. 6) Man muß nicht zu tief und nicht zu lange im vollen Rhein ſitzen bleiben. Fünf Minuten ſind hinlänglich, um die ganze Ober=Fläche des Leibes zu reinigen. 7) Schwächliche, oder auch vollblütige, und beſonders ſchwangere Frauenzimmer handeln vernünftiger, ein Haus=Bad, jedoch nach Gutbefinden ihres Arztes, von Rhein=Waſſer zu gebrauchen, um den Folgen dieſes gefährlichen Mißbrauches auszuweichen. 8) Reizbaren, ſtudierenden Männern, welche öfterm Kopfweh und Schwindel, oder hartnäckigen Flüſſen unterworfen ſind, wie auch jenen Handwerksleuten, welche ihr Brod mit ſitzender Arbeit verdienen müſſen, kann das Rhein=Bad ſchädlich werden. 9) Jene, welche nach dem erſten Bade Trägheit, Schwere und Niedergeſchlagenheit ſpüren, und ſich einige Tage nach einander nicht wohl befinden, beſonders diejenigen, welche ſich gar nicht erwärmen können, belieben das zweyte Bad zu meiden, wenn ſie nicht Luſt haben, dem Ärzte und Arzeney=Händler zinsbar zu werden. 10) Nach dem Bade iſt es nützlich, den ganzen Leib mit einem trocknen Stücke Flanell zu reiben, und durch eine gelinde Leibes=Bewegung die einiger Maßen unterbliebenen Ausdünſtungen wieder herzuſtellen. 11) Wenn der Magen durch Fehler in der Speiſe=Ordnung verdorben iſt, ſo hüte man ſich ſorgfältig vor dem Baden im vollen Rhein. 12) Das Nacht=Eſſen muß nach dem Gebrauche des Bades ſehr mäßig ſeyn. Ein gutes Glas Burgunder oder Champagner iſt eine nützliche Nach=Cur, welche die Ausdunſtung vollkommen befördert. Die Menſchen=Haut ſcheint überhaupt mehr für die Luft, als Waſſer=Bäder, geſchaffen zu ſeyn.

Die geſellſchaftlichen und wollüſtigen Bad=Gäſte werden wohl thun, wenn ſie denſelben Vorſorgen, die ich hier aufgezeichnet habe, nachfolgen. Es iſt nicht nöthig, ſeinen Körper durch das tiefe Eintauchen und lange Sitzenbleiben dem oben beſchriebenen Drucke preis zu geben. Ein großer Schwamm, welchen man über dem Kopfe und den Schultern ausdrückt, und womit man hernach den ganzen Leib wäſcht und reibt, wirkt gut, und ohne Gefahr übler Folgen. Man trotzt öfters wollüſtig auf ſeine ſtarke Leibes=Beſchaffenheit,

bis die beleidigte Natur ihre ſtrafende Hand aufhebt, und die Verwegenheit mit Nachdruck züchtigt.“

Doch ich komme zu der eigentlichen Abſicht, warum ich hier von dem Baden handle, und betrachte daſſelbe als gymnaſtiſche Uebung, nach der Beſchreibung und Vorſchrift, die Hr. Gutsmuths (*), Erzieher zu Schnepfenthal, davon ertheilt.

„Ich halte das kalte Baden für einen Haupt-Punct einer guten phyſikaliſchen Erziehung, und glaube, daß eine Bade-Anſtalt für öffentliche Schulen und Erziehungs-Häuſer unentbehrlich ſey. Oeffentliche Gebäude ſind dazu juſt nicht nöthig; ein ſicherer, etwas abgeſonderter Platz ſcheint mir dazu völlig hinreichend. Ließe man hier die Jugend unter guter Aufſicht baden, ſo würde ſie nicht in Verſuchung gerathen, der älterlichen Aufſicht zu entwiſchen, den ängſtlich zitternden Aeltern Beſorgniſſe zu verurſachen, beym Baden Unſittlichkeiten zu treiben, oder gar zu ertrinken. Verliert unſer Vaterland jährlich nicht einige Hundert ſeiner hoffnungsvollſten Söhne auf dieſe Art?

„Man kann mir hier mancherley einwenden, z. E. das Baden iſt nicht an allen Orten thunlich, weil es an Waſſer fehlt; wer ſoll die Aufſicht übernehmen? wer die Bade-Kleidung bezahlen? u. ſ. w. Alle dergleichen Einwendungen zeigen bloß, daß man nicht ernſtlich will, und daß man beſonders die eigentliche Erziehung, Unterricht abgerechnet, mit einer Gleichgültigkeit anſieht, die uns keine Ehre macht.

„Der Vortheil, welchen die Jugend aus kalten Bädern ziehen würde, iſt ſehr begreiflich. Ich ſage mit Fleiß: aus kalten Bädern; denn ich würde ſelbſt Das

(*) In ſeiner Gymnaſtik für die Jugend, S. 490, fgg.

das an Sommer=Nachmittagen ſchon lauere Waſſer nicht dazu benutzen laſſen, ſondern das weit kühlere am frühern Morgen dazu anwenden. Alle Nerven und Muskeln werden dadurch geſtählt, der Körper wird gegen Kälte ungemein duldſam gemacht, die Haut, auf deren Derbheit oder Weichlichkeit ſo viel ankommt, wird gegen den Einfluß der Luft abgehärtet, und fähig erhalten, ihr natürliches Geſchäft, die Ausdunſtung, gehörig zu unterhalten. Es ſcheint mir zugleich, daß dergleichen Bäder dem Geſchlechts=Triebe entgegenwirken können. Doch darüber mögen Aerzte entſcheiden; deſto gewiſſer iſt es, daß ſie den ganzen Körper anfriſchen, den ganzen Menſchen thätiger und munterer machen, und beſonders in heißen Sommer=Tagen ungemein dienlich ſind, das Blut abzukühlen. Da dieſer Gegenſtand ganz vorzüglich Sache des Arztes iſt, und ich ihn vom D. Hufeland kurz und vortrefflich abgehandelt finde: ſo kann ich wohl nichts beſſeres thun, als daß ich meinen Leſern einen kurzen und wörtlich getreuen Auszug einer Stelle aus einer Abhandlung deſſelben hier mittheile (*): „Grundlage der Erziehung ſey: möglichſte Stärkung der „ſchlaffen Faſern des Kindes; Haltung ihrer Reizbarkeit „in den gehörigen Schranken, ohne ſie durch übertriebene „Abhärtung unempfindlich oder ſteif zu machen; ſucceſſive „Gewöhnung an die Elemente, und ſtete Beybehaltung „eines einzigen Tones in der Erziehung, und Entfernung „aller Hinderniſſe der natürlichen Entwickelung, vielmehr „Unterſtützung derſelben, ohne die Sache zu übertreiben. „Vorzüglich ſuche man gleich vom Anfange an, jenes „herrliche Gleichgewicht der Kräfte und Bewegungen der „Seele und des Leibes zu gründen und zu erhalten, in „dem allein die wahre Geſundheit des Leibes und der „Seele liegt. Man kann verſichert ſeyn, daß man durch „eine

(*) Im Journal des Luxus und der Moden, 1792, St. 5, S. 226, kann man die ganze treffliche Abhandlung nachleſen.

„eine, dieſen Grundſätzen angemeſſene, phyſikaliſche Er-
„ziehung nicht bloß den Körper, ſondern auch die Seele
„bildet, und daß man, ſchon im erſten Jahre, dadurch
„ſelbſt den Seelen-Organen eine ungemeine glückliche
„Richtung geben kann, welche die nachherige moraliſche
„Bildung unbeſchreiblich erleichtert, ja, nach meiner
„Meinung, ein weſentliches Stück derſelben iſt.“ — —
Zur Ausübung der obigen Vorſchriften wird hierauf
vorgeſchlagen: „1) **Waſchen mit kaltem Waſſer**,
„ſchon in der vierten Lebens-Woche. Glücklich ſind die
„Menſchen, denen man dieſe Gewohnheit des täglichen
„allgemeinen kalten Wäſchens von Kindheit an eigen und
„wirklich zum Bedürfniß gemacht hat. Sie beſitzen darin
„eine der größten Schutzwehren gegen Gicht, Flüſſe, Ner-
„ven-Schwäche, Katarrhe, u. ſ. w., eins der ſtärkſten
„Erhaltungs-Mittel der Geſundheit, und ſie werden es
„gewiß Denen zeitlebens verdanken, die ihnen dieſes heil-
„ſame Bedürfniß aufgelegt haben. 2) **Wöchentliches**
„**ein- und zweymahliges Baden vom Anfange an.** Iſt
„irgend ein Mittel, was alle Erforderniſſe dieſes Zeit-Al-
„ters erfüllen, und Geſundheit, Feſtigkeit, Harmonie und
„ſchöne gleichförmige Entwickelung der Kräfte ſowohl,
„als der Organe zu bewirken vermag, ſo iſt es gewiß die-
„ſes. Wirkungen deſſelben in der erſten Lebens-Periode,
„ſind: 1. Beförderung der Reinlichkeit. Das gewöhn-
„liche Waſchen iſt nicht hinlänglich, die bis in die Haupt-
„Poren gedrungenen Unreinigkeiten wegzubringen. Beym
„Nichtbaden entſteht leicht Ausſchlag, Grind, Rauhigkeit
„der Haut, und Verderbung der Säfte. 2. Erfriſchung
„und Belebung der Haut-Organiſation, die bey der ge-
„wöhnlichen Behandlung ihre Wirkſamkeit verliert, und
„theils todte Schlaffheit, theils kränkliche Reizbarkeit an-
„nimmt. Durch fleißiges Baden erhält das Kind ein für
„unſere Generation faſt verlornes Gut, nähmlich: Ton,
„Feſtigkeit und natürliche Wirkſamkeit der Haut, folglich
„nicht allein Befreyung von allerley Haut-Krankheiten,
„nicht allein größere Fähigkeit die unvermeidlichen, als:
„Blattern und Maſern, zu überſtehen, ſondern auch, ver-
„möge der bekannten Sympathie der äuſſern Oberfläche
„mit der innern, mit Stärkung der äuſſern Haut, auch
„Stärkung der innern Syſteme; — der dritte Theil aller
„Krankheiten wird uns durch die Haut mitgetheilt.

„3. Kein Mittel wirkt ſo gegen Stockungen, Unordnungen „der Bewegungen und Circulation, bringt ſo Leben und „Thätigkeit in alle, auch die entfernteſten Organe und „Functionen, folglich Harmonie ins Ganze, regulirt ſo „ſehr das wichtige Geſchäft der Entwickelung und Aus„bildung der Organe und Kräfte, und ſorgt ſo ſehr für die „gleichförmige Vertheilung der leztern, als das Baden.“ Recht ſehr viel Beherzigung verdient Folgendes: „4. Ein hauptſächlicher, bisher ganz überſehener Vortheil „des frühzeitigen Badens iſt endlich der, daß dadurch der „ganzen Natur, d. h. der lebendigen Wirkſamkeit der „Kräfte und Organe mehr Richtung und Antrieb nach der „Oberfläche und in die äuſſern Theile gegeben, und folg„lich der heilenden Natur in Krankheiten mehr die Kraft „und Gewohnheit mitgetheilt wird, ihre kritiſchen Beweg„ungen nach der Haut zu determiniren, und die Haut„Abſonderung zur Entſcheidung und Hebung der Krank„heiten zu benutzen. Ich kenne,“ ſetzt dieſer vortreff„liche Arzt hinzu: „nichts verderblicheres, nichts, was „den Begriff von Schwäche und Kränklichkeit ſo vollkom„men enthielte, als der in unſrer Zeit allgemein gewor„dene Charakter der menſchlichen Natur, von auſſen nach „innen zu reflectiren und alle Ablagerungen der Krank„heits=Stoffe ſowohl, als ihre Kriſen auf die innern „Theile, beſonders auf die Verdauungs=Werkzeuge, zu „machen. Es iſt eine wahre Umkehrung der Natur, wo „die innere Oberfläche die Dienſte der äuſſern thut, da im „regelmäßigen Natur=Zuſtande das ganze Schema gera„de entgegengeſetzt, und die Richtung der Bewegung vom „Mittelpuncte nach auſſen ſeyn ſoll.“ So weit der Arzt.

„Es könnte dennoch zärtliche Aeltern geben, die im Gegentheile Schnupfen, Huſten und andere Krankheiten vom kalten Baden befürchteten. Ihnen zum Troſte muß ich hier meine Erfahrung anführen. Ich habe nun mehrere Jahre, nicht bloß im Sommer, ſondern auch den ganzen Herbſt hindurch bis gegen den Winter, einige 30 junge Leute baden geſehen, bey großer Hitze ſowohl, als auch im Regen, an kühlen Tagen,

bey dick liegendem Reife und gefrornen Pfützen, einmahl ſogar kurz vor Weihnachten bey ſchnell eingefallenem Thau-Wetter, in einem Teiche, deſſen hand- und daumendickes Eis an einer Stelle mit einer ſtarken Säule entzwey geſtoßen werden mußte, und auf welchem die Badenden herum giengen; ein ander Mahl in einer tiefen Sammlung von Schnee-Waſſer, und beyde Mahl auf dringendes Bitten dieſer jungen Leute. Ich habe, ſelbſt weichlich erzogen, und den daher ſtammenden Vorurtheilen nicht frühzeitig entrungen, genau beobachtet, und auf die Frage: ſollte denn das wirklich angehen, ohne zu ſchaden? von der Erfahrung immer die gerade, nur mit wenigen Bedingungen verknüpfte, Antwort erhalten: ja, es geht nicht nur, ſondern iſt für körperliche Geſundheit zuträglich. Ich habe weder Schnupfen, noch Huſten, noch ſonſt eine Krankheit darnach entſtehen ſehen, ſondern gefunden, daß Perſonen, die ſich dieſem kräftigen Geſundheits-Mittel unterwerfen, beynahe ganz und gar von allen dieſen Zufällen frey ſind, und daß ſie das, was die meiſten Leute wie die Peſt fürchten, das Erkälten kaum kennen.

„Beyſpiele dieſer Art ſind leider bey uns Deutſchen, oder vielmehr bey uns verfeinerten Europäern, überhaupt ſehr ſelten, wir ſtaunen ſie nur in den gemeinen Ruſſen an, der aus ſeiner heißen Backofen-Stube hinaus in das Schnee-Bad geht, und ſchieben dieſes auf die Härte und Rohigkeit ſeiner Natur. Geſund ſeyn, heißt aber nicht roh ſeyn, und Geſundheit iſt mehr, als alle weibiſche Verfeinerung, als aller Geſchmack. Ich führe daher noch ein merkwürdiges Beyſpiel an. Es kam am 8 Aug. 1791 zu Schnepfenthal ein kleines Mädchen zur Welt. Sein Vater nannte es Thusnelda Gertrud. Es iſt ein kleines fröhliches Ding. Er tauchte es am 6ten oder 7ten Tage, nachdem es vorher ununterbrochen reine

und kühle Luft geathmet hatte, ihr auch oft ganz na-cket ausgeſetzt, und häufig ganz kalt gewaſchen wor-den war, am kalten Quell unter, und wiederhohlte dies alle 2 bis 3 Tage. Das Kind erſchrack gleich anfangs ſehr wenig, denn die Empfindung junger Säuglinge iſt noch gar nicht verfeinert, und noch we-niger bis zur Nerven-Schwäche herabgeſtimmt. Doch weinte es wohl zu Zeiten. Nach und nach trat aber die Gewohnheit ſo völlig ins Spiel, daß es beym Untertauchen ſeltener einen Laut von ſich gab. Es wurde kalt, der Winter kam, oft war denn das Waſ-ſer mit Eiſe überzogen, aber Thusnelda hielt ſich da-bey ſehr gut. Man trug ſie nebenbey oft halb, oft ganz nacket im Winde, im Regen, im Schnee-Ge-ſtöber herum, und Thusnelda — — verzeiht mir ihr zärtlichen, ewig um eure Lieben ängſtlich bekům-merten Mütter, daß ich euch hier ein Beyſpiel auf-ſtelle, welches aus der alten, biedern, deutſchen Welt entlehnt zu ſeyn ſcheint, und das gegen eure Grund-ſätze in der phyſiſchen Erziehung ſo auſſerordentlich abſticht — Thusnelda genoß einer ſo ununterbro-chenen Fülle von Geſundheit, einer ſolchen Körper-Stärke, als ich bey einem Kinde von dem Alter faſt noch nie bemerkte. Da dachte ich oft, unſere alten geſunden Stamm-Aeltern hatten doch wohl Recht, wenn ſie die Kinder hart gewöhnten; denn harte Ge-wöhnung iſt, allem Anſcheine nach, der einzige, wahre Weg zur Geſundheit.

„Wir wählen uns alſo am benachbarten Fluſſe — denn Teiche ſind nie ſo angenehm — eine bequeme Stelle. Das Ufer iſt von Gebüſchen umkränzt, die Tiefe iſt uns genau bekannt, nicht zu groß, aber auch zum Untertauchen nicht zu flach. Das Ufer iſt einige Fuß hoch, und gewährt ſo einen bequemen Sprung in die Tiefe. Der Strohm iſt nicht reiſſend. Man entkleidet ſich einzeln hinter dem Gebüſche, und legt

ein Par lederne Beinkleider an, die nur halb zu den Knien herab gehen. Fig. 4201. Friſuren werden nicht verdorben, weil entweder gar keine, oder nur ſehr einfache, Statt finden. Alle ſind fertig zum Baden. Ich will indeß die Regeln angeben, die aus der Erfahrung mit obigen jungen Leuten gezogen ſind.

1. Man beobachte ſtufenweiſe Fortſchritte. Anfänger führe man an heißen Sommer=Tagen gegen Abend zuerſt ins Fluß=Bad, weil alsdann das Waſſer am laueſten iſt; aber 2. die beſte Zeit zum Baden iſt des Morgens, wenn es ſeyn kann, ganz früh, doch nie gleich nach dem Eſſen. 3. Der Aufſeher läßt ſeine Zöglinge völlig abgekühlt und nie erhitzt in das Waſſer ſpringen. Sie müſſen ihm daher jedes Mahl erſt fragen, ob ſie kühl genug ſind. Er unterſucht ihre Arm=Höhlen, und findet er dieſe kühl, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie abgekühlt ſind. 4. Er läßt ſie am liebſten in das Waſſer ſpringen, und gleich mit dem ganzen Körper untertauchen, damit das Blut nicht nach dem Kopfe allein hingetrieben werde, wenn dieſer auſſer dem Waſſer bleibe. Wer noch nicht mit dem Kopfe untertauchen kann, wird angehalten, ſich denſelben durch Schöpfen mit den Händen abzukühlen. Das Hinabſpringen koſtet nur wenig Uebung, und dieſe beſteht anfangs in häufigem freywilligen Untertauchen des Kopfes, dann im Wegkriechen unter dem Waſſer. Kann man dies erſt, ſo erlangt man bald einige Fertigkeit, ſich willkürlich unter demſelben zu bewegen, und endlich lernt man beym Herabſpringen mit dem Kopfe zuerſt ins Waſſer fahren, und wie ein Fiſch darunter wegſchießen. Anfänger, die ſich noch wenig im Waſſer zu helfen wiſſen, nimmt der Gymnaſt in Empfang, und leitet ſie gehörig an. 5. Fünf bis zehn Minuten ſind hinlänglich, den Körper zu erfriſchen, und die Nerven zu ſtärken. Ein Par wollene Handſchuh, oder ein Stück Flanell, diene zum Abrei=

reiben der Haut; eine Arbeit, die eine ſehr gute Bewegung giebt, den Schmutz vom Leibe ſchafft, und die Haut erfriſcht. 6. Ich glaube nicht, daß es nöthig ſey, wegen Schnupfen oder Huſten, oder wegen Flüſſe, das Baden auszuſetzen; der Fall wird ſelten eintreten, denn junge Leute, die ſich an kaltes Waſſer gewöhnen, wiſſen ſelten oder nie etwas von jenen Uebeln, wenn ihre übrige Lebens-Art dem Baden entſpricht (*). 7. Man halte darüber, daß jeder Badende, ſobald er das Waſſer verläßt, ſich ſogleich abtrockne und ſchnell ankleide. Gleich nachher iſt eine kleine Bewegung ſehr heilſam; iſt der Bade-Platz 15 Minuten weit entfernt, ſo gewährt ſie ſchon das Zurückgehen. Dieſe wenigen, ganz ſimpeln Regeln ſind nach meiner Erfahrung völlig hinreichend.

„Allein der Sommer vergeht. Es wird Herbſt. Man laſſe ſich dadurch nicht abhalten, denn Zeit und Uebung ſchaffen Gewohnheit. Ich habe ſchon oben Beyſpiele angeführt; und ich kann dafür ſtehen, daß jeder, ſelbſt ſchwächliche Knabe nicht nur vollkommen gut und ohne Beſchwerde ausdauert, wenn man unausgeſetzt alle 2 bis 3 Tage baden läßt, ſondern daß es zur Stärkung ſeiner Geſundheit und ſeines Körpers ungemein beytragen wird.

„Ich darf denjenigen meiner Leſer, der ſich von der Güte dieſer phyſikaliſchen Behandlung überzeugt, für den Winter nicht im Stiche laſſen. Ich glaube, daß es ſehr gut möglich iſt, jederzeit im Freyen zu baden (**); allein ich möchte nicht gern zu viel verlangen.

(*) Ich kann übrigens verſichern, daß ich mehrmahls bey Katarrhal-Zufällen das Waſchen des ganzen Oberleibes, des Halſes, der Arme und Schultern mit eiskaltem Waſſer vortrefflich gefunden, und mir dadurch den Katarrh vom Halſe geſchafft habe.

(**) Arme Juden-Weiber, welche kein Bad im Hauſe veranſtalten können, ſteigen ſogar durch ein Eis-Loch in Fluß- oder Teich-Waſſer. und ziehen ſich auf dem Eiſe und im Schnee

gen. Möchte doch jede Familie und jede Familien-ähnliche Erziehungs-Anſtalt ihren Kindern die, für ihre Geſundheit ſo große, Wohlthat erzeigen, und ſie wenigſtens wöchentlich ein Mahl baden laſſen! Waſſer und eine Bade-Wanne koſten weniger, als gewöhnlich die Arzeneyen betragen, die man dadurch erſparet.

„In einer guten bürgerlichen Geſellſchaft ſind aber Bade-Häuſer für jede Stadt und für jedes Dorf zur beſſern Erhaltung der Geſundheit und Reinlichkeit ſo unentbehrlich, als die Leichen-Häuſer. Darin wird mir, hoffe ich, jeder einſichtsvolle Arzt Beyfall geben; denn Geſundheit iſt zum Leben ſo unentbehrlich, als völliger Tod zum Begraben. Zur Geſundheit gehört aber reine, unverweichlichte, derbe Haut, die am beſten durch Bäder erhalten wird. Wie wünſchenswürdig müßte es daher beſonders für die ärmern, arbeitenden Volks-Claſſen ſeyn, wenn ſie für weniges Geld, oder noch beſſer auf öffentliche Koſten, ein kaltes Bad erhalten könnten, daß ſie in ihren Häuſern oft nur mit großer Schwierigkeit veranſtalten können! Jedoch dies wäre die Sache der Aerzte und der mediciniſchen Polizey!“

Balancir-Uebungen, nennt man die Geſchicklichkeit, ſowohl ſeinen eigenen Körper, als auch fremde Körper im Gleichgewichte zu erhalten.

1. Seinen eigenen Körper im Gleichgewichte zu erhalten, iſt eine ſo nothwendige und nützliche Geſchicklichkeit, daß man die Jugend darin vorzüglich zu üben hat; auch iſt in der That beynahe jede körperliche Uebung zugleich eine Uebung in Haltung des Gleichgewich-

Schnee wieder an, ohne daß es ihnen ſchadet. Lampe Anmerk. zum 9 Th. der allgem. Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens, S. 24.

wichtes, denn darauf kommt es beym Springen, beym Tanzen, beym Fechten, beym Schlittſchuhlaufen, u. a. m. hauptſächlich mit an; indeſſen verſtehe ich hier ganz insbeſondere diejenigen Uebungen, wobey der Körper über einer ſehr ſchmahlen und ungewiſſen Grundfläche, und zwar auf den Füßen, erhalten wird. Zwar kann der Menſch auch ſeinen Körper im Gleichgewichte erhalten, wenn andere Theile derſelben, z. B. die Hände, der Kopf, oder Stellen des Rumpfes, die ſchmahle Unterſtützungs-Fläche berühren, allein von dieſen Uebungen werde ich an einem andern Orte ſprechen.

Die Balancir-Uebungen, von denen alſo hier die Rede iſt, erfordern nicht ſowohl große Stärke, aber deſto mehr Geſchicklichkeit. Die Verrückung des Schwerpunctes muß alle Augenblicke vermieden werden, und die Muskeln werden daher genöthiget, in jedem Augenblicke auf den Wink der Seele ſich zu ſpannen und nachzulaſſen. Dieſe ſchnelle und momentane Wirkung der Fibern iſt dieſen Uebungen ganz beſonders eigen.

Das Stehen auf einem Beine, gehört ſchon hierher, und kann als der Anfang des Balancirens angeſehen werden. Mancherley abwechſelnde Stellungen und Bewegungen werden damit auf eine nützliche Art verbunden. Man ſteht z. B. auf dem linken Fuße, hält den rechten gerade ausgeſtreckt, ſeitwärts, rückwärts, bewegt ihn hin und her, biegt das Knie, faßt den rechten Fuß mit der rechten und mit der linken Hand, bringt die Fuß-Spitze an den Mund; der linke Fuß, auf welchem man indeſſen ruhet, ſtehet entweder mit geradem oder gebogenem Knie. Alle dieſe Veränderungen werden ſodann auch mit dem linken Fuße gemacht, indem man auf dem rechten ruhet. Der Körper gewinnt durch dieſe Uebung ungemein an Gelenkſamkeit und Gewandtheit.

Der Balancir-Balken iſt eine zu dieſen Uebungen ſehr ſchickliche Vorrichtung. Nach Hrn. Vieth Anweiſung (*), liegt ein rund gehobelter Fichten-Stamm von etwa 20 oder mehr Fuß in der Länge, mit ſeinem dicken Ende auf einer in die Erde befeſtigten Stütze; ungefähr in der Mitte derſelben wird er von einer ähnlichen Stütze getragen, welche etwas niedriger ſeyn kann, als die erſte, ſo daß alſo der Balken entweder ganz, oder beynahe horizontal liegt. Die dünnere Hälfte iſt nicht unterſtützt, ſondern liegt frey in der Luft, und kann ſich folglich, wegen der Elaſticität des Holzes, auf und nieder, wie auch ſeitwärts hin und her bewegen (**). Auf dieſem Balken werden die Zöglinge der Gymnaſtik geübt, ohne ſich anzuhalten, ſowohl vor- als rückwärts zu gehen, darauf ſtille zu ſtehen, ſich umzudrehen, rückwärts, ſeitwärts, aufwärts und niederwärts zu ſehen, wobey die Arme entweder ausgeſtreckt werden, welches zur Erhaltung des Gleichgewichtes behülflich iſt, oder auch in einander geſchlagen, oder in die Seite geſtemmt werden. Man bringt ferner kleine Erhöhungen auf dem Balken an, legt einen Hut oder dergl. darauf, worüber der Zögling hinweg ſpringt, wobey man dahin zu ſehen hat, daß die Füße (ſo wie auch beym Gehen) auswärts und vor einander zu ſtehen kommen. Der Uebungs-Lehrer geht immer neben her, und bemerkt alle Bewegungen des Uebenden, um ihn, ſo lange dieſer noch nicht vollkommen ſicher iſt, im vorkommenden Falle hülfreiche Hand zu leiſten. Man läßt auch zwey einander beg-

geg-

(*) Im 2ten Th. ſeiner Encyklopädie der Leibesübungen, S. 218, fgg.

(**) Die Stützen können auch ſo eingerichtet ſeyn, daß man den Balken höher oder niedriger legen kann. Wenn die Stütze in der Mitte beweglich iſt, ſo kann man, indem man ſie weiter nach dem dicken, oder weiter nach dem dünnen Ende hin rückt, leztere mehr oder weniger ſchwankend machen.

gegnen, und ſich auf dem Balken ſelbſt ausweichen, ſo daß jeder ſeinen Weg fortſetzen kann. Dieſes geſchieht, indem jeder z. B. ſeinen rechten Fuß gegen den rechten Fuß des Andern vorwärts anſetzt, ſodann den rechten Arm in den rechten Arm des Andern ſchlingt, und endlich mit einem Schwunge des linken Fußes dem Andern vorbey tritt. Jenſeit der Mitte auf dem elaſtiſchen Ende des Balkens, werden alle dieſe Uebungen ſchwerer, weil daſſelbe bey jeder Bewegung ſchwankt. Geübte bringen willkürlich dieſe Schwankungen hervor, oder, welches noch mehr Geſchicklichkeit erfordert, laſſen das Ende von einem Andern in Bewegung ſetzen, und erhalten ſich dennoch im Gleichgewichte.

Eine andere Uebung iſt folgende: Einer der Geübteſten tritt auf das äuſſerſte Ende des Balkens, welches die Place d'honneur iſt. Ein Anderer kommt von dem andern Ende des Balkens auf ihn zu, und ſucht ihm die Stelle ſtreitig zu machen, doch nur durch erlaubte Mittel, nähmlich dadurch, daß er den Balken in Schwankungen verſetzt, oder dadurch, daß beyde die Hände ausſtrecken, und dann ſtark gegen einander ſchlagen; welches ſo lange wiederhohlt wird, bis einer, oder (welches oft der Fall iſt,) alle beyde das Gleichgewicht verlieren, und herunter zu ſpringen genöthigt ſind. Wer ſich oben im Gleichgewichte erhält, der bleibt, oder ſtellt ſich auf den Ehren-Platz, auf das äuſſerſte Ende, und erwartet einen neuen Kämpfer.

Um auf dem Balken hinauf zu kommen, welcher etwan 3 bis 4 Fuß vom Boden liegt, iſt für die Ungeübten am dicken Ende eine kleine Leiter angebracht. Die Geübten müſſen mit oder ohne Hülfe der Hände hinauf ſpringen. Von dem Ueberſpringen vermittelſt Aufſetzung der Hände, ſ. weiter unten Voltigiren.

Iſt der Zögling auf dem Balancir-Balken geübt, ſo kann er nun auch auf der Kante eines Bretes ſtehen,

hen, gehen, ſich umdrehen lernen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alles mit Vorſicht, Alles nach und nach geübt werden muß, und wenn dieſes geſchieht, ſo iſt die Gefahr eine bloße Chimäre.

Eine gute Uebung, die aber ſchon viel Feſtigkeit erfordert, iſt es, auf einem frey ſtehenden Körper, wie z. B. auf einem Kegel, mit dem einem Fuße zu ſtehen, und mit dem andern Fuße verſchiedene Bewegungen zu machen. Auf runden cylindriſchen Körpern, die ſich leicht herumwälzen, iſt es ebenfalls ſchwer, ſtehen zu bleiben; am ſchwerſten aber endlich, auf einer Kugel mit der einen Fuß = Spitze zu balanciren, wie man die Göttinn Fortuna abzubilden pflegt. Die Tänzerinnen bey den Griechen und Römern ſollen in dieſer Kunſt geübt geweſen ſeyn, und mögen zu der eben erwähnten Abbildung der Glücks = Göttinn Veranlaſſung gegeben haben.

Von Erhaltung des Gleichgewichtes bey dem Seil = Tanzen, und der zur Erleichterung derſelben dienenden Balancir = Stange, wird im Art. Seil = Tänzer gehandelt werden.

Eine jugendliche Uebung, die ganz hierher gehört, iſt das Stelzen = gehen. Sie iſt gefährlich, wenn ſie von der Jugend ohne Anleitung, und alſo, wie gewöhnlich, mit Verwegenheit getrieben wird. Die Stelzen beſtehen gemeiniglich aus zwey feſten Holz = Stangen von beliebiger Länge, etwan 8 bis 12 Fuß, woran Tritte angebracht ſind, um ſich mit den Füßen darauf zu ſtellen, indem die Enden hinter der Achſel durchgehen, oder auch wie Krücken unter denſelben zur Stütze dienen. Lezteres ſetzt ein gewiſſes Maß für den, welcher ſie gebrauchen will, voraus; jenes iſt in vieler Rückſicht beſſer. Die Tritte können beweglich ſeyn, ſo, daß ſie ſich höher und niedriger ſtellen laſſen; oder beſſer noch: man macht an jede Stelze mehrere feſte Abſätze über einander, ſo kann man, wenn man geübt

iſt,

iſt, von einem zum andern hinauf und hinunter ſteigen. Auf die Haltung der Hände kommt zur Sicherheit vieles an. Die Stelle nähmlich, wo man die Stelzen anfaſſen muß, iſt gerade da, wo das Hüft-Gelenk ſich befindet. Hier drückt man dieſelben etwas an den großen Umdreher des Schenkel-Knochens an, ſo müſſen Schenkel und Stelze immer neben einander in einerley Richtung bleiben. Bey dem Fortſchreiten des Beines muß die Stelze ein wenig in die Höhe gezogen werden, damit ſie immer unter dem Fuße bleibe, ohne ſich zu lüften. Viele Abwechſelungen läßt das Stelzen-gehen eben nicht zu; die untern Gliedmaßen ſind dabey gleichſam in ein Par unbiegſame Stöcke verwandelt; indeſſen kann man allenfalls Treppen damit erſteigen, welches aber immer gewagt iſt. Vom Boden auf die Tritte hinauf zu ſpringen, während des Gehens herauf und herunter zu klettern, ſind Uebungen, die damit verbunden werden; beſonders aber thut man wohl, ſich bey Zeiten im geſchickten Herunterſpringen zu üben, weil das oft brauchbar iſt. Stille darauf zu ſtehen iſt ziemlich ſchwer, desgleichen auf einer Stelze allein fortzuhüpfen. Sehr unbedachtſam iſt es, ſich die Stelzen an den Füßen feſt zu binden; das iſt an ſtatt der beabſichtigten Sicherheit, natürlich das Mittel, Hals und Bein zu brechen. Ungeachtet der Einförmigkeit und geringen Bewegung, iſt das Stelzen-gehen eine angenehme Uebung — der Menſch mag ſich gern erheben und große Schritte machen. Vielleicht möchte eine andere Art von Stelzen in manchen Fällen brauchbarer ſeyn, nähmlich eine Art von künſtlichen Beinen, unten mit einem etwas breiten Fuße, und nicht gar zu hoch, ſo, daß man darauf ohne Feſthaltung der Hände, allenfalls mit Hülfe eines guten Stockes, mit Sicherheit gehen könnte. Man würde ſie zum Durchwaten und zum Geſchwindegehen vielleicht gebrauchen können.

Eine

Eine dem Stelzen-gehen ähnliche Uebung iſt die, da man ein Par Sproſſen auf einer Leiter hinauf ſteigt, welche man, ohne ſie anzulehnen, frey mit den Händen aufrecht hält, und ſo mit dieſer Leiter vorwärts geht oder hüpft. Es iſt ſchwerer als mit Stelzen, weil hier die Beine nicht jedes für ſich bewegt werden können.

2. In der Geſchicklichkeit fremde Körper zu balanciren, oder im Gleichgewichte zu erhalten, wird es, bekannter Maßen, auch von denen Perſonen, die Profeſſion davon machen, zum Erſtaunen weit gebracht. Jeder äuſſere Theil unſers Körpers kann dazu dienen, doch ſind, wie natürlich, die Hände insbeſondere dazu geſchickt. Von der Ausübung der Kunſt laſſen ſich beynahe gar keine Regeln geben. Das feine Gefühl von der Verrückung des Schwer-Punctes und das augenblickliche Gehorchen der Muskeln, den Theil des Körpers, der zum Unterſtützungs-Puncte dient, ſo viel als nöthig iſt fortzurücken, läßt ſich durch keine Beſchreibung, ſondern bloß durch Uebung, lernen. Auf richtiges Augen-Maß und Geſchmeidigkeit kommt Alles an.

Es iſt leichter, einen Körper zu balanciren, deſſen Schwer-Punct weit über dem Unterſtützungs-Puncte hinauf liegt, als einen, wo er nahe über dem leztern liegt. So iſt es z. B. ſehr leicht, ein Rappier zu balanciren, wenn das Gefäß oben, ſchwer hingegen, wenn dieſes unten iſt, — dem gerade entgegengeſetzt, was ſonſt vom feſten Stande eines Körpers gilt. Ein ſeiner eigenen Schwere, auf einer todten unbeweglichen Grundfläche überlaſſener Körper ſteht um deſto feſter, je niedriger ſein Schwer-Punct liegt, weil dann um deſto weniger Gefahr vorhanden iſt, daß dieſer über die Grundfläche hinaus verrückt wird. Allein beym Balanciren, wo die Grundfläche beynahe nur ein phyſiſcher Punct iſt, kann dieſe Gefahr durch die niedrige Lage des Schwer-Punctes nicht abgewendet wer-

werden, ſondern dieſes muß durch das, der Beweg-ung des Schwer-Punctes angemeſſene Fortrücken des Unterſtützungs=Punctes geſchehen. Die Bewegung des Schwer-Punctes aber iſt langſamer, und kleine Verrückungen deſſelben ſind merklicher, wenn derſelbe hoch über dem Unterſtützungs-Puncte liegt, als im entgegengeſetzten Falle.

Es seyn ac und eg, Fig. 4202, zwey Körper, die in c und g unterſtützt ſind, und deren Schwer=Puncte in a und e liegen mögen. Wenn beyde anfangen zu fallen, ſo müſſen die Schwer=Puncte die Bogen ab und ef durch-laufen, und es verhalten ſich, aus eben den Gründen wie bey den Penduln, die Zeiten, welche während des Falles durch gleiche Winkel (acb = egf) verfließen, wie die Quadrat=Wurzeln aus den Längen ac und ge. Wäre z. B. ac = 16, eg = 4, ſo verhalten ſich die Zeiten, wel-che ſie brauchen, um durch gleiche kleine Elongations-Winkel zu fallen, wie 4 zu 2. Der vier Mahl längere Körper ac braucht noch ein Mahl ſo viel Zeit, um anfäng-lich durch einen gewiſſen Winkel zu fallen, als der andere eg. Ueberdies iſt bey dem längern Körper der Bogen ab in eben dem Verhältniſſe größer, als ef, wie der Halb-Meſſer ac größer iſt, als eg. Mithin iſt jene Verrückung des Schwer=Punctes weit merklicher, und man kann ihr ſchon eher zuvorkommen, als bey dem kleinen Körper.

Es iſt bekannt, wie weit die Künſtler, die ſich mit Balancir=Stücken ſehen laſſen, es in der Fertigkeit gebracht haben, den Schwer-Punct auf das genaue-ſte zu unterſtützen. Die unzähligen Stücke dieſer Art hier zu beſchreiben, würde zu weitläuftig ſeyn; ich erwähne daher nur einige wenige.

Einen Stock auf dem Finger zu balanciren, iſt leicht, wenn er nicht gar zu kurz iſt, aus den in Vor-ſtehendem beygebrachten Gründen. Etwas ſchwerer ſchon iſt es, denſelben von einem Finger auf den an-dern zu bringen, ihn erſt in der flachen Hand, und ſodann durch ein ſchnelles Manoeuvre auf dem Rü-cken zu balanciren, desgleichen auf dem Fuße, auf der

der Stirn, Naſe, auf den Zähnen, auf dem Kinne, Elbogen, u. ſ. w. Die ſchwerſten Stücke ſind wohl ohne Zweifel diejenigen, wo zwey oder mehrere Körper auf einander balancirt werden. Der Balanceur ſetzt einen ſtumpf geſchliffenen Degen auf die Stirn, und oben auf den Knopf deſſelben einen andern Körper, oder er kehrt den Degen um, und läßt auf der Spitze deſſelben einen Teller rotiren, worauf wieder ein zweyter Degen auf der Spitze ſteht. Er nimmt ein Wein-Glas, ſetzt kurze thönerne Tobaks-Pfeifen hinein, ſo daß die Köpfe heraus ſtehen; in dieſe Köpfe ſetzt er wieder andere Pfeifen, und balancirt das ganze Gebäude, welches er nach Maßgabe ſeiner Geſchicklichkeit vergrößert, auf den Zähnen. Er macht aus über einander befeſtigten Hölzern eine Pyramide, ſetzt gefüllte Gläſer und brennende Lichter darauf, und balancirt es, indem er ſelbſt auf dem Drahte balancirt.

Zu dieſen und tauſend andern Stücken iſt eine vorzügliche Geſchicklichkeit nothwendig, zu andern iſt aber ſelbſt dieſe nicht hinreichend, ſondern es muß auſſerordentliche Stärke hinzu kommen; z. B. der Künſtler hebt ein großes Wagen-Rad mit Einer Hand in die Höhe, ſetzt es auf die Zähne, und balancirt es (*); desgleichen einen Stuhl, einen Tiſch, und andere ſchwere Sachen. Zu den ſchönſten gehören die Stücke, wo Menſchen auf Menſchen unmittelbar oder mittelbar balanciren. Stücke dieſer Art von dem ſogenannten ſtarken Manne, ſind oben, S. 314. fgg., erzählt worden. Hoher Pyramiden von Menſchen, die einander auf den Schultern ſtehen, iſt S. 538, und der Geſchicklichkeit der chineſiſchen Gaukler in Ba-

(*) Man ſagt: die Räder ſeyn hohl. Es kann ſeyn, daß Einige dieſe Täuſchung anwenden; aber Hr. Vieth verſichert, geſehen zu haben, daß Einer ſich ein gewöhnliches Wagen-Rad geben ließ, welches gewiß ſehr maſſiv war.

Balancir=Künſten, iſt S. 603, Erwähnung geſchehen. Die herumziehenden Geſellſchaften engländiſcher Bereiter laſſen gewöhnlich auch dieſe Stücke ſehen. In ſehr großer Vollkommenheit ſollen ſie in dem Royal Circus in London zu ſehen ſeyn.

Gewiſſer Maßen können hierher auch folgende Stücke mit dem Reife gerechnet werden. Der Künſtler ſetzt ein Glas Waſſer frey in einen gewöhnlichen Faß=Reif, ergreift dieſen ſodann oben ſenkrecht über dem Glaſe, bringt ihn erſt in langſame Schwingung, verſtärkt dieſe immer mehr und mehr nach dem Tone der Muſik, und macht am Ende die heftigſten Bewegungen, indem er den Reif mit dem Glaſe bald über den Kopf, bald bey den Füßen, bald zur einen bald zur andern Seite, mit äuſſerſter Schnelligkeit herum ſchleudert, und ſelbſt dazu tanzt, und ſich dreht, ohne daß das Glas aus dem Reife fällt, oder auch nur ein Tropfen heraus fließt. Dieſes ſeltſame Stück iſt indeſſen ſo gar ſchwer nicht nachzumachen. Die nach und nach vom Mittelpuncte ſtrebende Kraft (Vis centrifuga) erhält Reif, Glas und Waſſer zuſammen, als wenn es Ein feſter Körper wäre.

Ein anderes Stück mit dem Reife iſt dieſes: Der Künſtler bindet ſich an jedes Bein einen Degen, ſo daß dieſe quer und horizontal ſitzen. Zwey andere Degen nimmt er in die Hände. Ein Glas Wein ſetzt er auf die Stirn, und einen Reif, der nur ſo weit iſt, daß er genau mit den Schultern hindurch kann, legt er über den Hals. So ausgerüſtet, wickelt er ſich auf unzählige Arten mit den Armen, mit den Füßen, mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe, durch den Reif hindurch, indem er ihn mit dem in der Hand gehaltenen Degen regiert, wobey er ſich zuweilen der Länge nach, hinlegt und wieder aufrichtet, ohne daß das Glas aus dem Gleichgewichte kommt, oder ein Tropfen Waſſer heraus fällt, und ohne daß die Degen an-

ſtoßen

ſtoßen und ſich verwickeln. Wahrlich, es iſt auſſerordentlich, was der Menſch durch Uebung vermag! Und doch ſind ſolche Virtuoſen einer gewiſſen Art von Geringſchätzung unterworfen, die ihre Kunſt gewiß nicht, vielleicht zuweilen ihre Aufführung verdient.

Von einem künſtlichen Exercitien-Meiſter, wird im 21 Verſ. der bresl. Samml. v. Aug. 1722, aus Braunſchweig Folgendes berichtet:

„In der Meſſe zeigte den Liebhabern ein Franzoſe ſeine durch viele Uebung erlernte Exercitia, welche hauptſächlich in einer ungemeinen Fertigkeit, viele Dinge in ihr Aequilibrium und gehöriges Centrum gravitatis accurat zu ſetzen, und darin eine geraume Zeit, auch bey vielen Bewegungen des Körpers zu erhalten, beſtanden. Was für Dinge er aber eigentlich in ſolchen Stand ſetzte und herum trug, wird am mehrern zu erſehen ſeyn, aus ſeinem Intimations-Zettel, welchen ich hierbey in originali ſende, und der alſo lautet:

Mit eines Hochedlen Hochweiſen Raths Verwilligung wird hiermit an alle Cavalier und Dames, wie auch an alle curieuſe Liebhaber kund und zu wiſſen gethan, daß allhier iſt angekommen eine Franzöſiſche Compagnie, bey welcher ſich befindet ein vortrefflicher weit- und Welt-berühmter Meiſter, welcher die Gnade drey Jahre ſeine Exercitia vor dem König in Frankreich und in ſeiner Opera zu præſentiren gehabt. 1) Wird er den reſp. Liebhabern ein rares Stück mit 11 Pfeifen zeigen, deren er eine in die andere ſteckt, und ſolche auf die Naſe in die Balance mit der curieuſeſten Manier ſtellet. 2) Wirft er ſie von die Naſe auf die Stirn. 3) Nimmt er ein Glas in den Mund, auf deſſen Rand die Pfeife in gleicher Balance ſteht; über dieſes ſtellt er die Pfeife auf den Rand ſeines Hutes, und ſtreicht dabey kunſtreich die Violin auf vielfältige Manier, legt ſich auch damit nieder, und ſteht ebenfalls damit wieder auf, alſo, daß alle Spectatores einmüthig bekennen müſſen, daß dergleichen benahmte rare Stücke noch von niemanden erſehen worden ſind, als von dieſem Maitre allein. Es wird en particulier ein Stock wie eine Pyramide geformt, von 3 Schuh hoch, gezeigt, worauf er 2 Dutzend Gläſer ſtellet, welche er auf ſeine Stirn ſetzt

in die Balance, wobey er die Violin künſtlich ſtreicht; anbey ſchreitet er damit aus einander, alſo daß der mittlere Leib bis zur Erde reichet, ohne daß er wankt oder herab fällt, damit er wiederum künſtlich ſich in Poſitur richtet und aufſteht. Nach dieſen geſchehenen Sachen läſſet er ſich einen Reifen reichen, worauf er die ſchon genannte Pyramide ſammt den Gläſern ſtellet, den Reifen aber in ſeinem Mund mit den Zähnen hält, ohne Verletzung eines Glaſes. Er wird auch den Herren Zuſchauern ein ſehr curieuſes Stück mit einem Degen, welchen er ſich von einem Spectatore reichen läßt, ſelbigen mit bloßer Spitze auf die Stirn ſetzt, und ihn geraume Zeit ſtehen läßt, zeigen; nimmt annoch einen Tiſch von 6 Schuh lang und 3 hoch, welchen er frey auf ſeine Zähne ſtellt, und ihn eine geraume Zeit ſtehen läßt. Wiederum wird den Herren Liebhabern noch ein ſehr curieuſes Stück mit einer Leiter von 12 Sproſſen hoch, welche er auf ſeine Stirn ſetzt, und einen Knaben darauf ſtehen läßt, gezeigt. Dieſer Meiſter iſt auch ein berühmter Muſicus, welcher unter andern auf einem curieuſen Inſtrument, welches mit 200 Saiten bezogen, ſpielt, weil er auch von vielen berühmten Virtuoſis in den vornehmſten Academiis der Muſique examiniret worden; dieſes Inſtrument lautet, als wenn 3 Inſtrumenta ſpielen thäten, weshalben er wegen deſſen Anmuthigkeit von vielen Fürſten und Herren großes Lob erlanget hat. Es verſpricht der Maitre den Herren Zuſehern alle Tage etwas neues und rares zu præſentiren, womit er ſich den Herren Spectatoribus beſiehlt.

Es war in der That dieſes Menſchen Fertigkeit und Addreſſe in dieſen Stücken zu bewundern, und er bediente ſich dazu nicht gewiſſer Stücke, als ſonderlicher Pfeifen, u. dgl., ſondern nahm alles, was ihm dazu vorgelegt wurde; wie ich denn ſelber geſehen, daß er einen Degen, der ſehr ſchwer, und dabey ſo ſpitzig war, daß man ihn ohne Durchbohrung der Haut nicht auf die Finger ſetzen konnte, doch ohne ſich zu verletzen auf die Naſe geſetzt hat. Er trug auch alles, ohne es jemahls fallen zu laſſen; nur iſt es einsmahls unglücklich gegangen, daß, da der Knabe oben auf der Leiter ſich bewegte, er genöthiget worden, dieſelbe fallen zu laſſen. Was das Inſtrument betrifft,

trifft, worauf er ſpielte, ſo war daſſelbe wie eine Harfe geſtaltet, und dabey ſehr ſtark bezogen, auch mit guten Sang-Böden verſehen, gab daher eine Harmonie und vortreffliche Reſonanz.“

Ein gleichmäßiger Exercitien-Meiſter zeigte ſich auch, im Aug. 1722, in Danzig, wovon Hr. D. Kulmus, in den bresl. Samml. v. Sept. 1722, S. 317, fgg. Folgendes berichtet:

„Daß einige Menſchen nicht allein auf gleicher Erde künſtlich zu tanzen ſich begnügen laſſen, ſondern oft ſchlaff, oder auch ſtramm angezogene Seile zu ihrem Tanzboden erwählen, darauf ſie allerhand künſtliche Lectiones machen, und den Leib in gehöriger richtiger Balance zu erhalten gewöhnen; ſolches iſt eine ſehr bekannte Sache. Verwichenen Dominics-Jahrmarkt, M. Aug. kam allhier ein Holländer über Dänemark an, der ſich zu einer hier ſchon vorhandenen Bande Seiltänzer und Luftſpringer geſellete, welcher ſeine Naſe und Stirn gewiſſen Inſtrumenten zu einem Tanzplatze einräumete. Solches war werth zu ſehen. Es würde mir aber faſt ſchwer fallen, alles umſtändlich und ausführlich zu beſchreiben. Aus nachfolgenden wenigen Kunſtſtücken wird man des Mannes Geſchicklichkeit einiger Maßen erſehen können. Er nahm eine ordinaire lange holländiſche von Thon gebrannte Tabaks-Pfeife, ſteckte oben in derſelben leeren Kopf noch 6 andre dergleichen kürzere, ſo daß ſelbige kaum behende darin ruhen konnten, und alsdann ihre 6 Röhren mit der langen ihrem Stiele keine gerade Linie (als welches auch nicht möglich war,) ſondern ſehr ungleiche Winkel machten. Dem ungeachtet ſetzte ſich der Künſtler dieſe ſo behutſam gefüllte lange Pfeife auf die Naſe, tanzte damit frey auf dem Theatro auf und nieder, lief auch zuweilen mit ſtarken Schritten, und ſchob ſie in höchſter Geſchwindigkeit auf die Stirn, nahm nachmahls auch eine Violine, und ſpielte ſich dabey auf derſelben ſelbſt vor, ſtand bald auf Einem Beine, kniete nieder, legte ſich lang ausgeſtreckt auf den Rücken, gab darauf die Violine von ſich, und nahm in beyde Hände zwey blanke Degen, ingl. einen ordinairen Tonnen-Reifen, welchen er in ſolcher Poſitur ſich über die Tabaks-Pfeifen und Kopf um den Hals zog, zugleich auch die Degen und beyde Füße durch denſelben brachte; und was dergleichen Lectiones mehr waren. Er

nahm auch dieſen Tonnen-Reifen, ſetzte oben auf denſelben in die Mitte gedachte Tabaks-Pfeifen, hob ihn in die Höhe, und faſſete den unterſten Theil des Circuls mit dem Munde, hielt ihn bloß zwiſchen den Zähnen feſt, ohne daß jemahls die Tabaks-Pfeifen ſollten abgefallen ſeyn. Dergleichen Lectiones machte er auch mit einem langen Stecken, auf welchen oben ein kleiner runder Teller, mit rund herum beſetzten halb mit Waſſer angefüllten Wein-Gläſern, feſt gemacht war, darauf ſetzte er erſt ein anderes einzelnes Wein-Glas; alle dieſe Gläſer waren halb mit Waſſer gefüllt. Hiermit tanzte er gleichfalls, kniete nieder, und legte ſich nieder; legte auch nachmahls zwiſchen dem Stecken eine Tobaks-Pfeife quer über die Naſe; dabey am meiſten zu bewundern war, daß ſowohl die Tabaks-Pfeifen, als auch dieſe lezt-erwähnte Geräthſchaft, ſo unbeweglich, ohne die geringſte Balancirung auf der Naſe und Stirn ſtanden, als ob ſie auf ſelbige geleimet wären. Mit dem bloßen Stocke und unterſten Bier-Glaſe allein machte er noch weit hurtigere Lectiones, beſonders wenn er den Stock alsdann unten mit der Hand beugte, und zugleich mit großer Geſchwindigkeit das untere Ende als ein Rad herum drehete, und zwar ſo, daß oben das Glas in der freyen Luft an einem Orte faſt unverrückt erhalten wurde.

Alle dieſe Exercitia kommen auf ein ſehr genau bemerktes Aequilibrium am obern Theile der Inſtrumente an, wodurch dieſer holländiſche Künſtler ſonder Zweifel durch eine lange und öftere Uebung, die Inſtrumente in ſtets währender Linea perpendiculari ſich zu erhalten gewöhnet hatte, daß, ſobald gedachtes Aequilibrium ſich im geringſten verrücken wollen, er ſogleich behende mit der Naſe oder Stirn, in das Centrum gravitatis gerücket, wie denn auch ſeine Augen ſo ſteif darauf gerichtet waren, daß ich nie wahrgenommen, daß er die Augenlieder im geringſten beweget hätte. Daß er die lange Tabaks-Pfeife mit andern kurzen füllete, that er zu Erleichterung ſeiner Kunſtſtücke, weil ſie auf der Naſe deſto feſter ſtand, und auch durch die vermehrte Höhe das Aequilibrium leichter zu erhalten war. Gleichen Vortheil hatte er von den halb mit Waſſer gefüllten und über einander geſetzten Gläſern auf dem Stocke, welches zu bemerken war, wenn er mit einer einzelnen Tabaks-Pfeife, oder auch bloßem Stocke,

viel

viel behutſamer verfahren můßte. Ein gelehrter Freund in Marienburg hatte wegen der Kůnſte dieſes Mannes artige poetiſche Gedanken, und nannte ihn den Naſeweiſeſten auf Erden. Dieſer Mann machte auch faſt alle Stůcke dem vermeinten ſtarken Manne, oder After-Simſon, nach, die er auf gleiche Art verrichtete. Er zeigte noch ein anderes Kunſtſtůck mit 2 zinnernen Schůſſeln, welche er auf einem Tiſche zugleich verkehrt am Rande herum drehete, und wenn ſie zu tief niederſinken wollten, ſie durch Drůcken der Finger der einen Hand in ihrem Laufe wechſelsweiſe wieder in die Hŏhe brachte, und ſolches oft hinter einander practicirte. Hierbey iſt dieſer Vortheil, daß er durch ŏftere Uebung den Ort der rollenden Schůſſel allemahl am ſtårkſten drůckte, welcher nahe vor dem Theile iſt, womit ſie am meiſten aufliegt.

Er hatte auch einen Knaben bey ſich, von ungefåhr 14 Jahren alt, der ungemein gelenkige Glieder hatte. Derſelbe ſtand z. E. auf dem einen Fuße, und den andern hielt er mit jenem in linea perpendiculari am Haupte neben der Naſe gerade über ſich in die Hŏhe. Er konnte auch, wenn er auf Einem Fuße ſtand, mit dem andern ſich rückwårts von hinten bis an den Kopf reichen. Ferner konnte er Hånde, Füße und Kopf von hinten zu rückwårts ſo enge zuſammen bringen, daß er damit auf einem umgekehrten ordinairen Wein-Glaſe alſo eine Zeitlang frey ruhete, und was dergleichen behende Exercitia mehr waren. Bey welchen allen ich ſonderlich bewundert habe: 1. daß bey ſo ungemeiner Beugung der Gelenke die Sehnen, womit die Knochen genau an einander verfeſtigt ſind, ſo ſehr relaxiret und ausgedehnet werden kŏnnen; 2. daß bey ſo ŏfterer ſehr merklicher Ausdehnung ſich niemahls eine wirkliche Verrenkung (Luxatio), oder doch wenigſtens eine unvollkommene Ausweichung (Subluxatio) der Knochen aus ihrem Lager ereignet; und denn 3. daß dieſer Knabe allemahl gleich nach verrichteter Lection, und der dabey vorgegangenen ſo heftigen Ausdehnung der Sehnen, augenblicklich ohne die geringſte Hinderung gehen, und ſeine Gelenke ſo hurtig und ſteif, wie ein anderer Menſch, gebrauchen konnte.

Auch war eine ziemlich corpulente Weibsperſon bey dieſer Bande, welche mit 4 bloßen Degen in der Hand, (die ſie von den Zuſchauern entlehnte,) ſich bey einer halben

Viertel-Stunde lang in möglichſter Geſchwindigkeit unaufhörlich auf einer Stelle herum drehete, und während der Zeit, bey zugeſchloſſenen Augen, die Degen bald an die Stirn, bald an die Augen, Backen und Bruſt ſetzte, ohne daß ſie vom Schwindel über den Haufen gefallen wäre."

Da ſich der izt erwähnte Exercitien-Meiſter in der Balance, im März 1724 auch in Breslau einfand und ſeine Exercitia publice machte, ſo wurde im 27 Verſ. der bresl. Sammل. v. März 1722, S. 298, f. Folgendes davon gemeldet:

„Er hieß N. Dreißigacker, gebürtig aus Oeſtreich, und agirte in unſerm Ball-Hauſe des Abends bey Lichte, und zwar nach denen Stücken, als in den bresl. Samml. v. Sept. 1722 gemeldet worden, jedoch, wie er ſagte, anizt in mehrerer Perfection, als in Danzig. Es wird nicht nöthig ſeyn, die Exercitia alle allhier abermahl weitläuftig zu repetiren, z. E. mit einer ordentlichen thönernen langen Tabaks-Pfeife, in deren Kopf er noch 4 andere ganz kurze ſteckte, worauf er die Extremitæt des Röhrchens perpendiculariter auf die Naſe, auf die Stirn, und auf den Rand des Hutes (der ganz ordentlich beſchaffen war), ſetzte, und alſo mit rückwärts gebogenem Kopfe, und die Augen beſtändig auf den Pfeifen-ſchwangern Tabaks-Kopf richtend, vor- und rückwärts langſam auf Bretern einhergieng, ohne daß die Pfeifen ſich auf einige Seite wenden oder zum Fallen incliniren ſollen, ſondern vielmehr ganz ferm, gleich als wären ſie angenagelt, oder von jemand gehalten, in die Höhe ſtanden. It. mit einem entblößten Degen eines Zuſchauers, den er mit der Spitze auf das Kinn ſetzte, und gleichfalls, wie vorher, mit dem Degen alſo aufrecht ſtehend ambulirte und balancirte. It. mit einer Stange, die oben eine Patellam oder Teller hatte, worauf ein Bier-Glas ſtand, und die er eben, wie den Degen und die Pfeife, auf die Stirn ſetzte, und auf obige Weiſe balancirte. It. mit einer Pyramide, d. i. mit einer Stange, mit oben quer über und über einander ſtehenden, immer eingezogenen 12 Armen, cum patella ſuprema, auf deren jedem ein Wein-Glas voll Liqueurs ſtand, ſo er auf gleiche Weiſe herum trug. It. mit der ordentlichen gemeinen groben Seiltänzer-Leiter, worauf ſie aufs Seil zu ſteigen pflegten, und die über 4 Ellen lang war, woran zu oberſt ein Kind von 5 Jahren angebunden wurde, welches

ches ſammt der Leiter der Maitre gerade in die Höhe hob, und die Leiter mit dem einen Fuße, ohne jemands Beyhülfe, auf die Stirn ſetzte, und hiermit alſo vor- und hinterwärts ambulirte; welches fürchterlich anzuſehen war. Er machte alle dieſe Exercitia ohne den geringſten Fehler, und war die Fertigkeit in der Balance zu admiriren, abſonderlich darin, daß er z. E. die lange Pfeife mit den eingeſteckten 4 kleinern, alsbald, ohne vieles Probiren oder Einrichten, in völliger Balance auf Naſe und Stirn, beſonders aber auf den Rand des Hutes ſetzte, und ſolche ſo unbeweglich hielt und ambulirte, da doch die Pfeife ordentlich von Thon, lang und dünn, der Hut auch ordentlich, und an der Stirn kein Kunſtgriff oder anderer Fucus wahrzunehmen war. Er hielt die Augen beſtändig auf den Kopf der Pfeife, der Leiter, des Degen-Gefäßes ꝛc. und wandte ſich mit der Pyramide auch rund herum; ja es ſchien, als wenn er durch eine beſondere Bewegung oder ſubtile Schiebung mit der Stirn den Pyramiden-Stab ſitualiter in die Runde drehete, ſo daß der Stock ſich auf der Stirn ex ſitu ſuo herum trieb, ob er ſchon nicht völlig herum kam, und doch der Maitre ſeinen Körper ſo weit nicht umwandte; wobey aber das Ambuliren ein Subſidium dieſer Balance zu ſeyn ſchien.

Seine Frau tanzte hiernächſt auf dem Seile ſehr nett, und zwar eine Menuet, drehete ſich auf dem Seile herum, ſprang rückwärts, tanzte ohne Stange, bloß mit den Händen, ſtand ſtille, und zog die Arme indifferent ein, und verrichtete mit den Händen am Geſichte oder Leibe, was ihr etwan zu thun nöthig ſchien. Beſonders tanzte ſie mit 2 Fahnen ſehr nett, und machte ſo viel Exercitia damit auf dem Seile, als auch an einem Maitre auf bloßer Erde zu ſehen wäre angenehm geweſen; wenn ſich gleich die Fahne verwirrete, ſo wickelte ſie ſolche mit der einen Hand ohnbeſchadet der Balance aus. Sie hatte ein kleines ſaugendes Kind, von etwa 10 bis 14 Wochen; und ſoll ſie kurz vor ihrer Niederkunft noch auf dem Seile getanzt haben; it. als ſie nur 4 Wochen erſt im Kindbette gelegen. Sie gieng auch auf dem ſchlappen oder Schwenk-Seil einher. Das kleine Mägdchen (ſo ſie von einer ihrer Befreundten ſoll gehabt haben,) von 4 bis 5 Jahren, tanzte oder gieng auch auf dem Seil, aber nur als eine angehende, ſehr ſchwache, zarte und ſehr kleine Anfängerinn; da-

her die Balance-Stange von 2 Perſonen auf beyden Seiten mit einer Gabel unterhalten wurde, daß ſie nicht wanken konnte, und alſo das Kind nur die Füße mußte ſetzen lernen. Der andere Kerl machte nicht viel ſonderliches auf dem Tanz-Seil, doch im Schwank-Seil ließ er ſich anſehen, doch nicht mehr als gewöhnlich. Hans Wurſt, als Maitre, machte die gewöhnlichen Imitamenta und Poſſen auf dem Tanz- und Schwenk-Seil; und blieb hierbey der Balancier und die Frau vornehmlich ſehenswürdig.“

Das Balanciren kommt mehrentheils nur auf Uebung an. Der Mann, Fig. 4203, balancirt auf der Stirn eine ſo ſtehende Pyramide, die mit vollen Gläſern und brennenden Lichtern beſetzt iſt, ohne etwas zu verſchütten. Der Knabe, Fig. 4204, balancirt ein Glas Wein. Er kann, Fig. 4205, ſich mit demſelben auf die Erde legen, und durch einen Reif kriechen.

Bey dem Balanciren iſt, auſſer der Stärke nur dies nöthig, daß diejenige Fläche allenthalben unterſtützt ſey, durch welche der balancirte Körper ſonſt entweder gerade, oder etwas ſchief herunter ſinken würde. So, mit herunter hangendem Haupte, Fig. 4206, kann ein Knabe mit den Füßen auf zwey Bretern ſtehen; auch ſich, Fig, 4207, die Stellung geben, daß er mit den Augenliedern zwey Stecknadeln ausziehe, und, ohne ſich anzuhalten, wieder in die Höhe komme. Der Balancirer, Fig. 4208, hält zwiſchen den Zähnen eine Münze, welche die Spitze eines Degens ſtützt, an deſſen Gefäße ſich ein Knabe in der gezeigten Stellung hält. Der Mann, Fig. 4209, hält einen andern auf ſeinen Schultern, auf deſſen Kopf und Hände ein Knabe ruhet, der die Füße in die Höhe richtet. So, wie Fig. 4210, können zwey Knaben ſich umfaſſen, alsdann durch Schwingung in die Stellung, Fig. 4211, endlich in die Stellung, Fig. 4212, kommen, worin derjenige oben iſt, der anfangs unten war; und ſo können ſie dieſes, wiewohl eben nicht

nach-

nachahmungswürdige, Spiel fortſetzen. Wenn der Jüngling, Fig. 4213, von der Höhe auf einen elaſtiſchen Fußboden herunter ſpringt, ſo kann er mit der empfangenen Schnellkraft eine ſolche willkürliche Bewegung verbinden, daß er nach und nach in die Lagen a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, bis wieder in a komme. Dieſer, Fig. 4214, kann, auf einem ſchlaffen Eiſen-Drahte mit einem Fuß ſtehend, die Trommel ſchlagen; und Fig. 4215, die Füße in die Höhe und den Kopf auf dem ſchlaffen Drahte, die Trompete blaſen; ingleichem in der Stellung, Fig. 4216, das mit den Händen nicht gehaltene Waldhorn, wobey er zugleich die Geige ſpielt; auch, Fig. 4217, auf dem ſtraffen Seile einen Knaben in der Schieb-Karre ſchieben, u. ſ. w.

Haltung des Gleichgewichtes, oder Balanciren, nebſt einigen damit verbundenen Uebungen, nach Hrn. Gutsmuths (*) Fig. 4218. „Das Tanzen auf ſtraffem Seile iſt ſchon in den Zeiten der Griechen, wo es allgemein bekannt war, zu den bettelnden Künſten herabgeſunken. Wir ſehen es, ob es gleich unſer Erſtaunen erregt, mit Verachtung an, indem wir die Sittlichkeit dieſer Kunſt nach dem ſittlichen Charakter der Tanzenden beurtheilen. Mit welchem Rechte, kann nicht zweifelhaft ſeyn. Eine Kunſt, welche die Gewandtheit des menſchlichen Körpers ſo ſehr ins Licht ſetzt, daß ſie uns zum Bewundern hinreißt, verdiente mehr Schätzung. Wir dürfen ſie nicht ganz zur körperlichen Erziehung hinüber ziehen, weil ihre Erlernung zu viel Zeit erfordert; aber nachahmen können wir ſie laſſen, um der dadurch erreichbaren, ungemeinen Gewandtheit des Körpers einiger Maßen nachzueifern.

(*) In ſeiner Gymnaſtik für die Jugend, S. 403, ſqq.

„Wir mögen unſern eigenen Körper im Gleichgewichte zu erhalten ſuchen, oder irgend einen fremden Körper, der ſtets den Umſturz drohet, vermöge unſerer Hand balanciren, ſo wird dazu immer ſchnelle, wohlberechnete Bewegung und Biegung, geſchickte Haltung und Schnelligkeit des Körpers erfordert; die Dreiſtigkeit, die Gegenwart des Geiſtes, das Augen-Maß werden geübt, und der Körper erhält nach und nach die Fertigkeit, durch einen geſchickten Sprung dem Fallen zu entgehen. Dies wären einige ſehr beträchtliche Vortheile, welche dieſen Uebungen beſonders eigen ſind. Nicht weniger leiſten ſie aber zur Erreichung des allgemeinern Zweckes, warum Gymnaſtik ſo ſehr empfohlen zu werden verdient, zur Stärkung der körperlichen Geſundheit und Kraft, zur Belebung der Thätigkeit, u. ſ. w. Jedoch zur Sache.

„A. Das Balanciren unſers eigenen Körpers.

„1 Das Stehen auf einem Beine. — Ich nehme dieſe Uebung voran, weil ſie als Elementar-Uebung gleichſam den Eingang zu den folgenden macht. Sie iſt leicht, und alle Beſchädigung iſt dabey unmöglich. — Der Gymnaſt läßt ſeine Zöglinge Fronte machen, jeder ſteht einen ſehr ſtarken Schritt vom andern entfernt. Nach Commando heben alle entweder das rechte oder linke Bein auf, und bleiben ſo um die Wette ſtehen. Dies ſcheint ſehr unintereſſant; ich kann aber verſichern, daß die dabey ſehr nöthige Geduld und Ausdauer ein Schauſpiel gewährt, welches dem Beobachter nicht gleichgültig ſeyn kann; man ſieht Knaben zu halben Stunden ſo ſtehen. — Zwey bis drey erhalten endlich den Sieg. Man ſtelle ſich lange auf ein Bein, und bemerke die Anſtrengung aller Muskeln desſelben, ſo wie des Schenkels, ſo wird man ſich auch von dem phyſiſchen Nutzen dieſer Uebung überzeugen. Daß die Beine in der Folge der

Ueb-

Uebung gewechſelt werden müſſen, ergiebt ſich von ſelbſt. — Jezt hebt der Gymnaſt an, die Sache mannigfaltiger zu machen. Er ſtellt ſich vor die Fronte, und macht es vor, was die Knaben thun ſollen, oder commandirt es durch Worte. Ich brauche das, was geſchieht, nur kurz anzudeuten; denn jeder wird es ſogleich verſtehen. Sie ſtehen auf dem linken Beine, und verrichten dann Folgendes: Sie halten das rechte Bein im Knie gebogen, an die linke Wade, ſtreckten es bald vorn, bald hinten, bald rechts, bald links, ſo viel als möglich, aus; ſie legen es aufs linke Knie, hinten ins Knie-Gelenk. Sie faſſen mit der rechten Hand den Abſatz des Schuhes, und halten ſo den rechten Fuß; ſie thun daſſelbe mit der linken Hand, und beydes bald von vorn, bald von hinten; ſie ergreifen eben ſo, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die rechte Fuß-Spitze, bald von hinten, bald von vorn. Sie leſen alle einige Zeilen, jeder aus einem Buche, welches er aufs Knie legt; ſie ſchreiben auf eben die Art. — Bey allen denjenigen Abänderungen, wobey die Hände nicht mit Zug-Reifen beſchäftigt ſind, werden ſie, bald rückwärts in die Seiten geſtützet, bald vorn über einander geſchlagen, bald auf den Kopf gelegt, u. ſ. w. — Oft hohlt der Gymnaſt einen ziemlich ſchweren Stein oder einen Beutel mit Sande; er giebt ihn dem Flügelmann, und dieſer reicht ihn weiter; ſo geht es durch die ganze Fronte von Nachbar zu Nachbar. Da er, theils durch ſeine Schwere, theils durch das ausgeſtreckte ſeitwärts Reichen, ſtarken Einfluß auf das Gleichgewicht der Perſonen erhält, ſo erſchwert er das Balanciren. Oft wird der Beutel nicht zugereicht, ſondern zum Auffangen von Nachbar zu Nachbar geworfen. Dieſe Uebung iſt noch ſchwieriger, und man ſieht gemeiniglich bald dieſen, bald jenen das Gleichgewicht verlieren.

„Oft

„Oft läßt der Gymnaſt die Zöglinge in dieſer Stellung die Ober-Kleidung ablegen, und wieder anziehen, u. ſ. w. Dieſe Uebungen können von Jedem noch mit andern vermehrt werden. Vorzüglich ſchön ſind aber noch folgende. Die Zöglinge ergreifen die rechte Fuß-Spitze, und küſſen ſie bald von vorn, bald von hinten. Es muß möglich ſeyn, nach und nach auch ohne Anlegung der Hände daſſelbe zu thun, dazu gehört aber ſehr frühe Uebung. Ferner: die Zöglinge ſtrecken nach Commando das rechte Bein gerade vor ſich aus, und ſetzen ſich, ohne Aufſtützung der Hände, welche ebenfalls nach vorn hin ausgeſtreckt werden, an den Boden ganz langſam nieder, ohne mit dem rechten Fuße die Erde zu berühren, und zum Beſchluß ſtehen ſie eben ſo wieder auf, ohne von ihrer Stelle zu weichen. — Hr. Villaume wünſcht, in ſeiner Abhandlung über die Bildung des Körpers (*), daß man den Kindern nie erlauben möchte, die Stiefeln im Sitzen, oder unter Haltung an einem Gegenſtande, auszuziehen. Ich ſtimme ihm nicht nur völlig bey, ſondern glaube auch, daß kein einziges Kleidungsſtück, im Sitzen oder Aufſtützen, angelegt werden ſollte. Die körperliche Gelenkigkeit gewinnt dadurch überaus.

„Von den ſo eben beſchriebenen Uebungen finde ich bey den Alten faſt nichts; aber etwas Aehnliches, nähmlich das πιτυλιζειν der Griechen, beſchreibt Galen (**). Man trat auf die äuſſerſten Fuß-Spitzen, ſtreckte die Hände und Arme über dem Kopfe weit hinaus, und bewegte ſie, um das Gleichgewicht zu erhalten, bald nach vorn, bald nach

(*) Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſen, Th. 8, S. 442.

(**) *De tuend. ſanit.* L. 2, c. 10. Eſt autem πιτυλιζειν ſi quis ſummis pedibus ingrediens, tenſas in ſublime manus, hanc antrorſum, illam retrorſum, celerrime moueat etc.

nach hinten. Um nicht umzufallen, geſchah dieſe Uebung immer nahe an einer Wand, an welcher man ſich allenfalls anhielt. — Ehe mir dieſe Stelle im Galen vorkam, ſahe ich dieſelbe Uebung von einem hieſigen Zöglinge, als ein Stückchen ſeiner eigenen Erfindung, machen. Er ſtellte ſich auf die äuſſerſten Fuß = Spitzen, nicht bloß auf die Zehen, ſondern auf die Spitzen der Zehen, ſo daß die Fuß = Sohle perpendikular ſtand, und gieng ſo, unter Bewegung der Hände, vorwärts.

„2. Das Balanciren auf der Kante eines Brettes. In der Folge führt der Gymnaſt ſeine Zöglinge zu einem 10 bis 12 Fuß langen Brette, das auf der hohen Kante am Boden befeſtigt iſt. Die obere Kante, auf welcher gegangen werden ſoll, iſt nur einen kleinen Fuß hoch vom Boden entfernt; niemand kann folglich durch Fallen beſchädigt werden. Hier verſuchen es die jungen Gymnaſtiker um die Wette, ſich, auf Einem Fuße ſtehend, im Gleichgewichte zu erhalten. Die Sache iſt mit Gelächter verbunden, und gewährt daher Vergnügen. Daſſelbe Brett wird auch gebraucht, um darüber hin und her zu gehen, wie der Seil = Tänzer über ſein Seil.

Regel: die Füße müſſen beym Gehen ſtark auswärts geſetzt werden.

„3. Das Balkengehen. — Vorrichtung. — Eine ganz unentbehrliche Maſchine unſers gymnaſtiſchen Platzes iſt in Fig. 4219 vorgeſtellt. Die Haupt = Sache davon iſt ein horizontal liegender, ganz runder Fichten = Stamm a b, von etwa 64 Fuß Länge. In dem, ſtark im Boden befeſtigten Pfeiler, c, iſt ſein dickes, als Zapfen zugehauenes, Ende befeſtigt, ſo daß, vermöge der durchgebohrten Löcher, 1, 2, 3, und eines dadurch gehenden hölzernen Bolzens (Nagels), es höher und niedriger geſtellt werden kann. Das Geſtell d unterſtützt ſeine Mitte, und auch hier kann der Balken, ſo wie in dem Pfeiler c, höher und niedriger geſtellt werden. Aber die Hälfte x bis b bleibt ſchwan=

ſchwankend. Von a bis x ſind 28 Fuß. Seine oberſte Fläche liegt gewöhnlich etwa 3 Fuß vom Boden. Alles übrige lehrt die Zeichnung auf den erſten Anblick. Der Boden umher iſt am beſten Sand oder Raſen-Grund.

„Die Uebungen ſind mannigfaltig. Ich werde von den leichtern zu den ſchwerern fortgehen.

a. Die erſten Anfänger, Kinder von 6 bis 7 Jahren werden, von dem Gymnaſten an der Hand geleitet, über den noch niedrig liegenden Balken hingeführt. Die Füße müſſen dabey ſtark auswäres geſetzt werden, und man ſieht auf einen guten geraden Anſtand des Körpers. Die Kleinen gewöhnen ſich bald an dieſen ſchmahlen und am Ende ſchwankenden Weg; ſie faſſen nach und nach mehr Muth, und lernen Haltung des Gleichgewichtes. Um ſie im geſchickten Herabſpringen zu üben, läßt ſie der Führer anfangs verabredet herab ſpringen, nach und nach giebt er ihnen mit der Hand unvermuthet einen gelinden Zug, ſo daß ſie genöthigt werden, ganz unverhofft, herunter zu ſpringen. Alles dieſes geſchieht, wie geſagt, unter der leitenden Hand des Führers. Er wird dieſe Leitung nach und nach vermindern; wenn er anfangs den ganzen Arm des Gehenden feſtfaßte, ſo wird er ihn endlich nur noch an einer Finger-Spitze fortführen, und zulezt nur noch die Hand dem Gehenden bloß vorhalten. So lernt der Anfänger endlich

b. allein gehen; doch wird ihm der Gymnaſt immer noch zur Seite bleiben, ſeine Körper-Haltung und die Setzung ſeiner Füße, worauf alles ankommt, beobachten, und im nöthigen Falle ihm helfen.

c. Hat er endlich eine vollkommene Fertigkeit erlangt, nicht bloß muthig und voll Anſtand über den Balken weg zu gehen, ſondern auch mit völliger Sicherheit, in jeder Lage bey verlornem Gleichgewichte herabzuſpringen, ohne zu fallen, ſo erſchwert ihm

d. der

d. der Gymnaſt das Gehen, indem er ihm Hinderniſſe, z. B. Steine, auf den Balken legt, oder ihm eine Ruthe vor die Füße hält, über die er ſchreiten muß, oder endlich, indem er bey b den Balken in eine ſchwankendere Bewegung ſetzt, als er von ſelbſt erhalten würde.

e. Bis jezt wurde immer nur noch von a, bis zur Spitze b, gegangen und dort herabgeſprungen. Nach und nach hält man den Gehenden an, ſich auf der Spitze umzudrehen, und nach a zurück zu balanciren. Es verſteht ſich, daß man ihn vorher mehrmahls auf den dickern Stellen des Balkens hat umdrehen laſſen.

f. Das Gehen iſt nun bis zur vollkommenen Sicherheit gelernt, es koſtet keine Schwierigkeit mehr; aber der Gymnaſt ſorgt für eine neue: er läßt rückwärts gehen, ich meine, das Geſicht nach a wenden, indem nach b gegangen wird.

„Hat man dies erlangt, ſo kann man ſich begnügen. Vielen möchte es nicht nöthig ſcheinen, ihren Kindern eine größere Fertigkeit im Gehen auf ſchmahlen Flächen beyzubringen. Ich aber wünſchte, daß man noch weiter gienge, und ſchlage daher noch Folgendes vor. Es wird bey manchen zwar Lachen erregen, allein dies wird mich nicht abhalten, das zu ſagen, was ich, meiner Einſicht nach, für gut und zweckmäßig halte. Das Seilgehen halte ich, unter gehörigen Abänderungen, für unendlich weit ſicherer und ſchöner, als das Gehen auf dem Balken. Wenn daher Hr. Villaume (*) die Frage aufwirft: wäre es nicht gut, auf dem ſchlaffen und geſpannten Seile gehen zu lernen? ſo antworte ich, in Rückſicht auf das geſpannte Seil, ſehr gern Ja!

„Das Gehen auf einem Seile, ſo wie es gewöhnlich von Künſtlern getrieben wird, erfordert aber zu viel

(*) Am angef. Orte, S. 441.

viel Zeit und iſt halsbrechend; können wir beyde Hindernisſe wegräumen, ſo ſehe ich nicht ab, warum man junge Leute an einer nützlichen Sache hindern wollte, die ſie ſo gern für ſich nachmachen, weil ſie ihnen Vergnügen verurſacht.

„Die Stelle ſey dieſer Sand-Boden; das Seil nicht wie gewöhnlich, ſondern ſtatt ſeiner ſpanne man einen handbreiten, ſtarken Gurt aus, und zwar nur 2 bis 2½ Schuh vom Boden. Unter dieſen Bedingungen ziehe ich das Seilgehen dem Balkengehen durchaus und in jeder Rückſicht, ſowohl auf die dadurch zu erlangende Geſchicklichkeit, als auf Vermeidung der Gefahr, bey weitem vor, ob ich gleich dieſe Uebung nie ſelbſt veranſtaltet habe. Durch die geringe Höhe weicht man der Gefahr des ſtarken Falles vollkommen aus, und durch die Breite des Seiles wird die Uebung in Rückſicht auf Zeit hinreichend abgekürzt. Ein ſo breites Seil ließe ſich am beſten aus 3 bis 4 daumensdicken Seilen, die der Seiler gurtenmäßig mit dünnen Schnüren zuſammen verbände, verfertigen. Die ganze übrige Maſchinerie beym Aufſpannen, ſo wie die Uebungen ſelbſt, die ſich darauf vornehmen laſſen, ſind bekannt. — — Ich komme wieder zum Balken zurück.

„Vorſichts-Regeln: 1) Es iſt ſchlechterdings nöthig, beym Gehen auf demſelben, die Füße auswärts zu ſetzen. 2) Schuhe mit hohen Abſätzen ſind hier, ſo wie bey vielen andern Uebungen, nicht bequem. Am beſten ſind Schuhe ganz ohne Abſätze (Eſcarpins), weil ſie nie zum Fallen Anlaß geben. Bey ſehr trocknem Wetter ſind die Fuß-Sohlen und die Oberfläche des Balkens zu glatt, dann gebrauche man Kreide. —

„4. Um die richtigere Haltung und Gelenkigkeit des Körpers, den Muth und das Geſchick im Herabſpringen und Fallen, Fertigkeiten und Eigenſchaften, die ſchon durch das bloße Gehen auf dem Balken im

an-

anſehnlichen Grade geübt wurden, noch mehr zu erweitern und zu vervollkommnen, ſind noch andere Uebungen auf dem Balken zu empfehlen übrig, die zu dem ſchönſten Theile der Gymnaſtik gehören. Dahin gehört:

a. Das Hinaufſchwingen auf den Balken. Es iſt ziemlich leicht, ſich auf irgend einen Gegenſtand, der uns ſelbſt bis an die Bruſthöhle reicht, z. E. auf einen Tiſch, oder auf den vorhinbeſchriebenen Balken, zu ſchwingen, wenn man einen Vorſprung (ſ. weiter unten, wo vom Springen gehandelt wird,) nimmt, in demſelben Augenblicke beyde Hände darauf ſtützt, und ſo den untern Theil des Körpers hinauf ſchnellt. Auf eben die Art läßt ſich mit Leichtigkeit über Tiſche und andere Gegenſtände wegſetzen. Wir wenden dieſes auf den Balken an. — Anfangs hob man die Kleinen darauf, ſie lernten auch wohl ſelbſt darauf klettern, ſo gut ſie konnten, dieſes wird fernerhin nicht mehr erlaubt, ſondern man läßt ſie auf obige Art ordentlich hinauf voltigieren. Hier muß erſt jeder einzeln geübt, und dabey von dem Gymnaſten vor dem Fallen geſchützt werden; dann geht die Sache, ſo wie auch bey den nächſtfolgenden Uebungen, genau nach Commando, und ſie gewährt dann nicht nur einen wirklich allerliebſten Anblick, ſondern erweckt zugleich die pünctlichſte Activität. Eben deshalb iſt ſie ſehr zu empfehlen. Ich will ſo genau und deutlich beſchreiben als möglich. Auf die Worte des Gymnaſten: Stellt Euch! Richtet Euch! formiren etwa 6 bis 7 auf der linken Seite des Balkens, d. i. auf der Zeichnung, Fig. 4204, jenſeit deſſelben, von a bis etwas über x hinaus, eine Fronte einen Schritt vom Balken abwärts. Der Gymnaſt ſelbſt ſteht auf dieſer Seite ihnen im Geſichte. Er commandirt weiter: Sitzt auf! Dieſes ſind bloße Worte, um Achtſamkeit zu erregen. — Mit dem Aufheben ſeiner Hand heben

alle den rechten Arm auf; er winkt niederwärts, und alle ſchlagen in eben dem Augenblicke, indem ſie einen kleinen Vorſprung vorwärts bis zum Balken thun, mit den Händen darauf, und ſchwingen vermittelſt dieſer Stützen das rechte Bein ſo hinüber, daß ſie ihn wie ein Pferd unter ſich haben. Der Gymnaſt ſieht überhaupt darauf, daß ſie bey dieſen Bewegungen die richtige Stellung eines Reiters beobachten. Zur Abwechſelung wird dieſe Uebung oft mit mehr Heftigkeit gemacht. Die Zöglinge ſtellen ſich dann 6 bis 8 Schritt vom Balken ab, nehmen von hier einen ſtarken Anlauf, einen noch heftigern Vorſprung, und ſchwingen den untern Körper weit höher über den Balken aufwärts, als vorhin. Je genauer dieſes alles nach dem Tacte geſchieht, um ſo ſchöner iſt der Anblick. Will er dieſes Manoeuvre mehrmahls wiederhohlen laſſen, ſo muß auch zum Abſitzen commandirt werden. Sein Commando-Wort: Ab! erregt bloß Aufmerkſamkeit. Er winkt mit der Hand aufwärts, und jeder hebt beyde Hände auf; er winkt nieder, alle ſchlagen mit ihren Händen vor ihren Plätzen auf den Balken nieder, heben ſich vermittelſt derſelben von ihren Sitzen ſchnell auf, ſchwingen das rechte Bein wieder herüber, und ſpringen ſo in ihren erſten Standpunct vor dem Balken zurück. — Bey dieſen beyden Uebungen darf der Balken weder von den Beinen noch Knien, noch weniger von dem Leibe des Zöglings berührt werden.

b) Das Heben mit den Händen. Wir kehren hier zu dem Zeitpuncte zurück, wo die Knaben in regelmäßiger Stellung wie Reiter auf dem Balken ſitzen. Sie ſollen jezt vermittelſt der Hände den ganzen Körper heben, und zwar genau nach Commando. Die Worte: Hebt Euch! erregen Aufmerkſamkeit. Ihr Führer winkt mit der Hand auf, und Alle ſtrecken raſch beyde Arme über den Kopf hinaus; er winkt nie-

nieder, und Alle ſtützen die Hände vor ſich auf den Balken nieder, und heben ſich, ſo hoch ſie können, von ihren Sitzen auf. Da ſchwebt die ganze Geſellſchaft. Oft geſchieht dieſe Uebung um die Wette; wer ſie am längſten aushält, iſt Sieger. Hier erblickt der Erzieher wieder die Merkmahle männlicher Anſtrengung und Ausdauer. Bald fängt einer der Stärkſten an, vermittelſt der Hände auf den Balken fortzugehen, und ein jeder ahmt dieſes Manoeuvre nach.

„Die Geſellſchaft bleibt hierbey nicht ſtehen; denn der Gymnaſt giebt ihr zu erkennen, es ſey ſehr gut möglich, ſich ſo hoch zu heben, daß die beyden Füße dicht hinter die Hände geſtellt werden können. Man verſucht es, es erfordert Stärke der Arme und Schultern, der Bruſt- und Rücken-Muskeln, es gelingt nach langem Ueben, und ſo entſteht

c) das Aufſtehen auf dem Balken. Hierzu gehört viel Gelenkigkeit und Haltung des Gleichgewichtes. Haben mehrere dieſe Fertigkeit erlangt, ſo geſchieht die Sache nach Commando pünctlich und ſchnell. Hier ſind die dazu nöthigen Befehle. Alle ſitzen noch reitend. Der Gymnaſt commandirt: Auf! um Achtſamkeit zu erregen; er winkt mit der Hand auf, und Alle heben beyde Hände raſch, wie vorhin; er winkt nieder, und Alle ſchlagen die Hände vor ſich nieder, ſtützen ſich, geben den Beinen, überhaupt dem ganzen Körper unterhalb den Schultern, einen Schwung aufwärts, ſo daß die Füße, in der erſten Poſition dicht an den Händen auf den Balken zu ſtehen kommen. In demſelben Augenblicke wird der ganze Körper aufgerichtet, und ſo ſtehen Alle durch Einen Wink auf dem Balken aufrecht. — Genau hiermit verbunden iſt das Niederſetzen auf dem Balken. Nach den Commando-Worten: Setzt Euch! werden die Hände, wie vorhin, auf Einen Wink gehoben, dann auf den Balken geſtützt, die Laſt des vor-

wärts niedergebogenen Körpers darauf gelegt und auf dem Balken ſanft niedergeſenkt. Ich ſage mit allem Fleiße es müſſe ſanft geſchehen, um alles Anſtoßen zu verhindern. Wer nicht im Stande iſt, den Körper, auf beyde Hände geſtützt, im Gleichgewichte ſchwebend zu erhalten, der wird plötzlich niederfahren, um die Haltung des Gleichgewichtes zu vermeiden; folglich muß das Stützen und Gehen mit den Händen erſt fleißig geübt und zu einer beſondern gymnaſtiſchen Uebung gemacht werden.

„Der Gymnaſt ſinnt immer, wie ich ſchon oft geſagt habe, auf kleine Abänderungen, um die Fertigkeit ſeiner jungen Geſellſchafter auf neuen Seiten auszubilden. Er erklärt eines Tages, das Aufſtehen auf dem Balken, mit Hülfleiſtung der Hände, ſo wie es ſo eben angegeben iſt, ſey gar keine Kunſt; er halte es für möglich, die Hände über den Kopf zu falten und dennoch aufzuſtehen. Aller Aufmerkſamkeit iſt geſpannt. Sie fangen an zu verſuchen, und ehe man ſichs verſieht, iſt Folgendes ausgefunden. Die Perſon ſetzt ſich reitend, zieht beyde Knie oben auf dem Balken feſt zuſammen, giebt dem vorwärts gebeugten Körper einen Schwung nach vorn hin, und richtet ſich ſo auf, daß ſie nun auf dem Balken kniet. Sie rückt hierauf das eine Knie völlig auf den Rücken des Balkens hin, hält ſich darauf im Gleichgewichte, indeß ſie den andern Fuß auf den Balken aufſetzt und darauf aufſteht. — Gut! ruft der Gymnaſt; aber ich weis noch eine kürzere, wiewohl für dieſen und jenen, der nicht gelenkig genug iſt, ſchwerere Art. Man ſetzt ſich reitend, zieht einen Fuß ſo viel als möglich, auf den Balken unter ſich, und ſteht auf demſelben auf. Es wird an der platten Erde verſucht, ſich auf Einem Fuße auf den Boden zum Sitzen niederzulaſſen und hierauf wieder aufzuſtehen. Es glückt. Man geht zum Balken und führt es auch hier aus.

d) Das

d) Das Hinaufſpringen. Dieſe kleinere Kunſt-Stücke ſind gelernt, man hat gewetteifert, einen gewiſſer Maßen angenehmen Gegenſtand, Kraft mit Leichtigkeit verbunden, in die Ausführung zu bringen, und es iſt gelungen. Man wünſcht nun mehr. Der Gymnaſt hat längſt auf etwas Neues gedacht. Er legt das Problem vor, in einem Nu ſich auf dem Balken zu ſtellen, ohne ihn vorher länger als einen Augenblick zu berühren, ohne erſt reitend darauf zu ſetzen. Man ſinnt, und zweifelt an der Möglichkeit, und ehe man ſichs verſieht, ſteht der Gymnaſt oben, und giebt eine practiſche Erklärung. Die Sache iſt nicht ſchwer, aber nur für die größten Schüler ausführbar, man müßte denn für die Kleinern den Balken allemahl niedriger machen. Man ſtellt ſich einige Schritte vor den Balken, nimmt mit einem Anlaufe einen kleinen Vorſprung, ſtützt ſich mit beyden Händen ſchnell auf die Oberfläche des Balkens, hebt ſich und ſetzt die Füße hinauf, ſo daß ſie zwiſchen die beyden Hände zu ſtehen kommen. Nur die Geübtern werden zur Uebung dieſer neuen Gymnaſtik zugelaſſen. Jeder wird einzeln vorgenommen, und indem er von jener Seite des Balkens den Sprung hinauf macht, ſtellt ſich der Gymnaſt auf dieſer vor ihm, durch Haltung an einem Arme, vor Schaden zu hüten. Können es mehrere mit vollkommener Sicherheit, ſo kann man ſie auf ähnliche Art, wie oben, hinauf commandiren. Leichter iſt dieſe ſehr hübſche Uebung zuerſt an einem Tiſche vorzunehmen.

e) Das Ausweichen. — Durch die bisherigen Uebungen wurden die Zöglinge bis zum Stehen auf dem Balken gebracht, ſie ſind dieſen ſchmahlen Stand-Punct ſchon längſt ſo gewohnt, daß ſie ſich durch Verſetzung der Füße, mit großer Leichtigkeit auf demſelben umdrehen; jezt aber kommt der Fall, daß zwey ſich begegnen, und um einander herumwollen, ohne

erſt herab zu ſpringen. — Wie ſollen ſie ſich ausweichen, wie um einander herumgehen, da kein Neben-Platz da iſt? Sie faſſen ſich beyde an den Armen feſt, ſetzen ihre rechten Füße quer auf den Balken in die fünfte Poſition dicht an einander, zählen 1, 2, 3, und walzen ſich links um einander herum, indem ſie mit den linken Füßen einen Schritt um den Rechten des Gegners thun. So ſind die Plätze gewechſelt; aber ſie müſſen die Schwere des Körpers genau gegen einander abwiegen, ſonſt ſind ſie gezwungen, herab zu ſpringen.

f) Die Abgewinnung des Gleichgewichtes. Zwey Perſonen treten auf die dickere Hälfte des Balkens, jede hat einen Voltigir-Stab in beyde Hände gefaßt, dieſen halten ſie kreuzweiſe aneinander, und drängen damit ſeitwärts, bis einer das Gleichgewicht verliert.

g) Das Umkehren im Sitzen, iſt nicht ſo ganz leicht, wenn keine Hand dabey an den Balken gebracht, und die Sache nicht langſam gemacht werden ſoll. Die Art, wie es geſchieht, ergiebt ſich von ſelbſt; ein Schenkel wird nähmlich nach dem andern übergehoben. Dieſe Uebung muß wieder nach Commando gemacht werden.

h) Das Ueberſpringen, iſt eine ſehr ſtark machende Uebung. Man ſtellt ſich einen Schritt vom Balken ab, nimmt einen kurzen Vorſprung, ſtützt ſich zu gleicher Zeit mit den Händen auf den Balken, hebt ſich, und ſchwingt die Beine über ihn weg, indem die Hände den feſten Punct gewähren, um welchen der Körper ſich drehet. Der Gymnaſt übt erſt jeden allein, er ſtellt ſich auf die entgegengeſetzte Seite des Balkens, und faßt den Ueberſpringenden beym Arme feſt, ſo lange, bis er endlich den Sprung völlig ſicher allein unternehmen kann. — Etwas ſchwieriger iſt folgende Art des Ueberſpringens; die Perſon ſtellt ſich neben

den

den Balken, ſo daß er ihr zur rechten Hand 1 bis 2 Schuh vom Leibe iſt; ſie nimmt längſt denſelben hin einen Anlauf von 2 bis 3 kleinen Schritten, dann einen Vorſprung, ſtützt in demſelben Augenblicke die rechte Hand auf den Rücken des Balkens, hebt ſich, und ſchwingt ſo, auf eine Hand gelehnt, die Beine und den ganzen Körper hinüber. Eben ſo läßt ſich von der linken Hand hinüber ſetzen. Uebrigens gilt bey dieſem Sprunge, was ich ſo eben bey jenem ſagte.

„5. **Das Wippen.** Eine 16 Schuh, hinlänglich ſtarke, Diele ruht in ihrer Mitte, 2 Schuh hoch vom Boden auf einer Unterlage. Auf jedes Ende ſtellt ſich einer der jungen Gymnaſtiker. Sie ſetzen ſich langſam in eine auf- und niederſchwankende Bewegung, und halten dabey das Gleichgewicht. Bald lernen beyde es in dem Grade, daß ſie ſich einen und mehrere Fuß hoch vom Brette abſchnellen, und immer richtig wieder auf ihren Standpunct aufſpringen. Die Füße müſſen dabey immer geſchloſſen, und der ganze Körper in einem guten Anſtande erhalten werden. Damit das Brett nicht von ſeiner regelmäßigen Bewegung rechts oder links abweiche, treffe man folgende Einrichtung des Geſtelles. Zwey ſtarke Pfähle werden in den Boden befeſtigt, vom Kopfe des einen bis zum andern läuft ein 20 Zoll langes darauf gefügtes Quer-Holz, dies macht die Unterlage. Die obige Diele hat in ihrer Mitte an jeder Seite (Kante) eine eiſerne Angel (hervorſtehende Spitze), juſt ſo wie der Balken einer Wage; dieſe Angeln laufen auf beyden Seiten in eiſernen Befeſtigungen, und wehren das hin und her Rutſchen des Brettes, welches auf dem Quer-Holze ruhet. Dieſe ſehr flinkmachende Uebung iſt bey den Frauenzimmern um Jeniſeisk weit und breit gewöhnlich. — Der Boden ſey Sand.

„6. **Die Oval-Schaukel.** — Bey dem Wippen iſt die Bewegung ganz geradelinig, daher ziemlich

 leicht

leicht abzuhalten; zuſammengeſetzter wird ſie bey dem Gebrauche der durch Abbildung, Fig. 4220, dargeſtellten Maſchine. A, B, C, iſt die Hälfte des Ovals, deſſen größter Durchmeſſer 10′ und deſſen kleinſter 7′ 10″ hat. A B, die Sehne des Bogens, iſt ein hinlänglich ſtarkes Quer=Holz über den Durchmeſſer des Ovals gezogen, 12′ lang. In ſeiner Mitte, bey x, iſt ein 3′ 5″ langer Fuß perpendicular eingezapft, auf welchen die Maſchine ſich lehnt, und ſo mit dem Boden einen Winkel von etwa 36 Grad macht, y, y, ſind Stand=Bretter, oder Fuß=Tritte, auf welche die beyden Schaukelnden ſtehen. Die Maſchine iſt von Dielen zuſammengeſetzt, ſo wie man etwa die Bogen verfertigt, welche der Maurer zum Bau der Gewölbe gebraucht. Die Stand=Bretter müſſen an beyden Seiten, bey z, z, mit ſtarken Leiſten verſehen ſeyn, gegen welche ſich der Fuß beym Sinken und Heben der Maſchine ſtemmt. Uebrigens kann man dieſe Maſchine auch kleiner machen laſſen. — Die beyden Perſonen ſtellen ſich auf die Fußtritte, und bringen ſich vermittelſt eines langen Stabes in Bewegung, womit jeder verſehen wechſelſeitig gegen den Boden niederdrückt, und ſo die Maſchine in Gang ſetzt. Daß die Bewegung eine Bogen=Linie ſey, läßt ſich leicht einſehen (*).

„7. Die Stelzen. — Der Nutzen des Stelzengehens iſt deutlich. Unbefangene Dreiſtigkeit, Gewandtheit des Körpers, ſich auf Füßen im Gleichgewichte zu erhalten, die ſich faſt nur in einem Puncte endigen, und Bewegung im Freyen. „In einigen „heißen Ländern,“ ſagt Frank: „läuft Alt und Jung „auf Stelzen über den brennenden Sand ſicher und oh„ne Empfindung her, ſetzt über Gräben und Bäche, „und

(*) Von andern Arten der Schaukel, ſ. im LXXI Th. S. 583, fgg.

„und gewöhnt ſo ſeinen Körper zu ſichern Schritten „und einem ſteten Weſen, aus deſſen Mangel der Un„erfahrne an hundert Orten ſtehen bleiben oder dahin „ſtürzen muß.“ — Dieſe Uebung iſt ohne alle Gefahr, und Knaben von 7 Jahren lernen ſie ſchon mit Fertigkeit. Die dazu gehörigen Inſtrumente ſind ſehr bekannt; eine Beſchreibung iſt daher unnöthig. Doch erinnere ich Folgendes: Man macht den obern Theil der Stelzen, vom Fußtritt nach oben hin, häufig ſo lang bis zur Achſel=Grube des Gehenden; ich halte es für beſſer, ihn bis über den Kopf hinaus gehen zu laſſen, damit der Stelzen=Läufer nie in Gefahr iſt, mit der Achſel=Grube darauf zu ſtoßen. Bey Anfängern iſt die Höhe des Fußtrittes etwa nur 1 Schuh, in der Folge kann man ſie vergrößern. — Das Anfaſſen der Stelzen geſchieht entweder auf die Art, wie der Soldat ſein Gewehr beym Fuß faßt, oder auch ſo, daß die Stelzen hinter dem Arme hinauf laufen, nur muß man dann fleißig auf gerade Haltung des Körpers dringen, welche gern dabey vernachläſſigt wird. Regeln laſſen ſich davon eben nicht geben, ausgenommen die einzige: man muß beym Gehen den Fußtritt feſt unter die Schuh=Sohle ziehen. Alles andre ergiebt ſich ſehr bald von ſelbſt.

„Junge Leute lieben Kunſtſtücke, und ſimple Uebungen ſind ihnen bald nicht mehr genug. Sie gehen bald mit Stelzen Trepp auf und nieder; dies ſcheint mir aber gefährlich. Ein beſſeres und gar nicht gefährliches Kunſtſtück iſt es, mitten im Gehen die eine Stelze, unter dem Fuße weg, wie ein Gewehr auf die Schulter zu nehmen, und auf einer einzigen herum zu hüpfen. Dies gewähret einen ziemlich ſonderbaren Anblick, und es iſt doch bald gelernt. Das gewöhnliche Gehen auf den Stelzen ſowohl, als das Hüpfen auf Einer, kann um die Wette nach Commando getrieben werden.

„8. Das

„8. Das Leitergehen, iſt mit der vorigen Uebung ſehr nahe verwandt; denn wer im Stande iſt, auf einer einzigen Stelze herum zu hüpfen, wird bald die erſte, zweyte, dritte und mehrere Sproſſen einer kurzen, leicht zu handhabenden und nirgends angelehnten Leiter beſteigen, ſich darauf im Gleichgewicht erhalten und darauf herum ſpazieren lernen. Der Verluſt des Gleichgewichtes iſt hierbey nur auf zwey Arten möglich: entweder, man ſinkt mit der Leiter zu weit vor-, oder zu weit rückwärts. Im erſten Falle muß der Ruhe-Punct der Leiter mehr vorwärts, im zweyten mehr rückwärts gedrückt werden; dies geſchieht entweder dadurch, daß man, mit der ſtark unter der Fuß-Sohle gezogenen Sproſſe, unabläſſig in die gehörige Lage hüpft, oder zweytens, und zwar bequemer und mit weniger Anſtrengung dadurch, daß man die Leiter unaufhörlich rückwärts und vorwärts gleichſam marſchiren läßt. Dieſe leztere Art wird für wörtliche Beſchreibung etwas ſchwierig. Ein Beyſpiel erläutere ſie. Man ſtelle eine Gabel perpendikular auf ihre Spitzen, faſſe ſie oben beym Hefte, und bewege ſie ein wenig links und rechts zur Seite, indem man ſie gelinde drehet, ſo wird man ſehen, daß ihre Spitzen gleichſam Schritte machen. — Der Anfänger ſtelle ſich nur 3 bis 4 Schritt von einer Wand, richte Leiter und Geſicht nach ihr hin, faſſe die Leiter mit beyden Händen feſt, und halte ſich gerade. Das Uebrige wird ſich dann von ſelbſt geben. — Ich ſage mit Fleiß: nahe an eine Wand, denn wenn er nach vorn hin das Uebergewicht erhält, ſo lehnt ſich die Leiter ſanft dagegen, und nach hinten hinaus kann er nicht fallen, weil da ſeine Füße ſogleich herab ſpringen.

„9. Das Schlittſchuhlaufen (*).

B. Das

(*) Hiervon wird in S. gehandelt werden. R.

„B. Das Balanciren fremder Körper, iſt eine ſehr angenehme und und nützliche Uebung. Wir ſpringen um den Umſturz derſelben zu verhüten, links und rechts, rückwärts und vorwärts; wir neigen uns zu tauſenderley gebogenen Lagen des Körpers mit einer ſonſt nicht leicht Statt findenden Schnelligkeit. Das Augen-Maß wird geübt, Vorſicht und Achtſamkeit werden geprüft. Wir brauchen nicht zum Künſtler zu gehen, um gefährliche Methoden des Balancirens zu lernen; wir wollen uns weder das Kinn verrenken, noch die Zähne beſchädigen; wir bedürfen nur ganz einfacher Mittel: Ein 12 Fuß langer Stab, der am obern Ende allenfalls mit einer hölzernen Scheibe verſehen, oder durch ſonſt etwas oben ſchwerer, als unten, gemacht iſt, ſenkrecht, auf einer Hand, auf einem Finger, getragen, von einem Finger zum andern fortgeſetzt, iſt uns zum Anfange hinreichend. Der Balancirende ſteht, geht, läuft, ſetzt ſich zu Boden, ſteht auf, und ſucht durch tauſendfältige Wendungen den Fall zu verhüten. Man wettet, wer ihn am weiteſten, am geſchwindeſten fortträgt, wer ihn am längſten hält, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, u. ſ. w. Um dieſe Uebung, die mit der ſchönſten Körper-Bewegung verbunden iſt, in der Folge zu erſchweren, ſchaffe man noch einen andern, eben ſo langen Stab herbey; dieſen faßt der Balancirende in die eine Hand horizontal. Am äuſſerſten Ende deſſelben iſt eine kleine Grube befindlich, in dieſe ſetzt er den ſenkrechten Balancir-Stab, und hält ihn ſo auf der Spitze im Gleichgewichte, indem er es verſucht, durch Ausſtreckung des horizontalen Stabes ihn immer weiter von ſich zu entfernen. Dieſe Uebung iſt ganz dazu gemacht, den Körper in die ununterbrochenſte Activität zu ſetzen; ich kann ſie deshalb ganz vorzüglich empfehlen. Man wähle zu dieſer Leibes-Uebung einen freyen ebenen Raſen-Platz, und halte

die

die Umſtehenden an, dem Balanceur nicht zu nahe zu kommen.

Eine Stelle aus dem *Nicephorus Gregor.* welche von Balancir-Stücken handelt, ſ. oben, S. 533, fgg.

Vom Balkengehen, ſiehe oben, S. 671.

Vom Ball-Spiel, bleibt eine ausführliche Abhandlung zu den Supplementen beſtimmt

La Bauche, das große Kugel-Spiel; ſiehe weiter unten, unter Kugel-Spiele.

Das *Bilboquet*, Fig. 4221, ein etwa 4 Zoll langer, zierlich gedreheter Stab von Holz, Knochen oder Elfenbein, hat am obern Ende eine kleine Schale, die in Form einer Halbkugel vertieft iſt; ſein unteres Ende hingegen läuft in eine Spitze aus. In der Mitte des Stäbchens iſt eine ſeidene Schnur befeſtigt, und an dieſer hängt eine kleine bleyerne Kugel. In derjenigen Stelle der Kugel, die beym Hängen die unterſte iſt, befindet ſich ein Loch. Der Spieler, welcher das Stäbchen mit den Spitzen der Finger hält, übt ſich, die herabhangende Kugel durch einen ſchnellen Aufzug der Schnur in die Höhe zu ſchnellen, und ſie mit dem nach dem Segment einer Kugel vertieften Teller zu fangen, ſo daß ſie darin liegen bleibt; dieſes iſt bald gelernt. Er kehrt das Stäbchen um, ſo daß die Spitze nach oben ſteht, wirft wieder die Kugel aufwärts, und ſucht die Spitze in das Loch zu bringen, um ſie ſo aufzuſpießen; dies iſt weit ſchwerer. Die Bewegung der Kugel kann auf einige Art abgeändert werden, am leichteſten iſt das ſenkrechte Heraufziehen; ſchwer wird das Fangen, wenn man ſie in einem Bogen bald von vorn, bald von der linken oder rechten Seite herauf ſchwingt. Erleichtert wird das Fangen mit

mit der Spitze, wenn man die Kugel mit den Fingern herum ſchnellt, ſo daß ſie beym Fangen rotirt.

Das Spiel iſt nicht neu. Heinrich III. von Frankreich ſpielte es ſchon. Es erfordert, bey aller Beſchränktheit, doch ziemlich viel Augen-Maß und Beurtheilung der Behandlung des Materiale. Auf den Meſſen finden ſich gemeiniglich Taſchen-Spieler ein, die darin ſehr geübt ſind, und durch Wetten ſich Geld erwerben.

Von dem Billard-Spiele, welches beſonders das Auge und den Arm übt, würde die Beſchreibung hier zu weitläuftig ſeyn, daher ſie in den Supplementen nachzuhohlen ſeyn wird.

Vom Blindekuh-Spiele, ſiehe weiter unten bey den Sinnes-Uebungen.

Vom Bockſpringen, ſiehe weiter unten, unter Springen.

Vom Bullen-Spiele, ſiehe weiter unten *Joujou*.

Vom Burzelbaum machen oder ſchießen, ſ. oben, S. 390, f.

Colin-Maillard, Blindekuh; ſ. weiter unten, bey den Sinnes-Uebungen.

Vom Declamiren und lauten Leſen, ſiehe im Art. Leſen.

Der Drache, fliegende papierne Drache, Fr. Cerf-volant, eine auf Drachen-Art gebildete Spiel-Maſchine, da man ein ausgebreitetes Papier auf Stäbchen leimet, und daſſelbe vermittelſt des Windes und eines Fadens, in der Luft herum fliegen läſſet.

Die-

Dieſe Maſchine iſt der Jugend ungemein intereſſant, weil ſie geſchickt iſt, in eine Region zu ſteigen, wohin niemand gelangt. Dieſes ſpannt die Erwartung der Knaben ungemein, regt ſeine Thätigkeit und ſeinen jugendlichen Unternehmungs-Geiſt auf. Ich rede hier nur von derjenigen Jugend, welcher man nicht alles in die Hände ſchenkt, ſondern die ſchon früh anfängt, ſich ihre Bedürfniſſe zu erarbeiten und ihr Spiel-Zeug ſelbſt zu verfertigen, ſo weit, als es unter guter Anleitung nur möglich iſt. Für dieſe iſt der Drache nun gerade ein Gegenſtand der Selbſtverfertigung; und dies allein macht ihn ſchon zu einem zweckmäßigen Gegenſtande der Jugend-Spiele, wenn wir auch hier auf die damit verbundene Bewegung im Freyen und das damit verknüpfte Vergnügen weiter keine Rückſicht nehmen wollen. Hier iſt, vermittelſt der Zeichnung, Fig. 4222, eine Beſchreibung. Man ſieht hier die Abbildung eines Gerippes zu einem Drachen; nähmlich: ab, der Rückgrath; cd, das Schulterblatt, efd, das Bruſtbein; eah, der Schnabel. Alle dieſe Theile werden von recht leichtem Holze gemacht, etwa nach folgendem Verhältniſſe. Der Rückgrath, 5 Fuß 7 Zoll leipz.; das Schulterblatt, 3 F. 5 Z., beyde ſind vierſeitig, ½ Zoll und etwas darüber ſtark. Von a bis g, iſt 1 Fuß 2 Zoll. Bey g iſt die Mitte des Schulterblattes mit dem Rückgrathe gut zuſammen gefügt. Das Bruſtbein wird von einem leichten Faß-Reiſe genommen. Seine beyden Enden ſchließen ſich an die Enden des Schulterblattes, und ſind feſt damit verbunden, ſo wie ſeine Mitte bey f mit dem Rückgrathe. Von e und h laufen noch zwey ſchwache Hölzer, die den Schnabel bilden, nach a, und ſind mit ihren Enden ſowohl an das Bruſtbein, als an das obere Ende des Rückgrathes gut befeſtigt. Wenn man dieſe Theile gehörig zuſammengefügt hat, ſo wird von e über b nach d eine ſtarke

Schnur geführt, und ſo ſtraff angezogen, als es die dünnen hölzernen Stäbe vertragen. In c und d wird ſie feſt geknüpft, an dem Ende b aber in eine kleine Rinne gelegt, damit ſie nicht abgleite. Jezt iſt das Gerippe fertig, bis auf das Abwägen. Man lege ſein Schwanz-Ende b auf den Fußboden, a hingegen auf eine Fingerſpitze, und ſehe zu, ob die Hälfte a c b ſo ſchwer, als a d b. iſt. Durch Wegſchneidung des Holzes läßt ſich dieſes bald in Richtigkeit bringen, zumahl da eben nicht viel darauf ankommt.

Die Verfertigung der Haut oder des Ueberzuges macht wenig Mühe. Man klebe von ſtarkem Papiere eine Fläche zuſammen, die an allen Seiten etwa eine Hand breit größer als der Umfang des Gerippes iſt; lege ſie an den Fußboden, das Gerippe darauf, und leime, nach gehörigem Beſchneiden, den Rand des Papieres auf allen Seiten um den äusserſten Rand des Gerippes. Jezt fehlt es unſerm Luft-Geſchöpfe noch an den Floßen, ſo wie an einem Schwanze, der ihm ganz unentbehrlich iſt. Jene ſind Quaſten, von 2 oder 3 in Streifen geſchnittenen Papier-Bogen, die bey d und c angebunden werden; dieſer beſteht aus einer langen Reihe Papier-Stücken, die an einer Schnur befeſtigt ſind. Zu jedem Stücke nimmt man ein Quart-Blatt, faßt es in der Mitte feſt zuſammen, zieht die Schnur mit einer Schlinge darum, ſo daß die beyden Enden des Blattes faltig und aufgebauſcht bleiben. Solche Papiere befeſtigt man etwa je von 8 zu 8 Zollen hinter einander fort an die Schnur, bis man ein Stück hat, das etwa 3 Mahl ſo lang ſeyn kann, als der Drache ſelbſt. Dieſer Schwanz wird mit ſeinen einem Ende an b geknüpft; an das andre aber bekommt er eine große Papier-Quaſte, welche wie die Floßen, doch größer gemacht iſt.

Bände man eine Schnur an irgend eine Stelle eines ſolchen Drachen, um ihn daran in die Luft ſteigen

zu laſſen, ſo würde dies ſchlechterdings nie glücken, weil das Aufſteigen ganz allein von der ſchrägen Lage, welche er in der Luft halten muß, abhängt. Um dieſe zu bewerkſtelligen, binde man eine haltbare Schnur in der Stelle x, 1 Schuh von a entfernt, am Rückgrathe feſt, bohre ein Loch durch die Haut, und laſſe die Schnur durchgehen. Bey dem 10ten Zolle von der Verknüpfung in x an gerechnet, mache man in die Schnur eine Schlinge (ein Oehr), und binde ihr anderes Ende, bey y durch das Papier geſteckt am Rückgrathe wieder feſt. y iſt von b 1 Fuß und 6 Zoll, und die Schnur kann vom obigem Oehr bis nach y 2 Fuß und 4 bis 5 Zoll lang ſeyn. An jenes Oehr kommt dann endlich die lange ſehr haltbare, aber möglichſt dünne Schnur, an welcher der Drache aufſteigt. Uebrigens müſſen junge Leute ſelbſt Beobachtungen über die beſte Stelle des Oehres in der Schnur, ſo wie über die gehörige Schwere des Schweifes, anſtellen. Iſt dieſer zu leicht, ſo geht die Maſchine unſtät; iſt er hingegen zu ſchwer, ſo ſteigt ſie gar nicht, oder nur mit Schwierigkeit. Oft iſt man genöthigt, noch etwas Schweres, z. B. Holz, an den Schweif zu hängen. Man muß daher die Erfahrung zu Hülfe nehmen; denn ſelbſt die mathematiſchen Berechnungen der Maſchine, wie man ſie in den Schriften der berliner Akademie findet (*), möchten wohl durch Neben-Umſtände, z. B. durch die Dicke der Schnur und den davon abhangenden Druck der Luft, bald ſo, bald anders, leiden. Die bequemſte Art ihn zum Aufſteigen zu bringen, iſt folgende: A nimmt den an die lange Schnur gebundenen Drachen, und geht damit einige hundert Schritt Wind-abwärts; B folgt ihm, doch ſo,

(*) Des Cerfs-volans, par Mr. *Euler* le fils; traduit du Latin, ſt. n. e. K. T. im XII Th. der Memoir. de l'Acad. R. d. Sc. et bell. lett. de Berlin, a. d. J. 1756. (à Berlin, 1758, 4.) S. 322 — 364.

ſo, daß er etwa 100 Schritt hinter ihm bleibt; er faßt die Schnur an ſeiner Stelle feſt; C geht gar nicht fort, ſondern wickelt bloß die Schnur ab, welche jene mitnehmen. Iſt man mit der Schnur faſt zu Ende, ſo giebt C dem B, und dieſer dem A ein Zeichen zum Stillſtehen. Dieſer richtet den Drachen gegen den Wind, und giebt ihm einen ſanften Stoß aufwärts, nachdem er die Schnur etwas ſtraff gezogen hat. So ſteigt er, von der Hand des B gehalten, ſchnell auf. Hat er die mögliche Höhe erreicht, ſo läßt auch B los, dadurch wird das Steigen ohne weitere Mühe ungemein beſchleunigt, indem C ihn feſthält, u. ſ. w.

Franklin ſpannte ſeinen Drachen einſt vor einen Kahn, und ließ ſich von ihm ganz bequem über einen See fortziehen. Ein etwas großer Drache würde einen gut gebaueten kleinen Wagen, groß genug, um einen Knaben aufzunehmen, auf gleichem Boden fortziehen. Brächte man über einem Zirkel=Ausſchnitte in ſeinem Ueberzuge einen Trichter von Papp=Deckel an, deſſen enge Oeffnung eine Pfeife umſchlöſſe, ſo würde er in der Luft pfeifen ꝛc. Mit dieſer Maſchine läßt ſich allerley machen, wenn man darüber nachdenken will.

Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geiſtes, geſammelt und praktiſch bearbeitet von *Gutsmuths*. (Schnepfenth. 1796, 8.) S. 204, fgg.

Abbildung eines Knaben mit einem fliegenden Drachen, ſiehe in Fig. 4223, und a, in Fig. 4226.

Vom Gebrauche dieſer Maſchine, welche man in die Luft ſteigen läßt, um die Gewitter=Materie abzuleiten, oder dem ſogenannten elektriſchen Drachen, ſ. im XVIII Th., S. 301, fgg. und die dazu gehörigen Fig. 900 und 901.

Vom Eis=Lauf, ſiehe Schlittſchuh=laufen.

Das Exerciren, iſt eine der vortrefflichſten Uebungen für den Jüngling und Mann. Man ſehe nur einen gut exercirten Soldaten an, wie ſehr unterſcheidet ihn, ſelbſt noch, nachdem er invalid geworden iſt, ſein Aeuſſeres! Dieſen männlichen Anſtand, dieſe feſte Stellung, dieſen muthigen Gang, dieſe Miene voll edeln Trotzes, geben nur Krieges-Uebungen. Die Haupt-Sache bey dieſen Uebungen — (ich rede von den Uebungen der Fuß-Soldaten, und zwar nur in Rückſicht auf das Individuum, nicht von Taktik,) beſteht in feſter gedrungener Stellung, in ſichern abgemeſſenen Schritten ſowohl gerade vorwärts, als ſchräg ſeitwärts, und in geſchickter Behandlung des Feuer-Gewehres.

Siehe auch **Militär-Uebungen.**

Das Fahnenſchwenken oder Fahnenſchwingen. Bey feyerlichen Aufzügen gewiſſer Zünfte und Schützen-Gilden ſieht man noch zuweilen dieſe Uebung, die darin beſteht, daß derjenige, welcher die Fahne trägt, allerhand Schwenkungen damit macht, ohne daß die Fahne ſich aufrollt oder verwickelt, ſondern ſo, daß ſie immer fliegend bleibt. Er ſchlägt ſie z. B. zwiſchen den Beinen durch, oder läßt ſie kreisförmig über dem Kopfe herum gehen, oder wirft ſie um den Hals und um den Leib herum, u. dgl. mehr. Alles bey Begleitung von Feld-Muſik.

Siehe auch im XII Th., S. 107, f.

Das Fahren iſt eine angenehme und geſunde Uebung, wobey der Körper ſich größten Theils paſſiv verhalten kann. Schlitten, Wägen und Schiffe, ſind die Vorrichtungen, deren man ſich zum Fahren bedient.

Das Fahren auf Schlitten giebt die ſanfteſte und gleichförmigſte Bewegung, es geſchehe nun auf dem

Schnee, oder auf dem Eiſe, oder auf ſchlüpfrigem Boden. Das Schlittenfahren im Winter auf Eis und Schnee, iſt insbeſondere angenehm und heilſam. Die ſchnelle und doch ſanfte Bewegung; das beſtändige Abwechſeln der Gegenſtände um uns her; die friſche, mit jedem Athemzuge erneuerte Luft, thun dem ganzen Körper ungemein wohl, wozu noch kommt, daß äuſſeres Gepränge, Geräuſch und muntere Geſellſchaft, die Sinne und Gemüth angenehm beſchäftigen.

Das Fahren im Wagen, iſt ſchon erſchütternder, beſonders auf Poſt- und Bauer-Wägen, und auf hartem unebenen Boden. Unſere Erfindungs-Kraft, die ſich in Sachen des Luxus vorzüglich wirkſam zeigt, hat Mittel erdacht, die Erſchütterungen des Räder-Fuhrwerkes dermaßen zu mildern, durch Riemen und Federn, und überhaupt dem Wagen eine ſo bequeme Einrichtung zu geben gewußt, daß die ſchwächſten Perſonen die Bewegung ertragen können. Das Zuſtröhmen der Luft iſt auch hier ein für die Gefäße der Lungen und für die Blut-Maſſe wichtiger Vortheil, der aber, ſo wie der Genuß freyer und abwechſelnder Ausſichten, ganz und gar vereitelt wird, wenn man ſich in einer von allen Seiten zugemachten Kutſche einſperrt. In einem ſo kleinen Behältniſſe verdirbt ein einziger Menſch die Luft in einigen Augenblicken. Um ſich im Zimmer herum zu fahren, oder herum fahren zu laſſen, hat man kleine Stuhl-Wägen erdacht, welche Podagriſten und andern kranken oder ſchwachen Perſonen gute Dienſte thun, dergleichen man im XII Th. S. 111, fgg. beſchrieben, und Fig. 599, fgg. abgebildet findet.

In einem Schiffe fahren, iſt, je nach dem die Oberfläche des Waſſers beſchaffen iſt, eine der ſanfteſten, oder eine der ſtärkſten Bewegungen. Zur See, wo das Schiff ein Spiel der Wellen iſt, wirkt die Bewegung heftig auf die Eingeweide, und erregt bey denen,

nen, die nicht daran gewöhnt ſind, heftiges Erbrechen. Durch das Schwanken ſeiner Baſis wird der Körper alle Augenblicke genöthigt, auf ſeiner Hut zu ſeyn, um das Gleichgewicht zu erhalten; daher merkt man bey den Seeleuten etwas Eigenes im Gange und in der Stellung, welches ſie auch auf feſtem Lande auszeichnet.

Vom mediciniſchen Nutzen der See=Reiſen, ſ. im LXXI Th., S. 622, fgg.

Vom Fauſt=Kampfe oder Klopffechten, ſ. weiter unten Ringen.

Die Fecht=Kunſt, eine Kunſt, welche lehrt, wie man gegen einen Angriff mit tödlichen Waffen ſich vertheidigen, ſein Leben retten, den Feind beſiegen kann, verdient eine ausführliche Abhandlung, welche für die Supplemente aufbehalten bleibt.

Vom Feſthalten mit Beinen und Schenkeln, ſ. im LXXI Th., S. 569, f.

Vom Fuß=Scheibenſpiel, ſiehe weiter unten Scheiben=Spiel.

Vom Gehen, ſ. oben, S. 397, fgg. und im XVI Th., S. 634, fgg.

Vom Heben und Tragen einer Laſt, ſ. oben, S. 409.

Vom Hüpfen, ſ. weiter unten, unter Springen.

Die Jagd, ſ. weiter unten, unter den Spielen der künſtlichen Sinnes=Uebung.

Das

Das *Joujou de Normandie*, iſt ein Spiel mit einem Inſtrumente, welches der Bulle eines Documentes ähnlich iſt, und daher auch von Hrn. Gutsmuths das Bullen-Spiel genannt wird; ein ſeit der franzöſiſchen Revolution auf ein Mahl ſchnell Mode gewordenes und ſchon wieder vergeſſenes Spiel, welches ſeine Erfindung den Bullen unnütz gewordener Diplome verdankt. Zwey zierlich gedrechſelte Scheiben von Holz oder Elfenbein ſitzen an einer gemeinſchaftlichen Axe, wie zwey kleine Räder, aber völlig feſt, und ſo nahe zuſammen, daß nur ein Meſſer-Rücken zwiſchen beyden Platz hat. An der Axe iſt eine ſeidene Schnur befeſtigt; dieſe wird um dieſelbe herum gewickelt, das Ende davon aber um die Hand geſchlungen, und das Inſtrument mit den Fingern derſelben Hand gehalten. Läßt man es fallen, oder wirft man es in willkürlicher Richtung fort, ſo erhält es durch das ſchnelle Abwickeln der Schnur eine rotirende Bewegung, und ſteigt wieder nach der Hand herauf, vermöge der Centrifugal-Kraft, indem die Axe ſich wieder an der Schnur herauf wickelt. Eine etwas geübte Hand benutzt dieſe Eigenſchaft auf allerley Art, und ſchwenkt das Joujou nach Belieben in allen Richtungen. Dieſes Spiel ſoll durch die revolutionäre Vernichtung der franzöſiſchen Adels-Documente veranlaſſet worden ſeyn, indem dadurch der Adel ſowohl als dieſe Bullen, auſſer der Centrifugal-Kraft, alle Kraft verloren.

Das ganze Spiel des Joujou Normand beruhet auf der Theorie vom Schwung-Rade, und iſt alſo ein mechaniſches Experiment, bey welchem verſchiedene Theoreme dieſer Wiſſenſchaft mitwirken. Es beſteht, erwähnter Maßen, aus zwey kleinen hölzernen oder elfenbeinernen Scheiben, von etwa $3\frac{1}{4}$ par. Zoll im Durchmeſſer, Fig. 4224 [a]) und [b]), die etwan 1 Linie weit von einander abſtehen, und beyde an einer

Achſe von beynahe 1 Zoll Stärke (d, Fig. 4224 b) angeſchraubt ſind, um welche eine ſeidene Schnur, gewöhnlich 3 Ellen lang, läuft, die am Ende mit einer Schlinge an den Zeige-Finger gehängt wird, wenn man ſpielen will. Indem das Joujou losgelaſſen wird, würde es nach dem Geſetze der Schwer-Kraft perpendikular herab fallen, es muß ſich aber von der um ſeine Axe liegenden Schnur loswickeln, und bekommt dadurch, nach dem Geſetze der fallenden Körper, eine immer accelerirte Bewegung, die durch das Abwickeln der Schnur zu einer Rotation modificirt wird, und wodurch alſo die beyden Scheiben ein wahres kleines Schwung-Rad werden, das ſich nun nach den Geſetzen der Vis centrifugae ſehr ſchnell um ſeine Achſe bewegt. Sobald die Schnur von der Axe ganz abgewickelt iſt, würde das Joujou, wenn es bloß ein fallender Körper wäre, ruhen, weil ſein Schwer-Punct durch das Hängen an der Schnur unterſtützt wäre; da es durch das Abwickeln der Schnur zu einem Schwung-Rade geworden iſt, ſo ſetzt es, als ein ſolches, ſeine ſchnelle Rotation fort, wickelt die an ſeine Axe befeſtigte Schnur verkehrt wieder um dieſelbe auf, und ſteigt nun hierdurch an der Schnur wieder ſo weit in die Höhe, bis die Kraft ſeiner Rotation mit der Laſt ſeiner Schwere und Friction in das Gleichgewicht kommt, worauf es wieder zurück ſinkt, und nach einigen ſolchen abnehmenden Erhebungen ruhig bleibt; eben ſo wie ein fallendes Pendul nach mehrern abnehmenden Vibrationen in ſeinem Ruhe-Puncte ſtehen bleibt. Sobald das Joujou den tiefſten oder fernſten Punct der Schnur erreicht hat, und wieder ſteigen will, tritt in dieſem Augenblicke ein neues Geſetz der Bewegung ein, und die zwey Scheiben werden ein zuſammengeſetzter ungleicharmiger Hebel, davon der Punct a, Fig. 4224 b), wo die Schnur beym Aufwickeln an der Axe anliegt, das Hypomochlium,

der

der kürzere Arm ab die Kraft, und der längere a c die Laſt iſt. Nach der Theorie des Hebels würde dies eigentlich ein Fehler ſeyn, weil auf dieſe Art eine weit größere Kraft zur Hebung der Laſt gehört, als wenn dieſe auf den kurzen Arm des Hebels ruhete. Allein, dieſes große Uebergewicht der Kraft über die Laſt iſt hier durch die ſchnelle Rotation des Schwung=Rades wirklich da, hebt die mindere Laſt der Scheiben leicht, und macht alſo, daß das Joujou, gegen das Geſetz der Schwer=Kraft, wieder an ſeiner Schnur in die Höhe und zur Hand zurück läuft.

Dieſe Theorie gilt nur vom Joujou, wenn man es perpendikular herabfallen läßt, und alſo in ſenkrechter Richtung damit ſpielt; denn in dieſem Falle empfängt es ſeine Rotation als Schwung=Rad durch den Fall und durch ſeine eigene Schwer=Kraft. Sobald man es aber wirft, und es in horizontal oder paraboliſchen Linien laufen laſſen will, empfängt es ſeine Rotation von dem Stoße der Hand, die es wirft, und ſeine Kraft und Bewegung kann alsdann durch Adreſſe erſtaunlich vergrößert werden. Es hat geſchickte Spieler des Joujou Normand gegeben, die es an einer 10 bis 12 Ellen langen Schnur in allen möglichen Directionen mit größter Leichtigkeit laufen ließen.

Die Damen können ihren weichen Arm dabey ſehr graziös bewegen. In Fig. 4224 c), ſieht man eine junge pariſer Dame in einer Parüre=Kleidung von neueſter Mode, welche in der linken einen Fächer à la Montmedy hat, und mit der rechten Hand mit einem Joujou de Normandie ſpielt. Deshalb war dieſes Spiel auch anfangs ſo beliebt, daß jede Dame in Geſellſchaften ein Joujou in der Taſche oder im Arbeitsbeutel trug, bis es endlich alle Gaſſen=Jungen auch hatten, und ſogar die Schorſtein=Feger auf den Schorſteinen es ſpielten. Da es in manchen Städten bis zur Lächerlichkeit geſpielt wurde, ſo erſchienen ſatyr=

iſche Blätter und Kupferſtiche dagegen. Dem ungeachtet bleibt es ein unſchuldiges, nicht ganz unnützes, und unter den ſogenannten Umſtänden nicht verwerfliches Spiel.

Von ſeinem Urſprunge, Wanderungen und Schickſalen, ſchreibt Hr. Rath Bertuch (*) Folgendes: „Das Joujou de Normandie iſt eigentlich oſtindiſchen Urſprunges, wo es zum Amüſement einer indianiſchen Prinzeſſinn, wie man ſagt, erfunden wurde. Sein eigentlicher Nahme in Bengalen iſt Bandeliro. Vor ungefähr 3/4 Jahren brachte es ein Engländer mit aus Oſt-Indien nach London, wo es der Prinz v. W**. zuerſt bey Miſtriſs *Fitzherbert*, und in den modiſchen Zirkel der großen Welt einführte, in der Komödie, auf Promenaden und beym Spazieren-Reiten unabläſſig damit ſpielte, und dadurch den engliſchen Carricaturen-Zeichnungen Stoff zu manchem Blatte, und dem Joujou ſelbſt in London den allgemeinen Nahmen, the Prince of W-s toy (des Prinzen v. W**. Spielzeug) gab; weil auch alle in London gedrehete Joujous gewöhnlich ſeine 3 Federn auf der Scheibe, bunt eingelegt, haben. Von London kam es vermuthlich durch die Normandie zuerſt nach Flandern, in die Niederlande und nach Holland, wo man ſeine Abkunft und rechten Nahmen, Bandeliro, nicht wußte, und es alſo nach der Provinz, woher es kam, Joujou de Normandie nannte. Durch junge Engländer wurde es im vorigen Sommer (1791) an verſchiedene Orte in Deutſchland gebracht, und ſonderlich zuerſt in den Bädern: Spaa, Aachen, Pyrmont und Karlsbad bekannt. Nach Paris kam es, worüber man ſich wundern ſollte, ſehr ſpät, erſt im vorigen October (1791). Das erſte Joujou, welches da erſchien, war ein Präſent, welches der Herzog von Orleans ſeiner Freundinn

(*) Im Journ. der Moden, Jan. 1792, S. 11, fgg.

dinn, Madame *de Bouffon*, machte, mit Brillanten beſetzt war, und 2400 Livr. gekoſtet haben ſoll. Seit ein Paar Monathen aber iſt das Joujou dort ſo allgemein Mode, daß Alt und Jung mit einem Joujou in der Hand geht, und ſonderlich die Filles unſägliche Narrheiten damit treiben, um ſich bemerken zu machen. Das Merkwürdigſte und Pikanteſte dabey iſt aber der witzige Nahme *Emigré*, den man ihm demokratiſcher Seits, gegeben hatte, und daß man zum Spielen damit das bekannte ça ira, ça ira, auf mancherley Art variirt, ſingt. In der Benennung Emigré liegt in der That viel treffende Wahrheit und Spott über die emigrirten Ariſtokraten, die beyher als Joujous behandelt werden; denn iſt der Spieler geſchickt, ſo muß das hinausgelaufene Joujou zur Hand, die es wieder faßt und aufnimmt, zurück kommen; iſt er ungeſchickt, ſo bleibt das Joujou hängen und kommt nicht zurück. Ich wüßte nicht, daß man als franzöſiſcher Demokrat ein treffenderes und ſinnreicheres Bild wählen könnte.

„Es iſt ſonderbar, mit welchem allgemeinen Beyfalle dieſes neue Mode-Joujou jezt durch ganz Europa fliegt. Es beſchäftigt überall Drechsler, Gold-Arbeiter, Juwelier und Moden-Handlungen. In London und Amſterdam beſetzt man es mit Brillanten; in Paris werden die meiſten galanten Etrennes heuer in ſchönen Joujous beſtehen; die Aerzte finden ſchon, daß es wegen der gemäßigten Bewegung, die es verſchafft, dem Kranken überaus empfehlungswerth ſey; junge Ritter werfen es neben ihren Damen her galoppirend, wie ſonſt den Wurfſpieß, mit einer Helden-Art; Knaben und Männer; Mädchen, Frauen und Matronen ſpielen es im Kreiſe ihrer Geſchäfte; Nationen beneiden einander ſchon über die Erfindung; — kurz, das Joujou iſt dermahlen mit und bey Allem, und — zu allen Dingen nütze.“

Schrei-

Schreiben aus Karlsbad, v. 10 May 1791, „Das berühmte Joujou de Normandie iſt eigentlich ein Kinder-Spielwerk, wie auch ſchon ſein Nahme zeigt, das aber jezt der modiſche Zeitvertreib in allen Zirkeln der großen und kleinen Welt, und für alle Müßige gerade das iſt, was ehedem das Bilboquet war. So wie ſonſt jeder feine Herr ſein Bilboquet als ſein Vademecum in der Taſche, und jede Dame von bon ton eins in dem Arbeits-Beutel hatte, ſo iſt jezt das Joujou de Normandie, wo man es kennt, der unzertrennliche Begleiter der vornehmeren ſowohl als der gemeinen Welt. Der Prinz bis herunter auf den Handwerks-Lehrburſchen, die Dame vom erſten Range, bis herunter aufs kleine Bürger-Mädchen, der Greis wie der Knabe, ſpielt ſein Joujou de Normandie, ſo oft er Luſt und Weile hat, hauptſächlich in Geſellſchaften und auf Promenaden; ja, ich habe ſo gar in Bädern junge Franzoſen und Engländer geſehen, die es im Reiten ſpielten, und eine beſondere Fertigkeit hatten es zu werfen und wieder zu fangen. Ich muß bekennen, daß der artige Mechanismus dieſer kleinen Scheibe, die ſich durch den Fall aus der Hand von der Schnur, woran ſie hängt, abwickelt, und an derſelben wieder zurück in die Hand ſteigt, die ſie erſt von ſich ſtieß, wirklich einen gewiſſen Reiz hat, der dies Joujou ſo gar zu einem amüſanten Zeitvertreibe für erwachſene, und nichts weniger als frivole Perſonen macht; und wenigſtens iſt es unſchuldiger und minder koſtbar, als läſtern und ſpielen. — — Dieſes kleine artige Spielwerk iſt dermahlen das allgemeine Mode-Joujou; denn daß die Joujous auch ihre Moden haben, iſt bekannt. Daß dieſes Joujou ſeinen Urſprung aus der Normandie haben müſſe, zeigt ſein Nahme ſchon; wie es aber zu uns gekommen ſey, habe ich, aller Nachforſchung ungeachtet, nicht gewiß entdecken können. Ich wage nur die Vermuthung, daß es mit den jezigen adelichen Emigranten aus Frankreich ausgewandert, und in Deutſchland bekannt worden ſey.“ —

Auszug aus der u. d. T. Ueber das *Joujou de Normandie*, und mit dem Motto:

> Un nouveau Jeu vient de paroitre
> Nommé bête par bien de gens;
> Quelqu'un qui dit l'y mieux connoitre,
> L'apelle — Jeu des émigrans!

zu Leipzig, 1792, in 8. erſchienenen Schrift.

„Geſchichte der Erfindung und Ausbreitung dieſes Spiels. Seit jenem räthſelhaften Räthſel, das vor einigen Jahren, wie die Sage gieng, von Göthe der Welt zur Auflöſung vorgelegt wurde, das die Köpfe, ſelbſt vieler gelehrten Männer, über die Maße anſtrengte, und zulezt als ein Schwank verſchwand, mit welchem Göthe, zu ſeiner eigenen Beluſtigung das Publicum hatte regaliren wollen, weis ich kaum etwas, das das ganze Publicum — einige finſtre Stubengelehrte ausgenommen — ſo ſtark und anhaltend intereſſirt hätte, als das Joujou de Normandie. Die Epidemie der Aeroſtatik, des Magnetismus und der Geiſter-Seherey, verbreiteten ſich nicht ſo ſchnell und ſo allgemein, als die Manie für dies ſchnurbewickelte Rädchen.

Ganz natürlich! Aronaut kann nicht jeder ſeyn; Magnetismus und Geiſter-Citationen wurden laut und heftig verſchrien; Joujou kann jeder ſpielen, und wider die Vernunftmäßigkeit und Moralität deſſelben kann ſelbſt der Gewaltige unter den Philoſophen, Kant, nicht eine Sylbe einwenden. — Dreymahl großer Mann, deſſen Kopf ſich die glückliche Joujou-Idee — wie einſt Jupitern die Göttinn der Weisheit — entwand! Wo weilſt du? oder wenn dein Geiſt mit feinern Organen, in der Sphäre des höhern Lichts, ſchon Joujou ſpielt, wo ruhen deine Gebeine? Ach! dein Nahme iſt, wie der Nahme des Erfinders der Schreibe-Kunſt, unbekannt; vergebens wird der Verehrer deiner Erfindung dein Grab ſuchen, um Roſen und Vergißmeinnicht darauf zu pflanzen, und Beckmann wird es innig bedauern, dich in ſeiner Geſchichte der Erfindungen nicht nahmentlich anführen zu können! —

Aber wiſſen wir auch nicht den Nahmen des Erfinders, ſo wiſſen wir doch, mit einer der Gewißheit ſehr nahe kommen-

menden Wahrſcheinlichkeit, ſeinen Stand, ſein Vaterland, und den Gang der Erfindung.

Ehe ich aber die Geſchichte der Erfindung dieſes Spieles, die mir die wahre zu ſeyn ſcheint, vortrage, muß ich vorher noch einige Sagen berühren, und ſie wie Seifenblaſen zerplatzen laſſen.

So will man, daß dieſes Spiel ein altes Spiel der Landleute in der Normandie ſeyn ſoll, die ſich damit bey ihren feſtlichen Zuſammenkünften beluſtigten; ja, man hat behauptet, es wäre von den Normännern, bey ihrem Einfall in Frankreich, nur in einer etwas andern Form, dahin gebracht worden. Aber wie einleuchtend falſch iſt dies! In der ganzen Geſchichte Frankreichs findet ſich von dieſer Sage keine Spur. — — Ferner iſt das Joujou wohl kein Spiel für Bauern, die ſolidere Koſt auch bey ihren Vergnügungen lieben, am wenigſten aber für jene kriegeriſchen Normänner. Wollte man mir mit dem Beyſpiele der Griechen vor Troja entgegnen, denen Palamedes das Würfel-Spiel erfand, um ihnen die lange Weile zu vertreiben: ſo bedenke man doch nur den großen, himmelweiten Unterſchied zwiſchen Würfel, die doch klappern, ein waffenähnliches Geräuſch machen, und dem Joujou, das nur ſanft ſchwirrt, und eben deswegen ſchlechterdings nur für die weichlichere Welt ſich qualificirt.

Eine andre Sage will, dieſes Spiel ſoll, (ſo wie einſt das Karten-Spiel, für den franzöſiſchen König Karl VI.), erfunden worden ſeyn, um den Spleen einer jezt wieder geſund und preiswürdig regierenden Majeſtät wegzuzaubern. Aber ſo wenig wie die Tradition von der Erfindung des Karten-Spieles Wahrheit iſt, eben ſo wenig iſt es auch dieſe, nur im umgekehrten Verhältniſſe. Das Karten-Spiel war ſchon erfunden, kam nur bey der Krankheit Karl's an den Hof, und erhielt dadurch mehr Publicität; das Joujou wurde erſt erfunden, wie jene Majeſtät ſchon vollkommen wieder hergeſtellt war. Jezt mag ſie wohl damit ſich divertiren; aber damahls machte ſie, wie in ihren geſunden Tagen, Knöpfe und Schlöſſer zum Zeitvertreib. — Würde auch wohl Karten-Spiel und Joujou unſre Damen und junge Herren ſo intereſſiren, wenn es zu dem Behuf erfunden wäre, verſtandloſe Könige zu amüſiren?

So

So viel von Sagen, mit Uebergehung vieler andern, deren Abſurdität ſogleich in die Augen ſpringt; z. B. das Joujou wäre die Frucht einer Preis-Aufgabe der gelehrten Geſellſchaft zu ***; oder in Frankreich von Ariſtokraten erfunden, um politiſche Geſpräche aus den geſellſchaftlichen Zirkeln zu bringen; oder vom ci-devant Marquis *de Bouilly*, für den König der Franken, um ſich nach der von Jenem ſo ſchlau projectirten, aber leider! von Sieur *Dronet* ſo ſchrecklich vereitelten Flucht die Grillen zu vertreiben. — Ariſtokraten haben dieſes Spiel allerdings erfunden, und zwar franzöſiſche Ariſtokraten, aber nicht abſichtlich; es war, wie die mehreſten Erfindungen, das Spiel des Zufalles, nicht in Frankreich, ſondern in Koblenz. Man höre und urtheile.

1) Allen Nachrichten zu Folge, wurde das Joujou de Normandie zuerſt in Aachen, im Sommer 1791, bekannt, kam von da nach Pyrmont, Karlsbad, u. ſ. w. Die Bäder, und nahmentlich Aachen, waren die Säugammen, die das Kindlein groß zogen, es koſeten, und dann es ausſchickten, die grand tour zu machen. 2) Der größte Theil der Bade-Gäſte in Aachen beſtand damahls aus jenen erlauchten Herren und Rittern, die den Gräuel der Menſchen-Gleichheit, und die unerhörte Anmaßung des tiers etat, nicht mehr wie ſonſt allein zu bezahlen, und übrigens, was Aemter, Bedienungen ꝛc. betrifft, eine bürgerliche Null zu ſeyn; die, was wirklich auch keine Kleinigkeit iſt, die impertinent naſenweiſe Aufhebung des Adels, und tauſend anderer Dinge nicht ertragen konnten, und brüderlich ſichs ſchwuren, eher, wo möglich, ganz Frankreich, wie weiland Worms und Speier, zu verbrennen, als aufzuhören Duc, Marquis und Gentilhomme zu ſeyn, oder wenigſtens doch ſo ſich nennen zu laſſen. Dieſe edlen Ritter voll römiſchen Sinnes, wie es zu den Zeiten eines *Nero* und *Caligula* Mode war, wählten ſich, am Weine zur Vollbringung ihrer Großthaten gewöhnt, die weinreichſte Gegend Deutſchlands zu ihrem Interims-Aufenthalte. Koblenz beſonders hatte die Ehre, einen anſehnlichen Theil dieſer erlauchten Gäſte zu beherbergen. Man weis, wer im vorigen Sommer nach Aachen kam, und wie ſehr der Beſuch des Helden aus Waſa's Stamm, den Muth der irrenden franzöſiſchen Ritterſchaft belebte. Alles was reiten und fahren, oder eigent-

eigentlicher, was Geld zum fahren und zum reiten erſchwingen konnte, — denn damahls hatten ſich die Geld-Quellen aus Norden und Süden noch nicht ergoſſen, — flog nach Aachen, um den Helden, auf deutſchem Boden zu begrüßen, der mit einer Hand den Adel ſeines Landes niederdrückt, ſeiner Herzoge und Grafen Vorrechte mit dem Bürgerſtande theilt, und mit der andern die franzöſiſche Nobleſſe wieder zur Exiſtenz und Herrlichkeit erheben will. Mit dieſen erlauchten Emigranten kam das Joujou nach Aachen. — 3) Im April 1793, kam über Frankfurt aus Koblenz eine Ankündigung einer Theorie des Joujouſpiels, von einem gewiſſen Hrn. M. T. und de C. Nur durch dieſe Buchſtaben bezeichneten ſich dieſe Herren, und durch die Unterſchrift: Maitres de Joujou de Normandie. In dieſer Ankündigung heißt es: „daß „dieſes Spiel neurlich erſt erfunden, die tägliche Unter„haltung der koblenzer franzöſiſchen Welt ſey, und, „daß einige derſelben, nahmentlich der Comte d'A., unter „der Anleitung obgedachter Herren, es darin zu einer un„gemeinen Fertigkeit gebracht hätten.“ — Im Frankfurter Staatsriſtretto, v. Mon. April, findet ſich eine Nachricht, die obiger Hypotheſe von der Erfindung dieſes Spieles das Gewicht der höchſten Wahrſcheinlichkeit giebt. „Heute,“ ſo heißt es wörtlich: „kam mit der fah„renden Poſt ein Fäßchen an Hrn. de C. addreſſirt, voll „Siegel-Kapſeln. Die Bauern hätten,“ ſo hieß es in dem von der Municipalität zu Caen dem Fäßchen beygelegten Briefe, „bey der Verwüſtung der adelichen Schlöſ„ſer in der Normandie, die in Menge vorgefundenen „Adels-Briefe zerriſſen, und die Municipalität hätte nur „noch mit Mühe die Siegel-Kapſeln retten können, die „ſie mit gebührender Verehrung dem Hrn. d. C. überſchi„cke, um ſie den Eigenthümern jener Adels-Briefe, die, „ſichern Nachrichten zu Folge, in und um Koblenz wären, „einzuhändigen, damit dieſe doch wenigſtens durch dieſe „Kapſeln ihre hohe Abkunft und Nobilität documenti„ren könnten! Herr d. C. berief alle in Koblenz befindli„chen Edelleute der Normandie zu ſich, und übergab ih„nen dieſe Ueberreſte ihrer Herrlichkeit mit einer ſo rühren„den Rede, daß Ströhme von Thränen dem Zimmer ent„floſſen.“ Wer jemahls eine Siegel-Kapſel geſehen hat, wird die Aehnlichkeit derſelben mit einem Joujou-Rade

äuſſerſt

äuſſerſt frappant, und die Vermuthung höchſt gegründet finden: daß dieſe Siegel-Kapſeln die Veranlaſſung zur Erfindung des Joujou gegeben haben. Betrübt hiengen die Herren aus der Normandie, die Kapſeln an ſeidenen Schnüren über ihre Toilette, um ſich täglich in dem löblichen Vorſatze zu ſtärken, bey gutem Winde und Wetter ihren einzigen Vorzug, Edelleute zu heißen, in Frankreich wieder geltend zu machen. Vor lieber langer Weile ſpielten ſie nun mit dieſer theuern Puppe, ließen ſie langſam am ſeidenen Stricke herunter rollen, zupften dann, und das Kapſelchen drehte ſich, nach den Regeln der Mechanik, durch die ihm gegebene Schwung-Kraft von oben, von ſelbſt etwas am Schnürchen herauf. Cela eſt etonnant! Der Verſuch wurde wiederhohlt; voila un nouveau jeu! und das Joujou war erfunden, und wurde nach dem Vaterlande der Kapſeln Joujou de Normandie getauft.

Aus den Bädern flog dieſes niedliche Spiel von Stadt zu Stadt. Berlin war eine der erſten, die es erhielt, und welch ein Triumph für den Erfinder! ſelbſt ehrwürdige Männer hielten es nicht unter ihrer Würde, zwar nicht im Mantel und Kragen, aber doch im Schlafrock und Pantoffeln es zu ſpielen. — In Weimar und Gotha ward es ſehr bald das Spiel des Tages. In Wien wollte es ein Cavalier ſtatt des Roſenkranzes in die Kirche introduciren, aber die Stumpfheit und Bigotterie eines Menſchen vom tiers état, gab dem Reformator mit dem Joujou ein Paar derbe Ohrfeigen dafür. Honi ſoit qui mal y penſe, ſchrie dieſer, und lief mit ſeiner Kinder-Klapper nach Hauſe. — Die Manie breitete ſich nun, wie weiland die Influenza, über ganz Deutſchland aus. Allenthalben Joujou. Auf den Straßen fühlte man oft unvermuthet einen kleinen Stoß an den Kopf; man ſahe hinauf, und der Stoß kam vom Joujou, das ein ſüßer Herr zum Fenſter heraus ſpielte. Auf Bällen handhabten die Figuranten ſtatt Aufmerkſamkeit ihr Joujou. In jedem Strickbeutel fand man eins, und die Elegants trugen es ſtatt einer fauſſe montre. Andere ſogar wie ein Amulet wider die lange Weile im Buſen. Profeſſores der Mathematik demonſtrirten es, und laſen ein Collegium practicum darüber. Selbſt die Geſellſchaft der reinen Lehre in B—l, fand es den ſymboliſchen Büchern conform; und

der ſanfte engelreine L.—, wie hätte der, bey ſeinen Ausſichten in die Ewigkeit, dies ſanfte Schwirren — ihm Sinnbild der Harmonie der Sphären — nicht mit Entzücken hören ſollen! Nur nach Sachſen, wohin ſo viele andere Verbeſſerungen der öffentlichen und privaten, der leiblichen und geiſtigen Unterhaltung, wie z. B. zweckmäßigere Geſangbücher, verbeſſerte Liturgien, Schulmeiſter-Seminarien, u. dgl. immer etwas ſpät kommen, kam auch dieſes intereſſante Spiel erſt ſchier am Ende des vorigen Jahres. Aber, als wollte man das Verſäumte nachhohlen, ſtürzte man ſich nun mit einer Art von Wuth auf dies kleine Rad. Der Chriſt-Markt kam hierzu recht gelegen, und Drechsler und Mode-Händler, nicht minder der Marqueur des Richteriſchen Kaffehauſes in Leipzig, ſtanden ſich vortrefflich dabey. Dieſer Leztere gab ſich ſelbſt das Monopolium, auf obgenanntem Kaffe-Hauſe den ausſchließlichen Handel damit zu treiben. — Auf dieſem Hauſe zeigten ſich auch einige Virtuoſen in dieſem Spiele, und waren ſo großmüthig, die 16 Gr. Entree-Geld dem Publico zu erlaſſen. In Dresden brachte es Hr. Thering in der Rolle des Schwägerbruders zuerſt auf das Theater, um ſeinen eleganten Bruder, den Hr. Opitz machte, auch hierin nachzuahmen. Hr. Opitz ſprach bey dieſer Gelegenheit die merkwürdigen Worte zu ihm: ſpielt der alte Affe auch Joujou! (Siehe Fig. 4224 d). Aber, leider! gab es in dieſer Stadt auch Veranlaſſung zu einem blutigen Zweykampfe, in welchem ihm ein Opfer mit einem unſchuldigen Naſen-Zipfelchen gebracht wurde. Es hat alſo ſchon ſeinen Märtyrer! — Jezt iſt die Göttinn Mode von Deutſchland aus, mit dieſem ihrem kleinen Mignon nach Süden und Norden geflogen. — —

Von den verſchiedenen Arten des Joujou, ſeiner Conſtruction und ſeinem Preiſe. Daß das Joujou ein aus zwey runden Scheiben, die eine kleine Achſe zuſammenhält, beſtehendes Rädchen iſt, das an einem Schnürchen hängt, weis jedermann. Es giebt Joujou's mit einer kleinen Oeffnung im Centro; und andre, denen dieſe Oeffnung fehlt. Man hat ſie von verſchiedener Größe; die kleinſten ſind 2½ Zoll; die größten, deren man ſich auch zur Noth als Teller bedienen kann, ſind ½ Elle im Diameter. Das Materiale zu den Joujou's iſt Holz, Elfenbein, Zinn und Bley. Man hat auch zuckergebackene Joujou's,

die man aber natürlich nicht zum ſpielen im engern Sinne brauchen kann. Die Joujou's von Holz ſind von ſchwarz Eben-Holz, Buchs-Baum, von Pflaumen-Baum, von Eichen, auch von weichem, von Fichten-Holze. Ihr Diameter iſt überhaupt ungefähr 4¼, ihre Dicke ¾, und der Zwiſchenraum ¼ Zoll. Bey einem guten Joujou muß die Achſe nicht zu ſchmahl ſeyn, und 1 Zoll wenigſtens im Diameter haben. Je breiter die Achſe iſt, um welche der Faden ſich windet, um ſo mehr bekommt das Joujou Schwung-Kraft, und um ſo beſſer und ſchneller windet es ſich von unten herauf, wie die Lehre vom Hebel es lehrt. Ein gemeines Joujou von Buchs-Baum wiegt ungefähr 4 Loth, und koſtet jezt 8 Gr. Die von minder gutem Holze koſten natürlich weniger.

Die Joujou's von ſchwarz Eben-Holz haben zwey eingelegte elfenbeinerne Reife, und im Centro eine Oeffnung. Ihr Diameter iſt 3 Zoll; die Dicke derſelben, ⅘ Zoll; das Gewicht, 4½ Loth; der Preis, 1 Thlr. 8 Gr.

Die elfenbeinernen Joujou's ſind, wegen des theuren Preiſes des Materials, in ihrem Diameter kleiner. Sie haben nur 2½ Z. im Diameter, und ⅘ Z. Dicke. An ſtatt der Oeffnung in der Mitte findet ſich bey ihnen eine Roſette von ſchwarz Eben-Holz. Sie wiegen 3 Loth. Vermöge ihrer Schwere laufen ſie zu ſchnell, und ſetzen die Hand zu ſehr in Bewegung; das Spiel verliert dadurch das Sanfte und Angenehme. Der Preis derſelben iſt 1 Thlr. 12 Gr.

Sehr elegante Perſonen haben Joujou's von Elfenbein mit Brillanten beſezt; und eine gewiſſe Gattung Menſchen, die man nicht gern bey ihrem rechten Nahmen nennt, haben Joujou's mit Schellen.

Die zinnernen und bleyernen ſind nur für den Straßenjungen-Pöbel.

Die Schnüre der Joujou's waren urſprünglich ſeiden; aber allgemein hat man jezt zwirne oder halbſeidene. Die dem Spiele vortheilhafteſte Länge derſelben iſt 2 bis 3 Ellen. Sind ſie länger, ſo hindern ſie mehr, als ſie nutzen. Hier iſt freylich die Rede nur von gewöhnlichen Spielern; Genies in dieſem Spiele haben Schnüre von 6 bis 9 Ellen; die brauchen aber auch einen ungeheuern, genialiſchen Spiel-Raum. Je leichter die Joujou's ſind, um ſo ſchwerer und künſtlicher ſind ſie zu ſpielen; daher

wählen ſich Meiſter die leichteſten, Kunſtjüngerlein aber ſehr ſchwere. —

Von den verſchiedenen Arten das Joujou zu ſpielen; nebſt einigen Regeln. Die gewöhnlichſte Art und auch die leichteſte, und daher nur für die erſten Anfänger ſchickliche, iſt die, das mit dem Schnürchen bewundene Rädchen mit einem kleinen Stoße herunter rollen zu laſſen; es dreht ſich dann wieder, wenn man ihm genug Schwung-Kraft gegeben hat, von ſelbſt wieder an der Schnur herauf. — Etwas ſchwerer iſt es ſchon, das Rad am Faden herunterhangend, durch mäßiges, wiederhohltes Zucken ſich herauf winden zu laſſen. — Noch ſchwerer iſt es, das aufgewickelte Rad horizontal ſo geſchickt zu werfen, daß es, am Schnürchen ſich aufwickelnd, wieder in die Hand zurück kommt. — Virtuoſen in dieſem Spiele werfen es auch über die Hand und wieder zurück, dann wieder horizontal und diagonal, ohne daß das Rädchen einmahl ſtocken darf. Sie ſpielen mit der linken, und ſchreiben, mahlen und eſſen mit der rechten; ſie werfen es zugleich mit der einen Hand in einer horizontalen, und mit der linken in einer diagonalen Linie. Sie können es an einem 9 Ellen langen Faden vom dritten Stockwerke herunter, oder durch eine Suite von 3 Zimmern wiederkehren laſſen. Unglaublich, aber wahr! Noch giebt es Joujou-Spieler mit dem Munde, die das Schnürchen mit den vordern Zähnen halten, und durch auf- und niederbiegen des Kopfes dem Rade Schwung-Kraft geben. Ferner Joujou-Spieler mit den Füßen, die den Faden an der Schnalle befeſtigen. Wer ſeine Schuhe bindet, kann ihn ſonſt auf beliebige Art feſt machen.

Der größte Joujou-Spieler, den ich geſehen habe, ſtand auf einem hohen Tiſche, hatte an der Schuh-Schnalle des rechten Fußes, in jeder Hand und im Munde ein Joujou, und manoeuvrirte mit allen zum Erſtaunen der Zuſchauer. Das war warlich ein Blanchard unter den Joujou-Spielern.

Wer dieſes Spiel lernen will, und nicht etwan ein geborner Joujou-Spieler iſt, muß, ſo wie bey jeder Sache, 1) ſich anfangs etwas Mühe und Fleiß nicht verdrießen laſſen. 2) Man muß nicht vorher den Faden um das Rad wickeln. Allenfalls kann das der erſte Anfänger thun; aber wer nur einige Fortſchritte gemacht hat, der laſſe

laſſe das Rädchen ruhig hängen, zupfe dann, aber mäßig und gleichförmig, ja nicht ſtark und ungleich, und gebe dadurch dem Rädchen genugſame Schwung-Kraft, ſich herauf und in die Hand zu rollen; dies giebt das amuſante Schauſpiel des allmählichen Höherkommen des Rades, das man ſonſt faſt gar verliert. Nun kann man alle die oben beſchriebenen Manoeuvres, bey fortgeſetztem Fleiße und bey täglicher Uebung, in kurzer Zeit machen. 3) Der größte Kunſtgriff bey dieſem Spiele, — wenn man es, wie gewöhnlich, mit der Hand ſpielt; Virtuoſen im Spiele geben ſich ihre Regeln ſelbſt — beſteht darin, daß man bloß mit dem Mittel-Finger, an dem man die Schnur feſt macht, es ſpielt. Nicht die ganze Hand muß dem Rade die zurückſchnellende Kraft geben, — denn ſonſt fehlte das richtige Verhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung, — ſondern nur die Bewegung des Mittel-Fingers. 4) Endlich wiederhohle ich es, ſo wie man, ohne unausgeſetzte Uebung, nie Fertigkeit auf dem Claviere erhalten wird, ſo kann man auch, ohne tägliches Exerciren, nie Meiſter im Joujou-Spiel werden."

Das Kegel-Spiel, ein unter den mittlern und niedrigern Claſſen noch gewöhnliches Spiel, kann auf mehrere Arten geſpielt werden. Auſſer der in der Kegel-Bahn gewöhnlichen Art (ſ. im XXXVI Th., S. 699, fgg.) kann man auch auf einem freyen Platze die Kegel weit aus einander ſetzen, und aus einer beträchtlichen Entfernung mit der Kugel einen heraus zu werfen ſuchen, da denn jeder mit einem gewiſſen Gewinnſte bezahlt wird, ungefähr wie im à la Guerre auf dem Billard.

Vom Klettern, an der Stange, und am Maſt, an der Strick-Leiter, vom Leiter-Klettern, und vom Klettern am einfachen Seile, ſiehe im LXXI Th., S. 557, fgg.

Das Klinkholz- oder Kliſch-Spiel, wird, nach Hrn. Gutsmuths (*), im Holſteiniſchen auf vielerley Art geſpielt. Man ſetzt einen runden, 4 bis 5 Fuß langen, etwa 1½ Zoll im Durchmeſſer haltenden Stab in die Erde, nach einer Richtung, daß er mit der Erd-Oberfläche einen Winkel von 50 bis 60 Grad macht. Auf dieſen legt man oben einen ſogenannten Klink, oder eine Kliſch, ein Ding von Holz, etwa 4 Z. lang und etwas darüber, rund, von ſtarker Finger-Dicke, einen kleinen Zoll vom Ende halb eingeſägt, und von dem andern Ende ſchräg herab (diagonal), bis in den Grund des Sägen-Schnittes, weggeſchnitten. So hat die Klink oben einen Haken, womit ſie ſich, wenn ſie auf das obere Ende des vorerwähnten Stabes gelegt wird, an dem Rande deſſelben feſt hält. Siehe Fig. 4225, a, die Kliſch; b, das obere Ende des Stabes. Der Stab ſelbſt ſteht im Mittelpuncte eines beliebigen Zirkels, deſſen Radii 12 bis 24 Fuß halten, auch größer oder kleiner ſeyn können. Mit einem, 2 bis 2½ Fuß langen, daumendicken Stabe, ſchlägt A, der im Kreiſe ſteht, die Kliſch fort, die Uebrigen ſind auſſerhalb demſelben, ſuchen ſie zu fangen, doch ohne in den Kreis zu kommen, oder ſo nahe, als möglich, an das Centrum zurück zu ſchlagen, und zwar mit der bloßen Hand. Gelingt das Fangen, ſo iſt A ſeines Schlag-Amtes verluſtig; gelingt das Zurückſchlagen, ſo mißt er vom Mittelpuncte bis zur Stelle, wo der Klink liegt, z. B. 1, 2, 3 ꝛc. Ellen. Dieſe Ellen machen ſein Credit, und werden von den, beym Anfange für jeden Spieler feſtgeſetzten Debet, z. B. 40 Ellen, abgezogen. A, am Mittelpuncte, will ſein Debet je eher, je lieber ſolviren; ſeine Gegner draußen hindern ihn daran aus allen Kräften. Wird der Klink nicht gefangen, ehe er nie-

(*) Im angef. Werke von den Spielen, S. 209, fgg.

niederfällt, ſo fallen die Gegner des A darüber her, ſuchen es an das Centrum zu ſtoßen oder zu ſchlagen; Er aber wehrt dieſes ab, und ſucht es davon weg zu ſchlagen. Glückt das Eine oder das Andere, ſo bleibt es liegen, und von ſeiner Stelle mißt A ſeine Ellen. Man ſetzt gern eine gewiſſe Zahl Gänge, z. B. 6 oder 10 ꝛc. feſt; wer darin ſein Debet bezahlt, erhält den feſtgeſetzten Preis; braucht er aber mehr Gänge, ſo muß er allen Mitſpielern geben, was verabredet iſt. Auch wird es gewöhnlich zum Geſetz gemacht, daß der Schlag mit dem Stabe von unten herauf gehen muß; dadurch wird das Spiel für A ſchwieriger. Fängt aber A den Klink im Kreiſe mit der Hand, wenn die Andern ihn herein ſchlagen, ſo giebt ihm dies 8 bis 12 Ellen Credit. Kann er es in eben dem Falle mit ſeinem Stabe noch ein Mahl forttreiben: deſto beſſer. Schlägt er 3 Mahl fehl; d. h. thut er 3 Schläge, und bringt die Kliſch dadurch nicht aus dem Kreiſe, ſo kommt B an den Schlag, und ſo ferner.

Dieſes Spiel iſt auf mancherley Art für die Jugend vortheilhaft; es übt den Körper in tauſend ſchnellen Biegungen, Wendungen und Sprüngen; es erfordert raſche Thätigkeit der Sinne, und viel Beurtheilungs-Kraft in Rückſicht der Schläge, die auf das Stückchen Holz gethan werden ſollen, um es gerade dahin zu bringen, wo ſich kein Gegner befindet, und wo es daher ſeinen Schlägen nicht ausgeſetzt iſt.

Vom **Klopffechten** oder **Fauſtkampf**, ſiehe weiter unten **Ringen**.

Der **Kreiſel**, ein Spiel, bey welchem ein hölzerner kegelförmiger Körper auf ſeiner Spitze vermittelſt einer kurzen Peitſche herum getrieben wird, Fig. 4226, iſt ſelbſt für erwachſene Knaben ſehr unterhaltend, an

 ſich

ſich ſehr unſchuldig und für den Körper wohlthätig, denn es kann, je nach dem man will, wenig oder viel Bewegung veranlaſſen. Knaben müſſen nicht nur 2, 3 Kreiſel treiben, ſondern auch in jede Hand eine Peitſche nehmen, und beyde gebrauchen lernen. Da in dieſem Falle der Umſchwung (die Rotation) bey einem links, bey dem andern rechts iſt, ſo dürfen ſie beym Zuſchlagen nicht verwechſelt werden; denn bey einem einzigen Schlage gegen die Rotation, würde ſie ſogleich aufhören. — Der Brumm- (Heul- Hohl- oder Kugel-) Kreiſel (ſ. Th. XLVIII, S. 563, f.) c, Fig. 4226, beſteht aus einer hohlen Kugel, die an der Seite mit einem Loche, und unten mit einem etwa 3 Z. langen und runden Stabe, der ihm zum Fuße dient, verſehen iſt, und welche, wenn ſie vermittelſt einer Schnur zum Umlaufen gebracht wird, ein brummendes Getöſe macht, oder einen heulenden Laut verurſachet. Was die Art damit zu ſpielen betrifft, ſo wird von der unterſten Spitze des Fußes eine Schnur ſchraubenartig bis oben an den Kopf hinauf gewickelt, das noch übrige Ende durch das Seiten-Loch eines dazu gehörigen hölzernen Schlüſſels von innen nach auſſen durchgezogen, und dann der Fuß mit der Schnur durch den Schlüſſel geſteckt. Hält einer den Schlüſſel, und zieht ein Anderer die Schnur ſchnell durch das Seiten-Loch deſſelben, ſo kommt der Kreiſel in Umſchwung, welches er unter Geheul eine zeitlang fortſetzt. So lange er ſich bewegt, muß man in das Loch nicht mit den Finger greifen, ſonſt kann man Schaden nehmen. — Von ſonderlichem Gehalte iſt dieſes Spiel nicht; doch zur Beluſtigung nicht zu verachten. Starke Knaben nehmen die Schnur in die eine, den Schlüſſel in die andere Hand, und werfen den Kreiſel ohne Gehülfen ab. Daſſelbe läßt ſich noch leichter thun, wenn man die Schnur an einen feſt ſtehenden Gegenſtand knüpft, und bloß den Schlüſſel führt.

Kugel-

Kugel=Spiele. Hierher gehören:

a) Das Kugelſchlagen, oder Lauf=Spiel, eine urſprünglich franzöſiſche Erfindung, da man auf einem feſt geſchlagenen Boden Kugeln mit hölzernen Hammern ſo weit als möglich fortſchlägt, und ihnen geſchwinde nachläuft, um ſie bis an das Ende der Lauf-Bahn zu treiben; nach dem franzöſiſchen Ausdrucke Mail, das Mail=Spiel; und die dazu zugerichtete, mit Schranken eingefaßte, Bahn, die Mail= (Maille=) Bahn. Unter den Bewegungs=Spielen bleibt dieſes immer eins der angenehmſten und ungezwungenſten. Da es keine allzuſtarke Bewegung erfordert, ſo iſt es der Geſundheit zuträglich; und da man zu gleicher Zeit ſpielen, und in einer angenehmen Geſellſchaft ſich die Zeit mit Sprechen vertreiben kann, ſo verdient es auch in der Annehmlichkeit einen Vorzug. Da man ſich bey andern Spielen öfters zu ſehr abmatten muß, ſo hat man bey dieſer Uebung den Vortheil, daß man nicht mehr Bewegung dabey hat, als bey einem gewöhnlichen Spaziergange, und ſelbſt dieſe Bewegung, welche das hin und wieder treiben der Kugeln verurſachet, iſt gleichſam eine Univerſal=Medicin gegen Huſten, rauhen Hals und andere Uebel, denen man bey Veränderung der Jahrszeiten unterworfen iſt, zumahl wenn man nur mäßig und bey ſchönen Tagen ſpielt. Hierzu kommt noch, daß ein jedes Alter des menſchlichen Lebens hierzu aufgelegt iſt. Das männliche Alter hat hierin vor dem Jünglinge keinen Vorzug, und der Greis ſpielt es noch mit eben dem Vergnügen, mit welchem er es vor 40 Jahren als Jüngling ſpielte. Seine Schönheit beſteht gar nicht darin, ſo genannte grands coups zu machen; es iſt genug, wenn es nur zierlich geſpielt wird. Hierzu kommt noch Sicherheit und Stärke. Hat man es ſo weit gebracht, dieſe beyde Stücke zu beſitzen, ſo iſt man ein vollkommener Spieler.

Da dieſes Spiel eine ſo vorzüglich nützliche Leibes-Uebung iſt, ſo iſt es zu bedauern, daß daſſelbe, ſo wie das Ball-Spiel im Hauſe, faſt ganz, ſelbſt in vielen Gegenden von Frankreich, in Vergeſſenheit gerathen, abgekommen, und bey uns ſo gut als unbekannt iſt. So wie die großen Ball-Häuſer, die man in vielen Städten findet, jezt zu Wagen-Remiſen, und dgl. gebraucht werden, ſo dienen die Mail-Bahnen, als Promenaden nur noch einiger Maßen zu ihrem Zwecke, nähmlich zur Motion. Bey Pillnitz, im meißniſchen Kreiſe von Kur-Sachſen, iſt noch eine Mail-Bahn, die im Stande erhalten, und worin zuweilen geſpielt wird. Sie liegt neben dem kurfürſtlichen Garten, und beſteht aus zwey parallelen Kaſtanien-Alleen, die ſich bis an das Dorf Hoſtritz erſtrecken, wo ſie ſich durch eine halb zirkelförmige Wendung verbinden. Der Umfang beträgt etwan 2000 und etliche Schritte.

Die Haupt-Sache des Mail-Spieles beſteht darin, hölzerne Kugeln mit dazu gehörigen Schlägeln, an dem Boden nach gewiſſen Regeln bis zu einem Ziele zu treiben. Es iſt dabey auf drey Gegenſtände Rückſicht zu nehmen: 1. auf Inſtrumente und Ort; 2. auf das Verhalten der Spieler; 3. auf die conventionellen Regeln des Spieles.

Die Kugeln ſind aus Buchsbaum-Wurzeln gemacht; und diejenigen ſind die beſten, die aus heißen Gegenden kommen. Das Hauptſächlichſte zur Bildung dieſer Kugeln muß die Natur thun. Die Wurzeln des Baumes bilden hier und da in den Spalten und Höhlen der Felſen rundliche Knollen; dieſe geben den beſten Stoff dazu. Man trocknet ſie einige Zeit, dreht ſie zu vollkommenen Kugeln, und härtet ſie bis ſie die gehörige Feſtigkeit haben, den heftigſten Schlägen zu widerſtehen, ohne Beulen zu bekommen. Zu dieſem Ende werden ſie zuförderſt gekörnt, d. h. mit einem Hammer, deſſen Bahn gekörnt iſt, über und

über

über geklopft, bis ſie das Anſehen von geköpertem Zeuge oder von Chagrin haben (*), und dann fängt man an, ſie einzuſpielen, d. h. man ſchlägt ſie mit dem Schlägel auf einem Platze, der mit Fluß-Sande überdeckt iſt, anfangs mit kleinen, in der Folge verſtärkten Schlägen herum, und reibt ſie nach jedesmahligem Gebrauche mit Glas-Kraut (Parietaria). So werden ſie endlich hart. Die beſte Art, ſie auſſer dem Gebrauche zu verwahren, iſt in einem, mit ſchmutziger Wäſche angefüllten, Sacke. Eine ſolche Kugel muß ungefähr halb ſo ſchwer ſeyn, als die Maſſe, womit man ſie ſchlägt. Am gewöhnlichſten ſind die Maſſen 26 bis 28 Loth, und Kugeln von 10 bis 12 Loth. Dieſes Verhältniß ſucht man, ſo viel als möglich, beyzubehalten. Da aber das Holz nicht von gleicher ſpecifiſcher Schwere iſt, ſo entſtehen kleinere und größere Kugeln von gleichem Gewichte. Wenn der Wind günſtig, der Boden ſandig und unmerklich abhängig iſt, ſo nimmt der kluge Spieler größere Kugeln (Tabacans), um ſtärkere Schläge zu machen; bey naſſem Wetter, wenn der Boden das Rollen verhindert, nimmt er gern etwas leichtere; bey trocknem Wetter und ebenen Boden aber am liebſten kleine, doch von gehörigem Gewichte (des Voguets). Eine vollkommene Kugel muß, auſſer der gehörigen Schwere und Größe, noch eine Haupt-Eigenſchaft haben, ſie muß nähmlich in ihrem ganzen Umfange, d. i. in allen ihren Theilen bis zum Mittelpuncte, gleich ſchwer und nicht etwan auf einer Seite zu leicht ſeyn, denn ſie wird ſonſt ſchief rollen, hüpfen und ſpringen, und ihr Rollen nicht ſo lange fortſetzen. Aechte Mail-Spieler ſtudieren ihre Kugeln, ſie wiſſen genau, ob ſie durch

(*) Nach dem Ausdrucke in der Beſchreibung dieſes Spieles, in der *Academie univerſelle des Jeux*, à Paris, 1739. On les bat a grains d'orge.

durch einen Schlag auf die Seite, oder auf die Enden der Holz-Faſern weiter getrieben werden. So läßt ſich im menſchlichen Leben auf jede Kleinigkeit geſunder Menſchen-Verſtand und Nachdenken anwenden.

Ein Mail-Kugel-Händler aus der Provence brachte einſt einen großen Sack ſeiner Ware nach Aix, und ſeine Kugeln giengen reiſſend ab, das Stück zu 30 Sols. Nur eine wollte niemand, weil ſie ohne Anſehen war. *Bernard*, ein ſehr geſchickter Mail-Spieler, kaufte dieſe übergebliebene Kugel, doch wollte er nicht mehr als 15 Sols dafür geben; ſie wog 14 Loth 2 Quent, und war von gemeinem ſchlechten Holze, halb ſchwarzroth. Er ſpielte lange mit ihr, und ſpielte ſie dermaßen zu, daß, ſo oft er einen grand coup machen wollte, er ſich dieſer Kugel bediente, welche ihn auch niemahls täuſchte, ſondern allezeit das Spiel gewinnen machte. Von dem Nahmen ihres Herrn wurde ſie la Bernarde genannt, faſt wie auch bey den Römern die freygelaſſenen Sclaven den Nahmen ihrer Herren anzunehmen pflegten. Ihr nachfolgender Beſitzer, der Präſident *de Lamanon*, hatte öfters 100 Piſtolen dafür haben können, ſchlug aber allezeit das Geld aus. *Louis Brun*, einer der beſten Spieler in der Provence, welcher, dans un jeu uni, ohne Wind und ohne daß der Boden abhängig war, die Kugel auf 405 Schritt treiben konnte, wollte auch ein Mahl die Probe mit der berühmten Bernarde machen. Er ſpielte ſie, zu verſchiedenen Mahlen, mit noch 6 andern Kugeln von gleicher Schwere und Größe. Seine Schläge waren ſo abgemeſſen, daß dieſe 6 Kugeln beynahe neben einander, oder doch nur 1 bis 2 Schuh weit von einander lagen; die Bernarde aber fand man allemahl 50 Schritt weiter, als die andern 6 Kugeln, die er mit ihr zum Vergleichen ſchlug. Er ſagte darum auch ein Mahl zum Scherz: mit der Bernarde getrauete er ſich gegen den Teufel zu ſpielen. Das Beſondere dieſer Kugel war ohne Zweifel dieſes, daß ſie von der Oberfläche bis zu ihrem Mittelpuncte einerley Schwere hatte, da hingegen die andern, welche nicht ſo weit gehen, im Bezirke ungleich, und mithin auf der einen Seite ſchwerer, als auf der andern, ſind. Deswegen fuhren ſie im Laufe ein wenig auf die Seite, und die Ungleichheit ver-

verurſachete, daß ſie ſich nicht ſo oft umwenden, folglich auch nicht ſo weit gehen konnten, als die Bernarde. Dergleichen vollkommene Kugeln mögen ſehr ſelten ſeyn.

Zu jugendlichen Spielen ſind Kugeln von Buchsbaum-Holz ſchon hinreichend, da jene Wurzel-Auswüchſe bey uns ſchwer zu erhalten ſind. Läßt man beym Drechsler dergleichen von Buchsbaum-Holz verfertigen, ſo beſtelle man ſie zu 2¾ leipz. Zoll im Durchmeſſer, dann werden ſie etwa 11 Loth wiegen. Hr. Guthsmuths verſichert, ſogar nur Kugeln von Weißbüchen (eigentlich Hornbaum, Carpinus betulus) gebraucht, und ſie ziemlich brauchbar gefunden zu haben; doch halten dieſe nicht ſo lange ſtarke Schläge aus.

Der Schlägel (Mail), womit die Kugeln fortgetrieben werden, Fig. 4227, beſteht aus der Maſſe oder dem Kopfe a, und dem Stiele oder Hefte, a b. Die Maſſe iſt tonnenförmig gedreht, aus dem Holze der immergrünen Eiche. Beyde Enden ſind mit eiſernen Ringen beſchlagen, die doch aber nicht bis auf die Fläche der Bahn vortreten dürfen, damit das Eiſen nicht auf die Kugel treffe. Sie iſt anfangs nicht hart genug, und muß daher nach und nach ſo abgehärtet werden, wie vorhin die Kugeln; beſonders wird ſie hart durch anfangs kleine und in der Folge immer heftiger werdende Schläge. Genau durch die Mitte bekommt ſie ein Loch für den Stiel, der ſehr haltbar darin befeſtigt werden muß. Wo es keine immergrünen Eichen giebt, muß man dazu eine andere feſte Holz-Gattung, z. B. die obige ſogenannte Weißbüche, oder auch den wilden Birnbaum, wählen. Die Schwere der Maſſe iſt wenigſtens 20, gewöhnlich 26 bis 28 Loth, wenn die Kugel 10 bis 12 wiegt, Der Durchmeſſer ihrer beyden Bahnen iſt dem Durchmeſſer der Kugel ziemlich gleich. Die Wölbung ihres Bauches ſollte eigentlich gleich ſeyn einem Bogen,

deſſen Mittelpunct c in der untern Hand des Schlagenden liegt; doch iſt dieſe Genauigkeit ſo pünctlich nicht zu beobachten. Wichtiger iſt es, den Schlägel nach Verhältniß ſeiner körperlichen Größe zu wählen. Zu ſchwer und lang, faſſet man gern den Boden; zu kurz und leicht, nimmt man die Kugel gern bey den Händen, d. i. faſſet ſie nur oberhalb etwas. Man muß bey dem einmahl angenommenen Verhältniſſe bleiben. Der Stiel wird in Frankreich von Stech-Palmen-Holz (Ilex aquifolium) genommen, denn er muß äuſſerſt zähe und recht biegſam ſeyn. Bey uns können junge, recht gerade Stämmchen vom Weißdorn (Crataegus Oxyacantha) recht gut die Stelle des Stech-Palmen-Holzes in denen Gegenden, wo dieſes nicht wächſt, vertreten. Eine größere Biegſamkeit erhalten ſie dadurch, wenn man ſie im Safte abſchneidet, und über Feuer ſo ſtark erhitzt, bis die ſchwarz werdende Schale zerſpringt. Noch beſſer ſind dergleichen Stämmchen von Taxus, aber nur ſchwer zu haben. Der Stiel läuft vom obern, noch keinen leipz. Zoll ſtarken Ende verjüngt fort bis in das Loch der Maſſe. Seine Länge macht man in Provence und Languedok der Hüfte des Spielers gleich. In Paris aber, und am Hofe, hatte man ſie bis zur Achſel-Grube, und fand, daß man mit dieſen die ſtärkſten Schläge machen könne; aber Anfänger können mit dieſer Länge nicht fertig werden, und müſſen ſich erſt nach und nach daran gewöhnen. Ueberhaupt müſſen junge, noch nicht ausgewachſene Perſonen Kugeln und Schlägel nach ihren Kräften abmeſſen.

Die Mail-Bahn iſt 3, 4 und mehrere Hundert Schritte lang, beſteht aus recht ebenem, zubereiteten Boden mit Abzügen für das Waſſer, und iſt an den Seiten, wie eine Allee, mit Bäumen beſetzt, u. ſ. w. An jedem Ende der Bahn ſteht ein kleiner eiſerner Bogen (la Paſſe oder l'Archet), durch welchen die Kugel

gel am Ende der Partie paſſiren muß. Bey uns gehören die Mail-Bahnen zu den Seltenheiten; doch findet man leicht bey jedem Orte Alleen und Plätze, wenigſtens ganz ebene Wieſen, wo man das Mail treiben kann. Eine krumm gebogene Ruthe, die mit beyden Enden in den Boden geſteckt wird, vertritt die Stelle des eiſernen Bogens hinlänglich.

Was das Verhalten des Spielers betrifft, ſo hat derſelbe die Kugel vor ſeinen Füßen liegen, und ſoll ſie mit dem Schlägel (Mail) nach einer beſtimmten Richtung mit möglichſter Kraft fortſchlagen. Hierzu iſt eine regelmäßige Stellung nothwendig, die ich hier angeben will, weil man ſich ſonſt ſehr oft ganz links dabey benimmt. Der Körper iſt etwas vorwärts geneigt, weder zu gerade noch zu krumm. Zum Ausholen des Schlages dreht er ſich im Kreuz nach der Rechten zu etwas aufwärts, und beym Schlage eben ſo zurück zur Linken. Hierdurch bekommt der Mail einen größern Schwung, und mithin mehr Gewalt. Man nennt dieſes mit dem Kreuze ſpielen (jouer de reins). Dieſes Drehen muß mit voller Gewißheit geſchehen, d. h. man darf ſich dabey weder zu ſehr vorwärts noch rückwärts neigen, weil ſonſt die Kugel verfehlt wird. Mit ſteifem Rücken zu ſchlagen, ſieht ſchlecht aus, und läßt nie ſo viel Gewalt zu. Die Füße dürfen weder zu nahe noch zu entfernt von der Kugel ſtehen. Der linke ſteht ihr mit der Ferſe gerade gegenüber; beyde ſind etwas von einander geſpreitet, und der rechte iſt etwas rückwärts gezogen, um dem Schlägel freyes Spiel zu laſſen. Die Knie müſſen in der anfänglichen, doch nicht ſteifen Stellung bleiben, nach welcher das Auge den Schlag abmaß. Auf die Haltung des Mail kommt vorzüglich viel an. Die Hände dürfen beym Feſthalten des Stieles weder zu nahe noch zu entfernt von einander ſeyn. Zu oberſt faßt die linke Hand ſo an, daß ihr Daumen vorn auf

dem

dem Stiele gerade herabliegt, und auf die Mitte der Maſſe hinweiſet. Die Rechte liegt tiefer, ihr Daumen weder ganz oben, noch ganz an der Seite des Stieles, ſondern mitten inne, und zwar etwas ſchräg, ſo daß er auf die Bahn der Maſſe, womit man die Kugel ſchlägt, hinzielt. Nur mit dieſen Handgriffen iſt es am ſicherſten, die Kugel nicht zu verfehlen. Man muß vor dem Schlage nicht lange mit dem Schlägel meſſen oder zielen, ſondern ihn ein einziges Mahl nur der Kugel nähern, dann die Maſſe etwan bis zur Höhe der Schulter heben und zuſchlagen. Sie weniger zu heben, giebt zu wenig Kraft. Zum Commentar dieſer Vorſchriften muß man den Schlägel und die Kugel ſelbſt nehmen. Es giebt eine Menge Perſonen, welche jedes Inſtrument, das in beyden Händen geführt wird, ſo faſſen, daß die linke Hand vorgreift. Dieſe müſſen von dem meiſten obigen das Gegentheil thun. Vollkommne Spieler verbinden Sicherheit mit großer Stärke des Schlages. Der oben erwähnte *Bernard* machte ſich durch ſein Spiel berühmt; er ſchlug die Kugel auf ebener Bahn, ohne Hülfe des Windes und des Abhanges bis auf 405 Schritt in beſtimmter Richtung. Auf einer bloßen Wieſe iſt dieſes unerreichbar. Anfänger dürfen nicht gleich ſtark ſchlagen und die Kugel gleich ſo weit forttreiben wollen, als Geübte. Nur durch kleine Schläge erwirbt man nach und nach Sicherheit der Fauſt und Stellung; die Stärke des Schlages folgt dann bald von ſelbſt.

Kommt man an das Ende der Mail-Bahn, ſo muß man ſeine Kugel durch den oben erwähnten eiſernen Bogen treiben. Hierzu nimmt man eine eigene, eiſerne Kugel (Boule de Paſſe), die man zum Paſſieren auf die Stelle der ſeinigen ſetzt. Das Paſſieren geſchieht mit einem beſondern Inſtrumente, welches die Geſtalt einer ganz kleinen Schaufel mit einem langen

Stiele hat. Sein ſchaufelförmiger Theil iſt nur ſo groß, daß man die Kugel bequem damit fortſchleudern kann; es wird la Léve genannt, und gewiſſe Bediente der öffentlichen Mail=Bahnen hatten davon den Nahmen Portes-Léves. Auſſer dergleichen Bahnen gebraucht man ſehr häufig den Stiel des Schlägels ſelbſt dazu, der deshalb an ſeinem obern Ende keil= oder meißelförmig geſchnitten iſt; auch braucht man keine beſondere Paſſier=Kugel, ſondern kann ſeine gewöhnliche dazu nehmen.

Einrichtung des Spieles ſelbſt. Die Geſetze des regulirten Mail bey öffentlichen Mail = Bahnen ſind ſehr zahlreich, und paſſen größtentheils nur für das Spiel in beſter Form (*); da ich es aber hier nur mit der Jugend zu thun habe, die das Spiel bloß zur körperlichen Erhohlung und Uebung anwendet, ſo werde ich nur dasjenige, was für dieſelbe brauchbar iſt, anführen.

Es giebt vier Arten, Mail zu ſpielen. 1) Au Rouët, ohne Partien. Hierbey ſteht jeder Spieler nur für ſeine Perſon, und jeder kann nur für ſich gewinnen. Die Kugeln werden an den Anfang der angenommenen Bahn gelegt, und jeder Spieler ſchlägt, wenn die verloſete Reihe an ihn kommt, ſeine Kugel fort, jeder zählt ſeine Schläge, und derjenige, welcher mit den wenigſten am Ende der Bahn die Kugel durch den Bogen bringt, hat gewonnen. Iſt die Partie auf dieſe Art geendigt, ſo kann man gleich wieder zurück ſpielen bis zu dem Bogen, der im Anfange der Bahn iſt.

2) En

(*) Man findet dieſelben unter andern auch in der Kunſt die Welt erlaubt mitzunehmen in den verſchiedenen Arten der Spiele ꝛc. 2 Th. (Wien und Nürnb. 1756, gr. 8.) S. 18 — 38.

2) En Partie, mit Partien. Die Geſellſchaft theilt ſich hierbey in zwey Partien, und jeder Spieler arbeitet für den Gewinn derjenigen, zu welcher er gehört. Iſt aber die Zahl ungleich, ſo kann einer die Stelle von zwey Perſonen vertreten, indem man ihn zwey Kugeln, ſtatt einer, ſpielen läßt. Jeder Spieler zählt ſeine Schläge; und diejenige Partie, welche ihre ſämmtlichen Kugeln mit den wenigſten Schlägen durch den Bogen bringt, hat gewonnen.

Bey beyden Arten kann man auch eine beſtimmte Anzahl von Schlägen feſtſetzen, mit welchen jeder ſeine Kugel bis vor den Bogen bringen, d. h. zum Durchgange (en paſſe) ſtellen ſoll. Auf ordentlichen Bahnen ſetzt man ſich gewöhnlich mit 3 bis 4 Schläge zum Durchgange; im Freyen muß man ſich nach der Länge der angenommenen Bahn, und nach den Kräften der jungen Spieler richten. Derjenige, welcher ſeine Kugel dann nicht mit den beſtimmten Schlägen ſo weit bringt, iſt ab; derjenige aber, welcher ſie in wenigern Schlägen (en paſſe) bringt, muß ſie wieder eine beſtimmte Zahl von Schritten, 30, 40, 50 zurück tragen, und ſie von da noch ein Mahl ſchlagen. Folgende Geſetze kann man bey den Spiel-Arten überall annehmen. 1. Man kann ſeine Kugel zurecht legen, wenn ſie zum Schlage nicht bequem liegt; man nimmt ſie daher gern aus Höhlungen, die den Schlag hindern, und legt ſie auf eine höhere Stelle, nur darf man ſie weder vor- noch rückwärts legen. 2. Wer im Schlagen ſeine Kugel verfehlt (qui fait une pirouette), verliert einen Schlag, denn er muß auch dieſen Fehlſchlag mitzählen, und das ſo oft als es immer geſchehen mag. 3. Zerbricht der Schlägel, oder reißt ſich die Maſſe vom Stiele los, ſo wird der Schlag nicht mitgezählt, wenn das abgebrochene Stück noch hinter der Kugel liegt; liegt es aber vor der Kugel, ſo wird der Schlag gezählt. 4. Jeder, wer zuerſt zum

Durchgange kommt, (der Bogen ſteht auf einer Stein-Platte, und es heißt: man ſey en paſſe, wenn die Kugel bis zu dem Steine getrieben iſt; im Freyen muß man vor dem Bogen einen Quer-Strich ziehen, weil kein Stein da iſt,) kann ſeine Kugel durchtreiben, ohne erſt auf diejenigen, welche noch nicht ſo weit ſind, zu warten. 5. Zum Durchtreiben wird beym regulirten Mail zwar die Schaufel (la Léve), oder der Stiel des Mail gebraucht, und derjenige, deſſen lezter Schlag die Kugel zufällig durch den Bogen jagte, muß ſie wieder auf die Stelle des lezten Schlages zurück tragen, und nochmahls ſchlagen; allein da alle dergleichen Sachen ſehr willkürlich ſind, ſo kann man auch ohne Léve ſpielen, und die Kugel mit dem Schlägel durchtreiben. Zur Uebung des Augen-Maßes iſt dieſes noch viel vortheilhafter. 6. Liegt einem beym Paſſieren die Kugel eines Neben-Mannes auf irgend eine Art im Wege, ſo darf man ſie nicht wegnehmen, ſondern muß ſehen wie man fertig wird. 7. Iſt die Kugel ein Mahl durch den Bogen gelaufen, ſo wird ſie für paſſiert angeſehen, und wenn ſie auch durch Zufall wieder zurück liefe. 8. Stößt man beym Paſſieren auf die noch nicht paſſierte Kugel eines Andern, und treibt ſie durch, ſo wird auch dieſe für richtig paſſiert angeſehen. 9. Steht die Kugel ſchräg vor dem Bogen, ſo darf man ſie nicht mit der Léve drehend herum lenken, ſondern muß gerade damit fortſtoßen, ſonſt verliert man. 10. Verfehlt der Spieler die Kugel mit der Léve, ſo verliert er einen Schlag.

3) Aux grands coups, mit ſtarken Schlägen. Hierbey kommt es bloß darauf an, wer ſeine Kugel mit einem einzigen Schlage, oder mit einer vorher ausgemachten Zahl von Schlägen, am weiteſten bringt. Der ſchwächere Spieler läßt ſich hierbey etwas vorgeben, es ſey nach Schritten, oder nach der Entfernung der Bäume. Gewöhnlich ſpielen nur zwey. Stößt

die Kugel des zweyten Schlägers an die ſchon fortgeſchlagene des erſten, ſo hat jene gewonnen, und wenn ſie auch hinter dieſer liegen bliebe.

4) A la Chicane, ſpielt man auf freyem Felde, in Alleen, oder auf dem Wege überall, wo man jemand antrifft, und iſt gezwungen die Kugel zu nehmen wie ſie liegt, ohne ihre Lage verbeſſern zu dürfen. Zum Ziel wird ein Baum, oder irgend ein Paß zwiſchen zwey Bäumen, Gebüſchen ꝛc. feſtgeſetzt. Wer mit den wenigſten Schlägen bis dahin gelangt, oder, bey gleicher Zahl von Schlägen, die Kugel am weiteſten hinaus bringt, hat gewonnen.

Dieſes ſind die 4 gewöhnliche Arten des franzöſiſchen Mail. Jede Spiel-Geſellſchaft wird ſich leicht ſelbſt beliebige Geſetze geben können; ich habe daher vieles übergangen, was bloß conventionell iſt.

In Frankreich iſt dieſes Spiel ſehr lange Zeit gar ungemein geſchätzt geweſen. Wann es entſtanden ſey, iſt noch unbekannt; aber es iſt alt, obgleich nicht den Galliern bekannt. Karl V. verboth es, weil man zu ſehr Hazard-Spiel daraus machte. Unter Ludwig XIV. war es das Spiel großer Herren. Der König ſpielte es, ſo wie ganz Paris. Beſonders gewöhnlich war es in Provence und Languedoc. Man fand überall öffentliche Spiel-Bahnen mit einem Maitre und ſeinen Commis. Der König hatte ſeinen ordentlichen Porte-Mail, der ihm die Inſtrumente herbey trug, und wer weis was noch für andere Bediente des Spieles. Weichlichkeit, Mode, ſo wie Karten und Würfel, verdrängten dieſes ſehr geſunde Spiel, doch wird es noch immer ziemlich häufig in Frankreich getrieben.

Es empfiehlt ſich, bereits erwähnter Maßen, durch die mannigfaltige Bewegung, die es dem Körper im Freyen gewährt. Der Grad dieſer Bewegung hängt ganz von den Spielern ab; man kann langſam und geſchwinde ſpielen. Selbſt mitten im Winter, wenn der Boden ſchneefrey iſt, kann man es anwenden. In Frankreich hielt man es daher für ein der Geſundheit ſehr zuträgliches Spiel, und empfahl es, gegen alle Arten von Rheuma-

tismus, als ſehr wirkſam. Es übt überdem Hand, Arm und Augen-Maß ungemein, erfordert eine genaue Richtung der Kraft, und ſichere feſte Haltung des Körpers bey aller Kraft-Aeuſſerung, und iſt dabey ganz unſchuldig, indem es auch ohne allen Gewinnſt unterhaltend iſt. Es iſt daher Großen und Kleinen zu empfehlen; aber die Karten! die Karten ſind ſo bequem! —

b) Das ſchottiſche Mail, oder Golf (Goff). Die angenehmſte Sommer-Beluſtigung der Schottländer, iſt ein Spiel mit Schlägeln (clubs) und Bällen. Der Schlägel iſt kegelförmig, und endigt ſich in den Theil, welcher den Ball ſchlägt. Dieſe Stelle iſt von Horn, und mit Bley ausgegoſſen. Doch ſind die Schlägel hierin bey guten Spielern von ſechſerley Arten, nähmlich: der gewöhnliche Schlägel, wird gebraucht, wenn der Ball auf einem guten, bequemen Boden liegt; der Schraper (Scraper), und halbe Schraper, in langem Graſe; der Löffel, in einer Höhlung; der ſchwere eiſerne Schlägel, zwiſchen Steinen und Koth; und der leichte eiſerne Schlägel, auf ſandigem Boden. Der Ball iſt beträchtlich kleiner, als der beym Thorball, oder engliſchen Cricket, aber viel härter, von Roß-Leder auf eine beſondere Art mit Federn ausgeſtopft und geſotten.

Die Spiel-Bahn kann zirkelrund, dreyeckig, oder ein Halb-Zirkel, ſeyn. Die Zahl der Löcher iſt nicht beſtimmt; dies hängt ſtets von der Länge der Spiel-Bahn ab. Die Entfernung eines Loches vom andern, iſt allgemein $\frac{1}{2}$ Viertel-Stunde ($\frac{1}{4}$ engl. Meile). Hier iſt das Spiel jedes Mahl geendigt; und diejenige Partie, welche ihren Ball in den wenigſten Schlägen hinein bringt, hat gewonnen. Es können 2 bis 8, und mehr Perſonen zuſammen ſpielen, aber unter 4 Perſonen iſt es am angenehmſten, weil alle Verwirrungen, die bey 6, 8, 10 oder 12 Spielern Statt findet, wegfällt. Ein unebener Boden erfordert mehr Genauigkeit und Sach-Kenntniß des Spielers, und

um zu lernen, giebt man ihm dabey den Vorzug. Leichte Bälle ſind gewöhnlich, wenn man mit dem Winde, und ſchwerere, wenn man gegen den Wind ſpielt. Bey dem Anfange des Spieles kann der Spieler ſeinen Ball auf eine beliebige Erhöhung legen, um deſto bequemer ſchlagen zu können; in der Folge aber iſt es nicht erlaubt. Man thut es vermittelſt etwas Sandes oder Lehmes. Der Ball, mit welchem man die Partie anfängt, darf nicht umgetauſcht werden, bis er das nächſte Loch erreicht hat, wenn er auch berſten ſollte. Wenn ein Ball verloren wird, ſo iſt auch das Loch für die Partie verloren. Wenn ein Ball zufälliger Weiſe aufgehalten wird, ſo kann der Spieler ſeinen Schlag noch ein Mahl thun. Geſetzt, es ſpielten 4 Perſonen, A und B gegen C und D, jede Partie hat ihren Ball, und ſpielt folgender Maßen. A ſchlägt zuerſt, nach ihm C, aber dieſer treibt den Ball vielleicht nicht halb ſo weit, als A; in dieſem Falle ſchlägt D, ſein Gehülfe, zunächſt, und das heißt: Eins mehr (one more), um den Ball ſo weit fortzubringen, als die Gegner, oder ſo viel weiter, als möglich. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſchlägt B den Ball des A; dies heißt: ins Gleiche ſchlagen (the like), nähmlich mit den Schlägen der Gegner. Wenn aber C und D wegen übler Lage ihres Balles, durch den Schlag Eins mehr den Ball nicht ſo weit bringen können, als der erſt ein Mahl geſchlagene Ball ihrer Gegner, ſo ſchlagen ſie wechſelſeitig weiter, bis ihr Ball mit dem Balle des A gleich iſt, und dann erſt kommt B zum Schlage. In dem Falle zählt man Eins zu zwey, Eins zu drey, u. ſ. w. Liegen die Bälle gleich, oder ziemlich gleich, ſo ſchlagen die Partien abwechſelnd.

Vorſtehende Beſchreibung iſt aus dem Engliſchen überſetzt; ſie iſt ſehr unvollſtändig, aber man wird, nach Hrn. Gutsmuths Anweiſung, für die Jugend

ſehr leicht ein gut bewegendes Spiel daraus machen können, wenn es auch nicht ganz regelrecht ſchottiſch iſt. Der dazu gehörige Schlägel beſteht, wie bey dem Mail, aus zwey Theilen; ja man kann geradezu einen ſolchen Maillet dazu nehmen. Genauer genommen, iſt der Stiel etwan 3 bis 4 Fuß lang, und ſteckt ſenkrecht in einem abgekürzten Kegel von feſtem Holze. Die abgeſtumpfte Spitze iſt von Horn, und mit Bley ausgegoſſen. Die Schläge werden gezählt; und es kommt darauf an, mit wenigern Schlägen das nächſte Loch zu erreichen, als die Gegner. Da dieſes Spiel ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Mail hat, ſo verdient es alle Empfehlung.

c) **Das große Kugel-Spiel,** Jeu de boules, Die Zuſammenſetzung dieſes Spieles iſt von der Zuſammenſetzung des Scheiben-Spieles, welches ich weiter unten beſchreiben werde, gar nicht unterſchieden, ſein Gewand aber iſt auf eine vortheilhafte Art verändert, denn an ſtatt der Scheiben werden hier Kugeln gebraucht. Der Gang des Spieles iſt wie bey dem Scheiben-Spiele; in Anſehung des Materiales aber, und der dadurch verurſachten Veränderungen, iſt Folgendes zu bemerken. Die Kugeln ſind von hartem Holze, 3 bis 4 Zoll und darüber im Durchmeſſer. Da die Perſonen nicht immer einzeln, oder nur in 2, ſondern auch in drey oder vier Partien, jede zu 2, 3, 4 Perſonen getheilt, ſpielen, ſo ſind zu einem recht vollſtändigen Spiele 4 halbe oder ganze Dutzend Kugeln nöthig, jedes von anderer Farbe, um die abgeworfenen Kugeln der verſchiedenen Partien ſchnell unterſcheiden zu können. Allein, auch ſchon mit 8 bis 12 nicht bemahlten, ſondern bloß bezifferten Kugeln können 4 bis 6 Perſonen vollkommen unterhaltend ſpielen. Zum Ziel wird eine kleinere Kugel gebraucht, ſo wie bey dem Scheiben-Spiele eine kleinere Scheibe. Bey dem Abwerfen der Kugeln nach

dieſem Ziele iſt es nicht gleichgültig, ob ſie vorwärts, rückwärts, oder gar nicht in Umſchwung (Rotation) kommen. Legt man ſie auf die Hand, ſo daß ſie beym Abwerfen über die Fläche derſelben und der Finger-Spitzen hinaus rollen, ſo rollen ſie auch, nach dem Niederfallen am Boden, weiter; wirft man ſie durch einen gewiſſen Handgriff, den Jeder leicht findet, ohne alles Umrollen fort, ſo werden ſie am Boden immer noch beträchtlich fortlaufen. Anfänger müſſen demnach dieſes Fortrollen berechnen, oder vermeiden lernen. Jenes geſchieht durch öftere Beobachtung; dieſes dadurch, daß man beym Abwerfen die Kugel unter der Hand hat, und ſie folglich von oben faßt; dann erhält ſie eine Rotation, die ihrer Bewegung entgegen wirkt, und ihr Fortrollen am Boden faſt ganz verhindert. Es ergiebt ſich nun von ſelbſt, daß die Kugeln in einem Bogen durch die Luft, nicht an der Erde weg, geworfen werden müſſen.

Den bequemſten Spiel-Raum gewährt ein freyer Sand-Platz; hier rollen die Kugeln wenig oder gar nicht; den Uebungsvolleſten eine ebene Wieſe, denn hier muß das Rollen mit in Rechnung gebracht oder vermieden werden. Aber auch jeder beſchränkte Platz iſt brauchbar, wenn man wenigſtens 20 Schritte frey hat.

Durch die Kugeln iſt der Maßſtab dieſes Spieles viel größer, als der Maßſtab des Scheiben-Spieles; die abzuwerfenden Körper ſind ſchwerer, die Entfernung größer, und dadurch wird der damit verbundene Spaziergang beträchtlicher; denn da von dem lezten Gewinner das Ziel bey jedem Gange von neuem 10, 16 bis 20 Schritt weit ausgeworfen wird, ſo ſpielt man ſich unvermerkt einige Hundert Schritte auf dem Platze herum. Das Abwerfen der Kugeln erfordert ein genaues Abwiegen der Kraft des Armes, gehörige Schätzung der Schwere gegen die Entfernung des

Wur-

Wurfes. Bliebe der Spiel-Platz immer derſelbe, ſo würden ſeine Eigenheiten bald bekannt ſeyn; aber er ändert ſich bey jedem neuen Gange, immer erſcheinen andere Vertiefungen, Erhöhungen und Abdachungen. Dieſe muß das Auge ausſpähen, und ſie werden ein Gegenſtand der Beurtheilung. Hierzu geſellt ſich endlich noch das ſtete Abmeſſen der Kugel-Entfernungen. Dieſes alles macht das Spiel kunſtvoll, nützlich und intereſſant, ſo wie es durch Zufall, der die Kugeln bald ſo, bald ſo, jagt, ungemein unterhaltend wird. Es verdient daher eine recht allgemeine Aufnahme bey jungen und erwachſenen Perſonen. Bey Franzoſen iſt es unter dem oben angeführten Nahmen, ſo wie auch unter der Benennung des la Bauche bekannt. Bey den Italiänern heißt es il Guoco delle Pallotole, und wird von 4 bis 6 Perſonen geſpielt, die ſich in 2 Partien theilen. Die Kugeln haben wohl 6 Zoll im Durchmeſſer, und ſind auf der einen Seite mit Bley ausgegoſſen, um ſie ſtäter zu machen. Die Points zählt man bis 21; und wenn die eine Partie noch nicht 11 hat, indem die andere ſchon 21 hat, ſo hat ſie das Spiel doppelt verloren.

Das ſchottiſche Ourling, iſt im Grunde wohl daſſelbe Spiel, nur in anderer Form. Man ſpielt es auf dem Eiſe mit 40 bis 50 Pfund ſchweren, halbkugelförmigen Steinen, die oben mit einem hölzernen oder eiſernen Handgriffe verſehen ſind. Vermittelſt derſelben ſchleudert man ſie auf der Oberfläche des Eiſes nach einem Ziele fort. Jeder Spieler ſucht den ſeinigen ſo nahe als möglich daran zu bringen, und die Steine ſeiner Mitſpieler davon wegzuprellen (*).

d) Das kleine Kugel-Spiel, e, Fig. 4226. Dieſes Spiel hat für Knaben viel Intereſſe, daher findet man es überall im Gange. Da es ſowohl im

(*) Pennant Reiſen, Th. 1, S. 206.

Hauſe, als auch im Freyen getrieben werden kann, mäßige Bewegung giebt, und das Augen-Maß übt, ſo verdient es hier mit angeführt zu werden. Die dazu gehörigen Kugeln werden entweder von einer ſchlechten Art Marmor oder Alabaſter auf beſonders dazu eingerichteten Mühlen verfertigt oder gemahlen, und **Marmel, Marrel, Mermel, Murmel** oder **Murmer**, genannt, oder auch nur von Thon-Erde im Töpfer-Ofen gebrannt, heißen Schnell-Kugeln, Schnell-Kügelchen, Schöſſer, Schuſſer, Klicker, Knicker, Knipp-Kugeln, oder Knipp-Käulchen, und haben einen kleinen Zoll im Durchmeſſer. Von Verfertigung dieſer Spiel-Kugeln habe ich im LIV Th., S. 642, fgg. gehandelt. Man kann damit ſpielen, wie beym obigen Kugel- oder dem in der Folge beſchriebenen Scheiben-Spiele, indem man eine von dergleichen Kugeln zum Ziel nimmt. Gewöhnlich aber ſpielt man auf mancherley Art, um die Kugeln ſelbſt. Man macht ein Loch, einer Fauſt groß, in den Boden, welcher ziemlich eben und feſt ſeyn muß. Der Spieler können 2, 3, 4 und mehrere, ſeyn. 3 bis 4 Schritt von dem Loche iſt die Stelle, von da aus die Kugeln nach dem Loche geworfen werden. Hier ſtellt ſich ein Spieler nach dem andern hin, und wirft die beſtimmte Anzahl Kugeln ab. Wie groß dieſe ſeyn ſoll, wird allemahl unter den Spielern ausgemacht; man kann daher nur mit einer oder zwey Kugeln werfen, aber auch dieſe Zahl immer fort vermehren, bis man nicht mehr in die Hand faſſen kann; man wirft daher oft mit 6, 12, 24 und mehr Kugeln auf ein Mahl nach dem Loche. Jeder ſucht gleich recht viel dahin zu bringen, denn nach der Zahl derſelben richtet ſich in der Folge die Ordnung der Spieler. Hat nun jeder Spieler geworfen, ſo kommt es jezt noch darauf an, diejenigen Kugeln, welche ſich rings um das Loch her verlaufen haben, ebenfalls hinein

ein zu ſpielen. Derjenige, welcher die meiſten Kugeln im Loche hat, macht damit den Anfang. Er ſtößt mit dem krumm gebogenen Zeige-Finger eine Kugel nach der andern in das Loch, und es ſteht ihm dabey frey, welche er nehmen will; gemeiniglich wählt man diejenigen, welche dem Loche die nächſten ſind. Aber er darf jeder Kugel nur einen einzigen Stoß geben. So lange er mit ſolchen einzelnen Stößen, Kugeln in das Loch rollt, kann er immer weiter in dieſer Art fortfahren; mißlingt es aber bey irgend einer, ſo folgt ein anderer Spieler, nähmlich derjenige, welcher nach ihm die meiſten Kugeln in das Loch warf. Auf dieſe Art ſpielt man in der Reihe fort. Derjenige, welcher die lezte Kugel in das Loch bringt, hat ſie alle gewonnen. Darauf geht das Spiel von neuem an, wie oben, und der Gewinner kommt zuerſt zum Wurfe.

Bey dem Fortſtoßen mit dem Zeige-Finger gilt dieſes Geſetz: Wenn man zu einer Kugel kommt, die man nicht wohl in das Loch bringen kann, ſo muß man ſie doch wenigſtens demſelben näher bringen, und darf ſie nicht mit Fleiß weit darüber hinaus ſtoßen. Beſonders gilt dieſes bey der lezten Kugel, auf welche alles ankommt.

Es können Knaben noch auf andere Art damit ſpielen. Sie ſetzen die Kugeln in eine Reihe, einer ſo viel als der andere. Dann tritt einer nach dem andern 5 bis 8 Schritt vor dieſer Fronte, und rollt eine Kugel nach derſelben hin. Jedes Stück, das er dadurch aus der Reihe ſtößt, gehört ihm. — Oder: A ſetzt ſich aus, d. i. rollt ſeine Kugel ab, B rollt die ſeinige nach ihr, C rollt nach der Kugel des A oder B. D nimmt mit ſeiner Kugel A B C auf das Spiel, u. ſ. w. Wer des Andern Kugel trifft, erhält jedes Mahl von ihm eine als Gewinn.

Die griechiſchen Knaben hatten ein Nuß-Spiel, welches Ωμιλλα hieß. Sie beſchrieben an dem Boden einen klei-

kleinen Kreis, ſtellten ſich in einige Entfernung, und warfen mit Nüſſen darnach. Derjenige, deſſen Nuß im Kreiſe liegen blieb, erhielt die übrigen ſeiner Mit=Spieler, die ſich daraus verlaufen hatten (*). Dieſes Spiel kann nicht nur mit Nüſſen, ſondern auch mit den oben beſchriebenen Kugeln nachgemacht werden. Ein Kreis mit Kreide iſt bald gemacht. Jeder Mitſpieler wirft eine Kugel nach demſelben. Bleibt von allen nur eine darin liegen, ſo gewinnt ihr Beſitzer alle verlaufenen. Haben zwey Spieler, a und b, jeder Eine hineingebracht, ſo müſſen ſie ſtechen, d. h. ſie müſſen jeder noch eine abwerfen. Bringt dann nur Einer ſeine zweyte Kugel hinein, ſo gewinnt er alle übrigen; bringen aber Beyde die Kugeln wieder in den Kreis, ſo muß von neuem geſtochen werden. Will man aber dieſes öftere Stechen vermeiden, ſo gebe man dem Kreiſe einen Mittelpunct, und laſſe jedes Mahl die Kugel, welche ihm am nächſten liegt, gewinnen. Iſt gar keine Kugel im Kreiſe liegen geblieben, ſo gewinnt diejenige, die demſelben nur am nächſten iſt.

e) Das Billard; ſiehe oben, S. 687.

f) Das Kugelwerfen, Eisboßeln, plattd. Ihsboßeln, Klootſcheten. In den nördlichen Marſch=Gegenden Deutſchlandes, an den Ufern der Nord= und Oſt=See, hat unſre Nation ein Kampf=Spiel, welches im Winter, wenn Gräben und Moräſte feſt gefroren ſind, von Jung und Alt, ja öfters ſelbſt von ganzen Dorfſchaften geſpielt, und durch fröhliche Trink=Gelage gefeyert wird. Es verbreitet dort mehr Leben unter den Menſchen, weckt den Unternehmungs=Geiſt, und macht die Stärke des Armes und der Hand ſchätzbarer, als in ſolchen Gegenden, wo man dieſes Spiel nicht kennt. Es ſetzt eine ziemlich ebene Fläche voraus, und verlangt zum Materiale nichts, als Kugeln von hartem Holze, 6 bis 32 Loth ſchwer, welche durchlöchert und mit Bley ausgegoſſen ſind.

(*) *Jul. Caeſ. Bulengerus* de ludis veterum, in *Gronovii* Theſauro, To. VII. p. 920.

ſind. Die Spielenden formiren zwey Partien, und ſtellen Mann gegen Mann. Man ſetzt den Anfang und das Ende der Wurf-Bahn feſt, und es kommt nun darauf an, welche Partie ihre Kugeln mit den wenigſten Abwürfen zum Ziel bringt, welches oft 1 bis 3 Viertel-Meilen entfernt iſt. Es können auf beyden Seiten mehrere werfen, ſo daß ſich auf dieſer A, B, C, ꝛc. auf jener a, b, c, ꝛc. ablöſen, ſo daß A gegen a, B gegen b, C gegen c, u. ſ. f. wirft. Haben alle durchgeworfen, ſo fangen A a wieder an, u. ſ. w. Diejenigen, welche nicht am Wurfe ſind, gehen auf der Bahn voraus, zeigen dem Werfer die beſte, d. i. eine ſolche Stelle an, wo die Kugel beym Niederfallen noch weiter rollt, und geben auf die fallende Kugel Acht. Man hat drey beſondere Spiele, oder vielmehr Werf-Arten bey dieſem Spiele; denn man wirft unter und über der Hand, und mit einem Schwunge. Hat man ausgemacht, daß man vom Ende der Bahn wieder zum Anfange zurück werfen will, ſo bekommt die Partie, die ihre Kugel am weiteſten brachte, noch einen Vortheil, der in Folgendem beſteht. Geſetzt, a habe mit dem 20ſten Würfe 40 Schritt über das Ziel hinaus, bis nach Y geworfen, A aber nur bis nach X, ſo daß ihm etwa noch 20, 30 Schritt bis zum Ziele fehlten: ſo tritt beym Zurückwerfen a, oder ſein Nachfolger b, nicht auf Y, ſondern auf X; und A, oder deſſen Nachfolger B, auf Y, mithin kommt das, was a mehr warf, dem B zum Schaden, und ſo umgekehrt. Werfen nur zwey Perſonen gegen einander, ſo ſteckt man das Ziel nicht ſo weit. Im Ditmarſiſchen (*) iſt dieſes Spiel ſehr gewöhnlich, und

(*) Eine Nachricht von dieſem Spiele von Dithmarſchen, ſt. in Hrn. Paſt. Wolf Werk über die Feld-Mäuſe, (Hamb. 1786, gr. 8.) S. 190; und aus der Wilſtermarſch, im 1 Jahrg. der Schleswig-holſtein. Provinzialber. 3 Heft, (Altona, 1787, 8.) S. 298.

und eine Dorfſchaft ſucht nicht wenig Ruhm darin, wenn ſie der andern im Eisboßeln den Rang ablief. Man ſieht Knaben aus dem Dorfe A mit Knaben aus dem Dorfe B, im Handgemenge, weil A den Sieg in jenem Spiele nicht über B erhalten hatte, und dann hört man wohl: „Syn Jü uck Kirls, jü könnt ja ichsbo„ßeln, als ehn döde Hehn!“ — Auch für die gebildetere Jugend iſt dieſes Spiel unter Einſchränkung und nöthiger Vorſicht empfehlungswerth, denn ſie, die ihren Körper durch ſitzende Arbeit zu ſchwächen, ſo viel Anlaß hat, bedarf der Bewegung weit mehr, als jene rüſtigen Landleute; für ſie iſt Wetteifer in körperlicher Thätigkeit ſehr zweckmäßig, und vielleicht in vieler Rückſicht noch heilſamer, als in geiſtiger. Eine richtig und ſcharf werfende Fauſt iſt mehr werth, als eine geladene Piſtole, denn ſie fehlt gemeiniglich, wenn wir ſie brauchen; jene iſt immer unſer treuer Gefährte. Ueberhaupt kann dieſes Spiel zur Geſundheit, zur Stärkung und Ausbildung des Körpers, ſeinen Theil beytragen, noch mehr, wenn man es oft zum Geſetz macht, auch die linke Hand zum Werfen zu gebrauchen. Die Schwere der Kugeln richtet ſich nach der Kraft des Knaben oder Jünglinges. Daß man nicht in Wurf treten müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Ein in das Einzelne gehendes Urtheil über dieſes Spiel, findet man in Hrn. Prof. Ehlers Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen, 2 Th. (Flensb. und Lpz. 1779, 8.) S. 92, fgg.

Vom Kugel-ſchießen (Klootſcheten), ſ. oben, S. 732.

Vom Laufen, als einer noch heut zu Tage gewöhnlichen gymnaſtiſchen Uebung, ſ. eb. daſ. S. 64 — 74.

Vom Laufen im Seile, ſ. eb. daſ. S. 74, f.

Vom

Vom Laufen auf Walzen, ſ. eb. daſ. S. 75, f.

Vom Leitergehen, ſ. oben, S. 684.

Vom lauten Leſen und Declamiren, ſiehe im Art. Leſen.

Vom Mail-Spiel, ſiehe oben, S. 713, fgg.

Merelle, Fuß-Scheibenſpiel; ſiehe weiter unten Scheiben-Spiel.

Militär-Uebungen, Soldaten-Spiel. Bey wichtigen Sachen, die, um ſie mit zwey Worten zu bezeichnen, im Bezuge mit Herz und Kopf ſtehen, leitet man die Jugend durch Vorſtellungen und Gründe, damit ſie Kopf und Herz zu Rathe ziehen lerne, wenn die Erziehung aus iſt; aber bey Kleinigkeiten, beym hohlen, bringen, wenden, drehen ꝛc. durch Befehle, um die Subordination zu lehren, ohne welche die Geſellſchaft ſich in ein Chaos umwandelt, wo Jeder mit dem Kopfe des Andern zuſammen rennt.

Das Militär giebt uns in ſeinen Manoeuvern ein Muſter von Subordination, von höchſt bewunderns-würdiger, ſchneller, pünctlicher Vollbringung gegebener Befehle. Es iſt unſtreitig ſehr nützlich, dies und jenes in die tägliche Behandlung der Jugend überzutragen; und für unſere Erziehungs-Schulen, auch ſchon für kinderreiche Familien, wo des Lärmens, Laufens und Rennens, des Vergeſſens der nöthigen Sachen, der Unordnung im Anzuge, u. ſ. w. kein Ende iſt, wäre eine gut angeordnete militäriſche Einrichtung wohl wünſchenswerth. Es iſt ſchön, wenn Knaben und Jünglinge auf das Commando-Wort an ihren Platz fliegen, ſich an ihren Stellen gehörig rangiren, gute Stellung annehmen, und anſtändig

wie

wie Ein Mann abmarſchiren, wohin man ſie haben will; überhaupt, wenn ſie gewöhnt werden, gewiſſe, oft vorkommende Verrichtungen, die gewöhnlich unter Durcheinanderlaufen und Lärmen geſchehen, nach Commando zu thun.

Ein anderer Grund, warum militäriſche Uebungen zu empfehlen ſind, iſt ganz gymnaſtiſch; er betrifft Verbeſſeruug des äuſſern Anſtandes. Unzählige junge Leute ſind im Gange und in der Stellung des Leibes äuſſerſt nachläſſig und ſchlaff; dagegen ſind militäriſche Uebungen, vornehmlich die mannigfaltigen Märſche und Schwenkungen, die mit einer genauen Haltung des Körpers verbunden ſind, ſehr zu empfehlen, und ſie machen, wenn ſie, wie ſich ſchon von ſelbſt verſteht, nicht mit Sclaverey und Fuchteln verbunden ſind, der Jugend Vergnügen. Ferner wird man mir es zugeben, daß man junge Leute nicht früh genug an Beſchwerden gewöhnen kann, um ſie für die Zukunft abzuhärten. Hierzu ſind beträchtliche Märſche von 2, 3 Stunden vortrefflich; und iſt die Gegend, durch welche der Weg geht, arm an Natur-Sachen, will man ſchnell fort, ſo iſt der taktmäßige militäriſche Schritt ungemein bequem. Um auch junge Leute in der Duldungs-Kraft zu üben, iſt es ſehr nützlich, wenn, wie ich bereits im LXXI Th., S. 488, erinnert habe, der Aufſeher bey den Soldaten-Spielen derſelben manche militäriſche Strafe auf eine gute Art mit in das Spiel verwebt.

Die bisher angeführten Gründe machen es nöthig, mancherley Märſche und Schwenkungen zu üben. Dieſes macht den Knaben ſehr viel Vergnügen, und ſie werden, wenn ſie erſt eine Fertigkeit erlangt haben, bald von ſelbſt kommen, und ihren Anführer bitten, mit ihnen zu marſchiren. Wie die Sache zu veranſtalten ſey, lehrt überall das Militär durch ſein Beyſpiel.

Fer-

Ferner ſind die Militär-Uebungen ſehr bequem, um den Muth der Knaben zu beleben, ihren von Natur kühnen Unternehmungs-Geiſt zu ſtärken, und ſie gegen körperlichen Schmerz abzuhärten, wozu es bey der Weichlichkeit unſerer gewöhnlichen Lebens-Art endlich hohe Zeit wird. Alle Uebungen, welche dahin leiten, ohne anderweit zu ſchaden, verdienen Achtung; und wenn der feine Ton ſie mit der Benennung Rohheit belegt, ſo laßt uns bedenken, wohin er uns ſchon geführt hat, und erſt noch führen wird; wie er allen Sinn für Chriſten-Pflicht und Menſchlichkeit lähmt, wenn er ſich durch That-Kraft und edelmüthige Selbſt-Verläugnung äuſſern ſoll.

„Unſere junge Geſellſchaft theilt ſich," nach Hrn. Gutsmuths Anweiſung (*), „in zwey Parteyen; „beyde ſind feindliche Armeen gegen einander. Ihre „Waffen verurſachen Schmerz ohne zu ſchaden. Es „ſind mäßig dicke Ruthen. Kopf und Geſicht werden „durch Helme (**) geſichert, ſo gehts in den Krieg. „Ein Theil des Waldes, oder ein Sand-Hügel des „gymnaſtiſchen Platzes, wird von der einen Partey be„ſetzt. Die andere rückt an, um ihn zu erobern. Al„les folgt dem Aufſeher. Kann man durch Liſt nichts „gewinnen, ſo gehts zum förmlichen Angriff über, und „es kommt darauf an, wer den Platz behauptet. Die„ſes Spiel iſt auch als Nacht-Spiel ſehr gut zu ge„brauchen, um die Knaben an das gräßliche Phäno„men der Dunkelheit zu gewöhnen. Iſt es Winter, „ſo vertreten Schnee-Bälle die Stelle der Ruthe. „Die beyden Corps — ich ſetze eine große Fläche zum „Kampf-Platz voraus — ſuchen ſich durch mancher„ley Märſche den Vortheil des Windes, des Sonnen-Lich-

(*) In des Gymnaſtik für die Jugend, S. 478, fgg.

(**) Die Verfertigung derſelben iſt wohlfeil. Ich habe ſie von Knaben ſelbſt aus ſtarken Pappen-Deckeln machen geſehen.

„Lichtes, des Bodens abzugewinnen, d. i. man ſucht „die feindliche Armee Wind-abwärts zu drängen, da„mit ſie genöthigt iſt, beym Angriffe Wind-einwärts „zu ſtehen und zu werfen; oder man preßt ſie in eine „Lage, wo ſie von der Sonne geblendet wird, oder „endlich, man drückt ſie in eine tiefer liegende Stelle „des Kampf-Platzes hinab, um von oben her auf ſie „herabwerfen zu können. Alles dieſes läßt ſich ohne „ſtarke Märſche oft durch tiefen Schnee, ohne ſchleun„ige Wendungen und ohne kühne Angriffe zur rechten „Zeit, nicht bewirken. Dieſe Uebung erfordert alſo „volle Anſtrengung, und da ſie mit Werfen und Aus„weichen verbunden iſt, ſo übt ſich die Kraft des Ar„mes, der Schultern und Bruſt, die Schnelligkeit der „Füße, die Gewandtheit des Körpers durch ſchnelles „Ausweichen und das Augen-Maß zu gleicher Zeit. „Dieſe Uebung läßt ſich am beſten anſtellen bey An„fange des Thau-Wetters. Es giebt einen Zeitpunct, „wo der Schnee beym Zuſammendrücken zu Eis-Klum„pen wird, dieſen muß man nicht wählen, weil dann „die Schnee-Ballen gefährlich ſind.“

Siehe auch Exerciren, oben, S. 692.

Nacht-Spiele, ſiehe weiter unten, unter den Spielen der künſtlichen Sinnes-Uebung.

Vom *Ourling*, einem ſchottiſchen Spiele, ſ. oben, S. 729.

Vom *Palet*, ſiehe weiter unten, Scheiben-Spiel.

Das Pfahl-Spiel, Stickelſen, Speck hohlen, Pfählzen, Pflöcken, Pickpahl, ein bereits in Griechenland gewöhnlich geweſenes, und unter dem Nahmen Κινδαλισμος Cindaliſmus, vom *Pollux* beſchrie-

ſchriebenes Spiel; ſiehe oben, S. 518. Es iſt einfach, aber unterhaltend, ſelbſt für erwachſene Perſonen; es übt den Arm und die Hand ungemein, ſollte aber auch bisweilen links geſpielt werden. Für den Beobachtungs-Geiſt und das Augen-Maß hat es mehr Beſchäftigung, als man denken ſollte. Auf die Zahl der Spieler kommt bey dieſem Spiele wenig an. Jeder von ihnen hat einen runden Pfahl (Pflock) von feſtem Holze, der im Durchmeſſer etwas mehr als 1 Zoll hält, und 2 Fuß und daraber lang iſt. Das dickſte und ſchwerſte Ende deſſelben wird zugeſpitzt, und das dünnere beym Werfen in die Hand gefaßt. Uebrigens muß jeder die bequemſte Größe und Schwere für ſeine Kraft ſelbſt finden. Dieſe Pfähle werden gegen die feuchte Erde geworfen, ſo, daß ſie darin ziemlich feſt ſtecken, und der Haupt-Inhalt des Spieles iſt: Wirf deinen Pfahl feſt in den Boden, doch ſo, daß er zugleich einen andern deiner Mit-Spieler heraus prelle. Dieſes kann nicht gleich ein Jeder; die Lage des da ſtehenden und heraus zu werfenden Pfahles will beurtheilt, der Schwung desjenigen, den man abwirft, gehörig abgemeſſen ſeyn. Alles das lehrt die Erfahrung. Geſchickte Spieler, die ihre Beurtheilungs-Kraft hierin durch Erfahrung geſchärft und Kraft in den Armen haben, werfen faſt jeden Pfahl aus dem Boden, und befeſtigen den ihrigen durch eben den Wurf ungemein, indem jener oft mehrere Schritte fort fliegt.

Pfähle, die man ſo in den Boden wirft, ſtehen ſelten ſenkrecht, ſondern machen mit der Horizontal-Fläche des Bodens einen ſpitzigen Winkel. Wenn man ſeinen Pfahl ſo niederſchleudert, daß ſeine Mitte das Griff-Ende des andern niederprellt, ſo iſt dieſes nur ein Anfänger-Wurf, der ſelten glückt, ſondern ihn gemeiniglich nur etwas niederdrückt; die beſte Art des Werfens iſt, wenn man ſeinen Pfahl ſo ſchleudert,

daß ſein unteres, dickes Ende den ſchräg ſtehenden des Gegners auf die Seite, welche nach dem Boden gerichtet iſt, trifft. Der Gang des Spieles iſt dieſer: Wenn A ſeinen Pfahl in den Boden geworfen hat, ſo wirft B den ſeinigen nach demſelben, um ihn heraus zu prellen, und ſich zugleich feſt zu werfen. Gelingt jenes nicht, ſo kommt C, wirft ſich feſt, und ſucht dabey den Pfahl des A oder B heraus zu ſchnellen. Gelingt es dieſem nicht beſſer, ſo kommt D, u. ſ. w. So lange kein Pfahl heraus fliegt, folgen die Spieler der Reihe nach hinter einander fort, bis alle feſt ſtehen; wenn aber einer heraus geworfen wird, muß er von ſeinem Beſitzer erſt wieder feſt geworfen werden, wobey er aber keinen andern zum Ziel nehmen und heraus zu werfen ſuchen darf. Haben ſich endlich alle feſt geworfen, ſo zieht A ſeinen Pfahl wieder aus, und wirft ihn, indem er zugleich Einen zum Ziel nimmt, wieder feſt. Ihm folgen dann B, C, u. ſ. w. Für jeden umgeworfenen Pfahl zahlt der Umwerfer 1 Point; und wer zuerſt ſeine 6, 12, 16 ꝛc. Points zählt, hat das Spiel gewonnen. Fehler ſind: 1) Wenn der geworfene Pfahl gar nicht ſtecken bleibt, ſondern zu Boden fällt. 2) Wenn er ſein Ziel gar nicht berührt. In beyden Fällen verliert man $\frac{1}{4}$ Point. 3) Wenn er weder ſtecken bleibt noch berührt, $\frac{1}{2}$ Point. 4) Wenn er ſein Ziel zwar heraus wirft, aber auch ſelbſt umfällt, dann wird nichts gezählt. Gewöhnlich iſt der Sieg Belohnung genug; man ſpielt aber auch ohne Points, um die herausgeworfenen Pfähle. Mehrentheils nimmt man bey dieſem Spiele keine beſtimmte Gränzen an; im nördlichen Sachſen hingegen wird ein Kreis gemacht, in welchem die Pfähle niedergeworfen werden müſſen, und dabey iſt es Geſetz, bey dem Abwerfen ſeinen Stand=Punct 1, 2, 3 Fuß von dieſem Kreiſe abwärts zu nehmen. Hierdurch wird das Spiel weit ſchwieriger.

Das

Das Reiftreiben, (ſiehe in Fig. 4223, und d, Fig. 4226) iſt ein gutes Spiel für Knaben; es übt im Laufen, und erfordert auch einiges Augen-Maß, und einige Geſchicklichkeit des Armes. Es kann nur auf einen freyen und geräumigen Platz vorgenommen werden. Der Reif wird wie ein Rad fortgerollt; und es kommt darauf an, ihn im Fortlaufen zu erhalten. Dieſes geſchieht dadurch, daß man ihn mit einem Stäbchen gehörig dirigirt, nähmlich durch einen fortdrückenden Schlag bald ſeinen Lauf befördert, oder bald rechts, bald links drängt, damit er nicht umfalle. Bald werden kleine Künſte damit vorgenommen; z. B. man ſchleudert ihn vermittelſt des durchgeſteckten Stabes in die Luft, und läßt ihn dem ungeachtet beym Niederfallen nicht aus ſeinem Laufe kommen; oder man ſpringt mitten im Laufe durch denſelben weg, bald rechts, bald links, und verſetzt ihm mitunter einen Schlag, damit er ſtets fortlaufe.

Dieſes leztere Spiel iſt klaſſiſch; es war bey Griechen und Römern gebräuchlich, ſo wie jezt noch in vielen Gegenden, und hieß Κρικηλασία, ſiehe oben S. 517. Der Durchmeſſer des Reifes reichte dem Spielenden bis an die Bruſt; die Peripherie war, wie noch jezt hin und wieder, z. B. in der Schweiz, mit Ringen, auch wohl mit Blechen verſehen, die beym Herumtreiben klirren. Eben daher hieß der Reif beym *Martialis* garrulus annulus. Vielleicht war der Reif ſelbſt von Eiſen; welches daraus wahrſcheinlich wird, weil der Stab, welchen man zum Antreiben gebrauchte, von Eiſen gemacht und mit einer hölzernen Handhabe verſehen war.

Vom Reiten, ſiehe in R.

Das Ring-rennen. Im nördlichen Deutſchland, nahmentlich in Ditmarſen, haben die rüſtigen

Landleute ein jährliches Feſt, vielleicht zu der Zeit, wenn in andern feſtloſen deutſchen Gegenden der Bauer Grillen fängt, — wobey ſie, auf muthigen Roſſen in vollem Galopp reitend, nach einem Ringe ſtechen. Selbſt die reichen Bewohner nehmen daran Theil, und Jung und Alt ahmt dieſes Kampf=Spiel häufig, auch zu jeder andern Zeit zu Fuße nach. Vergnügen, Aufregung der Thätigkeit, Bewegung des Körpers im Freyen, und Uebung des Augen=Maßes, empfehlen dieſes Spiel. An ſtatt des Ringes hat man gemeiniglich eine hölzerne, oder noch beſſer eiſerne Scheibe, Fig. 4228, von beliebiger Größe. Sie iſt mit 5 Löchern, und oben, bey a und b, mit 2 Federn verſehen, deren Strebe=Kraft von einander abwärts gerichtet iſt. Zwängt man dieſe Federn in irgend eine Oeffnung, ſo daß ſie etwas zuſammengedrückt werden, ſo wird man ſie nur mit einiger Gewalt wieder herausziehen können, weil ſie an die Seitenwände andrücken. Man dreht eine hölzerne Kapſel oder Röhre, zwängt die Federn hinein, und hängt jene an einem Stricke auf, der zwiſchen zwey Pfählen befeſtigt iſt. Solcher Geſtalt hängt die Scheibe frey, und zum Wegreiſſen bequem, wenn ſie aufgeſpießt wird. Die Kampfluſtigen verſehen ſich jeder mit einem kurzen, runden, hölzernen Spießchen (Stecher), deſſen Dicke mit der Weite der 5 Löcher ziemlich überein kommen muß, und ſetzen, der Reihe nach, ihre Füße in die ſchnelleſte Bewegung, um mitten im Laufe nach einem der beſtimmten Löcher zu ſtechen. Erſt nach dem obern linker, dann rechter Hand, dann nach dem untern linken, und endlich nach dem mittlern, und zwar nach dieſem 3 Mahl. Wer demnach in der beſtimmten Folge der Löcher, und in den wenigſten Läufen, ſeine 6 Stiche zu Stande bringt, jedes Mahl dabey die Scheibe aus der Kapſel zieht, und auf dem Stecher fort nimmt, iſt Sieger. Nach dem untern Loche rechter Hand wird nie geſtochen; es

iſt mit Schimpfe, ja wohl gar mit Strafe verbunden, dadurch die Scheibe herab zu bringen.

Von dem beym Carouſſel vorkommenden Ring-rennen, werde ich im Art. Ritter-Spiel handeln.

Das Ring-werfen. Von der Decke des Zimmers herab hängt eine Schnur, und an ihrem herabhangenden Ende ein metallener Ring, von der Größe eines ganzen oder halben Guldens, ſo ſchwer, daß er die Schnur beym Fortwerfen bequem mit ſich fortzieht. Die Schnur reicht mit dem Ringe ohne ſtarke Ausſpannung, bis zu einem Haken, der gegenüber an der Wand, etwan 6 Schuh hoch, befeſtigt iſt. Es kommt bey dem Spiele darauf an, den Ring ſo zu werfen, daß er auf den Haken hangen bleibt. In dieſer Abſicht wird er vermittelſt der Finger ſo geworfen, daß er durch die Luft einen Bogen beſchreibt, deſſen Radius die Schnur iſt. Der Bogen muß aber neben dem Haken aufſteigen, und ſich über ihm endigen, ſo daß der Ring beym Zurückfallen darauf hangen bleibt. Dieſe Uebung iſt hin und wieder in Deutſchland gebräuchlich. Jeder Knabe kann dieſes ſtille Spiel für ſich ſpielen. Sind mehrere zuſammen, die es ſpielen wollen, ſo machen 24 Würfe in 6 Gängen, jeder zu 4 Würfen, das Spiel aus. Nach jedem Gange kommt der Mitſpieler an den Wurf. Bleibt der Ring hangen, ſo wird 1 Point gut geſchrieben; bleibt es aber im ganzen Gange, d. i. 4 Mahl hinter einander hangen, ſo giebt dies 6 Points. Doch kann jeder das feſtſetzen, wie er will. Schwere, Entfernung, Richtung des Wurfes, Abmeſſung der Kraft der Hand, beſchäftigen hier den Beobachtungs-Geiſt, und üben das Augen-Maß. Die übrige Bewegung des Körpers iſt ſehr ſanft; das Spiel eignet ſich daher ganz für die Zeit nach Tiſche.

Von dem in Rußland gebräuchlichen Spiele des Ring-werfens, ſiehe oben, S. 589.

Das Ringen und der Fauſt-Kampf. Von der Ringe-Kunſt, ſowohl bey ältern, als neuern Völkern, habe ich bereits oben geredet, als: von den Ringe-Uebungen der Griechen, S. 491; der Schweizer, S. 573; der Isländer, S. 581; der Ruſſen, S. 587; der Kalmücken, S. 594; der Türken, S. 596; der heutigen Perſer, S. 607; und der Südſee-Inſulaner, S. 619. Bey allen dieſen Völkern machten, oder macht noch jezt das Ringen eine der geſchätzteſten Uebungen, und eins der liebſten Spiele aus. Bey uns aber, und bey den meiſten europäiſch-cultivirten Nationen, iſt es ganz in Geringſchätzung gerathen, und wird nur von Knaben aus der gemeinen Volks-Claſſe geübt. Sehr unverdienter Weiſe verbannen wir dieſe Uebung von unſerer Erziehung; ſie verdient auch ſelbſt von Erwachſenen aus geſitteten Ständen getrieben zu werden, denn nichts kann wohl mehr die Kraft aller Muskeln erhöhen, als Kampf des bloßen Menſchen gegen den bloßen Menſchen; nichts iſt eigentlicher gymnaſtiſch, als das Ringen.

Der Tanz hat ſeine vorgeſchriebenen Stellungen und Schritte; — das Reiten lehrt den Gebrauch der Hand, der Zunge und des Schenkels; — das Fechten, Stoß, Hieb und Parade nach beſtimmten Regeln; — in dieſen Künſten hat man raffinirt und calculirt; — aber im Ringen würden wir vielleicht nur noch unter den Isländern und Kalmücken und wenigen andern Völkern, Kunſt-Form antreffen, da griechiſche Ringe-Kunſt für uns ſo gut wie verloren iſt.

Es kommt bey dem Ringen hauptſächlich darauf an, den andern durch unmittelbaren Angriff zu Boden zu werfen, und ſeinem entgegengeſetzten Beſtreben

ben zu widerſtehen, (willkürliche und conventionelle Beſtimmungen aus der Acht gelaſſen). Der Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, giebt es nun mehrere, die vielleicht unter folgenden Arten gebracht werden können. Entweder man bringt den Andern aus dem Gleichgewichte, indem man den Obertheil ſeines Körpers vorwärts, rückwärts oder ſeitwärts überbiegt, oder man ſucht die Beine des Andern zu verrücken, daß er fallen muß, oder man ſucht ihn ganz von dem Boden zu heben. Der Angriff kann oben, in der Mitte und unten am Körper geſchehen (*). Wo der Feind den Feind im ernſtlichen Kampfe zu überwältigen ſucht, da wird jeder den Andern an ſolchen Stellen zu faſſen ſuchen, wo er ihn am ſchwächſten weis; allein eben dieſe wird auch jener am meiſten zu ſichern ſuchen, und im Kampfe zur Uebung muß es zum Geſetz gemacht werden, gewiſſe empfindliche Stellen des Körpers gar nicht, wenn man auch könnte, zu packen, ſondern zu ſchonen, und gleichſam wie neutral zu behandeln; ich meine vorzüglich den Kopf und die Geſchlechts-Theile.

Die Hände ſind die natürlichen Waffen. Jeder braucht ſie am erſten zum Angriff und zur Vertheidigung; daher wird, auch ohne Verabredung, gewöhnlich gleich anfangs Hand an Hand packen, oder Arm um Arm ſich ſchwingen. Jeder beſtrebt ſich dann, den Andern aus dem Gleichgewichte zu bringen, und jeder, die Beſtrebungen des Andern zu vereiteln. Ich werde einige der unzähligen Situationen, in welche beyde Kämpfer kommen können, nach Hrn. Vieth, anzeigen.

(*) Schmid, der in ſeiner Fechtſchule auch einen Abſchnitt vom Ringen hat, theilt den Körper, wie eine Degen-Klinge, in ganze und halbe Stärke, ganze und halbe Schwäche. Dieſe Eintheilung ſcheint aber weder allgemein richtig, noch nützlich, zu ſeyn.

Die erſte Stellung im Anfange des Kampfes pflegt gemeiniglich diejenige zu ſeyn, welche in Fig. 4229 dargeſtellt iſt. Man packt den Gegner an die Schulter, indem man den Oberleilb vorbiegt, ſucht ihn daſelbſt entweder an den Kleidern oder an dem bloßen Leibe feſt zu halten, und läßt ſich von dem Gegner auf gleiche Weiſe anpacken, vorausgeſetzt, daß man zur Uebung ſeiner Kräfte ringt. Im Kampfe mit einem Feinde würde der Angriff nicht ſo gleichförmig von beyden Theilen geſchehen. Auf Feſtigkeit des Standes kommt nun alles an; man ſetzt daher beyde Füße in der Entfernung eines großen Schrittes von einander, weder ganz ſteif, nach zu ſehr gebogen, und den einen Fuß, z. B. den rechten, etwas vorwärts. Auf des Gegners Füße muß man daher ein wachſames Auge haben; ſobald dieſer die Stellung derſelben verändert, muß man die ſeinigen, dem gemäß, ebenfalls ändern; brächte er z. B. den linken Fuß vor, ſo würde ich mit dem rechten zurück treten, um meinen linken Fuß dem ſeinigen entgegen zu ſtellen.

Die Bruſt ziehe man wohl heraus, und die Schultern etwas in die Höhe. Erſteres befördert den freyen Athmenzug; lezteres erhöhet die Kraft des Armes, und dient, dem Griffe des Gegners beſſer zu widerſtehen.

Einige faſſen gern inwendig, andere auswendig. Das erſtere kann den Vortheil eines bequemen Angriffes gewähren, und man kann die Arme des Gegners auseinander biegen, wodurch ſein Angriff geſchwächt wird. Um gleiche Vortheile zu gewähren, kann jeder mit dem einen Arme auswendig, mit dem andern inwendig faſſen.

Wenn man überein gekommen iſt, keine Finten und Kunſtgriffe anzuwenden, ſo kommt es bloß darauf an, den Gegner durch einen Druck auf die eine oder andere Seite ſo weit überzubiegen, daß er fallen muß.

muß. Es würde ſchwer ſeyn, dieſes nach der Richtung AB, Fig. 4229, in welcher ſeine Füße ſtehen, zu bewirken, weit leichter aber nach der Richtung CD, die auf jene ſenkrecht iſt, weil nach dieſer Richtung ſeine Baſis nur ſchmahl iſt. Man zieht alſo des Gegners linke Schulter etwas nach ſich, und drückt ſie nach der rechten Seite herunter, wobey es ein Vortheil iſt, wenn man mit der linken Hand unter ſeine rechte Achſel greifen, und dieſe in die Höhe drücken kann.

Steht der Gegner ſehr ſeitwärts, ſo daß er ſeinen rechten Fuß weit vorausſetzt, ſo kann man auch ſeine auswendige Blöße benutzen, und umgekehrt wie vorher verfahren, nähmlich ſeine rechte Schulter an ſich ziehen, und ihn links etwas rücklings überbiegen, indem man mit der rechten Hand ſeine linke Schulter wegdrückt.

Wenn Beyde an Kräften und Größe ziemlich gleich ſind, ſo wird der Sieg auf dieſe Weiſe oft unentſchieden bleiben; daher werden von beyden Seiten allerley Finten und Kunſtgriffe angewandt, um den Andern zu überwältigen. Man thut, als ob man den Gegner nach der linken Seite hin werfen wollte; und indem er nun mit ſeiner ganzen Kraft nach der rechten Seite hin widerſtrebt, zieht man ihn ſo mit einem ſtarken Rucke nach eben dieſer Seite zu Boden. So auch umgekehrt. — Man drängt ihn zurück, und ſucht ihn dadurch zu verleiten, ſich ſtark vorzulegen; ſobald er dieſes thut, zieht man ihn ſchnell nach ſich, indem man zur Seite tritt, um ihn neben ſich niederfallend zu machen. — Man drückt ihn auf die linke Seite, plötzlich aber wieder auf die rechte, und tritt mit dem linken Fuße um ſeinen rechten herum, damit man ihm in den Rücken komme. — Wenn dieſes gelingt, ſo hat man den größten Vortheil über den Gegner erlangt, und man kann ihn dann entweder um den Leib oder in den Elbogen faſſen, oder ſonſt, z. B. hinten

am

am Hoſen=Gurte, ergreifen und niederwerfen. — Man ſucht des Gegners Arme am Hand=Gelenke (an der Schwäche) zu ergreifen, drängt ſie zurück, und ſucht ihn ſo von vorn her um den Leib zu faſſen und in die Höhe zu heben. Hat man ſeine Arme in der Gewalt, ſo iſt er ſo gut wie wehrlos, und hat man ſeine Füße vom Boden gelüftet, ſo iſt er faſt ſo gut wie überwunden.

Dieſe und andere ähnliche Kunſtgriffe und Finten gehören zu den erlaubten, im Ringen zur Uebung, weil ſie ohne Gefahr, dem Andern Schaden zu thun, geſchehen können. Viele andere, z. B. mehrere Arten dem Gegner ein Bein unterzuſchlagen, oder ſeine Arme zu verdrehen, oder ihn mit dem Kopfe zu unterlaufen, mit dem Fuße zu ſtoßen, ihn auf den Fuß zu treten und zurück zu ſtoßen, ſind zu den niedrigen und gefährlichen Kunſtgriffen zu zählen. — Sollte der Gegner ein Bein unterſchlagen, ſo muß man ſchnell caviren, d. h. das Bein über das ſeinige hinüber heben, um dem Stoße auszuweichen, der dann Jenem ſelbſt den Fall zuziehen kann.

Die Ringe=Uebungen müſſen auf weichem Boden, auf Raſen oder Sand angeſtellet werden, wo die Fälle nicht gefährlich ſeyn können. Man macht vorher aus, ob der einmahlige Fall überhaupt, oder der Fall auf den Rücken allein, oder zwey oder dreymahliger Fall den Sieg entſcheiden, ob der bloße Fall den Kampf endigen ſoll, oder ob man ihn noch am Boden ſo lange fortſetzen will, bis der Eine auſſer Stand iſt, ſich weiter zu wehren, welches leztere die Ανακλινοπαλη der Alten war.

Vom Ringen, ertheilt Hr. Gutsmuths folgenden Unterricht. Fig. 4230.

„Der Widerwille gegen dieſe treffliche gymnaſtiſche Uebung, die Tertullian ein Geſchäft des Satans

nennt,

nennt (*) iſt alt, weil man ſehr früh anfieng, ſie zu übertreiben, um ſie zu einem grauſamen, aber unterhaltenden Schauſpiele für die Zuſchauer zu machen. Die Meinungen über dieſelbe ſind daher bey den Alten ſehr getheilt. *Galenus* verwirft ſie ganz, und will ſie aus gut eingerichteten Staten verbannt wiſſen (**). Er ſelbſt war Aufſeher über die gymnaſtiſchen Uebungen in Rom, trieb ſelbſt Gymnaſtik, und verrenkte ſich im 35ſten Jahre die Schulter. Das Athleten-Weſen lernte er hier ſehr genau kennen. Sein ganzer Geiſt iſt mit Abſcheu gegen die Athleten angefüllt, und bey keinem Alten findet man dieſe Gattung von Leuten, die doch unſtreitig auch einen ſehr guten Einfluß auf den Geiſt der Nation hatte, ſo ſchwarz geſchildert, als bey ihm. Sie verdienen das größten Theils, und wir ſtimmen ihm in dem, was er über ihre Art des Ringens ſagt, vollkommen bey; es ſcheint aber, daß er die Uebertreibung von der natürlichen Uebung ſelbſt beſſer hätte unterſcheiden, jene der Verachtung Preis geben, und dieſe empfehlen ſollen. *Clemens Alexandrinus* (***) verachtet das Ringen, aber er empfiehlt es zugleich, wenn man es als Stärkung des Körpers und der Geſundheit gebraucht. Man ſieht, daß er die Sache unparteyiſcher, und daher auch richtiger angeſehen hat.

„Aus den Uebertreibungen einer Sache folgt nicht, daß ſie an ſich ſelbſt verachtungswürdig oder ſchädlich ſey; und wenn es möglich iſt, das Ringen als ein Mittel zu gebrauchen, welches die Geſundheit ſtärkt, den

(*) Palaeſtrica diaboli negotium eſt. Primos homines diabolus eliſit, ipſe geſtus colubrina vis eſt tenax ad occupandum, tortuoſa ad obligandum, liquida ad elabendum. *Tertullian.*

(**) Ad Traſibulum, c. 41.

(***) Paedagog. III. c. 10.

den Körper robuſt und geſchickt macht, den Muth hebt; wenn es dabey nicht nothwendig iſt, in jene Uebertreibungen zu verfallen, oder den Charakter der Jugend eine falſche Wendung zu geben: ſo bleibt es auch für uns noch ſchätzbar. Meine Erfahrung beſtätigt dieſes alles; ich nehme daher gar keinen Anſtand, dieſe Uebung zu empfehlen, aber ich hoffe, man wird mich verſtehen, daß ich ſie bloß unter der Vorausſetzung empfehle, ſie nie zu übertreiben.

„Der Nutzen des gut eingerichteten und gemäßigten Ringens erſtreckt ſich auf den ganzen Körper; alle äuſſere Glieder werden dadurch geübt, alle Muskeln werden angeſtrengt, die Bruſt nicht wenig geſtärkt, und der Umlauf der Säfte ungemein befördert. Wenn es übrigens ausgemacht iſt, daß wir den Geiſt des Knaben mit Geduld, Standhaftigkeit und Muth ausrüſten ſollen, ſo iſt keine Uebung bequemer dazu, als das Ringen.

„Uebung der Alten. Von dem Ringen und Fauſt-Kampfe bey den Griechen, ſiehe oben, S. 491, fgg.

„Jezige Uebung. Das Wetter iſt angenehm, die Luft mit ſtärkender Frühlings-Kühle gemiſcht, in allen Nerven und Muskeln der Jugend regt ſich der Geiſt der Thätigkeit mehr als jemahls, und hier und da ſieht man einzelne, ſpaßhafte Gefechte. Knabe und Knabe, Jüngling und Jüngling, prüfen unaufgefordert ihre Kräfte an einander; nirgends eigentliche Erbitterung, überall Fröhlichkeit. — Die natürlichſte Art des Ringens! Nur der ſtrenge Orbil wird ſie für unſittliche Raufereyen erklären. Entfernt ihn von der Jugend, er iſt zum Umgange mit ihr nicht geſtimmt. — —

Könnte der Gymnaſt die Augen jezt überall haben, um jeden kleinen Zwiſt, den bald dieſer bald jener Zufall unter den Ringenden endlich hervorbringen muß,

muß, zu verhüten, und könnte er Gleich zu Gleich geſellen: ſo bedürfte es weiter keiner beſondern Veranſtaltung. Allein, dies iſt bey einer nur etwas zahlreicher Geſellſchaft junger, lebhafter Perſonen nicht möglich. Jezt iſt es Zeit, ein förmliches Ringen zu veranſtalten.

„Er fordert ſie auf: Wer will ringen? — Allen funkeln die Augen. Ich! ich! — — Wer ſich ſeitwärts ſchleicht, den laſſe er; denn die Sache ſoll mit Vergnügen geſchehen, ſoll den Körper üben, ohne den Geiſt zu erbittern.

„Das erſte Par tritt hervor, der Gymnaſt kennt ihre Kräfte, er beurtheilet im Stillen, ob ſie ſich zuſammen paſſen; ſonſt weis er die Wahl umzukarten.

„Man giebt ein verabredetes Zeichen, und der Kampf beginnt. Jezt zu ſeiner Beſchreibung.

„Ich habe ſchon mehrmahls geſagt, daß wir unſere Knaben weder zu alten Athleten, noch zu neuern Raufbolden, ſondern zu kraftvollen Jünglingen und Männern erziehen wollen; wir müſſen folglich alles Athletiſche aus dem jugendlichen Kampfe entfernen, und nur das beybehalten, was auf eine unſchädliche Art den Leib ſtärken und den Geiſt muthvoll machen kann. Das, was ich daher beſchreiben werde, ſind keine ernſtliche Schlägereyen, ſondern jugendliche Uebungen, die ich ſeit zwey Jahren genau unterſucht, und nicht nur ganz gefahrlos, ſondern auch höchſt vortheilhaft gefunden habe.

„Zwey Menſchen faſſen ſich mit Händen und Armen feſt, und ſuchen ſich zu überwältigen. Was hier geſchehen kann, iſt zu handgreiflich, als daß wir nöthig hätten, den dabey gebrauchten Kunſtgriffen der Alten nachzuſpähen. Unſere Jugend ſoll ſich dabey auf keine große Kunſt legen, ſie verlaſſe ſich mehr auf natürliches oder nach und nach erlerntes Geſchick und auf wahre Stärke.

„Bey

„Bey dergleichen Angriffen ſind folgende Fälle gewöhnlich: 1. Man drängt den Gegner zurück. 2. Man hebt ihn vom Boden. 3. Man wirft ihn nieder. Hieraus bilde ich folgende Arten des Ringens.

1. Der leichte Kampf, beſteht bloß im Fortdrängen des Gegners, und es darf dabey nie niedergeworfen werden. Der regelmäßige Griff beſteht hierbey in einem Zuſammenſchränken der Arme. Die Sache iſt ſo: die Gegner faſſen ſich wechſelſeitig mit den Händen an den Ober-Armen feſt, und beginnen ſo das Drängen. In dieſer Stellung haben Beyde vollkommen gleiche Vortheile, wenn ſonſt der Boden horizontal und gleichartig iſt. Sie behalten dieſe Lage nicht immer; A drängt ſich mit der Seite ſeines Körpers an B an, und verſucht alle Kräfte, ihn von der Stelle zu bringen, u. ſ. w. Das findet ſich alles von ſelbſt. Einen Haupt-Vortheil gewinnt er aber über B, wenn er im Stande iſt, ihm in den Rücken zu kommen, und ſeine Arme von hinten her zu faſſen. In dieſem Falle treibt er ihn mit Leichtigkeit fort, und der Sieg iſt ſeine. Um dieſen Vortheil zu erlangen, giebt es zwey Mittel, nähmlich: A ſpringt mit äuſſerſter Schnelligkeit um B herum, und packt ihn von hinten; oder: er ſucht den B ſchleunig herum zu drehen, und ihn von hinten zu faſſen. Beydes iſt bey ziemlich gleichmäßiger Stärke der Ringenden wirklich ſchwer; jenes erfordert viel Schnelligkeit, dieſes viel Kraft. Sicherer iſt es, beydes mit einander zu vereinigen, und es ganz unvermuthet abzuwenden.

2. Der halbe Kampf. Erſte Art: Die Haupt-Sache beſteht darin, den Gegner zu umfaſſen, und ihn vom Boden, ſo viel es ſeyn kann, aufzuheben. Wenn ſich beyde wohl in Acht nehmen, ſo dauert es lange, ehe einer den andern faßt, denn jeder thut alles Mögliche, den Gegner abzuhalten, damit er ihn mit

den

den Armen nicht umſpanne. Der Anfang wird daher gewöhnlich mit dem eben beſchriebenen leichten Kampfe gemacht; man drängt ſich ſo lange vor= und rückwärts, bis ſich Gelegenheit zeigt, den Gegner zu umfaſſen, und ihn dann aufzuheben. Der vortheilhafteſte Griff iſt der, wenn man den Gegner von hinten umfaßt, und ihn ſo feſt hält; weniger ſicher iſt es, ihn von vorn zu nehmen, denn er kann hier noch immer ſeine Hände gegen uns ſtämmen, den Leib einbiegen, und ſo entſchlüpfen, ehe er gehoben wird. Sehr vortheilhaft ſcheint es zwar, die Arme des Gegners zugleich mit zu umfaſſen, denn alsdann iſt er wie eingewickelt; aber er kann ſich dann auch leichter los machen.

„Zweyte Art. Sie läuft faſt auf daſſelbe hinaus. A läßt ſich von B freywillig um die Mitte des Leibes faſſen. B ſchlägt beyde Arme und Hände um ihn, und verſchränkt die Finger (faltet die Hände). So hält er ihn feſt, und A muß ſuchen los zu kommen. Dies wird er am beſten dadurch zu Stande bringen, wenn er ſeine Hände und Unter=Arme zwiſchen ſeinem Leibe und des B Armen durchſteckt, und dann deſſen Hände auseinander drängt. Macht ſich A los, ſo iſt er Sieger; im andern Falle iſt es B. Dieſe Uebung iſt zur Stärkung aller Muskeln, beſonders des Rückens, ſehr zweckmäßig (*). — — Ich kann dieſe beyden höchſt unſchuldigen Arten des Ringens, 1 und 2, nicht genug empfehlen; ſie entſprechen ganz vorzüglich dem, was wir unter Gymnaſtik verſtehen, und können auch da geübt werden, wo kein weicher Boden iſt.

„3.

(*) *Galenus* redet von dieſer Uebung, de ſanit. tuend. L. 2, c. 9. Robur partium tum exercet, tum firmat, ſi quis alterum complexus medium, aut etiam ipſe medio comprehenſus, manibus digitisque pectinatim iunctis, aut quem complectitur, abſoluere ſe iubeat, aut ipſe ſe a complectente ſoluat.

„3. und 4. Der ganze Kampf und der verdoppelte Kampf haben das Niederwerfen mit einander gemein. Dies kann auf ſehr mannigfaltige Art geſchehen. Alle jungen Leute finden das leicht von ſelbſt, daher iſt es unnöthig, hier beſondre Handgriffe anzugeben. Beyde Arten beginnen etwa ſo, wie die beyden vorigen. Einer bemüht ſich den andern zu umfaſſen, um ihn dann niederzulegen, der andre iſt in dem Augenblicke auf ſeiner Hut, um ſich nicht faſſen zu laſſen; Beyde verfahren unausgeſetzt, bald bloß vertheidigend, bald angreifend, bis Einer das Uebergewicht über den andern erhält, und ihn niederwirft. So weit ſtimmen beyde Arten völlig mit einander überein, vom Augenblicke des Niederwerfens aber werden ſie auf folgende Art verſchieden.

„Beym ganzen Kampfe kommt es darauf an, den Gegner nicht wieder aufſtehen zu laſſen, ſondern ihn ſo lange feſt zu halten, bis der Augenſchein lehrt, daß er nichts mehr machen könne, oder bis er ſelbſt ſagt: genug! Um dieſes zu bewerkſtelligen, wird ſo verfahren: A (der Sieger) muß den B am Boden auf den Rücken zu halten ſuchen. In dieſer Abſicht kniet er ſo nieder, daß B zwiſchen ſeinen beyden Schenkeln und Knien liegt; zu gleicher Zeit hält er die Ober-Arme des B feſt, und drückt ſie an den Boden nieder. In dieſer Lage wird B nicht viel mehr machen können. Noch beſſer iſt es, wenn A oberhalb des Kopfes ſeines Gegners niederkniet; ich meine ſo, daß er das Geſicht deſſelben verkehrt ſieht, und in dieſer Lage die Ober-Arme des Gegners ergreift und ſie nieder drückt.

„Für B iſt im Falle, daß er niedergeworfen wird, nichts beſſers zu thun, als ſich auf den Bauch zu bringen, auf Knie und Hände zu ſtützen, und den reitenden Gegner ſo von ſich herunter zu ſchaffen.

„Bey

„Bey dem verdoppelten Kampfe kommt es bloß darauf an, ſeinen Gegner zwey bis drey Mahl nieder zu ſtrecken; und es iſt nicht nöthig, ihn am Boden zu erhalten.

„5. Der zuſammengeſetzte Kampf iſt von allen der ſchwerſte; denn bey allen jenen Arten war das beſtimmt, was geſchehen ſollte, jeder wußte, worauf der Gegner es anlegte, aber hier iſt es nicht ſo. Alle vier Kampf-Arten vereinigen ſich zur fünften. Beyde Ringenden legen es unaufhörlich darauf an, ſich fortzudrängen, vom Boden zu heben, niederzuwerfen, am Boden feſt zu halten, ohne daß der Gegner es weis; was der Andere in dieſem Augenblicke vorzunehmen willens iſt; er muß folglich ſeine Achtſamkeit und Geiſtes-Gegenwart, ſein Geſchick, ſeine Kraft verdoppeln, um ihm die gehörigen Paraden augenblicklich entgegen zu ſetzen. Wer zuerſt ermattet, iſt des Sieges verluſtig.

„**Vorſichts- und Uebungs-Regeln.** a) Der Boden ſey weicher feuchter Raſen; noch weit beſſer iſt tiefer Sand. b) Die Ringenden legen vorher alle überflüſſige Kleidung ab. Alle harte Sachen werden aus den Taſchen genommen; Steine ꝛc. vom Kampf-Platze entfernt. c) Der Gymnaſt weis die Ringenden zuvor in die Stimmung zu verſetzen, die alle Erbitterung entfernt. Nichts iſt leichter, als das, wenn man mit vernünftigen jungen Leuten zu thun und Achtung bey ihnen hat, wenn man zu dieſer Uebung niemand nöthigt, ſondern bloß freywilligen Zutritt verſtattet. d) Die Ringenden treten einige beliebige Schritte aus einander. Der erſte Angriff, welcher auf ein gegebenes Zeichen geſchieht, ſey nicht hitzig, vielmehr nur ein bloßes Spiel mit den Händen, das darauf angelegt iſt, den vortheilhafteſten Griff zu erhalten. Man halte ſtrenge auf dieſe Regel, ſonſt prellen die Ringenden zu heftig gegen einander. e) Er darf nie

bloß am Zeuge, noch weniger an den Haaren, ſondern immer nur am ganzen Leibe, oder ſeinen Gliedern, angefaßt und gehalten werden. Hals und Kopf bleiben, ſo viel als möglich, verſchont. Stöße und Schläge ſind durchaus gegen die Geſetze dieſer Uebung. f) Ueber die jedesmahlige Entſcheidung des Sieges finde ich noch Folgendes hinzu zu ſetzen. Bey dem leichten Kampfe muß das Fortdrängen ſo lange geſchehen, bis der Gegner gar nicht mehr Stand halten kann; bey dem halben Kampfe iſt ein kurzes Aufheben nicht genug, ſondern der Gegner muß ſo völlig feſt gehalten werden, daß er nichts mehr machen kann. Beym ganzen Kampfe finde ich weiter nichts zu erinnern. Bey dem verdoppelten läßt der Ueberwinder von dem Niedergeſtreckten ſogleich Hand ab, wenn er liegt. Man giebt ein Par Minuten Zeit. Beyde erhohlen ſich, und der Kampf beginnt von neuem, wie vorher. Es kommt zum abermahligen Niederwerfen; liegt jezt der erſte nieder, ſo iſt der Sieg für ſeinen Ueberwinder entſchieden; im Gegentheile aber iſt Gleichgewicht da, und es komme auf beyde Parteyen an, ob ſie den Sieg jezt theilen wollen, oder nicht. Im erſten Falle iſt der Kampf geendigt; im zweyten wird er erneuert. Der Gymnaſt aber, welcher die körperliche Feſtigkeit beyder, ihre Kampf-Luſt und den bisherigen Grad der Anſtrengung kennt, entſcheidet, ob es gleich jezt, oder zu einer andern Zeit geſchehen ſoll. Durch den dritten Gang wird endlich dieſer handgreifliche Proceß entſchieden, und dem zweymahligen Ueberwinder der Sieg zuerkannt. g) Wer ſeinen Gegner niederwirft, ohne ſelbſt niederzufallen, oder auch nur mit dem Knie oder der Hand die Erde zu berühren, iſt ſogleich Sieger. h) Daß der Gymnaſt mit ſeiner ganzen Achtſamkeit zugegen ſeyn müſſe, brauche ich wohl nicht anzuführen. Die im Kreiſe herum ſtehende Geſellſchaft macht das Publicum

cum und zugleich das Tribunal. Sie iſts, welche Beyfall klatſcht, aufmuntert, oder erinnert. Mehrheit der Stimmen entſcheidet in ſtreitigen Fällen den Sieg.

„6. **Das Ringen um einen Apfel oder Stab.** Um beſonders den Händen die Kraft zu verſchaffen, ſich feſt zu ſchließen, wird ein Apfel oder etwas Aehnliches hinein gefaßt. Einer macht den Verſuch, ihm dem Andern heraus zu winden. — Dieſe Gymnaſtik der Fauſt iſt ſehr alt; Milon übte ſie fleißig, bald ließ er den Verſuch machen, ihm die geſchloſſene Fauſt zu öffnen, bald nahm er einen Apfel in die Hand, und bot ſie zum Eröffnen dar (*). Will man die Arme etwas mit in Anſpruch nehmen, ſo wählt man, ſtatt des Apfels, einen glatten, runden, 3 bis 5 Fuß langen Stab. Die Entſcheidung des Sieges iſt leicht abzuſehen.“

Der Fauſt-**Kampf** (das **Klopffechten**) kann, nach Hrn. Vieth Anweiſung, entweder allein, ſo daß keiner den andern faßt, oder in Verbindung mit dem Ringen geübt werden, welches das Pancratium der Alten war; ſ. oben, S. 497. Wenn zur Uebung ein ſolcher Kampf angeſtellt wird, ſo können Schläge auf gewiſſe Theile, z. B. auf den Kopf, an die Schläfe, in das Geſicht, auf den Magen ꝛc. vertragsmäßig ausgeſchloſſen, und nur ſolche, die nicht leicht gefährlich ſeyn können, z. B. auf die Bruſt, auf die Schultern, auf die Arme, verſtattet werden. Es finden hier ähnliche Fälle und Vorſichtigkeits-Regeln Statt, wie bey dem Fechten auf den Hieb, nur daß die Streiche bey dem Fauſt-Kampfe meiſtens nur von oben nach unten, und von auſſen nach innen geführt werden, dahingegen der Degen nach allen Richtungen geführt wird. Man

(*) *Galen.* a. ang. O. Malum punicum, aut tale quippiam, manibus complexus, auferendum cuiuis praebebat.

ſchlägt entweder nur mit Einer Hand, braucht die andere zur Vertheidigung, oder man ſchlägt auch mit beyden Händen; beydes entweder mit offener, oder mit geballter Fauſt, oder auch mit einem *Caeſtus*, der aber bey unſern Uebungen nicht dazu dienen ſoll, dem Andern deſto empfindlichere Streiche zu verſetzen, ſondern vielmehr gerade das Gegentheil, da wir einen ausgeſtopften Ballen darunter verſtehen, womit die Streiche weniger ſchmerzhaft ſind, als mit geballter Fauſt. Die Epheben in den griechiſchen Gymnaſien bedienten ſich ähnlicher Ballen, ſ. im XXXIV Th., S. 10, f.

Um ſich gegen die Streiche des Gegners zu ſchützen, giebt es überhaupt drey Mittel, nähmlich: das Auffangen, das Ausweichen, und das Wehrlosmachen. Das Auffangen (Pariren) geſchieht, indem man den Arm, insbeſondere den Elbogen, vorhält, ſo daß der Streich hier auffällt, und nicht das Geſicht ꝛc. trifft (*). Das Ausweichen (Caviren) kann durch ſchnelles Niederbücken, durch eine geſchickte Wendung geſchehen, ſo daß des Gegners Streich in die

(*) Die Chineſer ſind flink und tapfer, wenn es bey einer Schlägerey nur Spaß gilt; aber ſobald aus der Sache Ernſt wird, verſchwinden alle ihre kleinen Kniffe; Furcht und Feigherzigkeit überwältigen ſie, und zwingen ſie zur Flucht. Schon von ihrer erſten Jugend an üben ſie ſich, Laſten von 100 und 150 Pfund zu heben, bis ſie dieſelben mit ausgeſtrecktem Arme über den Kopf empor halten können. Gegen 7 bis 8 mit Erde gefüllte, und an der Ober-Decke des Zimmers hangende Säcke ſchlagen ſie ſich wacker herum; ſie ſtellen ſich in die Mitte dieſer Säcke, ſchaukeln dieſelben, und geben ſich alle Mühe, daß ſie von keinem Stoße derſelben getroffen werden. Noch kennen ſie eine beſondere Art ihre Muskeln ſteif zu machen; dies nennen ſie ſich abhärten, und bedienen ſich dieſes Kunſtgriffes im Ringen wider ihren Gegner ſehr wohl, indem ſie den einem Schlage ausgeſetzten Theil des Körpers, wie geſagt, ſteif machen, ſo daß jener, welcher ſchlägt, mehr Schmerz empfindet, als der, welcher geſchlagen wird. Sonnerat Reiſe nach Oſt-Indien und China, 2 B. (Zürich, 1783, gr. 4.) S. 30, f.

die Luft geht, oder wenigſtens nicht in dem Moment auftrifft, wo er ſeine größte Stärke hat. Das Wehrlosmachen (Deſarmiren kann man hier eigentlich nicht ſagen, da keine Waffen gebraucht werden,) geſchieht, wenn man ſich der Arme des Gegners bemächtigt, daß er weiter keinen Schlag mehr thun kann.

Bey dem freyen Fauſt = Kampfe, wo keiner den andern faſſet, ſtellt man ſich gegen einander über in die gehörige Menſur, bedeckt durch Vorhaltung des gebogenen linken Armes Geſicht und Hals, und gebraucht die Rechte zum Schlagen, wie es Fig. 4231 darſtellt.

Da es bey dem Ringen, und noch mehr bey dem Fauſt = Kampfe, leicht hitzig wird, ſo thut man wohl, auch bey dieſem leztern Kampfe auszumachen, welcher Schlag den Sieg entſcheiden, oder wenigſtens Pauſe machen ſoll; ſo wie denn auch Zöglinge dieſe Uebungen nur unter gehöriger Aufſicht anſtellen müſſen.

Vom Schaukeln, ſ. im LXXI Th., S. 582, fgg. und 620, fgg.

Von der Oval = Schaukel, als einer Balancir-Uebung, ſ. oben, S. 681, und die dazu gehörige Fig. 4220.

Abbildung eines Knaben in einer Strick = Schaukel, ſ. oben, S. 691, und in der dazu gehörigen Fig. 4223.

Scheiben = Spiele, ſind, das eigentlich ſogenannte Scheiben = Spiel, das Fuß = Scheibenſpiel, und das Stein = Spiel.

1. Das eigentlich ſogenannte Scheiben = Spiel, le Palet, iſt ein Spiel mit runden metallenen Scheiben, welche nach einem gewiſſen Ziele geworfen werden. Das Ziel kann z. B. ein in die Erde geſtecktes Meſſer ſeyn, und die Geſchicklichkeit beſteht darin, die Schei-

ben ſo auf der hohen Kante dicht an das Ziel zu werfen, daß ſie auf der Stelle liegen bleiben. Dieſes Spiel empfiehlt Hr Gutsmuths der Jugend für die ſchläfrige Zeit nach Tiſche, beſonders an heißen Sommer-Tagen; denn es hat alles, was zu einem ſolchen Spiele gehört, indem es weniger Anſtrengung als Geſchicklichkeit erfordert, und unter kleinen Promenaden zu Scherz und Lachen Anlaß giebt. Man kann es im Freyen und im Zimmer, ſelbſt auf dem Tiſche, ſpielen.

Vier bis ſechs Perſonen ſpielen es am bequemſten. Jeder hat 1, 2, 3 und mehrere metallene Scheiben, mit welchen nach dem Ziele, das in einer kleinen Scheibe beſteht, geworfen wird. Für jede Scheibe, welche die eine Partie dem Ziele näher wirft, als die andere, zählt ſie 1 Point; und diejenige Partie, welche zuerſt 12 Points zählt, hat das Spiel gewonnen. Dies iſt der Gang des Spieles. Jezt noch einige Erläuterungen.

Die Zahl der Scheiben für jede Perſon iſt willkürlich. Sie ſind von Bley, ſo groß als ein Thaler-Stück. Um ſie beym Spielen zu kennen, werden ſie numerirt, oder mit haltenden Farben überzogen. Es iſt bequem, wenn jeder Spieler ſeine eigene Farbe hat, aber gar nicht nothwendig. Nothwendiger iſt es aber, daß jede Partie der Spieler eine eigene Farbe habe; und da die ganze Zahl der Spieler ſich nicht bloß in 2, ſondern auch in 3 und 4 Partien theilen kann, ſo iſt es gut, 4 Farben zu haben, um die abgeworfenen Scheiben der Partien leicht aus einander finden zu können. Hat man aber dergleichen Scheiben gar nicht, ſo laſſen ſich auch Thaler-Stücke, wenn man ſie mit Zahlen bezeichnet, gebrauchen.

Um die Sache mehr zu verſinnlichen, will ich ein Spiel angehen laſſen, welches von zwey Partien, A und B, geſpielt wird. Ob jede Partie aus 1, 3 oder

4 Per-

4 Perſonen beſtehe, kommt hier weiter nicht in Betrachtung. Man legt das kleine Stück Geld auf den Boden, etwa 4, 6 bis 10 Schritt weit von dem angenommenen Stand-Puncte. Im Fortgange des Spieles geſchieht dies aber nicht wieder, ſondern derjenige wirft es aus, der dem Ziele eine Scheibe am nächſten brachte. Man kann darum loſen, welche Partie den Anfangs-Wurf thun ſoll, oder die Entſcheidung der Höflichkeit überlaſſen. Angenommen, eine Perſon von A mache den Anfang, ſo folgt nun eine Perſon von B. Wirft dieſe näher, als die Scheibe von A liegt, ſo kommt die Partie A wieder an den Wurf, und die Perſonen dieſer Partie — es iſt ganz gleichgültig, wer es ſey, — werfen ſo lange, bis eine von ihren Scheiben näher liegt, als die Scheibe von B; alsdann fangen die Perſonen von B wieder an. Die Regel heißt kurz: jede Partie bleibt ſo lange am Wurfe, bis eine ihrer Scheiben dem Ziele näher liegt, als irgend eine der andern.

Die Ordnung des Werfens richtet ſich alſo immer nach der Entfernung der Scheiben; darüber muß ſtrenge gehalten werden; mithin iſt es nöthig, die Entfernungen immer mit den Augen zu meſſen. Dieſe Einrichtung iſt vortrefflich, das Augen-Maß der Jugend zu ſchärfen; ſie muß daher durchaus nicht vernachläſſiget werden. In ſtreitigem Falle wird mit einem Stabe gemeſſen. Sind die Scheiben von allen Spielern abgeworfen, ſo kommt es zur Berechnung; und diejenige Partie, welche 1, 2, 3 ꝛc. Scheiben dem Ziele näher gebracht hat, als irgend eine der andern liegt, zählt 1, 2, 3 ꝛc. Points weiter. — Uebrigens zeigt man, wie beym Billard, den Stand der Points der Partien an; oder ſind mehr als 2 Partien, ſo notirt man die Points einer jeden mit der Bley-Feder. — Derjenige, deſſen Scheibe dem Ziele bey dem vollendeten Gange am nächſten

 lag,

lag, nimmt das Ziel, wirft es von neuem aus, und thut bey dem folgenden Gange den erſten Wurf. Solcher Geſtalt wird die Stelle des Zieles nach jedem Gange, d. i. nach jedesmahligem völligem Abwerfen aller Scheiben der Partien, verändert.

Man kann es in dieſem Spiele zu einer anſehnlichen Fertigkeit bringen; z. B. die Perſon 1 wirft dem Ziele ziemlich nahe; 2 legt ſich zwiſchen ſie und das Ziel; 3 trifft das Ziel ſo, daß es ſich von 1 und 2 entfernt, und ihr am nächſten liegt. Oder, 1 legt ſich an das Ziel, 2 bedeckt das Ziel, 3 wirft 2 vom Ziele herab, oder vom Tiſche herunter, ſo daß in dieſem lezten Falle nichts gezählt werden kann.

Man kann auch ohne Partien einzeln für ſich ſpielen. Dies geſchieht gewöhnlich, wenn die Zahl der Perſonen ungleich iſt.

Ueber das Mechaniſche des Wurfes läßt ſich nur Folgendes ſagen. Die Scheiben werden auf die Finger gelegt, und in einem geſtreckten Bogen ſo fort geworfen, daß ſie nicht ins Rollen kommen.

Dieſes Spiel hat viel Zweckmäßiges. Es erfordert unaufhörlich ein genau meſſendes Auge, richtig abgewogene Kraft der Hand beym Wurfe, gute Behandlung der Scheiben, und zugleich auch Glück; denn oft vernichtet ein kleiner Zufall den geſchickteſten Wurf, und erregt Gelächter.

2. Das Fuß=Scheibenſpiel. Dieſes angenehme Knaben=Spiel, welches hin und wieder in Deutſchland unter dem Nahmen Hink=ban bekannt iſt, iſt auch in England und Frankreich gebräuchlich. Dort heißt es hopping Scotch, und hier la Merelle oder Marelle. Der Spieler hüpft auf Einem Fuße, und ſtößt mit dieſem im Niederhüpfen, einen platten Stein am Boden fort, und zwar nach gewiſſen Geſetzen und durch die Fächer einer gewiſſen Figur, die

an

an dem Boden gezeichnet iſt. Hierin beſteht die Haupt-Sache des Spieles.

Der Stein muß platt, nur etwan einen kleinen Finger dick ſeyn. Man nimmt dazu gern ein Stück Dach-Ziegel, welches man ganz rund, oder länglich rund, abklopft. Er iſt faſt ſo groß, als die Mündung eines Trink-Glaſes. Spieler können zwey, drey, und mehrere, ſeyn. Auf einem großen Sahle zeichnet man die Figur mit Kreide. Im Freyen muß man einen ebenen, etwas ſandigen, oder überhaupt einen weichen, Boden haben, damit man ſie mit einem Stabe hinein reiſſen kann. Sie iſt etwan 12 bis 14 Schritt lang. Im Grunde iſt eine ſolche Figur ſehr willkürlich; um ſich aber eine Vorſtellung davon zu machen, ſieht man ein Par als Muſter, in Fig. 4232 [a]) und [b]) aufgeſtellt. Jene iſt aus England entlehnt. Die Spieler A B ꝛc. ſtellen ſich vor die Linie a b; denn von hier wird das ganze Spiel getrieben. A ſoll den Anfang machen. Er wirft den Stein in das Fach 1, hüpft auf Einem Fuße hinein, ſtößt ihn über a b heraus, und tritt wieder an die Anfangs-Linie. Izt wirft er den Stein nach dem Fache 2, hüpft wieder hinein, und ſtößt ihn eben ſo heraus; dann wirft er ihn nach 3, hüpft auch dahin, und treibt den Stein ſtoßweiſe über die ſchon paſſirten Fächer zurück. Anf eben die Art wirft er ihn nach 4, und wiederhohlt das Herausſtoßen wie vorher. Nach dem Wurfe in das 5te Fach hüpft er über die erſten 4 Fächer auf Einem Fuße; dann ſpringt er auf beyde Füße, ſo daß er das Kreuz überſpannt, und mit dem einen in 5, mit dem andern in 6 ſteht; hierauf wieder auf Einem Fuße in das 5te Fach, ſtößt den Stein nach 4, überſpannt dann wieder das Kreuz, hüpft nach 4, und von da über 3, 2, 1 hinaus. Bey dem 6ten Fache geht es eben ſo. Das 7te iſt ein Frey-Fach; hier darf er nach Ueberſpannung des Kreuzes

auf

auf beyde Füße niederſpringen, und nach Belieben einige Augenblicke ruhen. Dann aber muß der Stein, der Reihe nach, von 7 nach 6, nach 5 und nach 4 geſtoßen werden; und ſo oft als der Spieler hierbey in ein neues Fach übergehen will, muß er erſt das Kreuz, wie vorhin, überſpannen. Von 4 wird er endlich nach und nach, oder auf ein Mahl, wieder heraus geworfen. Nach dem Wurfe in 8, hüpft der Spieler über 1, 2, 3, 4, überſpannt dann das Kreuz, ſpringt in 7 auf beyde Füße, und auf Einem nach 8; von hier muß der Stein wieder durch alle Fächer gebracht werden, wie vorhin. 9 bleibt wieder ein Frey-Platz. Hier darf er ebenfalls auf beyden Füßen gehen und ſtehen, bis er anfängt den Stein wieder heraus zu ſtoßen.

Fig. 4232 b) iſt franzöſiſch. 4 und 8 ſind Frey-Plätze, wo der Spieler, zur Erhohlung, auf beyde Füße treten darf. Will er von dieſen Plätzen aus, den Stein zurück treiben, ſo ſteht es ihm frey, dieſes durch alle ſchon paſſirten Fächer zu thun, nähmlich von 10 nach 9, 8, 7, 6 u. ſ. w.; oder, er legt den Stein auf den hüpfenden Fuß, und ſchleudert ihn, indem er einen kleinen Aufſprung macht, von 8 oder 4 ſo weit er kann, über 3, 2 fort, aus der Figur hinaus.

Wenn dieſes Spiel von zwey und mehrern Perſonen geſpielt wird, ſo ſetzt man erſt die Folge feſt, und richtet ſich dann nach folgenden Geſetzen. 1) Der Stein wird von der Linie a b aus, in das beſtimmte Fach geworfen; fällt er in ein anderes Fach, oder bleibt er auf einer Linie liegen, ſo darf der Spieler für dieſen Gang nicht ſpielen, ſondern ſein Nachfolger kommt an das Spiel. 2) Berührt der Spieler beym Hüpfen und Fortſtoßen mit dem Fuße eine Linie der Figur, ſo tritt er ebenfalls ab. 3) Bleibt der geſtoßene Stein auf einer Linie liegen, ſo geſchieht eben das.

4) Fährt

4) Fährt der geſtoßene Stein über eine Seite der Figur hinaus, ſo verliert er ebenfalls den Gang, denn der Stein muß ſtets beym Herausſtoßen die Linie a b durchgehen. 5) Vergißt er das oben angedeutete Ueberſpannen des Kreuzes, ſo iſt er ebenfalls ab. 6) Springt er, durch den Verluſt des Gleichgewichtes getrieben, aus der Figur heraus, wenn der Stein noch darin iſt, oder berührt er mit dem verbothenen Fuße den Boden; 7) überſpringt er, beym Herausſtoßen aus den Fächern des Kreiſes oder des Kreuzes ein Fach, ſtößt er ihn z. B. von 8 nach 5, oder von 7 nach 4, ſo darf er den Gang nicht machen. 8) Derjenige, welcher den Stein zuerſt in das lezte Fach und wieder heraus bringt, hat die Partie gewonnen.

Alle dergleichen Regeln, ſo wie die Figuren ſelbſt, ſind ſehr willkürlich, und hangen von der Erfindungs-Kraft der jungen Spieler ab. Dies macht das Spiel um deſto angenehmer. Hr. Gutsmuths erzählt, daß er es zwiſchen den Windungen einer großen Spiral-Linie ſpielen geſehen habe, wobey Jeder ſeinen Stein bis zum Mittelpuncte nach und nach fortſtoßen mußte.

Dieſes Spiel hat mancherley Gutes an ſich, es bewegt den Körper bis zum Schweiß, übt die Schenkel und Waden, erfordert viel Haltung des Gleichgewichtes auf Einem Fuße, ein gutes Augen-Maß bey der Fortwerfung des Steines in das beſtimmte Fach, und viel Aufmerkſamkeit, um nichts von dem, was in den Geſetzen ausgemacht iſt, zu vergeſſen. Es iſt für junge Leute ſehr unterhaltend und reizend; nur gefällt mir bey dieſem Spiele das beſtändige Hüpfen auf Einem Beine nicht, zumahl wenn immer nur ein und eben daſſelbe gebraucht wird. Dies lezte ſollte man nicht zugeben; es muß, lange fortgeſetzt und wiederhohlt, auf den unvollendeten Bau nachtheiligen Einfluß haben, wenigſtens wird die Stärke und Ausbild-

bildung der Schenkel dadurch ungleich werden. Man mache es daher zum Geſetze des Spieles, rechts hinein und links heraus zu hüpfen, und wechſele auch hierin ab. Hierdurch wird der etwanige Schade ſicher gehoben. Dieſes Spiel hat überaus viel Anlage zu einer weit größern gymnaſtiſchen Vollkommenheit, und es kann zu einem der vortrefflichſten Bewegungs-Spiele werden, wenn man, an ſtatt des bloßen Hüpfens, allerley leichte und ſchwere Leibes-Bewegungen hinein bringen will. In dieſer Rückſicht iſt es jungen Leuten ganz beſonders zu empfehlen. Diejenigen, welche in den Tanz-Schritten (Pas), ſowohl in den niedrigen als hohen, geübt ſind, werden ſehr leicht einen ganz neuen Gang des Spieles herausbringen, indem ſie es zum Geſetz machen, daſſelbe mit Bewegungen des Tanzes zu verbinden, in dieſem Fache der Figur ein Jetté, in einem andern ein Entrechat, eine Cabriole ꝛc. zu machen. Durch eine geſchickte Verbindung und Ausführung von dergleichen Tanz-Schritten würde das Spiel ein vortreffliches Anſehen erhalten. Junge Leute aber, die hiervon nichts verſtehen, ſollten allerley weniger künſtliche Sprünge hinein bringen. Um mich verſtändlicher zu machen, will ich ein Beyſpiel angeben.

Man ſteht in der erſten Poſition vor a, b, die Hände in die Seiten geſtützt, die Bruſt heraus. Aufgeſprungen, mit den Füßen an das Gefäß geſchlagen, und nach 1 in die erſte Poſition übergeſetzt.

1. Aufgeſprungen, in der Luft die Ferſen zuſammengeſchlagen, in die erſte Poſition niedergefallen, auf Einer Fuß-Spitze völlig umgedrehet, und nach 2 übergeſetzt.
2. Die Beine etwas geſpreitet, aufgeſprungen, in der Luft halb umgedrehet, niedergefallen; dann wieder die Beine etwas geſpreitet, und eben ſo mit Umdrehen in die erſte Stellung, und von da nach 3 geſprungen.

3. In

3. In der erſten Poſition übergeſprungen, in der Luft rechts völlig umgedrehet; niedergeſprungen, und nach 4 übergeſetzt.
4. Wie in 3, aber links herumgedrehet, und nach 5 übergeſetzt.
5. Aufgeſprungen; die Ferſen 2 Mahl in der Luft zuſammengeſchlagen; dann wieder aufgeſprungen, ſo daß der Anſtoß mit dem linken Fuß geſchieht; in der Luft mit dem Fuße gegen den rechten geſchlagen, und ſo ſeitwärts nach 6 übergeſetzt.
6. Anfangs wie vorher in 5, Aufſprung und doppelter Anſchlag; dann Aufſprung mit dem rechten Fuße, Anſchlag an den linken, Ueberſpannung des Kreuzes, ſo daß der linke in 5, der rechte in 6 ſteht. Nochmahliger Aufſprung nach 7.
7. Hier iſt ein Frey-Platz zum Ausruhen.
8. Ueber das 8te Fach wird mit gleichen Füßen weggeſetzt, denn es wird als verſchloſſen angeſehen.
9. Hier wird am hinterſten Ende der Stein zwiſchen beyde Füße gefaßt; man macht damit zwey kurze Fortſprünge, dann einen ſtarken Aufſprung, ſchlägt beyde Füße an das Geſäß, und ſpringt nieder. Der Stein darf dabey nicht fallen. Jezt ſpringt man, immer den Stein feſthaltend, über 8 weg, dann von 7 nach 4, nach 3, und ſo fort aus der Figur heraus.

Nach dieſen Angaben wird ſich Jeder leicht eine Vorſtellung von der verbeſſerten Geſtalt dieſes Spieles machen können. Dergleichen Bewegungen laſſen ſich auf mancherley Art abändern. Dies macht Vergnügen; und zur Uebung und Bildung des Körpers ſind ſie vortrefflich. Die für jedes Fach beſtimmten Sprünge werden bloß gemacht, indem man ſich zu dem Fache, wo der Stein liegt, begiebt; von hier ſchnellt man den Stein entweder mit Einem Fuße hüpfend vor ſich hin nach und nach heraus; oder man legt ihn auf den Fuß, und ſchleudert ihn beym Aufſprunge fort; oder man faßt ihn zwiſchen beyde Füße, und ſpringt damit aus der Figur heraus. Die Geſetze über den Verluſt eines Ganges, wird Jeder leicht, nach den oben gegebenen, für dieſes neue Spiel, angeben können.

„5. Das

„5. Das Stein=Spiel. Man gebraucht zu dieſem Spiele nichts, als Steine, daher giebt ihm Hr. Gutsmuths dieſen Nahmen, ob es gleich in Deutſchland und in der Schweiz unter manchen andern Nahmen bekannt iſt. Der Boden des Platzes ſey eben und feſt; und man bezeichne hier den Spiel=Raum auf folgende Art; Fig. 4223. Auf die Stelle a legt man 2, 3 bis 4 Steine, von der Größe eines Hühner=Eyes, aufeinander, oder man ſtellt hier einen kleinen hölzernen Kegel, oder pyramidaliſchen Stein, einer kleinen Spanne hoch. Dies iſt das Ziel wonach jeder Spieler wirft. In dieſer Abſicht verſieht ſich jeder Mitſpieler, deren 6, 12 und mehrere ſeyn können, mit einem glatten, höchſtens 1 Zoll dicken, Steine, der etwas abgerundet ſeyn kann, und ſo groß als eine Unter=Thetaſſe iſt. Man kann auch hölzerne Scheiben dazu gebrauchen. b iſt die Stelle, von wo aus nach dem Ziele geworfen wird; ſie iſt etwa 10 Schritt von a entfernt. ce und df, die etwan 5 Schritt von einander gemacht werden, ſind in den Boden geriſſene, oder durch Steinen bezeichnete Gränz=Linien, ſo wie auch cd und ef. Ehe das Spiel angeht, wird durch das Los erſt einer zum Wächter gewählt. Dieſer ſpielt die Rolle eines Dienenden, denn er muß bey dem Ziele a immer Wache halten, und es wieder aufſetzen, wenn es von den Mitſpielern umgeworfen iſt. Die Werfenden ſind in dem Frey=Platze vor ef, und einer nach dem andern wirft, von der Stelle b aus, ſeine Scheibe nach dem Ziele. Hat man ſie abgeworfen, ſo muß man den nächſten Wurf erſt dadurch löſen, daß man ſie wieder hohlt, ohne von dem Wächter berührt, oder mit ſeinem zuſammengewundenen Schnupftuche getroffen zu werden. In dieſer Kleinigkeit liegt der Reiz des Spieles; denn es iſt nicht ganz leicht, wenn der Wächter auf ſeiner Hut iſt, aber doch durch Schnelligkeit möglich. Jeder Spieler,

der ſeinen Stein abgeworfen hat, kann nicht ſogleich hinaus laufen, um ihn wieder zu hohlen, denn er würde ſich ja den Wächter gerade in die Hände liefern, ſondern er bleibt neben b, und beobachtet den Wächter; findet er ihn unaufmerkſam, ſo läuft er pfeilſchnell hinaus, und ſtellt dort ſeinen Fuß auf den Stein. Iſt der Wächter aber zu aufmerkſam, ſo müſſen die Spieler bey b warten, bis einer von ihren folgenden Mitſpielern das Ziel umwirft, und dann laufen alle augenblicklich und ſchnell hinaus, um ihre Steine zu hohlen; denn es iſt die Pflicht des Wächters, das umgeworfene Ziel augenblicklich wieder aufzuſtellen, und eher kann er Keinen auf eine gültige Art berühren. Oft iſt es der Fall, daß man durch Schnelligkeit, ſo wie durch Langſamkeit des Wächters beym Aufſtellen geholfen, hinaus kommt, und den Stein auch ſogleich mit nach b zurück bringt. Liegt in dieſem Falle der Stein jenſeit der Linie c d, z. B. in x, ſo kann man ihn geradezu nehmen, und damit nach d zurück laufen; liegt er aber vor der Linie, z. B. in y, ſo muß er ihn aufnehmen, und erſt die Linie c b damit berühren, ehe man damit zurück laufen darf.

Ein anderer Fall iſt noch gewöhnlicher. Wird nähmlich der Wächter zu früh fertig, ſo kann man nicht gleich mit dem Steine zurück laufen. Liegt der Stein dann jenſeit c d, ſo ſtellt man ſich mit dem Fuße darauf, und bleibt ſo ſtehen; ja, man kann auch den Stein von x her bis an die Linie c d heran ſchieben, um ſich den Rückweg zu verkürzen. So lange man ſo durch den Fuß oder die Hand mit dem Steine in Berührung bleibt, hat der Wächter kein Recht zu berühren; läßt man aber davon ab, ſo kann er es ſogleich. Liegt der Stein aber vor c d, ſo darf man hier nicht auf demſelben ſtehen bleiben, denn der Wächter kann hier Jeden berühren, es ſey wann es wolle, weil der Raum c d e f als verbothen angeſehen wird. Man

muß daher den Stein erſt aufnehmen, ihn auf, oder hinter die Linie c d bringen, und kann dann hier, wie vorhin, ſo lange mit ihm in Berührung bleiben, bis man in der Unachtſamkeit des Wächters, oder im umgeworfenen Ziele eine Gelegenheit findet, wieder nach b zurück zu kommen.

Bisweilen tritt der Fall ein, daß kein Spieler das Ziel umwirft, und daß folglich keiner ſeine Scheibe hohlen kann; dann müſſen mehrere von beyden Seiten den Wächter bald hier bald dort necken, als wollten ſie hinaus kommen, und dadurch ſeine Aufmerkſamkeit theilen, bis einer wirklich ſeine Scheibe auf dieſe Art zurück bringt.

Spiel-Geſetze. 1. Wer auf obige Art und unter den obigen Umſtänden berührt wird, iſt Wächter. 2. Wer beym Hinaus- oder Hereinlaufen die Seiten-Linien übertritt, wird es gleichfalls. In beyden Fällen nimmt der bisherige Wächter die Stelle deſſelben unter den Werfenden ein.

Dieſes Spiel iſt leicht zu beurtheilen. Es gewährt Fröhlichkeit, Bewegung, Uebung des Augen-Maßes; verlangt Schnelligkeit des Körpers, iſt durchaus unſchuldig, und überall, ſelbſt in Zimmern, ausführbar, wenn man hier, ſtatt der Steine, weichere und leichtere Scheiben von ſehr dick über einander gelegten Papp-Deckel nimmt.

Vom Schieben, ſ. oben, S. 438.

Vom Schießen, ſ. weiter unten **Werfen und Schießen.**

Vom Schwimmen, ſ. in S.

Vom Seilgehen, ſ. oben, S. 653.

Von den Uebungen der Sinne, nach Hrn. Vieth. „Durch die Sinne ſind wir mit der Welt auſſer uns in Verbindung geſetzt. Alle Ideen, die wir haben, ſind uns durch ſie zugekommen, und die Richtigkeit derſelben hängt von der Vollkommenheit der Organe ab. Es iſt folglich von der größten Wichtigkeit, dieſe zu üben, und ſie zu allen Dienſten, die wir von ihnen verlangen, tauglich zu machen. Das Kind lernt den Gebrauch ſeiner Sinne, ſo wie den Gebrauch ſeiner Gliedmaßen, durch Uebung; und durch Uebung können auch jene zu einem mehr als gewöhnlichen Grad der Vollkommenheit gebracht werden.

„Fünf Zugänge giebt es, durch welche die Wirkungen der Auſſen-Welt zu uns gelangen: Geſicht, Gehör, Geruch, Geſchmack, Gefühl. Ob wir uns gleich keine Vorſtellung von andern Sinnen machen können (*), ſo iſt doch nichts wahrſcheinlicher, als daß es noch viel mehrere Arten giebt, wie ein Geſchöpf von den umgebenen Dingen Kenntniſſe erlangen kann. Bewohner anderer Welt-Körper können die Auſſen-Welt vielleicht durch Organe empfinden, welche ganz von den unſrigen unterſchieden ſind; und vielleicht iſt dies ſelbſt der Fall bey manchen Geſchöpfen unſers Planeten.

„Das Geſicht iſt derjenige Theil unſerer Sinne, welcher die lebhafteſten Ideen in uns erweckt, und uns von Dingen in großer Entfernung, wie in großer Nähe, Nachricht giebt. Ein Sinn, deſſen Vollkommenheit insbeſondere wünſchenswerth, deſſen Verluſt oder unvollkommener Zuſtand ſehr ſchmerzlich und nachtheilig, und deſſen Organ äuſſerſt zart, leicht zu verletzen und leicht zu verwöhnen iſt.

(*) Von dem ſechsten Sinne iſt hier nicht der Ort zu reden.

„Wir dürfen uns hier nicht in eine umſtändliche Beſchreibung des Auges einlaſſen, weil uns dies zu weit von unſerm Zwecke entfernen würde; auch können wir ohne Zweifel bey den meiſten Leſern als bekannt vorausſetzen, daß dieſes bewundernswürdige Organ aus mehreren Flüſſigkeiten beſteht, die in einem kegelförmigen Gehäuſe von Häuten eingeſchloſſen ſind; daß die Kryſtall-Linſe das vornehmſte Stück darin ſey, welches wie ein convexes Glas die Strahlen, die von einem Puncte ausgehen, auf dem Boden des Auges wieder in einem Punct zuſammenbringt; daß hierdurch ein Bild dieſes Punctes entſteht, welches von der Netz-Haut aufgefangen, deſſen Empfindungen von den Sehe-Nerven dem Gehirne, als der Werkſtätte der Seele, zugeführt wird.

„Bey den Geſichts-Uebungen kommt es vornehmlich auf zwey Dinge an, die man ſich dabey zum Zweck vorſetzt, nähmlich: 1. deutliche Wahrnehmung eines Gegenſtandes in verſchiedenen Entfernungen; 2. Schätzung der Größe durch das Auge, oder das ſogenannte Augen-Maß.

„Ein gutes Auge muß ſowohl einen nahen, als einen entfernten Punct deutlich empfinden; dazu aber iſt nothwendig, daß eine Veränderung im Auge ſelbſt vorgehe. Von einem entfernten Puncte fallen die Strahlen ſo gut wie parallel in das Auge, und vereinigen ſich näher hinter der Kryſtall-Linſe, als die von einem nahen Puncte, welche divergirend in das Auge kommen. Damit in beyden Fällen dieſer Vereinigungs-Punct, oder das Bild des geſehenen Punctes auf die Netz-Haut falle, muß entweder die Figur der Kryſtall-Linſe, oder die Figur des ganzen Auges, verändert werden. Um einen nahen Punct deutlich zu ſehen, muß die Kryſtall-Linſe erhabener werden, oder ſich von dem Boden des Auges weiter entfernen. Um aber einen entfernten Punct deutlich zu ſehen, muß die

die Kryſtall-Linſe flächer werden, oder ſich dem Boden des Auges nähern. Beyde Veränderungen können zugleich Statt finden. Es müſſen muskulöſe Fibern ſeyn, welche dieſelbe bewirken, und das Vermögen dieſer Fibern kann durch Uebung verſtärkt, durch Nicht-Uebung geſchwächt werden (*). Wer lange auf nahe Puncte zu ſehen gewöhnt worden iſt, deſſen Auge verliert endlich die Fähigkeit, ſich ſo zu verändern, daß es auch für entfernte Puncte eingerichtet ſey; ſo auch umgekehrt. Man muß daher Kinder ſowohl in die Nähe, als in die Ferne, auf einen Punct zu ſehen üben. Bey unſern jezigen übertriebenen anhaltenden Leſen, Schreiben und Zeichnen in der frühen Jugend, iſt es nicht zu verwundern, daß der Fehler der Kurzſichtigkeit ſo allgemein iſt; beſonders ſcheint dabey das ſehr ſchädlich zu ſeyn, daß Kinder an hohen Tiſchen ſitzen, ſo daß die Augen dem Papiere ſehr nahe ſind.

„Es iſt nicht bloß jene Veränderung in Rückſicht des Innern eines jeden einzigen Auges, welche zum Deutlichſehen erfordert wird, es iſt überdem noch eine Veränderung nöthig, welche beyde Augen angeht, und durch die äuſſern Augen-Muskeln bewirkt wird. Um nähmlich einen Punct einfach und mit der möglichſten Deutlichkeit wahrzunehmen, müſſen beyde Augen-Achſen auf denſelben gerichtet ſeyn; bey entfernten Puncten müſſen folglich die Augen ſo gerichtet werden, daß ihre Achſen beynahe parallel gehen, bey nahen aber ſo, daß ſie ſtark convergiren. Haben nun die äuſſern Augen-Muskeln durch Nichtübung das Vermögen verloren, den Augen dieſe Richtung zu geben, ſo entſteht Doppeltſehen und ein verwirrter Anblick der Gegenſtände um uns her. Man muß alſo ebenfalls durch

(*) Porterfield's Meinung über dieſe Veränderung des Auges, führt Prieſtley, in ſ. Geſchichte der Optik, (deutſche Ueberſetz. S. 458, fgg.) an.

durch Uebung dieſes Vermögen zu erhalten ſuchen, und bald auf entfernte bald auf nahe Puncte ſehen.

„Ich bemerke hierbey noch, daß man ſchon viel gewonnen hat, wenn man nur auf einem etwas entfernten Punct die Augen fixiren kann; denn von dieſem bis zu einem ſehr entfernten Puncte wird die Mühe immer kleiner, weil der Winkel, um den das Auge ſich drehen muß, immer kleiner wird. Um vom Buche, worin man lieſet, die Augen auf einen Punct am Ende des Zimmers zu richten, muß man ſie um einen größern Winkel drehen, als um ſie von dort auf einen viele Meilen weit entfernten Punct, d. h. parallel, zu richten. Die Entfernung der Puncte, auf welche die Augen fixirt werden, wachſen ſehr ſchnell bey geringer Drehung des Auges, weil es die Tangenten der Winkel ſind, unter welchen die Augen-Achſen gegen die gerade Linie geneigt ſind, welche die Mittel-Puncte beyder Augen verbindet.

„Was Uebung in Anſehung des Weitſehens thun kann, ſehen wir an Jägern und andern Perſonen, die ihren Gegenſtand immer in der Ferne haben, beſonders aber an den Wilden. Von der Schärfe im Naheſehen aber findet man merkwürdige Beyſpiele von Stein-Schneidern, Miniatur-Mahlern und Klein-Schreibern, die die Iliade in eine Nuß bringen.

„Das gute Augen-Maß beſteht in der Fertigkeit, die Größe durch das bloße Auge zu ſchätzen. Eine ſolche Schätzung der Größe kann betreffen, entweder eine Menge von Dingen, z. B. auf den bloßen Blick zu ſchätzen, wie viel Menſchen in einer Verſammlung, wie viel Stücke auf einem Tiſche befindlich waren, und dgl.; oder Länge, Breite, Höhe, Umfang, Maße eines Körpers; oder die Entfernung verſchiedener Gegenſtände von uns ſelbſt und von einander; dergleichen Schnelligkeit und Langſamkeit eines bewegten Körpers in verſchiedenen Entfernungen, Beſtimmung des Weges den ungefähr ein geworfener Körper nehmen wird, und dgl. Täglicher Anblick der Gegenſtände um uns her, bringt uns zu einer ziemlichen

Fert-

Fertigkeit in ſolchen Schätzungen. Schon der Knabe weis nach dem Augen-Maße, ob der Graben zu breit iſt, um ihn überſpringen zu können: ob er mit 20, oder mehrern oder wenigern Schritten an eine gewiſſe Stelle kommen wird; ob der Ball, den der Andere ihm zuwirft, für ihn erreichbar ſey, oder ihn treffen wird, und dgl. Seine Sinne üben und ſtärken ſich bey ſeinen Spielen, wie der ganze übrige Körper; und *Rauſſeau* möchte in mancher Rückſicht nicht unrecht haben, wenn er ſagt, daß dieſe Uebungen oft mehr werth ſind, als was er in der Schul-Stube lernt (*).

„Diejenigen, die ſich beſonders in einer Art ſolcher Schätzungen üben, erlangen darin eine ſehr große Sicherheit. Der Ingenieur weis eine Diſtanz nach dem Augen-Maße bis auf einzelne Schritte zu beſtimmen, und nimmt nach dem Coup d'oeil ganze Situationen auf. Der Zeichner giebt ſeinen Abbildungen dieſelben Verhältniſſe, wie die Natur ſie ihm darbiethet.

„Dimenſionen zu beurtheilen, welche dem Auge entgegen liegen, z. B. die Fronte eines Hauſes, vor welchem man ſteht, iſt leichter, als ſolche, welche ſchief gegen das Auge liegen, z. B. die Seiten-Wand eines Hauſes, wenn man ſie in der Verkürzung ſieht. Das beſte Mittel, das Augen-Maß zu üben, iſt, eine bekannte Dimenſion, z. B. 1 Fuß, 1 Ruthe ꝛc. oft unter verſchiedenen Sehe-Winkeln zu betrachten, und Gegenſtände von unbekannten Dimenſionen damit zu vergleichen. So auch mit Winkeln.

(*) *Rouſſeau* drückt ſich eigentlich noch etwas ſtärker aus. „Les leçons,“ ſagt er: „que les écoliers prennent „entr'eux dans la cour du College, leur ſont cent fois „plus utiles, que tout ce qu'on leur dira jamais dans „la Claſſe.“

Emile, L. 2, p. 173.

„Die Entfernung eines Gegenſtandes von uns ſchätzt man aus mehrern Umſtänden: 1. aus der ſcheinbaren Größe, d. h. aus der Größe des Seh-Winkels; 2. aus der Lebhaftigkeit oder Schwäche der Farbe, aus dem, was in der Mahlerey die Luft-Perſpective heißt; 3. aus der Richtung der Augen-Achſen; doch gilt dieſes nur von Körpern, die noch nicht zu weit vom Auge entfernt ſind; bey ſehr großen Weiten ändert ſich der Winkel, unter dem die Augen-Achſen gegen einander geneigt ſind, zu wenig, als daß man es empfinden könnte; 4. aus der Parallaxe, die der Gegenſtand hat, wenn man ihn aus verſchiedenen Stand-Puncten anſieht. Wo dieſe Dinge wegfallen, da fällt auch alle Schätzung weg; ſo kann man z. B. nicht durch Augen-Maß beſtimmen, ob ein Stern weiter oder näher iſt, als ein anderer.

„Durch Uebung kann der Menſch, trotz aller optiſchen Täuſchungen und Abwechſelungen von Licht, ziemlich richtig von Entfernung und Größe urtheilen lernen. Das Kind lernt durch öftere Erfahrungen vom Raume durch das Geſicht urtheilen; anfangs glaubt es alles ergreifen zu können, was es ſieht; eben ſo geht es auch Blindgebornen, denen der Staar geſtochen wird. Optiſche Täuſchungen verleiten ſelbſt Erwachſene zu ſehr unrichtigen Urtheilen. Wer z. B. in gebirgige Gegenden zum erſten Mahle kommt, ſchätzt die Entfernungen der Höhen gewöhnlich viel zu geringe; ein Gegenſtand, der weit entfernt iſt, kann ſtille zu ſtehen oder ſich zu bewegen ſcheinen, obgleich wirklich das Gegentheil Statt findet, u. dgl.

„Zu den Geſichts-Uebungen gehört auch noch die Unterſcheidung feiner Nüancen der Farben, wobey die Farben-Pyramide nach Lambert's Art (*), gebraucht werden kann.

„Um

(*) Beſchreibung einer mit dem Calauſchen Wachſe ausgemahlten Farbenpyramide, durch J. H. Lambert. Berl. 1772, 4.

„Um ſeine Augen gut zu erhalten, muß man zu ſtarkes abſtechendes Licht, zu ſchnelle Abwechſelungen des Lichtes meiden, und, ſo viel möglich, gleichförmiges ſanftes Licht zu erhalten ſuchen. Reflectirtes Licht und verdoppeltes Licht, iſt den Augen nachtheilig; daher bediene man ſich keines Schirmes über der Licht-Flamme, und brenne kein Licht, auſſer in entſchiedener Dunkelheit. Miſchung von Tages-Licht und Flammen-Licht iſt ſchädlich. Man gewöhne ſich auf entfernte Gegenſtände zu ſehen, zumahl bey Spaziergängen auf grünen Wieſen und unter dem blauen Himmel; man entferne das Geſicht beym Leſen, Schreiben und Zeichnen, ſo weit als möglich, vom Papier. Man laſſe das Licht mehr von hinten oder von der Seite einfallen, ſo daß es nicht auf die Augenlieder fällt. Man waſche die Augen fleißig mit kaltem Waſſer aus (*).

„Das Gehör iſt, dem Range nach, der nächſte Sinn nach dem Geſicht. So wie dieſes, erſtreckt es ſich auch auf große Entfernungen, und iſt uns zu den Geſchäften des Lebens äuſſerſt nothwendig. Zwiſchen beyden Sinnen finden ſich aber ſehr große Unterſchiede. Das Geſicht benachrichtigt uns nur von Gegenſtänden, von welchen nach unſerm Auge hin gerade Linien ununterbrochen gezogen werden können, weil die Licht-Strahlen ſich nur nach geraden Linien fortpflanzen. Das Gehör hingegen iſt nicht an dieſe Einſchränkung gebunden. Der Schall pflanzt ſich nach allen Richtungen fort, und wir vernehmen ihn, wenn auch zwiſchen dem ſchallenden Körper und unſern Ohr andere Körper befindlich ſind. Das Geſicht iſt willkürlich; wir brauchen nur die Augenlieder zu ſchließen, oder die Hand vorzuhalten, ſo können wir je-

(*) Verſchiedenes, hierher gehöriges findet man im XVII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 540, ſgg. K.

jedem widrigen Anblicke ausweichen. Nicht ganz ſo bey dem Gehör; unmittelbar an den Gehör-Werkzeugen findet ſich keine Klappe, um es zu verſchließen, und das Verſtopfen des Gehör-Ganges hält den Schall nicht vollkommen ab. Ohne Zweifel hat die Natur hierbey weiſe Abſichten gehabt. Der Sinn des Geſichtes iſt im Schlafe ſo gut wie gar nicht da; das Gehör hingegen ſteht gleichſam immer auf der Wache, und den Eindrücken der Auſſen-Welt offen, welche bey einiger Stärke uns ſogleich wecken.

„Das Organ des Gehöres iſt nicht minder künſtlich eingerichtet, als das des Geſichtes; die Art, wie es unſerer Seele die Eindrücke von auſſen her zuführt, können wir faſt noch weniger verfolgen, wie bey dem Auge. Die durch den Hammer hervorgebrachte Erſchütterung des Trommel-Felles iſt die lezte Spur von der Wirkung des Schalles. Den Nutzen der künſtlichen Einrichtung, die noch weiter im Innern liegt, wiſſen wir nur obenhin anzugeben.

„Bey den Uebungen des Gehöres ſcheint es faſt mehr die Aufmerkſamkeit, als das Organ ſelbſt, zu ſeyn, welches geübt wird. Indeſſen verhält ſich Lezteres ohne Zweifel nicht bloß leidentlich. Die Gehör-Knöchlein haben ihre Muskeln, nähmlich der Hammer einen, und der Steigbügel einen; das Trommel-Fell hat deren zwey, einen der es ausſpannt, und einen der es nachläßt. Dieſe Muskeln ſind zwar ſehr klein, wie die Theile zu denen ſie gehören, indeſſen ſind ſie da, und ihr Vermögen kann gewiß, wie das der übrigen Muskeln, durch Uebung vergrößert werden.

„Die Vollkommenheit dieſes Sinnes beſteht theils in dem Vermögen, einen ſchwachen oder ſehr entfernten Schall zu vernehmen, theils in dem Gehör-Maß, (wenn es erlaubt iſt, dieſes analoge Wort vom Augen-Maß zu gebrauchen,) da man aus dem Schalle die Entfernung beurtheilet, oder Höhe und Tiefe des Tones

nes unterſcheidet. Das Vermögen, auf einander folgende oder zugleich angeſchlagene Intervalle richtig zu ſchätzen, iſt es, was man muſikaliſches Gehör nennt. Die Fähigkeit, mehrere verwirrte Schälle zu unterſcheiden, und die Beſchaffenheit eines Körpers aus dem Schalle bey der Berührung zu erkennen, gehört ebenfalls hierher.

„Durch Aufmerkſamkeit und Uebung kann man es in allen dieſen Dingen zu einem ungemeinen Grade von Fertigkeit bringen; dies ſehen wir nirgends überzeugender, als bey den Blinden, welche den ihnen fehlenden Sinn durch die größere Vervollkommnung der übrigen, insbeſondere des Gehöres und Gefühles, wie auch des Geruches, einiger Maßen erſetzen. Man kann dieſe Perſonen nachahmen, man kann ſich einen Sinn künſtlich benehmen, um die übrigen deſto beſſer anzuſtrengen. Mit verbundenen Augen oder im Finſtern kann man, aus dem Schalle der Fußtritte und der Stimme, die Größe des Zimmers, worin man ſich befindet, ungefähr angeben; man kann bemerken, ob es leere Wände hat, ob es tapezirt iſt, oder ob ſonſt viel weiche Körper darin ſind, als: Betten und dgl., ob es gewölbt iſt, ob der Fußboden hohl liegt, u. ſ. w. Der Muſiker unterſcheidet die feinſten Intervalle von Tönen, worin der Ungeübte ſchon keinen Unterſchied mehr bemerkt; unter mehrern zugleich angeſchlagenen Tönen, ſelbſt unter Diſſonanzen, weis er zu beſtimmen, welcher Ton an dieſer Stelle nicht zur richtigen Harmonie paßt. Der Director eines Orcheſters, ungeachtet das ganze Gewimmel von Tönen in ſein Ohr ſtröhmt, merkt doch, welches Inſtrument etwa einen Fehler in der Aufführung eines Stückes gemacht hat. In der That iſt dieſes bewundernswürdig, nicht allein in Anſehung des feinen Gehöres, ſondern überhaupt in Anſehung der ſämmtlichen körperlichen und geiſtigen Thätigkeit. Sollte man es für möglich halten,

wenn

wenn es nicht durch Erfahrung bekannt wäre, daß ein einziger Menſch erſtlich eine ganze Partitur überſehen, zweytens ſelbſt die Haupt-Stimme oder den General-Baß mitſpielen, drittens auf eine Menge Inſtrumente, auf Tact, auf Reinheit der Stimmung, auf Stärke und Schwäche, auf Ausdruck und Vortrag, merken könne, und dies alles gleichzeitig! Man erſtaunt, wenn man bedenkt, welche Menge von Ideen hier in einem einzigen Kopfe ſich durchkreuzen müſſen.

„Aus dem Schalle oder Klange, welchen ein Körper, bey der Berührung oder beym Falle auf den Fuß-Boden von ſich giebt, kann man die Beſchaffenheit deſſelben einiger Maßen errathen, ob er von Holz oder Metall, ob er hart oder weich, ob er elaſtiſch oder unelaſtiſch iſt, ob ein Gefäß von Thon oder Porzellan, von Silber oder von Zinn ſey, und dgl. Daß man einen Menſchen an dem Tone ſeiner Stimme erkennen kann, iſt weniger in Abſicht des Gehöres zu verwundern, weil die Stimme jedes Menſchen ſo viel Charakteriſtiſches hat, als in Abſicht auf die unendliche Verſchiedenheit, die hier in den Sprach-Organen Statt findet. Es iſt hiermit auf ähnliche Art, wie mit den Geſichts-Zügen; unter den Millionen Menſchen, die leben und gelebt haben, hat jeder einen andern Ton der Stimme und eine andere Phyſiognomie. Doch auch in Abſicht des Gehöres iſt es zu bewundern, wie ein Blinder unter den vielen Menſchen ſeiner Bekanntſchaft jeden an der Stimme, ja ſo gar am Fußtritte erkennt.

„Das äuſſere Ohr des Menſchen iſt mit Muskeln verſehen, und müßte folglich, den Abſichten der Natur nach, willkürlich bewegt werden können, wodurch vielleicht die Schärfe dieſes Sinnes noch gewinnen würde. Dieſe Fähigkeit haben wir aber ſo gut wie ganz verloren, und zwar, wie die Kunſtverſtändigen ſagen, weil unſern Kindern von Jugend auf die Oh-

ren durch die Mützen an den Kopf gedrückt werden. Die Wilden haben den Gebrauch dieſer Muskeln noch vollkommen; auch unter uns giebt es einzelne, obwohl ſeltene Beyſpiele von Perſonen, die ihre Ohren auf und nieder, nach vorn und nach hinten bewegen können (*).

„Der Geruch iſt vielleicht unter allen Sinnen derjenige, deſſen Entbehrung am erträglichſten ſeyn möchte; auch findet man häufig Perſonen, die denſelben nur in ziemlich geringem Grade beſitzen, mithin vieler angenehmen Empfindungen beraubt, aber auch vieler unangenehmen überhoben ſind (**). Es ſcheint, daß, je feiner dieſer Sinn iſt, deſto größer die Menge unangenehmer Eindrücke in Verhältniß zu den angenehmen werde, und daß alſo im Ganzen nicht viel Gewinn an angenehmer Empfindung bey der Verfeinerung deſſelben für den Menſchen zu erwarten ſey. Für den Wilden iſt die Vervollkommnung dieſes Sinnes von größerer Wichtigkeit, als für uns. Der Geruch einiger Wilden kommt auch in der That dem Geruche der Spür-Hunde gleich; man ſagt, daß ſie die Fährte des Wildes mit ihrer eigenen Naſe auswittern.

„Ein Vergnügen, was man, wie es ſcheint, am öfterſten dem Geruche zu danken hat, iſt — Erinnerung an die vergangenen Scenen unſers Lebens. Aehnliche Beſchaffenheit der Luft, die wir durch die Geruch-Werkzeuge in uns ziehen, bringt uns eine ver-

gan-

(*) Man vergleiche hiermit die Belehrung, wie Kinder und junge Leute zum Rechthören gehörig anzuweiſen ſeyn, im XVI Th. gegenwärtigen Werkes, S. 648, fgg. K.

(**) Bey den feinern Sinnen ſind die unangenehmen Eindrücke nicht ſo unausſtehlich, wie bey den gröbern. Eine Farbe, eine Form kann dem Auge unangenehm ſeyn, aber manche Töne oder Schälle ſind doch weit widerlicher, z. B. das Durchſchneiden eines Strickes mit einem ſchartigen Meſſer. Unangenehme Gerüche ſind hinwiederum unausſtehlicher, als jene; eben ſo mit dem Geſchmacke.

gangene Situation, den Ort, wo wir den ähnlichen Eindruck empfanden, augenblicklich in das Gedächtniß zurück.

„Die Uebung dieſes Sinnes beſteht darin, daß man ſich bemüht, Dinge aus dem bloßen Geruche zu unterſcheiden. Man verbinde dem Knaben die Augen, und laſſe ihn am Geruche errathen, ob ein Körper Bley oder Kupfer, oder Zinn ſey, ob Eichen-Holz oder Fichten, ob Mauer-Stein oder Sand-Stein, ob Papier, oder Leinewand, oder Tuch. Alle dieſe Dinge und tauſend andere unterſcheiden ſich durch den Geruch; und immer ſind ſolche Uebungen (die überdem als unterhaltende Spiele können eingerichtet werden,) nicht zu verwerfen; es iſt gut, daß der Menſch ſeine Kräfte alle, ſo viel es ihm möglich iſt, kennen und gebrauchen lerne.

„Der Geſchmack läßt ſich auf ähnliche Art verfeinern, wie der Geruch. Man kann z. B. verſchiedene Flüſſigkeiten in verſchiedenen Verhältniſſen zuſammen miſchen, und den Andern dieſes Verhältniß der Miſchung errathen laſſen. Metalle und andere feſte Körper laſſen ſich ebenfalls durch Berühren mit der Zunge einiger Maßen erkennen. Für Aerzte und Apotheker iſt ein feiner Geſchmack nicht unwichtig. Unſere Schmarotzer ſind bekanntlich Meiſter in der großen Kunſt, das Alter des Rhein-Weines, das Vaterland dieſes oder jenes Leckerbiſſens nach dem Geſchmacke zu beſtimmen.

„Das Gefühl endlich, ein Sinn, den man gewiſſer Maßen den allgemeinen nennen könnte, iſt großer Verfeinerung fähig. Ob ein Körper kalt oder warm, ſpitzig oder ſtumpf iſt, läßt ſich bey deſſen Berührung mit jeder Stelle unſers Körpers unterſcheiden; aber das eigentliche unterſcheidende Gefühl, wodurch wir von der Beſchaffenheit der Oberfläche des Körpers benachrichtiget werden, hat ſeinen Sitz in den Extre-

tremitäten des Körpers, inſonderheit in den Finger-Spitzen, obgleich es andere Theile des Körpers giebt, welche weit empfindlicher gegen die Berührung ſind. Die Fuß-Zehen würden vielleicht ein ähnliches unterſcheidendes Gefühl erlangen können, wenn man ſie dazu gebrauchte.

„In Verbindung mit den Sinnen des Gehöres und des Geruches dient das Gefühl dazu, ſich im Finſtern oder mit verbundenen Augen zurecht zu finden, ohne ſich zu ſtoßen. Mit vorwärts gehaltenen Händen beſchützt man die edelſten Theile des Körpers, und tappt umher, um entgegen ſtehende Körper zu entdecken. Die Blinden ſind hier wieder unſere Lehrmeiſter; ihre Arme und Hände dienen ihnen, wie den Inſecten die Fühl-Hörner. Man merkt die Annäherung an eine Wand auch durch ein gewiſſes Gefühl von einer andern Beſchaffenheit der Luft, beſonders im Geſichte. Man wird anders von einer Luft im Freyen, als von einer ſtagnirenden Luft, afficirt. Kinder oft im Finſtern durch Hülfe ihrer übrigen Sinne ſich zurecht helfen zu laſſen, iſt ſehr rathſam, und trägt viel dazu bey, die Furcht in der Finſterniß, welche ſich ſo leicht einfindet, zu mindern oder auszurotten. Ich zweifle, ob Blinde von der ſogenannten Geſpenſter-Furcht etwas wiſſen. Sie hat, wo nicht allein, doch gewiß meiſtens, ihren Grund in Geſichts-Ideen und Geſichts-Täuſchungen. Kein Sinn iſt mehrern Täuſchungen unterworfen, als das Geſicht. Ein Gegenſtand, den man entfernter glaubt, als er wirklich iſt, kommt uns weit größer vor, weil wir ihn unter einem großen Geſichts-Winkel ſehen. Dies und ähnliche Täuſchungen können daher aus einer Kleinigkeit einen Furcht-erregenden Anblick machen.

„Das Gefühl, obgleich weniger Täuſchungen unterworfen, iſt doch auch nicht ganz frey davon. Eine der merkwürdigſten iſt die, daß eine kleine Kugel,

z. B.

z. B. eine Erbſe, wenn man ſie mit über einander gelegten Fingern hin und her wälzt, völlig den Eindruck macht, als wenn man zwey Kugeln zwiſchen den Fingern hätte. Man kann ſich nicht überreden, daß es ein und eben derſelbe Körper ſey, der zwey Seiten der Finger berührt, die in der natürlichen Lage von einander abgewandt ſind.

„Die Oberflächen der Körper biethen dem Gefühle viele Verſchiedenheiten dar, wodurch man von der Materie und Beſchaffenheit der Körper ſelbſt urtheilen kann. Faſt unglaublich iſt es, wie ſehr hierin das Gefühl verfeinert werden kann. Stücke Geld bloß durch Anfühlen zu erkennen, iſt nichts Auſſerordentliches, wenn man ſich darauf einſchränkt, ein Groſchenſtück von einem Zweygroſchenſtücke, einen Species-Thaler von einem Gulden zu unterſcheiden, u. dgl.; aber mehr will es ſchon ſagen, wenn man im Stande iſt, das Gepräge anzugeben, beſonders bey unbekannten Münz-Sorten und bey flachem Gepräge. Durch Uebung kann man es auch dahin bringen. Blindgeborne ſollen ſogar Farben durch Anfühlen zu unterſcheiden wiſſen, ſo wie Spieler von Profeſſion und Taſchen-Spieler die Augen der Karten.

„Uebungen dieſer Art laſſen ſich ſehr vervielfältigen, und zum unterhaltenden Spiel machen. Man läßt den Andern, deſſen Augen verbunden ſind, errathen, ob ein Stück Geld, was man ihm in die Finger giebt, Gold, oder Silber, oder Kupfer, ob es ein Zweygroſchenſtück oder ein Louis d'or, ein Species-Thaler oder ein preußiſcher Thaler; ob in einer Geld-Börſe 10, 20 Thaler, oder mehr oder weniger, enthalten; ob eine Tafel von Glas oder von Marmor, von Eichen- oder Fichten-Holz; ob ein Stück Tuch grob oder fein, neu oder alt; ob ein Stück Zeug Sammet oder Mancheſter ſey, u. ſ. w. Man läßt beſtimmen, wie viel Zolle lang, breit und dick ein Ka-

ſten

ſten oder ein Buch, wie ſchwer ein Stein nach Pfunden, wie groß ein Winkel nach Graden, ob eine Figur ein Quadrat oder ein Oblongum, ein Kreis oder eine Ellipſe, ob ein Kaſten ein Cubus oder ein Parallelepipedum, eine Darm = Saite das D oder A ſey, u. ſ. w. — Lauter Verſuche, die ſich auf tauſend Arten verändern laſſen.

Man hat auf Vorrichtungen gedacht, Blinde vermittelſt der Finger leſen zu laſſen. Das Weſentliche beſteht, wie man ſich vorſtellen kann, in erhabenen oder vertieften Lettern. Eben ſo giebt es auch eine Methode zu rechnen, für Blinde. Man kann dazu aus Pappe oder Holz geſchnittene Ziffern, oder das Rechen = Bret mit Rechen = Pfennigen, oder auch folgendes Mittel gebrauchen, welches von dem berühmten Saunderſon, der in ſeiner Kindheit das Geſicht verloren hatte, erfunden wurde. Ein quadratförmiges Täfelchen, wie Fig. 4234 [a]) darſtellt, wird winkelrecht von 2 geraden Linien durchkreuzt; in den Durchſchnitt = Puncten dieſer Linien unter ſich und in dem Umfange ſind Löcher befindlich, worein kleine Pflöcke geſteckt werden können, welche die nebenſtehenden Zahlen anzeigen. Ein ſolches Täfelchen iſt für die Einer hinlänglich, weil gerade 9 Durchſchnitt= Puncte Statt finden. Um Einheiten höherer Ordnungen auf dieſe Weiſe auszudrücken, muß man dann begreiflich mehrere dergleichen Täfelchen haben. So würde z. B. die Zahl 1794 auf die Art fürs Gefühl darzuſtellen ſeyn, wie Fig. 4234 [b]) zeigt.

„*Rouſſeau* äuſſert den Gedanken, daß man vermittelſt des Gefühls auch Töne würde unterſcheiden können, wenn man ſich darauf übte: „So wie das „geübte Gefühl den Sinn des Geſichtes erſetzt, warum ſollte „es nicht eben ſo bis auf einen gewiſſen Grad auch das Ge„hör erſetzen können, da die Töne in ſonoren Körpern Er-

„zitterungen hervorbringen, die für das Gefühl ſehr merk„bar ſind? Wenn man die Hand auf den Körper eines Vio„loncells legt, ſo kann man ohne Hülfe der Augen und der „Ohren, bloß an der Art, wie das Holz vibrirt, unterſchei„den, ob der Ton, welchen das Inſtrument von ſich giebt, „tief oder hoch iſt, ob er aus der dünnſten oder dickſten Saite „gezogen wird. Man übe den Sinn auf Bemerkungen die„ſer Verſchiedenheiten, und ich zweifle nicht, daß man mit „der Zeit ſo empfindlich dagegen werden würde, daß man ein „ganzes Stück mit den Fingern hören könnte. Dies nun vor„ausgeſetzt, iſt es klar, daß man leicht zu den Tauben durch „Hülfe der Muſik ſprechen könnte, denn die Töne und die „Tempos ſind eben ſo gut regelmäßiger Combinationen fä„hig, als die articulirten Sylben, und können folglich eben „ſo gut, als dieſe, zu Elementen einer Sprache dienen (*).“

„Man mag dies nun für einen bloßen Einfall oder für ausführbar halten, ſo verdient es wenigſtens bemerkt und verſucht zu werden. Eine Erfahrung, die ich irgendwo geleſen habe, ſcheint die Möglichkeit dieſes Vorſchlages zu beſtätigen, daß nähmlich ein Tauber die Worte eines Andern verſtand, wenn er ſeine Hand an des Leztern Mund legte.

„Ich

(*) Comme le toucher exercé ſupplée à la vue, pourquoi ne pourroit il pas auſſi ſuppléer à l'ouïe jusqu'à certain point, puisque les ſons excitent dans les corps ſonores des ébranlemens ſenſibles au tact? En poſant une main ſur le corps d'une violoncelle, on peut, ſans le ſecours des yeux ni des oreilles, diſtinguer à la ſeule maniere dont le bois vibre et fremit, ſi le ſon qu'il rend eſt grave ou aigu, s'il eſt tiré de la chanterelle ou du bourdon. Qu'on exerce le ſens à ces differences, je ne doute pas qu'avec le temps on n'y pût devenir ſenſible a point d'entendre un air entier par les doigts. Or ceci ſuppoſé, il eſt clair, qu'on pourroit aiſément parler aux ſourds en muſique; car les ſons et les temps n'étant pas moins ſusceptibles de combinaiſons regulieres que les articulations et les voix, peuvent etre pris de même pour les elemens du diſcours. *Emile*, L. 1, p. 201.

„Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit den Worten Rouſſeau's, wo er die Uebungen der Sinne bey Erziehung der Kinder empfiehlt: „Ein Kind iſt nicht ſo „groß als ein Erwachſener, hat weder deſſen Stärke noch „deſſen Vernunft; aber es ſieht und hört eben ſo gut als die„ſer, oder wenigſtens beynahe ſo gut. Es hat einen eben ſo „feinen, obgleich nicht ſo verwöhnten Geſchmack. Es unter„ſcheidet eben ſo gut die Gerüche, obgleich mit weniger Sinn„lichkeit (*). Die erſten Kräfte, welche ſich in uns bilden „und vervollkommnen, ſind die Sinne; ſie ſollten alſo auch „zuerſt geübt werden, und ſie ſind es, die man überſieht und „am meiſten vernachläſſigt. Die Sinne üben, heißt aber nicht „bloß dieſelben gebrauchen, ſondern durch dieſelben urthei„len, oder, ſo zu ſagen, empfinden lernen. Es giebt bloß „natürliche und mechaniſche Uebungen, welche dienen, den „Körper ſtark zu machen, ohne der Urtheils-Kraft etwas „zu thun zu geben. Schwimmen, Laufen, Springen, den „Kreiſel treiben, Steine werfen, alles dieſes iſt vortrefflich; „aber haben wir denn nur Arme und Beine? Haben wir „nicht auch Augen, Ohren, und ſind dieſe Organe bey dem „Gebrauche der andern Glieder überflüſſig? Uebet alſo „nicht bloß die Kräfte, über auch die Sinne, welche jene „lenken, und ziehet aus beyden den möglichſt größten „Nutzen.“

Uebung der Sinne, nach Hrn. Gutsmuths.

„Die Sinnlichkeit des Menſchen, d. i. ſeine Empfäng-

lich-

(*) Was *Rouſſeau* damit ſagen will, erhellt, glaub' ich, aus einer andern Stelle, wo er ſagt: L'odorat eſt le ſens de l'imagination. Donnant aux nervs un ton plus fort, il doit beaucoup agiter le cerveau; c'eſt pour cela qu'il ranime un moment le temperament et l'epuiſe à la longue. Il a dans l'*amour* des effets aſſez connus: le doux parfum d'un cabinet de toilette n'eſt pas un piege auſſi foible qu'on penſe; et je ne ſais s'il faut feliciter ou plaindre l'homme ſage et peu ſenſible, que l'odeur des fleurs, que ſa maitreſſe a ſur le ſein ne fit jamais palpiter. *Emile*, L. 2, p. 239.

lichkeit (Receptivität), durch ſinnliche Eindrücke Vorſtellungen zu bekommen, iſt ein großes, fruchtbares, aber bisher nur durch den Zufall vielleicht nur ſehr mittelmäßig angebautes Feld. Groß und fruchtbar nenn ichs, weil bey weitem der größte Theil unſerer Erkenntniß von ihm geerndtet wird; dem Zufalle überlaſſen, weil wir uns gewöhnlich gar keine Mühe geben, es methodiſch anzubauen, ſondern weil wir vielmehr ſeine Cultur den zufälligen Umſtänden gerazu überlaſſen; verhältnißmäßig nicht einmahl ſo viel Mühe, als wir darauf verwenden, den Spür=Hund abzurichten; ja, ich kann wohl noch mehr ſagen, weil man die Sinnes=Anlagen des Menſchen faſt durchaus nicht nur nicht gehörig zu entwickeln ſucht, ſondern ſie bald mehr, bald weniger, oft in anſehnlichem Grade erſtickt. Um dieſe lezte Behauptung nicht zu hart zu finden, vergleiche man, ich will nicht einmahl ſagen, die Sinnes=Schärfe des Natur=Menſchen, ſondern nur die größere Sinnes=Vollkommenheit ſolcher Perſonen, die durch Umſtände ſinnlich geübter gemacht würden, ich meine die der einzelnen Handwerker, mit der Stumpfheit vieler Perſonen gewiſſer Stände, von denen man faſt ſagen kann: ſie haben Augen und ſehen nicht, Naſen und riechen nicht, und deren Urtheile, wenn ſie auf Senſationen beruhen, ſehr häufig ſo kindiſch ſind, als das Urtheil des Säuglinges, wenn er den Mond mit ſeiner kleinen Hand erhaſchen zu können glaubt.

„Die beſten Erzieher haben Sinnes=Uebungen empfohlen, aber es geſchah immer nur im Allgemeinen, ohne daß ſie ſich auf nähere Auseinanderſetzung der Sache einließen. Auch in dieſer literariſchen Rückſicht iſt hier noch ein ſehr unangebauetes Feld. Rouſſeau, von dem man viel Lichtvolles hätte erwarten können, empfiehlt uns Sinnes=Uebungen, und ſagt ohne weitere Entwickelung, um die Nothwendig-

digkeit und Wichtigkeit derſelben auszudrücken: „um denken zu lernen, müſſen wir unſre Organe, welche „die Werkzeuge unſers Verſtändniſſes ſind, üben (*).“ Dann geht er ſogleich zu einigen wenigen Beyſpielen über. — Aeuſſerſt kurz iſt über eben dieſen Gegenſtand der Verf. der Abhandlung: Von der Bildung des Körpers, im 8ten Th. des Reviſionswerkes; er beklagt ſich, daß in allen unſern Schriften höchſtens nur allgemeine Lehrſätze über dieſe Materie vorkommen, und wiederhohlt das, was Rouſſeau vorſchlägt.

„Da die Materie, wegen Mangel an Beobachtungen an ſich ſchwierig iſt, ſo darf ich mich bey dieſer und jener meiner Meinungen der Nachſicht meiner Leſer erfreuen, zumahl da ich mich bey Bildung derſelben keiner fremden Leitung überließ. Uebrigens ſehe man dies bloß als einen Verſuch an.

„Es kommen hier folgende drey Fragen in Betrachtung: 1. Ob künſtliche Sinnes-Uebung möglich ſey? oder mit andern Worten: ob die Sinne weiter als bis zu den gewöhnlichen Graden geübt werden können? 2. Ob ſie nützlich ſey? 3. Auf welche Art die Sinne geübt werden können? Dieſe ganze Abhandlung zerfällt folglich in drey Theile.

„I. Ueber die Möglichkeit der Sinnes-Uebungen. Die Wirkung der Gegenſtände auſſer uns auf unſern Körper heißt Eindruck. Er geſchieht jedesmahl auf gewiſſe Organe oder Werkzeuge der Sinne. Dieſe ſind bey den niedern Sinnen die Empfindungs-Nerven, bey den höhern aber das Auge und Ohr, Werkzeuge, die den Eindruck erſt vorläufig modificiren, um ihn für die Nerven zugänglich zu machen. Durch die Nerven pflanzt ſich der Eindruck, vermöge einer höchſt wirkſamen Subſtanz (Nerven-Saft, Ner-

(*) Dieſer wahre Satz iſt, genau genommen, ſo nicht einmahl ganz richtig ausgedruckt.

Nerven-Geiſt, Lebens-Geiſt,) bis zu den Fibern des Gehirns fort, und theilt ſich hier auf eine unerklärbare Art der Seele mit. Erſt jezt empfindet ſie ihn; und die Kraft, vermöge welcher ſie dies kann, heißt Empfindungs-Vermögen. Dieſes Vermögen iſt der einzige allgemeine Sinn der menſchlichen Seele, oder die Kraft, Eindrücke von auſſen her zu vernehmen. Vernimmt ſie dadurch Eindrücke, welche durch das Auge aufgenommen wurden, ſo heißts der Sinn des Geſichts; durch das Ohr, der Sinn des Gehörs, u. ſ. w.

„Wenn von Sinnes-Uebung die Rede iſt, ſo fragt ſichs nun; was ſoll denn eigentlich geübt werden? die Organe? nähmlich das Auge, Ohr, u. ſ. w.? die Nerven? — oder gar der Nerven-Geiſt? — das kann wohl niemand im Ernſte behaupten, und doch ſagt man gewöhnlich: das Auge, das Ohr wird durch dieſe oder jene Beſchäftigung geübt; man ſpricht von Uebungen des Geſichts und Gehörs, und verſteht darunter das fleiſcherne Inſtrument. Von Inſtrumenten der Art kann man ja aber wohl nicht ſagen, daß ſie der Uebung unterworfen ſind, vermittelſt derſelben übt ſich ja immer nur die Perſon, welche ſie gebraucht. Uebungen der Organe ſind mir daher nicht recht denkbar, ſelbſt dann nicht, wenn von natürlichen Uebungen der Sinne die Rede iſt; ſie ſind Inſtrumente, die auf feſten phyſiſchen und mathematiſchen Geſetzen beruhen, wohl verdorben und dann allenfalls wieder hergeſtellt, aber nie über die Vollkommenheit hinaus verbeſſert werden können, die ſich auf ihre natürliche Conſtruction gründet.

„Laßt uns hierüber einige Betrachtungen anſtellen. Der Zuſtand eines Tiefſchlafenden und ſein Uebergang zum Erwachen iſt höchſt merkwürdig. Seine Organe ſind im geſunden Zuſtande, wir wirken auf ſie, ſie verrichten ihre Pflicht mit großer Treue; aber die Empfänglichkeit

ſeiner Seele ſcheint verſchwunden, ihre Senſation iſt gleichſam todt. — Wir verſuchen es, ihn zu wecken. Sein im Schlafe zufällig geöffnetes Auge empfängt, wie gewöhnlich, die Bilder. Wir treten vor ihn, wir lächeln ihn an, wir winken, in ſeinem Auge iſt alles abgebildet; aber die Seele nimmt keine Notiz von dieſen Bildern; er ſchläft fort. — Wir halten ihm eine Roſe vor, ſein Organ nimmt den Eindruck der Geruch-Theilchen unſtreitig an; aber ſeine Seele empfindet ihn nicht. — Könnten wir ihm etwas auf die Zunge bringen, ohne ihn heftig zu berühren, er würde es nicht ſchmecken. Wir ſprechen, er hört es nicht; wir machen ein ziemlich heftiges Geräuſch, das Ohr des Schlafenden iſt geſund; aber die Seele vernimmt ſeine Sprache nicht. — Wir berühren, wir ſtreicheln ihn, vergebens. So laßt uns denn heftiger zu Werke gehen.

„Wir treten bewaffnet vor ſein Bette, wir drohen, ihm den Kopf zu zerſpalten, ihn zu erſchießen, ſein Auge copirt die Züge dieſer ſchrecklichen Geberden; Eindruck auf das Organ iſt alſo da, aber unſtreitig vergebens. — Wir erregen einen unangenehmen Geruch; aber ſchwerlich wird er ihn wecken. — Wir gießen ein Par Tropfen Wein oder Spiritus auf ſeine Zunge. Vielleicht bemerkt es ſeine Seele. — Ein heftiges Donner-Wetter ſetzt die ganze Natur in Bewegung, und es wird wahrſcheinlicher, daß er erwache. Aber ohne Zweifel werden wir es dahin bringen, wenn wir ihn rütteln und wiederhohlte Stöße geben. Jezt erhält ſeine Seele ein dunkles Gefühl des gemachten Eindrucks.

Unſer erſtes, großes Erwachen zum Leben ſcheint mir jenem überaus ähnlich. Die Organe des jungen Weltbürgers ſind geſund, ſie werden alſo alle Eindrücke aufnehmen; aber ſeine Seele liegt noch im tiefen Schlummer, der ihr aus dem Stande des Nichtſeyns noch anklebt. Nicht Licht, nicht Dunkelheit, weder den Ton einer Flöte noch den Donner einer Kanone, weder Galle noch Zucker, nichts empfindet ſie. — Welch ein Stoß ihr Empfindungs-Vermögen rege mache iſt wohl nicht zweifelhaft; es iſt gewiß ein heftiger Eindruck durchs Gefühl.

Von dieſem Augenblicke an wird das Gefühl ſein einziger Sinn; deutlicher, die Empfänglichkeit ſeiner Seele für ſinnliche Eindrücke wird bloß noch den heftigen Ein-

drücken des Gefühles offen ſtehen. So wird ihn denn jezt noch kein Licht-Strahl blenden, kein Geräuſch erſchrecken, kein Geruch beleidigen; denn er iſt ja nur für Einen Sinn, für das Gefühl empfänglich; man ſtoße oder verletze ihn, und er wird weinen.

Wahrſcheinlich bedarf es noch eines beträchtlichen Zeitraumes, ehe ſeine Seele gegen die Eindrücke des Gehörs Empfänglichkeit äuſſert; und ſo wird für jeden Sinn, nach Verhältniß ſeiner größern oder kleinern Wirkſamkeit, ein bald kürzerer, bald längerer Zeitraum erfordert werden, ehe ſich die Eindrücke deſſelben bey der Seele Gehör verſchaffen. Wir wiſſen, daß dies beym Geruche ungemein ſpät geſchehe; und es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß wir analogiſch richtig daſſelbe, jedoch im mindern Grade, von den übrigen Sinnen annehmen dürfen.

So wenig als die nur erſt bis zur dunkeln Senſation geweckte Seele des Schlafenden die ſanftern Sinnes-Eindrücke vernehmen wird, eben ſo wenig wird unſer Säugling auch dann, wann er ſchon durch alle Sinne Eindrücke vernommen hat, ſchon die ſanftern Eindrücke irgend eines Sinnes empfinden; bloß die ſtärkern, heftigern werden von ihm empfunden, und es wird noch eine geraume Zeit hingehen, ehe ſeine Seele zu der zartern Empfänglichkeit gelangt, jene zu vernehmen. Aber ihr Empfindungs-Vermögen bildet ſich nach und nach immer mehr aus; jene heftigern Eindrücke bahnen den ſchwächern allmählich den Zugang.

Auf dieſem Wege fortgehend, lernt ſie nach und nach ihre Sinn-Organe kennen und gebrauchen. Jezt blickt er auf, wenn wir ihm rufen, er wendet ſein Geſicht zum Lichte hin, und ſeine Seele bemerkt es. Er lächelt beym Angenehmen, weint beym Gegentheile. Wir laſſen ihn in dieſer Bildung noch einige Zeit fortſchreiten, bis er anfängt, ſich deutlicher über das zu äuſſern, was er durch die Organe empfindet. Jezt halten wir ihm ein Licht vor, er wird in einer Entfernung von mehreren Schritten ſchon darnach greifen, er wird ſeine kleine Hand nach dem Monde ausſtrecken, um ihn zu faſſen. Wie kommt das?

Man ſagt, er hat noch keinen Begriff von Entfernung, von Dimenſion. Das iſt wahr, aber nur wenig erklärt. Warum hat er denn dieſen Begriff noch nicht? — weil ſeine Seele die ſchwächern Eindrücke überſieht, weil ſein

Em-

Empfindungs-Vermögen noch nicht geübt genug iſt, ſie aufzufaſſen. Dies iſt es, warum er die Entfernung des Lichtes und den 48000 Meilen weiten Abſtand des Mondes nicht bemerkt, und ſeinen kleinen Arm für hinreichend hält, die ungeheuerſten Zwiſchenräume zu durchgreifen. Auf eine Thurm-Spitze geſtellt, würde ſein Auge den Boden mit ſeinem Standpuncte gleich hoch finden. Wie ſoll jezt ſchon der ſanfte Eindruck des Raumes ſein Empfindungs-Vermögen treffen? Er bemerkt ihn alſo gar nicht; erſt dann, wenn er ihn zum erſten Mahl bemerkt hat, kann von Dimenſion die Rede ſeyn, und dann wird er auch nicht unterlaſſen, ſie zu beginnen.

„Aus dem Bisherigen ergiebt ſich Folgendes: 1. Es giebt einen Zuſtand, in dem unſre Organe geſund ſind, und folglich wirken, wo aber die Eindrücke durch dieſelben von der Seele nicht empfunden werden; ſie ſchlummert da in gänzlicher Nacht, ohne Empfänglichkeit für ſinnliche Gefühle. Dies gilt vom Schlafenden und vom Neugebornen bey ſeinem erſten Eintritte in dies Leben. Der Grund liegt bey beyden nicht in der Mangelhaftigkeit der Organe, denn wir ſetzten ſie als völlig geſund voraus, ſondern an der Stumpfheit ihres Empfindungs-Vermögens. Die Folge daraus iſt: wenn das Empfindungs-Vermögen ſtumpf iſt, ſo helfen uns die geſundeſten Organe nichts. Der Wilde Amerika's, der wegen ſeiner Sinnes-Schärfe unſere Bewundrung auf ſich zieht, der aus einigen, uns unbemerkbaren Fußtritten die Zahl ſeiner Feinde, die Zeit ihres Durchmarſches, ja auch wohl die Nation anzugeben weis, zu der ſie gehören, iſt in jenem Zuſtande eben ſo ſtumpfſinnig, als wir. Es ſind alſo wohl nicht eigentlich die Organe, welche uns ſcharfſichtig, feinfühlend, riechend ꝛc. machen, ſondern die Verfeinerung jenes innern Empfindungs-Vermögens bewirkt dieſes. Ich glaube, der Wilde hat keine beſſere Augen, Ohren ꝛc. als die unſrigen ſind, wenn wir ſie nicht durch

Lebens = Art und Sitten verdorben haben. Es folgt daraus, daß geſunde Sinnes = Organe wenig oder gar nicht der Uebung unterworfen werden können, ſo wenig als die Axt des Zimmermanns dadurch verbeſſert wird, wenn er ſie durch Arbeit übt; ihre größte und unveränderlich bleibende Vollkommenheit iſt die gehörige Stahl = Härte, und die unſerer Sinne vollkommene Geſundheit. Wenn blinde Perſonen durchs Gefühl ſogar Farben unterſcheiden lernen, ſo beſtätigt dies dasjenige, was ich behaupte, oder man müßte annehmen, daß ihr Nerven = Syſtem ſeit dem Anfange der Blindheit eine Revolution erlitten hätte. Das Lezte wird niemand glauben. — Wir denken uns zwey Perſonen, deren Augen gleich geſund ſind. Wir geben jedem einen Stab von beſtimmter Länge, z. E. 1 Fuß. Wir verkürzen ſie um einige Linien, ohne daß ſie es gewahr werden; wir geben ſie wieder zurück, der eine bemerkt die Verkürzung genau, der andere läßt ſie ſich nicht träumen. Liegt die Schuld an den Augen, oder an der größern Empfänglichkeit für ſinnliche Eindrücke des einen vor dem andern.

„Hieraus laſſen ſich manche Erſcheinungen erklären. Wenn viele Thiere weit ſcharfſichtiger ſind, als der Menſch, ſo iſt darum ihr Organ vielleicht, wenigſtens nicht immer, vollkommner als das unſrige; aber ihr Empfindungs = Vermögen iſt geübter, weil ſie ſich, ſo wie der wilde Menſch, mehr mit Senſationen beſchäftigen, als wir. Und wenn der ſpeculative Gelehrte meiſtens einen hohen Grad von Stumpfſinn verräth, ſo liegt die Schuld nicht an ſeinen Sinnes = Organen, wenn ſie an ſich geſund ſind, ſondern an Mangel der Ausbildung ſeines innern Empfindungs = Vermögens, welches natürlicher Weiſe ſehr ſchwach bleiben mußte, weil er ſich faſt bloß mit reinen Verſtandes = Begriffen beſchäftigte, und darüber die Sammlung empiriſcher Anſchauungen und die Ausbild-

bildung ſeines Empfindungs-Vermögens vernachläßigte. Der Ausdruck: Sinnes-Uebungen iſt alſo nicht genau, wenn wir die Uebung der Organe darunter verſtehen; wir wollen nicht ſo wohl die Organe üben, ſondern das innere Empfindungs-Vermögen.

2. Irgend ein heftiger Eindruck durch die Sinne, am wahrſcheinlichſten durchs Gefühl, weckte die Seele aus ihrem Schlummer, und machte ihr Empfindungs-Vermögen rege. Von dieſem Augenblicke an begann eigentlich ihr Leben. Wenn ihre Empfänglichkeit, wie die des nur erſt erwachten Schlafenden, anfangs nur heftigen ſinnlichen Eindrücken offen ſtand, ſo waren es eben dieſe Eindrücke, welche nach und nach auch den ſchwächern den Zugang erleichterten, welche die Seele immer mehr und mehr vom Schlummer weckten. Da aber die Abſtufung ſinnlicher Eindrücke, von den heftigſten bis zu den gelindeſten, die wir uns denken können, bis ins Unabſehbare fortläuft, ſo iſt die Verfeinerung unſers Empfindungs-Vermögens, von jenem erſten, erweckenden Stoße an ins Unabſehbare hinaus möglich, und unſer ganzes Leben kann, von dieſer Seite betrachtet, als ein unabläſſiges Erwachen angeſehen werden; denn wenn immer noch Millionen ſanfterer, noch nie empfundener Eindrücke übrig ſind, welche die Seele nach und nach empfinden lernt, ſo windet ſie ſich eben dadurch immer mehr von jenem Schlummer los, der ſie ehemahls mit Empfindungsloſigkeit feſſelte; ſo wird ſie für neue, immer ſchwächere und ſchwächere Eindrücke ſtets fähiger, d. i. wacher. Wir ſind, wenn man uns die Augen verbindet, nicht im Stande, die Farben zu unterſcheiden, unſre Seele ſchlummert noch für dieſe äuſſerſt ſanften Eindrücke; wenn es aber Blinden gab, die es konnten, ſollten wir uns wohl ſehr uneigentlich ausdrücken, wenn wir von ihnen ſagen, daß ſie mehr erwacht ſind, als wir? —

„So

„So weit mein Raiſonnement über die Möglichkeit der Sinnes-Uebungen. Ob es mit meiner Ueberzeugung gleich vollkommen überein ſtimmt, ſo könnte man doch noch dagegen Folgendes einwenden: die Ausbildung des Empfindungs-Vermögens hat ihre Gränzen, ſo wie bey jeder endlichen Kraft, und die gewöhnliche Ausbildung unſerer Sinne iſt daher wahrſcheinlich, auf dieſem Planeten wenigſtens, für uns die höchſte Staffel. — Dagegen ſpricht aber die Erfahrung ſo klar und deutlich, daß ſich gar nichts weiter einwenden läßt, und es liegt ganz am Tage, daß die Mittelmäßigkeit unſerer Sinnes-Schärfe, daß ihre Alltäglichkeit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, bloß von der mangelhaften Anwendung und alltäglichen Uebung derſelben herrührt, die wir den Sinnen angedeihen laſſen.

„Beweiſe für dieſe Behauptung ſind wahrlich in Menge da, und ſo bekannt, daß ich ihrer kaum zu erwähnen brauche; wir finden ſie nähmlich in ſolchen Perſonen, die den Verluſt eines Sinnes durch die Cultur eines andern faſt völlig erſetzen. Dieſer Umſtand gehört jedoch zu ſehr hier her, als daß ich alle Beyſpiele hiervon übergehen dürfte. In Puiſaux lebte ein blindgeborner Chemiker und Tonkünſtler, er konnte mit den Fingern, vermittelſt erhabener Buchſtaben leſen, und er lehrte es ſeinen Sohn. Die Nähe des Feuers beurtheilte er nach dem Grade der Hitze, die Nähe der körperlichen Gegenſtände nach dem Grade der Wirkung, welche die Luft auf ſein Geſicht machte. So unterſchied er ſehr richtig eine offene Straße von jeder andern, die keinen Ausgang hatte, denn die geringſte Veränderung des Dunſtkreiſes empfand er im Geſichte. Die Schwere der Körper, den Gehalt der Gefäße gab er ſehr genau an, denn ſeine Hand war ihm eine untriegliche Wage und ein nie fehlendes Maß. Er erkannte die feinſten Abſtufungen in

der

der Glätte der Körper und im Tone der Stimmen. Der blinde Saunderſon, Lehrer der Mathematik zu Cambridge, hatte ſein Gefühl ſo ausgebildet, daß er unter einer Menge von Münzen jede falſche hinaus fand, und wenn ſie auch ſo gut nachgemacht war, daß ſie das ſchärfſte Auge des Kenners betriegen konnte. Wer erinnert ſich nicht des blinden Bildhauers, der, nach zehnjähriger Blindheit, die Bildſäule des Großherzogs Coſmus ſo genau in Ton nachbildete, daß man darüber erſtaunte, der eben ſo den Pabſt Urban VIII. darſtellte, und den Herzog Bracciani in der Nacht eines tiefen Kellers vollkommen abbildete.

Ein neueres ſehr auffallendes Beyſpiel haben wir an dem vor einigen Jahren verſtorbenen Kerſting. Dieſer Mann mußte in ſeiner Jugend oft ſpät in der Nacht durch einen dunkeln Gang gehen. Aus Furcht ſchloß er dann oft ſeine Augen zu. Hierbey machte er eine Bemerkung, die ihm für ſeine nachherige Blindheit äuſſerſt wichtig war. So oft er ſich nähmlich einem feſten Gegenſtande näherte, fühlte er eine gewiſſe Wärme über den ganzen Körper. Nun übte er ſich öfter mit verſchloſſenen Augen zu gehen, und empfand dieſe Wärme allemahl in der Nähe eines harten Gegenſtandes. Er gelangte durch dieſe Uebung ſo weit, daß er ſich niemahls ſtieß. Nachher ward er blind und taub. Jene Fertigkeit kam ihm ſehr zu Statten, denn er konnte allenthalben ohne alle Gefahr vor Verletzung herum gehen. Er ſchrieb in ſeiner Blindheit nicht nur ein Werk vom Beſchlagen der Pferde, ſondern verfeinerte ſein Gefühl ſo weit, daß er alle mit grober Schrift gedruckte Bücher fertig leſen konnte, indem er jeden einzelnen Buchſtaben mit der Finger-Spitze ausfühlte. — Er vertrieb ſich während ſeiner Blindheit unter andern die Zeit damit, daß er ſich Hyacinthen- und Tulpen-Zwiebeln pflanzte, Obſt-Bäume in ſeinem Garten oculirte und pfropfte, Nelken ablegte, u. ſ. w. Jeden Morgen beſuchte er ſeine Blumen und Gewächſe, befühlte ſie auf das genaueſte, wußte mit ſeinem feinen Gefühl ganz genau alle Arten ſeiner Blumen zu unterſcheiden, und jedes Auge und Knöpfchen an ſeinen Bäumen war ihm ſo bekannt,

daß

daß es niemand hätte wagen dürfen, ihm ein Blatt oder eine Knoſpe abzubrechen. So erſetzte ihm ſein verfeinertes Gefühl faſt alle Vortheile, die er ſonſt vom Geſicht gehabt hatte; allein auch das Gehör wurde ihm dadurch erſetzt. Seine Frau lag einſt mit dem Munde zufälliger Weiſe an ſeiner Schulter, indem ſie eines Morgens der hineintretenden Magd einige Aufträge gab, und er fühlte bey ihrem Sprechen eine Folge ſonderbarer Veränderungen in ſeinem Arme. Hierdurch aufmerkſam gemacht, ließ er ſich von ihr ſeine Hand an den Mund legen, und erſt jeden Buchſtaben des Alphabets nach der Reihe auf ſeiner Hand ausſprechen. Bey jedem Buchſtaben nahm er eine andere Empfindung in ſeinem Körper gewahr, die er ſich ſorgfältig merkte, weil er fand, daß ſie bey Wiederhohlung deſſelben Buchſtabens immer die nähmliche blieb; und durch fleißige Uebung erlangte er in der Folge eine ſo große Fertigkeit, daß ſeine Frau, ob er gleich völlig taub war, nur ſeine Hand auf ihren Mund zu legen, und ganz ſachte dagegen zu reden brauchte, um ſich mit ihm eben ſo leicht, als ob er das genaueſte Gehör hätte, unterhalten zu können. Als ſeine Frau zum erſten Mahl laut das Alphabet auf ſeine Hand hinſagte, war es ihm, als ſie das R ausſprach, als wenn er erſticken müßte. Sein Herz wurde beklemmt, er zitterte und bebte an allen Gliedern, er ſchrie laut vor Angſt, und ſagte zu ſeiner Frau: Mein Gott, was fängſt du mit mir an? — Eben deshalb vermied ſie in der Folge dieſen Buchſtaben, ſo oft ſie konnte, oder ſprach ihn nur ſo leiſe als möglich aus. — Ueberdem meldet man von ihm', daß er während ſeiner Blindheit und Taubheit faſt beſtändig in einem ſehr ſeligen Zuſtande, auſſerordentlicher Heiterkeit, und deutlicher, lichtvoller Ideen, zubrachte (*).

„Um mich ſelbſt von der Möglichkeit der Sinnes-Uebung zu überzeugen, habe ich mehrmahls einige Zöglinge der hieſigen Anſtalt geübt, und dafür ganz unläugbare Beweiſe gefunden. Ich nahm endlich, um ungeſtörter zu ſeyn, Zwey heraus, W**. aus Langenſalz, und L. v. H*. aus Kopenhagen, und übte ſie an drey Sonntagen, jedesmahl

(*) Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteriſtik der Menſchheit, B. 5, S. 24.

mahl 1 bis 2 Stunden. Es geſchah des Abends. Man kann von dieſen nur ſo kurze Zeit fortgeſetzten Uebungen keine Wunderdinge erwarten; indeß wird das darüber geführte Protokoll ſchon hinreichen, zu beweiſen, daß es juſt nicht nöthig ſey, einen Sinn nicht zu beſitzen, um einen andern zu exaltiren. Es waren übrigens vorſätzlich faſt nichts als Uebungen des Gefühls. Hier iſt das, was darüber niedergeſchrieben wurde.

„Am 27 Januar. W*. und H*. wurden geübt. Ihre Augen wurden feſt verbunden. Sie lernten heute 1) Goldmünzen von Silbermünzen mit der größten Fertigkeit unterſcheiden, ferner preußiſches Geld von braunſchweigiſchem; franzöſiſche neue doppelte Louis d'or von preußiſchen und ſächſiſchen; ſie lernten unter mehreren doppelten Louis d'or die ſächſiſchen, preußiſchen und franzöſiſchen heraus ſuchen. Dies alles geſchah mit Fertigkeit. — 2) Sie lernten, vermöge der Schwere, die Zahl der Gold-Stücken bis zu 12 — 14 Louis d'or genau angeben, wenn man ſie ihnen, in einen Haufen gebracht, auf die ausgeſtreckten Finger legte. — 3) Sie erkannten die Kopf- und Wappen-Seiten aller Münzen ſehr fertig. — 4) Sie ſuchten unter mehrern Sechspfennigſtücken preußiſche Sechſer heraus. — 5) Durch das Gehör erkannten ſie allerley vorſätzlich gemachtes Geräuſch. — 6) Sie ſchreiben ohne Licht ziemlich ſchnell, doch etwas undeutlich. —

Am 3ten Febr. 1) Sie unterſchieden neuere franzöſiſche Thaler von ältern durchs Gefühl. — 2) Sie gaben bis zu 13 die Zahl der Laubthaler an, die man ihnen in Geſtalt einer Rolle, auf die Hand legte. Beſonders war v. H. faſt gar nicht mehr irre zu leiten, ich mochte es machen wie ich wollte. Z. E. ich legte 2 auf, dann noch 3, oder 6, oder 2, 5, 7. Immer ſagte er die richtige Zahl derer, die er in der Hand hatte. Ich nahm dann 3, 5, 2, 1, 6 rc. mit unter auch wieder davon weg, und er gab mir den Reſt immer genau an. — 3) Hr. v. H.* fand die Jahrzahl auf einem Laubthaler, aber ohne ſie nennen zu können. — Er erkannte die Zahl 24 auf einem heſſiſchen Groſchen durch die Finger. Er ſollte die Wappen-Seite zeigen, und thats ſogleich. — Obs ein Kopf ſey? — Nein! war die Antwort. — Was es ſey? — Kein Pferd! Was denn ſonſt? Eine Kuh, antwortete er. Es war der heſſiſche Löwe. Ich ſetze

hinzu,

hinzu, er wußte nicht, daß ich einen ſolchen Groſchen hatte, ja er hatte wohl noch nie einen ſolchen geſehen. — 5) Ich nahm ein Buch, ließ jeden die Dicke eines Blattes fühlen; dann die Dicke von 5 und von 10 Blättern zuſammen, d. i. ich gab ihnen den Maßſtab. Hierauf gab ich ihnen 10, 45, 20, 36, 100, 16, 50 ꝛc. Blätter zum Anfaſſen zwiſchen die Finger. Sie lernten es ſo weit, daſt ſie bald die Blätterzahl meiſtens ganz richtig, oder nur mit ganz geringen Fehlern von 2 bis 5 Blättern, angaben. — Ich gab hierauf einem das Buch. Er mußte ſelbſt beliebig aufſchlagen, uad das Pagina angeben. Es geſchah, obgleich im Kopfe immer mit 2 multiplicirt werden mußte, oft richtig, meiſtentheils nur mit kleinen Fehlern von 1 bis 4 Blättern.

Am 10ten Febr. — Wir konnten heute wegen Geſellſchaft wenig üben, doch iſt etwas geſchehen. 1) Sie unterſchieden ſehr fertig verſchiedene Goldmünzen, nähmlich preußiſche, ſächſiſche, braunſchweigiſche und franzöſiſche Louis d'or. 2) Die Uebung 2, vom 3ten Febr. mit den Laubthalern wiederhohlte v. H.* zu verſchiedenen Zeiten faſt durchaus richtig bis zu 16 Stück. Oft wenn ich es nicht mehr wußte, wie viel Stück er auf den Fingern hatte, konnte er es ſehr genau angeben, und zwar mit vieler Gewißheit. Ich ſah daraus, daß er die Eindrücke vom vorigen Sonntage noch nicht verloren hatte. — Herr L.* war Zeuge, und wunderte ſich nicht wenig. 3) Wurde die Uebung 5 und 6, vom 3ten Febr. vorgenommen, doch erſt mit neuer Angabe des Maßſtabes. Er gab mir das Pagina ſo richtig an, daß ich ſelbſt darüber erſtaunte, und einer ſeiner Geſpielen, welcher dazu kam, meinte, ein unvorbereiteter Zuſchauer könne dabey leicht Betrug vermuthen. Ich ſelbſt war anfangs in Zweifel, und glaubte, er könne durchs Tuch ſehen, ich band ihm daher, ungeachtet ich ihn für eine der ehrlichſten Seelen aus ganz Dännemark halte, noch ein anderes Tuch über, ohne daß dies in der Sache etwas änderte. Er gab die Seitenzahlen 70, 84, 60, 88, 38, 68, 104, 116, 56, 84, 76, 84, 86, zu verſchiedenen Zeiten ganz genau und ziemlich promt an. Bey den übrigen Angaben wich er gewöhnlich nur wenig ab, nähmlich 9 Mahl verfehlte er nur ein Blatt, 9 Mahl zwey Blätter, 5 Mahl 4 bis 6 Blätter, und nur 2 Mahl neun bis zehn Blätter.

„Wenn

„Wenn man bedenkt, daß dieſe Angaben nur von anfänglichen und gar nicht lange fortgeſetzten Uebungen hergenommen ſind, ſo wird man wohl nicht mehr zweifeln können, daß Sinnes-Uebungen möglich ſeyn. „Welche „Tiefen von Kunſtgefühl,“ ſagt Herder: „liegen in einem jeden Menſchenſinne verborgen, die hier und da, „meiſtens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Fehlen „eines andern Sinnes, Mißgeburt oder Zufall entdeckt, „und die uns ahnen laſſen, was für andere, für dieſe „Welt unaufgeſchloſſene, Sinne in uns liegen mögen. „Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grade erheben konnten, der Menſchen von gewöhnlichen Sinnen „fabelhaft dünkt: ſo mögen unentdeckte Welten der Mannigfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, „die wir in unſerer vielorganiſirten Maſchine nur nicht „entwickeln (*).“

II. Sind Sinnes-Uebungen nützlich? — Angeborne Ideen giebts nicht; der Menſch kommt baar in dieſes Leben, und in ſein geiſtiges Weſen ſind höchſtens nur die Geſetze niedergeſchrieben, nach welchen es ſich allmählig bewegen, d. i. denken ſoll. Er ruht anfangs im ſtillen Schooße des Nichtſeyns; er entſteht, ohne es zu wiſſen; er iſt da, ohne ſich ſelbſt zu ahnden; er erwacht endlich, — aber wodurch? Jene Geſetze werden ihn eben ſo wenig wecken, als irgend eine Maſchine durch die mechaniſchen Regeln ihrer Zuſammenſetzung in Bewegung geſetzt werden kann; es bedarf dazu einer äuſſern Kraft eines Anſtoßes von auſſen her; bey ihm eines Eindrucks durch irgend einen Sinn. Er empfindet zum erſten Mahl dieſe Erſchütterung, und betritt ſo die erſte Stufe des Lebens, indem ſein Geiſt einen Begriff daraus zu bilden anhebt. So ſind es die Sinne, welche ihn aus dem Schlummer des Nichtſeyns wecken, und ihm den Stoff

(*) Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, Th. 1, S. 218.

Stoff zu Begriffen zu allererſt zuführen. Von dieſem Augenblicke an beginnt er die allmähliche Schöpfung ſeiner geſammten Erkenntniß aus zwey Grund-Quellen, nähmlich aus ſeiner eigenen Empfänglichkeit für Eindrücke, und aus dem Vermögen vermittelſt derſelben die Gegenſtände zu erkennen, d. i. er ſammelt ſich ſinnliche Anſchauungen vermittelſt der Sinne, er denkt dieſe Anſchauung, d. i. er bildet ſie zu Begriffen durch ſeinen Verſtand. Ohne ſinnliche Anſchauungen würde er folglich nie denken lernen, und ohne Sinne würde er nie Anſchauungen haben. Folglich ſind die Sinne Elementar-Lehrer des Denkens, ſie allein gewähren den Stoff dazu; kann es denn nun gleich viel ſeyn, in welcher Vollkommenheit ſie uns jenen Stoff, die ſinnliche Anſchauungen darreichen? eigentlich: kann es uns gleichviel ſeyn, mit welchem Grade von Genauigkeit und mit welcher Wachſamkeit unſer Empfindungs-Vermögen die Eindrücke von auſſen aufnimmt und darſtellt, oder mit welcher Schläfrigkeit es ſie auffaßt oder gar — — — verſchlummert? — — In dieſem Wenigen liegt im Grunde Alles, was ſich über die Nützlichkeit der Sinnes-Uebung ſagen läßt.

„Wollen wir daher ſcharfdenkende Menſchen bilden, ſo müſſen wir ſie erſt zu ſcharfſinnigen machen, d. h. ſo müſſen wir vorzüglich in der Jugend ihr Empfindungs-Vermögen üben; bleibt es durch irgend einen Umſtand im hohen Grade ſchwach, ſo erhalten wir eine Gattung von menſchlichen Maſchinen, die man hin und wieder, beſonders in den Gebirgen des Walliſerlandes, findet und Tölpel nennt; Weſen, die kaum ihres eigenen Daſeyns inne, nur dunkle Empfindungen erhalten, und ſehr ſchwer zu Begriffen gelangen, ſondern lebenslang im Seelen-Schlummer hinſtarren. Tölpel ſind freylich ſelten, aber Menſchen, welche die ganze Körper-Welt umher mit einer Stumpf-

heit

heit empfinden, die bey tauſenden von ihnen dem Beobachter ſehr deutlich ins Auge fällt, und die in allen Urtheilen, welche auf ſinnlichen Anſchauungen beruhen, eine ſehr merkliche Verſtandes-Schwäche verrathen; Männer, die ſich daher in Angelegenheiten des gemeinen Lebens, wo unſre ganze Handlungs- und Benehmungs-Art aus Sinnes-Beobachtungen und darauf gegründeten Urtheilen, herfließt, oft ſo äuſſerſt links benehmen, daß man ihnen oft deshalb den gemeinen Menſchen-Verſtand abſpricht, ſind auſſerordentlich häufig. — Woraus will man denn dieſes anders erklären, als aus einer Stumpfheit ihres Empfindungs-Vermögens, als aus einer ſchläfrigen Darſtellung der ſinnlichen Eindrücke, als aus einer habituellen Unachtſamkeit auf dieſelben, da wahrſcheinlich im höhern Erkenntniß-Vermögen des Menſchen keine natürlichen Fehler je Satt finden, und aller Selbſtbetrug im Schließen und Urtheilen bloß in ſeinem niedern Erkenntniß-Vermögen gegründet iſt?

„Die erſte Verarbeitung der ſinnlichen Anſchauungen verrichtet die Seele, wie ich ſchon vorhin ſagte, durch ihren Verſtand, indem ſie dieſelben erkennt, d. i. zu Begriffen (Vorſtellungen) umſchafft. Je genauer und deutlicher die Anſchauung war, um ſo deutlicher wird der Begriff werden, welchen die Seele daraus bildet; jene ſind gleichſam Originale, dieſe Copien; wenn die Züge und Umriſſe der erſten mit Schärfe und Genauigkeit aufgetragen ſind, ſo wird es auch möglich, die Copien ſcharf und genau darnach zu entwerfen; ſind aber jene undeutlich und verwiſcht aufgetragen, wie ſollen dieſe beſſer werden?

Beyſpiele: — Ich verdunkle mein Zimmer, und laſſe einen Fremden hinein. Ich entlaſſe ihn endlich ohne Erleuchtung. Alle Gegenſtände wirkten ſchwach auf ſein Auge, und ſeine daher erhaltenen Anſchauungen, waren ohne alle Genauigkeit. Man frage den Entlaſſenen nach

den Vorſtellungen, die er ſich vom Zimmer gemacht hat. — Dunkle, falſche! —

A ſitzt neben B im Geſpräche über eine wichtige Angelegenheit, deren glücklicher Ausgang ganz von ihrem Betragen gegen eine gewiſſe dritte Perſon C abhängt. A macht Vorbereitungen, um dem B die Rolle anzudeuten, welche er übernehmen ſoll; aber in dem Augenblicke hören ſie beyde die Ankunft eines Fremden, ſeinen Gang zur Treppe herauf und auf dem Vorſahle. B bleibt gleichgültig. Er kennt dieſen Fremden ſo gut als A, ſein Ohr iſt ſo geſund als das ſeinige; aber er unterſcheidet ſeinen Gang nicht, er ahndet es gar nicht, daß es C ſey, der in wenigen Augenblicken herein treten wird. Kaum hat A noch ſo viel Zeit, ihm mit zwey Worten die Haupt=Sache anzudeuten: Freund das und das haben Sie zu thun! und in dem Augenblicke tritt C herein. Die Sache nimmt nun noch eine glückliche Wendung. Würde ſie dieſe genommen haben, wenn des A Senſation vom Gange des Fremden nicht genauer geweſen wäre, als die des B? — Bey ihm entſtanden nur dunkle Begriffe von der Perſon, bey A deutliche; und warum? weil ſein Empfindungs=Vermögen in dieſem Falle nicht ſo geübt war, als das des A.

„Man ſieht aus dieſen kurzen Entwickelungen, daß die Beſchaffenheit der Vorſtellungen ganz von der Schärfe unſers Empfindungs=Vermögens abhange, und beyläufig, daß dunkle Vorſtellungen gegen deutliche genommen, faſt gar keinen Werth haben. Die leztern ſind dem Menſchen, vielleicht allein eigenthümlich; keinem Thiere; und ſie liegen den edelſten Kräften ſeiner Seele zum Grunde.

„Was iſt unſer Verſtand? die Kraft, ſich etwas deutlich vorzuſtellen. — Unſre Vernuft? die Kraft, nach deutlichen Begriffen Urſachen und ihre Wirkungen einzuſehen; unſre Urtheils=Kraft? die aus deutlichen Begriffen entſpringende Einſicht, ob wir irgend einem Dinge dieſe oder jene Eigenſchaft ab- oder zuſprechen können, u. ſ. w. Eben ſo iſt es mit der Kraft zu ſchließen und mehrern Seelen=Kräften.

Faſt

Faſt alle gründen ſich entweder auf Deutlichkeit der Begriffe, oder erhalten durch ſie eine größere Vollkommenheit. Ganz vorzüglich iſt das Leztere beym Begehrungs-Vermögen der Fall; und der vernünftige Charakter eines Menſchen hängt ganz davon ab, ob er nach deutlichen Vorſtellungen handelt.

„Der größte Schatz des menſchlichen Geiſtes beſteht alſo in der Sammlung deutlicher Begriffe; wenn wir aber den Weg zu dieſen durch Schärfe und Geübtheit unſers Empfindungs-Vermögens erleichtern, ſo iſt Uebung deſſelben, ſie ſey natürlich oder künſtlich, als wahre Veredlung des Menſchen von großer Wichtigkeit.

„Dies iſt vorzüglich der Grund, warum man jezt allgemein auf anſchaulichen Unterricht dringt; er iſt weit fähiger, deutliche Begriffe zu bewirken, als der durch ſymboliſche Zeichen.

„Menſchen, die man von Kindheit an ſinnlich übte, zeichnen ſich vor andern, denen man Begriffe ohne Anſchauungen beyzubringen ſuchte, oder um mich noch deutlicher auszudrücken, die man ſchon frühzeitig auf die Abſtractions-Folter brachte, ganz ungemein aus; ſie ſind ſtets reger und wacher, ihr Geiſt entzieht ſich der großen Schläfrigkeit, die nothwendig in Köpfen herrſchen muß, in welchen nur dunkle Begriffe wie dumpfige Irrlichter auf ſumpfigem Boden hervorhüpfen; er iſt ſtets aufgelegt, ſinnliche Eindrücke zu denken, weil ihm dies zur angenehmen Fertigkeit geworden iſt. So ſammelt er ſich einen Schatz von Begriffen, ſo gründet er auf dem Scharfſinn ſeiner Sinne den Scharfſinn des Geiſtes.

„III. Auf welche Art die Sinne zu üben ſind. Der erſte Grund ſinnlicher Anſchauung iſt Bewegung, veranlaßt durch körperliche Gegenſtände in unſern Nerven. Sie heißt Eindruck. Auf welche Art er durch die Nerven, bis zum Gehirne und zur Seele fortgepflanzt werde, ob durch Elaſticität oder Elek-

tricität der Nerven-Maſſe oder des Nerven-Geiſtes, das kann uns hier gleichviel ſeyn. — Der Eindruck wird empfunden, oder nicht empfunden; und im erſten Falle wahr oder falſch, vollſtändig oder unvollſtändig. Die Rede iſt hier alſo zunächſt von Sinnen-Wahrheit und Irrthum, von vollſtändiger und unvollſtändiger Anſchauung, und vom Schlummer der Sinne.

„A. Von der Wahrheit und dem Irrthume durch die Sinne, von vollſtändiger und unvollſtändiger Anſchauung.

„Sinnes-Irrthum entſteht aus mancherley Quellen:

a) aus dem Erkennen durch bloße mittelbare Anſchauung. — — Der Eindruck wird durch äuſſere Gegenſtände verurſacht, entweder durch die directe Berührung des Gegenſtandes, wie beym Gefühl, Geſchmack, Geruch, oder durch indirecte Berührung, nähmlich beym Geſichte durch Berührung der Licht-Strahlen, beym Gehör durch Schwingungen der Luft. Unſer Ohr würde nichts vernehmen, wenn wir es in einen luftleeren, unſer Auge nichts ſehen, wenn wir es in einen lichtleeren Raum verſetzten; und die drey obigen Sinne werden nichts empfinden, wenn nicht ein körperlicher Gegenſtand mit ihnen in Berührung kommt. Nur dann alſo, wenn äuſſere Gegenſtände die Nerven unſers Gefühls, Geſchmacks, Geruchs berühren, wenn Licht-Strahlen ſich in unſern Augen brechen, und Luft-Schwingungen unſre Gehör-Organe erſchüttern, wenn unſer Empfindungs-Vermögen die daherigen Eindrücke aufnimmt und unſer Verſtand ſie anſchauet, und dann haben wir unmittelbare ſinnliche (empiriſche) Anſchauungen durch dieſen oder jenen Sinn. Wenn wir aber unmittelbare, ſchon durch irgend einen Sinn gehabte, Anſchauungen vermittelſt eines Schluſſes zur Wahrnehmung durch einen

nen andern Sinn anwenden, ſo iſt die Anſchauung nicht mehr bloß ſinnlich, ſondern ſie nähert ſich merklich der reinen Anſchauung; wir wollen ſie mittelbare nennen; z. B. wir haben das Gewicht eines Centners in Bley, ſo erhalten wir unmittelbare Anſchauung von der Schwere eines Centners durchs Gefühl; wenn wir aber in der Folge einen Bley-Klumpen von gleicher Größe ſehen, und wir ſagen, er wiege einen Centner, ſo haben wir von dieſer Schwere keine unmittelbare Anſchauung, ſondern nur eine mittelbare, die auf einen Schluß gebaut iſt. Oder, mein Hund liegt hier neben mir, ich ſehe ihn, ich ſtreichle ihn, ich habe von ihm unmittelbare Anſchauung, aber er läuft hinaus, ich höre ihn in der Entfernung bellen, ich urtheile, es ſey mein Hund, ich ſtelle mir ihn vor, aber dieſe Anſchauung iſt nur mittelbar; denn nur die Töne des Bellens werden hier unmittelbar angeſchauet. Hier wird die Frage wichtig: in welchen Fällen können uns unſere Sinne zu unmittelbaren, und in welchen nur zu mittelbaren Anſchauungen verhelfen? — Aus der Natur der Sinne allein läßt ſich dies nicht entwickeln, ſondern nur daraus, wenn wir die Natur der auf die Sinne wirkenden Gegenſtände mit zu Rathe ziehen, und ſie mit den Sinnen vergleichen. — Form, Größe, Schwere, Farbe, Qualität oder Materie und Bewegung im weiteſten Sinne genommen, alſo auch alle Handlungen eingeſchloſſen, dies ſind die allgemeinen Seiten, wodurch die Körper auf unſre Organe wirken, oder, mit andern Worten, die Data, woran unſre Sinne die körperlichen Gegenſtände erkennen. Wenn wir ſie mit der Natur unſrer Sinne vergleichen, ſo ſehen wir auf den erſten Blick, daß nicht alle für jeden Sinn unmittelbare Anſchauung gewähren können, ſondern nur nach folgender Zuſammenſtellung:

Form kann unmittelbar angeſchaut werden durch	Geſicht, Gefühl.
Größe „ „ „ „ „ „ „ „	Geſicht, Gefühl.
Schwere „ „ „ „ „ „ „ „ „	Gefühl.
Farbe „ „ „ „ „ „ „ „	Geſicht.
Qualität „ „ „	Gefühl, Geſchmack, Geruch, Geſicht.
Bewegung „ „ „ „ „ „	Geſicht, Gefühl, Gehör.

Für die mittelbare Anſchauung entſteht folgende Ueberſicht aus näherer Vergleichung:

Form kann mittelbar angeſchaut werden durch „	Gehör.
Größe „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	Gehör.
Schwere „ „ „ „ „ „ „ „	Geſicht, Gehör.
Farbe „ „ „ „ „ „ „ „	Gefühl?
Qualität „ „ „ „ „ „ „ „	Gehör.
Bewegung „ „ „ „ „ „ „ „	Gehör, Geruch.

Die unmittelbaren Anſchauungen gründen ſich auf unbeſtechliche Wahrheit der Sinnen-Organe (*); die mittelbare hingegen auf Schlüſſe, die auf ehemahlige Eindrücke und Anſchauungen gebauet ſind. Wird von dieſen Eindrücken durch die Zeit nur etwas verwiſcht, ſo wird das Urtheil falſch, mithin auch die daraus erwachſene Anſchauung. Verwiſcht ſich z. B. von dem ehemahligen Eindrucke der Größe des Centners im Bley nur etwas, ſo werde ich in der Folge auch die kleinere oder größere Bley-Maſſe für centner-

(*) Dieſe nehmen nach unwandelbaren Natur-Geſetzen die Eindrücke von auſſen her auf; ich kann mich daher nicht überzeugen, daß ſie triegen ſollten. Wenn der Gelbſüchtige alles gelb ſieht, und der Stab im Waſſer gebrochen erſcheint, ſo bleibt das Organ der Wahrheit vollkommen getreu, ſo wie der Spiegel bey der Darſtellung ſeiner Objecte; aber wir machen uns eine falſche Vorſtellung, indem wir die Wirkung des Mediums nicht mit hinein denken. Der Ausdruck: die Sinne triegen, iſt alſo ſo unbequem, als der: die Sonne geht unter. Man ſollte ſagen: wir triegen uns in den Sinnen, wenn man darunter die Organe verſteht.

nerſchwer halten; oder wenn uns jemand eine ausgehöhlte Bley-Maſſe von Centner-Größe vorlegte, ſo würden wir doch urtheilen, ſie wiege einen Centner. So ſind denn die mittelbaren Anſchauungen weit trieglicher, als die unmittelbaren; und aus der obigen Zuſammenſtellung wird es ſichtbar, daß das Gehör dieſem Betruge am häufigſten unterworfen ſey.

b) Aus der ſchon zu ſehr ausgebreiteten Thätigkeit der Sinne und ihrer Organe. — Aus der obigen Darſtellung der Empfänglichkeit der Sinne läßt ſich leicht einſehen, bey welchen Sinnen wir am meiſten dem Irrthume unterworfen ſeyn müſſen. Wenn ein Rechnender bey gleich ſchlechter Fertigkeit die fünf Species eine Stunde fortrechnet, in welcher von ihnen wird er die meiſten Fehler begangen haben? Augenſcheinlich in der Rechnungs-Art, in welcher er die meiſten Zahlen zu Papier brachte; denn weil er hierin am meiſten rechnete, ſo fand er auch hier die häufigſte Gelegenheit zu Irrthümern. Eben ſo iſt es mit den Sinnen; bey denen welche die ausgebreitetſte Empfänglichkeit haben, d. h. die wir am meiſten gebrauchen, werden wir uns auch am meiſten irren. Wir ſind die Rechnenden; die fünf Sinne, die Species. Nach dem Maße ihrer Empfänglichkeit richtet ſich im Ganzen ihr Gebrauch. Wollte man die ganze Maſſe der ſinnlichen Anſchauungen eines Menſchen-Lebens nach der obigen Zuſammenſtellung für jeden Sinn durch Zahlen ausdrücken, ſo entſtehen folgende Verhältniſſe:

hat	unmittelbare Anſchauungen	mittelbare Anſchauungen	zuſammen
Geſicht	5	1	6
Gehör	1	5	6
Gefühl	5	—	5
Geruch	1	1	2
Geſchmack	1	—	1

„Schon dieſe Verhältniſſe kündigen das Geſicht und das Gehör als die trieglichſten an, und es ſtimmt vollkommen mit dem überein, was uns der ununterbrochene und größentheils unwillkürliche Gebrauch dieſer Sinne ſagt.

c) Aus der Schwäche des Eindrucks. — Jeder Eindruck, der unmittelbar auf die Nerven geſchieht, wird wirkſamer und durchdringender ſeyn, als derjenige, welcher nicht ſo körperlich auf die Nerven wirkt. Die lezte Gattung findet beym Gehör, und beſonders beym Geſicht, Statt. Eindrücke durchs Gefühl ſind daher ihrer Natur nach immer durchdringender, als jene durchs Geſicht (*); daher werden dieſe leztern häufiger unrichtig verſtanden werden.

d) Durch Krankheit des Organs und ſeiner Empfindungs-Nerven. — Dieſer Umſtand iſt ſehr begreiflich. Dem Kurzſichtigen ſcheint jeder Gegenſtand in kleiner Entfernung nebelicht; der Nervenſchwache ſieht zwey Lichter, zwey Tinten-Fäſſer, er will die Feder eintauchen, triegt ſich, und trifft das Scheinbare. Hier iſt Irrthum des Sinnes durch Nerven-Krankheit.

e) Durch innere Zuſtände der Seele, die alle den Charakter der Abweſenheit haben, z. B. Mangel an volliger Achtſamkeit, Schlaf, tiefe Beſchäftigung mit Verſtandes-Begriffen, Seelen-Kummer, heftige Affecten, u. ſ. f. In dieſen Fällen vernimmt die Seele den Eindruck nur halb und dunkel, und ihre Anſchauung wird daher leicht irrig.

f) Durch zu heftige Wirkung eines andern Organs, z. B. bey ſtarken körperlichen Schmerzen ꝛc. wobey die Eindrücke durch dieſen oder jenen Sinn zu ſehr

(*) Dies iſt der Grund, warum der Menſch in der früheſten Kindheit eher fühlt, als ſieht und hört. Wenn wir aber die Eindrücke des Gefühls am wenigſten verſtehen, ſo liegt die Schuld ganz allein am Mangel der Uebung.

ſehr in Schatten geſtellt, und daher nur dunkel und irrig empfunden werden,

g) Durch eine unvollſtändige Verwendung der Sinne. — Wir erkennen die Gegenſtände durch die Betrachtung ihrer verſchiedenen Seiten, oder an den oben angegebenen Datis. Zu dieſen haben immer mehrere Sinne Zugang, d. i. ſie ſind dafür empfänglich. So läßt ſich die Form eines Dinges durch das Geſicht, Gefühl, und auch oft durch das Gehör, erkennen. Es liegt daher in der Natur der Sache: 1) daß keine vollſtändige Anſchauung entſtehen könne, wenn wir, mit Ausſchließung der übrigen, nur Einen Sinn anwenden, um zur Erkenntniß zu gelangen; denn die vollſtändige Anſchauung iſt das Aggregat der Eindrücke, die wir durch alle diejenigen Sinne erhalten, welche für den Gegenſtand empfänglich ſind. 2) Durch unvollſtändige Anwendung der Sinne verfallen wir am erſten in Irrthum, weil da die Berichtigung des einen Sinnes durch den andern wegfällt.

„Nach den bisherigen Bemerkungen von a bis g, laſſen ſich die Sinne 1. in Rückſicht auf Trieglichkeit ordnen; 2) laſſen ſich hieraus die Regeln abſtrahiren, die bey natürlichen Sinnes-Uebungen zu beobachten ſind.

1) Ordnung der Sinne in Abſicht auf Trieglichkeit.

„Das Geſicht wagt ſich an allen Seiten körperlicher Gegenſtände; es umſpannt Form, Größe, Schwere, Farbe, Qualität und Bewegung; es hat daher häufig Anlaß, uns irre zu leiten. Aber es ſtellen ſich ihm viele tauſend Gegenſtände ſogar gleichzeitig dar; werden daher auf unendlich viel Eindrücke des Geſichts gar nicht achten, viele falſch verſtehen, zumahl da bey weitem die meiſten zu ſanft wirken, um unſere Achtſamkeit auf ſich zu ziehen. — Da bey keinem einzigen Sinne dieſe Umſtände in dem Umfange

ſange zuſammen kommen, ſo ſind wir bey keinem dem Irrthume mehr unterworfen, als beym Geſicht.

„Das Gehör iſt bloß für Töne geſchaffen. So lange dieſe in einer uns wohl bekannten Articulation vorzutragen ſind, verſtehen wir ſie, und wir haben dann wirklich unmittelbare Anſchauungen, doch nur von den Tönen, aber noch nicht von den Gegenſtänden, durch welche ſie hervorgebracht wurden. In dieſem Falle ſind wir den Irrthum nicht ſonderlich unterworfen. Wenn wir aber aus den Tönen auf Form, Größe, Schwere, Qualität und Bewegung ſchließen, und dieſe Schlüſſe, wie es am häufigſten der Fall iſt, auf unarticulirte Töne bauen; wenn wir aus dem Schalle die Größe des herabgefallenen Steines, aus dem Klange die Form eines Glaſes, aus dem Tone die Maſſe eines tönenden Körpers, und aus jedem Laute oder Schalle eines ſich bewegenden Körpers Bewegung oder Handlung errathen wollen, ſo iſt nächſt dem Geſichte, kein Sinn irre führender als das Gehör; denn nächſt jenem umfaßt keiner ſo viel und ſo gleichzeitig, und, was noch mehr ſagen will, kein einziger verleitet uns zu ſo viel mittelbaren Anſchauungen, als das Gehör.

„Das Gefühl hat, die Farbe (?) ausgenommen, für alle Seiten der körperlichen Gegenſtände Empfänglichkeit; aber unmittelbar, alſo mit weit mehr Sicherheit. Es wird alſo ſchon deshalb weniger dem Irrthume unterworfen ſeyn, als die obigen Sinne. Ueberdem iſt es weit mehr eingeſchränkt, als jene. Wenn das Geſicht Millionen Gegenſtände von der Naſe des Sehenden bis zu den Fixſternen umfaßt, ſo ſind nur wenige darunter die das Gefühl treffen. Wegen ihrer größern Wirkſamkeit nennt man dieſe drey Sinne die edleren; und da ſie es vorzüglich ſind, welche uns mit Vorſtellungen bereichern, ſo müſſen ſie vorzugsweiſe geübt werden, um ſo mehr, da wir bey ihrem Gebrauche

brauche dem Irrthume am häufigſten unterworfen ſind.

„Der Geruch folgt zunächſt auf das Gefühl. Er erforſcht die Qualitäten, und ſucht die Bewegungen zu vernehmen; wir werden folglich bey ihm leichter in Irrthum verfallen, als beym Geſchmacke, der bloß auf Qualität eingeſchränkt und deſſen Wirkungs-Kreis weit enger iſt. Hieraus ergiebt ſich die Regel, daß die drey edlern Sinne am meiſten geübt werden müſſen.

„2. Regeln für natürliche Sinnes-Uebungen: — Wenn wir den Irrthum vermeiden, ſo gelangen wir in das Licht-Reich der Wahrheit; um folglich durch die Sinne zur Wahrheit zu gelangen, vermeide man die obigen Wege zum Irrthume.

a) Mittelbare Anſchauungen gehören nicht für den ganz jungen Weltbürger, denn der Schluß, auf welchen ſie gebauet ſind, beruhet auf vielfältigen Beobachtungen, die er erſt noch anſtellen und ſeinem Gedächtniſſe tief einprägen muß, ehe er ihn wagen darf. Um ihn aber für die Zukunft vorzubereiten, können ihm nie zu viel unmittelbare Anſchauungen zugeführt werden; dies kann aber nur dadurch geſchehen, daß man ihm ſo ununterbrochen, als möglich, die Eindrücke ſinnlicher Gegenſtände imprimirte, ohne dabey zu flüchtig zu ſeyn. Hier ſey die Ausſaat für ſeinen Geiſt, nicht in den geiſtigen Gefilden der Abſtraction; haltet ihn zurück, er iſt ja in der Körper-Welt, nicht im Reiche der Geiſter, er iſt im Gedränge von Millionen materieller, nicht geiſtiger Weſen, er lerne folglich jene anſchauen, denken. Väter und Mütter! es iſt, glaub ich, das ſüßeſte Geſchäft, dieſen unſterblichen Keim in euren Kleinen zu entwickeln, mehr werth, als alle Affenliebe, als alles nürnberger Spielzeug, womit ihr ſie an euch drückt und unterhaltet; mehr werth, als alle Bücher-Gelehrſamkeit, die

ihr ſo gern recht früh in ihre Köpfe bringen möchtet. Ihr beginnt dieſes Geſchäft ſchon in der Wiege, ihr betäubt die junge Seele nicht durch ihr ewiges Geſchaukel, ihr ſucht ſie durch ſinnliche Eindrücke vom Schlummer des Nichtſeyns immer mehr und mehr zu wecken. Ihr ſtreichelt den kleinen Liebling, ihr ſcherzt und ſchwatzt mit ihm, ihr ſetzt ihn in Bewegung, das Wiegen-Lied tönt ſeinem ungeübten Ohr, ihr nähert ihm dem Lichte, ihr tragt ihn ins Freye, alles iſt Leben um ihn, damit er leben lerne. So geht ein Jahr hin, und mit ihm iſt die Entwickelung des Keimes ſchon weit gediehen, er kriecht auf allen Vieren umher, bald läuft er auf ſonnigtem Raſen. Ihr führt ihn jezt zu allem, was den Sinnen vernehmbar iſt; die Menſchen umher, das Haus, der Hof mit ſeinen Thieren ſind ſein Spielzeug, weiter ſoll und muß er wenig haben, weiter will er auch nichts haben. Ihr ſchwatzt mit Worten und Geberden mit dem Kleinen, ihr zeigt ihm die einzelnen Theile der Gegenſtände mit Nahmen, den Zweck, den Nutzen, alles entwickelt ihr gelegentlich, wie es ſich darbiethet. Er verſteht euch nicht? — O, es iſt keine Noth, er lernt es, ſein Lallen bildet ſich — o es iſt unausſprechlich angenehm — bald zu Wörtern, dann zu Worten, ſo lernt er die Sprache mit — wahren Begriffen. — Eine ſchönere, zweckmäßigere Geiſtes-Bildung iſt für uns Menſchen, das behaupte ich dreiſt, ſchlechterdings nicht da! — Wer ſaß zu dieſem kleinen Gemählde? — Ein Vater von 11 Kindern, die an Leib und Seele geſund ſind — Salzmann. — Die Säuglings-Uebungen ſind vorüber, der Kleine ſpricht vernehmlich und höchſt naif; denn er verſteht und denkt das, was er ſpricht. Die Sinnes-Geſchäfte haben ihren Fortgang, denn ſie ſind ihm zum liebſten Zeitvertreib geworden; überall iſt in der Natur Leben für ihn, überall biethen ſich

ihm

ihm Merkwürdigkeiten zu hunderten dar, denn er ſucht kein gemachtes Spielzeug; die Spinne im Gewebe beſchäftigt, die Raupe am Blatte nagend, der Garten voll Inſecten und Pflanzen, der Teich voll Fiſche und Gewürme, die Luft voll Vögel, der Boden voll Mineralien; die todte und lebendige Natur öffnet ſeinen Sinnen den unermeßlichen Schooß, und er beobachtet, er ſpäht, bald findet er hier, bald dort hundert Neuigkeiten; er beginnt Entdeckungen, er ſammelt und bringt ſeinem Vater oder Lehrer das, was er fand, und nun hebt unter ſinnlicher Anſchauung der Unterricht an, und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe helfen dem kleinen, höchſt wißbegierigen Forſcher nur da fort, wo ſeine ſinnliche Anſchauung aufhört. Seht da das A b c des geſunden Menſchen = Verſtandes, das noch in keiner Fibel ſteht, und weder durch Buchſtaben a b c, noch durch Hineinpfropfen unverſtändlicher, anſchauungsloſer Begriffe in den Kopf gebracht werden kann. — Leſen! leſen lernen! ſchreyt gewöhnlich Alles. Man kann nicht früh genug damit anfangen, und wenns endlich gelernt iſt, ſo weis das Kind nicht, was es mit dem Leſen machen ſoll; denn Bücher beſtehen aus Begriffen, Begriffe ſind ihm aber unverſtändlich, wenn ſie nicht auf eigenthümliche Anſchauungen gegründet ſind. „Anſchauungen ohne Begriffe,“ ſagt Kant irgendwo: „ſind blind;“ aber Begriffe ohne Anſchauungen taub — wie Nüſſe, denen der Kern fehlt; ein nebelichtes Weſen, das ſich nicht faſſen läßt. Daher will die geiſtige Natur des Menſchen erſt Anſchauungen, und dann Begriffe. Dies iſt der Grund warum neuere Erzieher auf anſchaulichen Unterricht dringen, und — das iſt noch weit mehr geſagt — warum die Jugend nach anſchaulichen Unterricht durſtet.

b) Der Sinn des Geſichts und Gehörs iſt äuſſerſt vorſchnell und viel umfaſſend. Hieraus entſtehen

hen im menſchlichen Leben eine große Menge von Irrthümern. Gewöhnlich durchſchauet das Geſicht Millionen von Sachen, ſchnell wie der Blitz die Gegenſtände erleuchtet, und wir ſehen viel zu viel, um etwas zu ſehen. Eben daher gehen tauſend Menſchen durch das Leben ohne Bemerkungs-Geiſt, denn ſie ſind nie gewöhnt, ihr Auge ſtets zu fixiren; das heißt im Grunde aber nichts anders, als, ſie haben ſich nicht gewöhnt, die Eindrücke durch das Auge feſt zu faſſen und darüber zu denken. Es giebt hier kein anderes Mittel, als frühe Uebung in ſinnlichen Anſchauungen, ſo wie ich eben unter a berührt habe, und ſogleich unter e anführen werde. Die Folge davon habe ich vor meinen Augen. Ich ſehe mehrere Knaben, die, ſo erzogen, durch ihren Bemerkungs-Geiſt hervorſtechen, und gleichſam wie kleine Spione die Natur auskundſchaften; denen nicht leicht eine Bewegung oder Handlung im gemeinen Leben entgeht, weil ſie frühzeitig angeleitet ſind, ihr Auge bey ſinnlichen Anſchauungen gehörig zu gebrauchen.

c) Schwäche des ſinnlichen Eindrucks findet wiederum beſonders beym Geſicht und beym Gehör Statt; die Gründe ſind oben unter c angegeben. Man kann viel Perſonen oft mehrmahls rufen, und ſie hören nicht; man berühre ſie, und ſogleich ſind ſie wieder gegenwärtig. Es liegt nicht am Organe, ſondern am Mangel des Eindrucks. Dieſer Mangel kann durch nichts erſetzt werden, als durch Aufmerkſamkeit, und dieſe entſteht durch Gewöhnung. Es iſt daher nöthig, daß die Kinder früh angeführt werden, nicht bloß die Natur umher im Großen zu betrachten, ſondern auch ſie, bis in ihre kleinſten, dem Auge kaum noch ſichtbaren, Gegenſtände zu verfolgen. Hier biethen alle drey Reiche der Natur eine ſehr angenehme Gelegenheit dar. Euer Liebling betrachte nicht bloß die gröbern Theile der Blumen, ſein Auge dringe bis zu den klein-

kleinſten, es durchſpähe die Wurzeln des Waſſerdarmes, die Saugröhren, die Structur der Häute, Rinden und Blätter, des Holzes und mancher Samen-Körner; die Befruchtungs-Werkzeuge, die Frucht-Boden, Staubwege mit ihren einzelnen Theilen, es zähle die Staubfäden ꝛc. und unterſcheide die Structur der Holz-Arten, der Steine, der Salze, die einzelnen Theile der Inſecten. Ihr bewaffnet es bisweilen, um den jugendlichen Forſchungs-Geiſt noch mehr zu beleben; dann betrachtet es die Circulation des Blutes im Froſch, das Leben der Infuſions-Thierchen, die Kryſtalliſation der Salze, die Federn des Schmetterlings, u. ſ. w. Die Natur iſt unerſchöpflich! Wir verlaſſen das Vergrößerungs-Glas; wir führen den Kleinen wieder ins Freye. Hier öffnet ſich wieder ein großes Feld zu ſinnlichen Uebungen. Welche Blume ſchaukelt dort 18 bis 30 Schritt von uns am Ufer des Baches? was für ein Stein liegt neben ihr? welch ein Inſect ſumſet dort im Graſe, und was für ein Baum iſts, der hier und dort 100, 1000 und mehr Schritt ſteht? was regt ſich dort in der Entfernung von 1000 und mehrern Schritten? iſts ein Thier, ein Menſch, wie iſt ſeine Kleidung, was beginnt er? was für eine Getreide-Art wächſt dort auf jenem entfernten Anger? welch ein Vogel ſetzt ſich dort? u. ſ. w. Muſik, Geſang bilde früh ſein Gehör, er merke auf das Geraſſel des beladenen und nicht beladenen Wagens, und auf die Zahl der Pferde; auf das Gekreiſch der Thüren, auf den Gang und die Stimme der Perſonen, auf die Modulation und das Geſchrey der Vögel ꝛc. ꝛc. Dergleichen Uebungen laſſen ſich für jeden Sinn anſtellen; zur Probe habe ich aber ſchon genug angeführt.

d) Ueber die Geſunderhaltung der Organe ließe ſich ſehr viel ſagen, aber eben deshalb muß ich dieſen Gegenſtand hier übergehen. Der Arzt reiche dem Er-

zieher die Hand, und dieſer ſey ſorgſam; denn mit dem Verluſte eines Organes ſchwindet ein großer Theil des geiſtigen Lebens dahin.

e und f) Abweſenheit des Geiſtes iſt, wo nicht immer, doch meiſtentheils das Werk der frühern Erziehung. Ob es gleich der Natur ſehr gemäß iſt, daß der jugendliche Geiſt ſtets nach ſinnlichen Anſchauungen durſtet, ſo iſt es doch auch auf der andern Seite ſehr leicht, wenn dieſer Durſt einmahl unterdrückt iſt, ihn in das Gebieth der Abſtractionen zu führen, und ihn hier im Denken Unterhaltung finden zu laſſen, oder, dies möchte wohl häufiger ſeyn, ſeine Phantaſie zu entflammen, ihn mit Bildern zu beſchäftigen, wozu die Originale fehlen, oder endlich mit der Einſchläferung ſeiner Sinnes-Thätigkeit auch den Geiſt in eine Leere, in einen Schlummer zu verſetzen, welcher Abſtraction des Denkers gleich ſieht, wenn man ſie nicht angelegentlicher in der Nähe betrachtet. In Rückſicht der hierher gehörigen, oben unter e und f angegebenen, Abwege zum Irrthume, nähmlich in Rückſicht des Seelen-Kummers, der Affecten und der zu heftigen Wirkung eines andern Organes, die ſich nicht immer vermeiden laſſen, ergiebt ſich die Regel, daß man die Jugend früh und bey jeder Gelegenheit aus eigener Erfahrung aufmerkſam darauf machen müſſe, damit ſie früh anfangen mißtrauiſch gegen ſinnliche Empfindungen zu werden, die ſich ihr unter den obigen Umſtänden vorſtellen.

g) Die vollſtändige Verwendung der Sinne iſt in der ſinnlichen Anſchauung ein ſehr wichtiger, von den Erziehern aber noch ſehr vernachläſſigter Gegenſtand. Was ich darunter verſtehe, iſt oben unter g ſchon angegeben. Ich kann mich daher hier kurz faſſen. Die Regel heißt: das Kind gebrauche ohne Ausnahme alle Sinne, die zum Erkennen eines Gegenſtandes fähig ſind. Es gewöhne ſich nicht vorzugsweiſe zu Einem

Sin-

Sinne, und laſſe die andern ſchlummern. Wodurch will es ſich denn ſelbſt überzeugen, daß es durch den einen Sinn die Anſchauung ſchon richtig erhalten habe, wenn es nicht den einen Sinn durch den andern bewährt, berichtigt oder vervollſtändigt? Es erforſche daher Form und Größe nicht bloß durch das Geſicht, ſondern auch durch das Gefühl; Qualität nicht bloß durch das Geſicht, ſondern auch durch das Gefühl, durch den Geſchmack und Geruch. Wenn wir dem Kinde eine Blume zeigen, ſo iſt es nicht genug, ſie ſehen zu laſſen, es fühle und rieche ſie auch, ja im Falle der Unſchädlichkeit, ſchmecke es ſie. Ein Stück Eiſen erkenne es nicht bloß durch das Auge, ſeine Hand wiege, ſeine Zunge ſchmecke es, es höre ſeinen Klang, u. ſ. w. Die daraus entſtehende Vortheile für die Richtigkeit der Begriffe, und folglich des Denkens ſcheinen, wenn man ſie nur von ſpeciellen Fällen abſtrahirt, klein, aber im Ganzen wird die Erkenntniß-Sphäre dadurch ganz gewiß ungemein erhellet und erweitert werden. So ſey denn Berichtigung des einen Sinnes durch den andern bey der ſinnlichen Bildung des jungen Weltbürgers immer eine Haupt-Angelegenheit des Erziehers. Aber auch hierbey iſt ein gewiſſer feſter Gang und eine natürliche Methode nöthig. Es wird uns jezt nicht mehr ſchwer werden, ſie zu finden, wenn wir auf das zurück ſehen, was ich oben von den Verhältniſſen der Sinne zu den Gegenſtänden und von den daraus entſtehenden Anſchauungen geſagt habe. Vergleicht man nach der obigen Tabelle die verſchiedenen Seiten der Gegenſtände mit den Sinnen ſelbſt, die zu ihrer Anſchauung beſtimmt ſind, ſo ſieht man ſogleich, daß der eine Sinn einen Vorſprung vor dem andern habe. Wir werden die Formen und Größen der Gegenſtände durch das Geſicht in der Regel weit ſchneller und richtiger erkennen, als durch das Gefühl. Hierdurch entſteht für die

Sinne eine Abſtufung nach folgender Ueberſicht, wobey die mittelbar wirkenden Sinne eingeſchloſſen ſind:

Form. }
Größe. } Geſicht, Gefühl, (Gehör).
Schwere. Gefühl, (Geſicht).
Farbe. Geſicht, (Gefühl?)
Qualität. Gefühl, Geſchmack, Geruch, (Geſicht, Gehör).
Bewegung. Geſicht, Gefühl, (Gehör, Geruch).

„Will man folglich die Sinne natürlich üben, ſo laſſe man ſie von Kindern ſo anwenden, daß der empfänglichere Sinn, d. h. der, welcher die deutlichſten Eindrücke macht, zuerſt gebraucht werde; denn es iſt viel daran gelegen, daß er gleich ſtark und richtig gemacht werde, damit ſich kein Irrthum einſchleiche, welches weit eher geſchehen würde, wenn man denjenigen Sinn voran gebrauchte, der nur den ſchwächſten Eindruck machen kann, wie z. B. bey Formen das Gehör.

„Zur vollſtändigen Sinnes-Verwendung iſt die obige Regel, die ſich auf der Natur der Sache ſelbſt gründet, noch nicht hinreichend; um die Sache zu erſchöpfen, muß auf die Gegenſtände der ſinnlichen Erkenntniß Rückſicht genommen werden.

„Alle Formen laſſen verſchiedene Geſichtspuncte zu, aus denen ſie das Auge betrachten kann. Da dieſe die Geſtalten auf unzählige Art verändern, ſo muß das Auge immer in ſo viel Geſichtspuncte, als möglich, gebracht werden. Dem Gefühle übergebe man ſie in ſo viel Berührungspuncten, als möglich.

„Größe und Schwere werden als relative Begriffe nur durch Relation deutlich, folglich muß dem Geſichte und Gefühle frühzeitig ein Maßſtab eigen gemacht werden, mit dem die Objecte in Beziehung gebracht werden können. Da dies aber mehr zu den künſt-

künſtlichen Uebungen gehört, die bey Kindern noch nicht anwendbar ſind, ſo geſchehe die Vergleichung, ohne beſtimmten Maßſtab, nur mit andern Körpern, damit ſie ſich gewöhnen, den ſinnlichen Eindruck der Größe und Schwere immer relativ zu denken. Neben dem Thaler liege ihnen daher der Groſchen, neben dem Baume das Haus, neben dem Steine und Metalle das Holz, der Kork, u. ſ. w. Da aber der nahe und ferne Standpunct die Anſchauung der Größe ſehr abändert, ſo muß er für das Auge häufig abgeändert werden.

„Es giebt nur wenig Haupt-Farben; da dieſe aber bis ins Unendliche gemiſcht und dann noch durch die Verſchiedenheit des Lichts, unter der ſie erſcheinen, auf unabſehbar verſchiedene Art modificirt werden können, ſo entſteht daraus eine der ſchwerſten Sinnes-Operationen, und das Auge iſt dem Irrthume nirgends mehr unterworfen, als hier. Den allgemeinen Maß-Stab für die Farben machen die ſieben Haupt-Farben, und die allgemeine Regel für den erſten ſinnlichen Unterricht iſt: lehre dieſe Farbe erſt an ſich ſelbſt, dann in der Nähe und Ferne bey ſtarkem und ſchwachem Lichte unterſcheiden, dann geh zu ihren deutlichſten Miſchungen über, und lehre mit ihnen die der natürlichen Körper vergleichen.

„B. **Vom Schlummer der Sinne.** Wenn ſich meine Leſer an das erinnern, was ich oben, S. 790, fgg. vom allmähligen Erwachen unſers Empfindungs-Vermögens geſagt habe, ſo wird es ihnen von ſelbſt deutlich ſeyn, was ich unter dem Schlummer der Sinne hier verſtehe. Wenn wir den Grad der Ausbildung der Sinnlichkeit, ſo wie er durch die ganze gewöhnliche Erziehung und durch die alltäglichen Umſtände hervorgebracht wird, mit demjenigen vergleichen, der bekanntlich von vielen hundert Tauben und Blinden erreicht wird, welche den Mangel des einen Sinnes

durch eifrige Cultur des andern bis zum Bewundern erſetzen: ſo werden wir wohl nicht daran zweifeln, daß die gewöhnliche Bildungs-Schule der Sinnlichkeit den Menſchen noch in einem Schlummer laſſe, der uns, wegen ſeiner Allgemeinheit, nur dann erſt auffallen kann, wann wir ihn mit der weit größern Munterkeit der eben benannten Perſonen vergleichen. Man ſcheint ſehr geneigt, dieſe größere Entwickelung der Sinnen-Fähigkeit aus dem Grundſatze des Wiedererſatzes der Natur herleiten zu wollen; worauf ſtützt ſich denn aber dieſer Grundſatz? — Auf eine wunderartige Wirkung der Natur ohne unſere Beyhülfe? — Ich denke in der Regel bloß auf Fleiß und Kraft-Anwendung der Subjecte, welche der Wohlthat jenes Erſatzes theilhaftig werden wollen.

„Ich habe vorhin in den Paragraphen a bis g, die Methode angedeutet, wie man die Sinnes-Anlagen der zarten Jugend entwickeln könne. Da ſie auf die Natur der Sinnes-Operationen gebauet iſt, ſo nenne ich ſie, ſo wie die dadurch erreichbare Ausbildung, die natürliche. Ich bin ſehr überzeugt, daß ſich ſchon hierdurch die Scharfſinnigkeit des Menſchen bis zu einem Grade erheben laſſe, der den gewöhnlichen ſehr weit überſteigt; daß es aber eine Methode gebe, durch welche ſich die Entwickelung des Empfindungs-Vermögens noch viel weiter treiben laſſe, das läßt ſich nicht nur aus der Natur dieſes Vermögens von vorn her ſchließen, ſondern es iſt durch die ſchon oft berührten Erfahrungen an Tauben und Blinden ganz auſſer Zweifel geſetzt. Ich nenne dieſe Methode, im Gegenſatze der vorigen, die künſtliche, weil ſie allerdings von dem natürlichen Gange abweicht. Wenn nähmlich die wichtigſte Regel zu natürlicher Sinnes-Uebung heißt: Suche bey Erkenntniß der Gegenſtände alle Sinne vollſtändig zu vermeiden, ſo findet hier gerade das Gegentheil Statt: Hemme die Wirkſam-

keit

keit der übrigen Sinne, und gebrauche bloß den, welchen du vorzüglich üben willſt. Dieſe Regel gründet ſich ganz auf das Benehmen ſolcher Perſonen, denen ein Sinn fehlt. Eben daher müſſen bey dieſen Uebungen bald die Augen verbunden, bald die Ohren ſo viel als möglich zugedrückt, bald die übrigen Sinne von ſinnlichen Eindrücken zurück gehalten werden. Wenn die natürliche Uebung der Sinne der Jugend ſchon eine große Fertigkeit verſchafft hat, etwa im 8ten bis 10ten Jahre, dann erſt halte ich es für eine angenehme und ſehr nützliche Beſchäftigung, ſie auf dieſe Art künſtlich zu üben. Ich will hier einige dieſer künſtlichen Uebungen angeben; es wird Jedem ſehr leicht ſeyn, ſie noch mit vielen andern zu vermehren.

a. Uebung des Gefühls. Es iſt bekannt, daß wir dieſen Sinn durch die ſo große Vorſchnelligkeit des Geſichts und Gehörs ſehr vernachläſſigen; ich glaube daher, daß man ſich ganz vorzüglich darauf einlaſſen müſſe, ihn bis zu einem höhern Grade zu entwickeln. Die Augen werden dabey verbunden. 1. Der Geblendete erkennt Perſonen durch Betaſtung ihres Geſichtes, oder durch Befühlnng ihrer Hände. Iſt die Geſellſchaft etwas zahlreich, ſo iſt dieſes beydes nicht leicht. 2. Er unterſcheidet Münzen. 3. Er verſteht das, was man ihm mit einem Bleyſtifte oder dergleichen in die Hand ſchreibt. 4. Er erkennt allerley Blätter von Holz=Arten und bekannten Pflanzen. 5. Er ſchätzt Kälte und Wärme der Luft und des Waſſers nach Thermometer=Graden. 6. Er unterſcheidet eben ſo, vermittelſt der ſpecifiken Wärme und Kälte, polirte Metall=Platten von gleichen Formen. 7. Er ſchätzt die Schwere durch das Gefühl nach Pfunden, Lothen und noch kleineren Gewichten. So giebt er an, wie viel ein Bley=Klumpen, ein Stück Holz, ein Stein ꝛc. Pfund wiege; wie viel Stücke von einer

großen Münz=Sorte man ihm auf die Hand gelegt habe; er giebt nach der Schwere an, welches von mehrern, gleichgroßen und gleichgeformten Metallſtücken, Eiſen, Silber, Kupfer ꝛc. ſey. Er thut eben dieſes mit verſchiedenen Holz=Arten. 8. Er erkennt durch das Gefühl allerley Zeuge, allerley Holz=Arten. 9. Er ſchätzt die Blätter=Zahl eines Buchs, giebt das Pagina an. 10. Unter mehrern Blättern Papier von einerley Sorte, ſondert er die beſchriebenen, bedruckten und noch reinen Blätter von einander. 11. Er ſchreibt ohne Licht. 12. Er ſchätzt die Länge mehrerer Stäbe nach Fußen und Zollen, ohne einen andern Maßſtab zu gebrauchen, als ſein Gefühl; eben ſo die Fläche eines Tiſches, den Inhalt verſchiedener Körper, der Hohl=Maße. 13. Er bildet allerley leichte Figuren, z. B. mathematiſche Körper, in Thon oder Wachs, nach, wodurch nicht nur auf Form, ſondern auch auf Größe, Rückſicht genommen wird. Er ſchneidet Federn, und ſchnitzt allerley andre Sachen. 14. Er erkennet allerley Körper, die man ihm in die Hand giebt, z. E. Kreide, Siegel=Lack, Obſt Arten, u. ſ. w. Hier findet eine ſehr große Mannigfaltigkeit Statt. 15. Er ſucht erhabene Schrift, z. E. auf große Münzen, zu fühlen. Mir iſt der Fall zwey Mahl vorgekommen, daß ein Knabe die 3 auf einem weimariſchen Dreypfennigſtücke, und die 12 auf einem Groſchen, angab.

b) Uebungen des Geſichts. Da die Eindrücke durch das Geſicht auſſerordentlich ſanft wirken, und der Irrthum bey denſelben ſo häufig iſt, ſo iſt die Uebung deſſelben ganz vorzüglich nöthig. Hier ſind einige Vorſchläge. 1) Der Zögling erkennt allerley entfernte Gegenſtände, theils drauſſen im Freyen, theils im Zimmer. Dort durchſpähet ſein Auge eine ganze Landſchaft, er ſtudiret ſie genau durch, und ſagt ſeinem Führer mit abgewandtem Geſichte alles an,

was

was er geſehen hat. Oft werden nur einzelne Gegenſtände erforſcht, und ein gutes Fern-Rohr beſtätigt oder widerlegt jedesmahl die Wahrheit oder den Irrthum. Hier lieſet er in ungewöhnlicher Entfernung aus einem Buche, oder erkennt kleinere Gegenſtände, allerley Zeuge, Holz-Arten, u. ſ. f. 2) Er ſchätzt Größen, ſo wie ſie in allerley Richtungen in der Natur vorkommen, nähmlich als Längen, Höhen, Breiten, Tiefen, Flächen und Körper, bald im Großen, nach Schritten und Klaftern, oder nach der Zeit, die man nöthig hat, ſie zu durchgehen; da kommen die Fragen vor: wie weit iſt dieſer Baum von jenem entfernt? wie lang iſt dieſe Wieſe, dieſer Wald, dieſer Weg? wie breit iſt der Bach, der Fluß? wie weit entfernt das Dorf? wie hoch dieſer Baum? u. ſ. f. bald im Kleinen, nach Fußen, Zollen, Linien ꝛc. Hier findet eine ſehr große und angenehme Mannichfaltigkeit Statt. Durch wirkliches Nachmeſſen wird in jedem Falle der Irrthum berichtigt, oder die Wahrheit beſtätigt. Ich habe dergleichen Uebungen an heißen Tagen, wenn die andern gymnaſtiſchen Beſchäftigungen zu unbequem waren, oft getrieben, und gefunden, daß junge Leute ſehr bald eine Fertigkeit darin erhalten. Vor allen Dingen iſt es nöthig, ihnen dabey die verſchiedenen Maße ſo tief als möglich einzuprägen. Iſt das erſt geſchehen, ſo lernen ſie auch bald die Kunſt, ſie in allerley Richtungen bald ſo, bald ſo, anzulegen und mit den Augen zu meſſen. Auf Methode kann ich mich jedoch hier nicht einlaſſen; Jeder wird ſie bey einigem Nachdenken leicht von ſelbſt finden. 3) Er zeichnet allerley mathematiſche Figuren ohne Zirkel und Linial, rechte Winkel, Dreyecke, Winkel von beſtimmten Graden, Kreiſe mit ihren Mittelpuncten; Linien werden in beſtimmte Theile getheilt; wirkliche Maßſtäbe nach Fußen, Zollen und Linien, auf Stäbe geſchnitzt; mathematiſche Körper bald

perſpectiviſch von der Natur copiert, bald Netze dazu aus freyer Hand entworfen, in Pappe geſchnitten und zuſammen gefügt, u. ſ. w. Alle dergleichen Sachen werden am Ende mit mathematiſchen Inſtrumenten geprüft, und die Irrthümer berichtiget. 5) Er miſcht nach einer Muſter-Tabelle, die eine große Menge von Farben-Schattierungen enthält, die ſieben Haupt-Farben, und trägt ſie wirklich darnach auf Papier; oder er giebt nur durch Worten an, aus was für Farben jene Nüancen entſtanden ſind. 5) Er ſchätzt die Schwere verſchiedener Körper bloß nach dem Blicke. 6) Er drückt ſich die Ohren zu, und man ſpricht mit ihm durch bloße Lippen-Bewegung.

c. Uebung des Gehörs. Eine der ſchönſten Uebungen für das Gehör iſt bekanntlich die Muſik, aber eine der vorzüglichſten das Clavierſtimmen. Schade daß dieſes Geſchäft für junge Leute viel zu langweilig und verdrießlich iſt. Sehr angenehm iſt ihnen das bekannte muſikaliſche Commando-Spiel, wobey ihnen durch das forte und piano des Claviers angedeutet wird, was ſie im Zimmer verrichten ſollen; es iſt aber mehr Uebung ihres Nachdenkens und ihrer Erfindungs-Kraft, als Sinnes-Uebung. Beſſer iſt die Art des Blindekuh-Spiels, wo die Blindekuh aus dem geringſten Laute der Perſon, welche ſie ertappt hat, errathen muß, wer ſie ſey. Folgendes iſt aber von allen das zweckmäßigſte. Die junge Geſellſchaft, je kleiner ſie iſt, um ſo ungeſtörter geht alles von Statten, verbindet ſich die Augen, und ihr erwachſener Geſellſchafter verrichtet nun bald dies, bald jenes, was ſie durchs Gehör erkennen müſſen, oder mit andern Worten, er verurſacht auf hundert Arten ein Geräuſch, und ſie geben das Entſtehen davon an. Hier findet eine große Mannigfaltigkeit Statt. Alle gewöhnlichen Verrichtungen, z. E. Gehen, Schreiben, Federſchneiden, und dgl. werden ſehr leicht erkannt,

kannt, man geht alſo bald zu ungewöhnlichen über, z. B. man ſteigt auf Stühle, man ſetze ſich zu Boden, u. ſ. w. Dies alles iſt noch ziemlich leicht; aber man geht weiter, man läßt durch das Gehör, die Form, die Größe, die Qualität errathen. Was für ein Gegenſtand iſt es, den ihr jezt ſchallen höret? ein Glas, ein Topf, eine Glocke, ein Stück Eiſen, Stahl, Kupfer, Silber, Holz? der Schrank, Tiſch? Von welcher Form und wie groß etwa ſind dieſe Gegenſtände? u. ſ. w.

d) **Uebung des Geruchs und Geſchmacks.** Blumen, Nahrungs-Mittel von allerley Art, manche Metalle und viel andere Körper, Baumblätter, friſche oft auch ſchon trockne Holz-Arten ꝛc. ꝛc. laſſen ſich bey verbundenen Augen, und ohne ſie zu berühren, durch den Geruch, und die meiſten derſelben auch durch den Geſchmack erkennen.

„Alle dieſe Uebungen laſſen ſich von Jedem, der über die Verrichtungen der Sinne etwas nachgedacht hat, ganz ungemein vermehren und verfeinern. Jede bedarf aber einer eigenen Methode, nach welcher ſie veranſtaltet werden muß. Eine der allgemeinſten Regeln bey dieſen künſtlichen Sinnes-Uebungen iſt nicht die Ordnung in Anwendung der Sinne zu gebrauchen, die ich oben, S. 820, angegeben habe, ſondern hier gerade einen entgegengeſetzten Gang zu nehmen, ſo weit es bey der Ausführung nur immer anwendbar iſt. Wenn ich daher bey den natürlichen Uebungen anrieth, denjenigen Sinn zuerſt anwenden zu laſſen, der den deutlichſten Eindruck zu machen fähig iſt, ſo rathe ich hier den Sinn voran zu gebrauchen, der den ſchwächſten Eindruck macht, und ſo rückwärts fort zu gehen.

„Ein Beyſpiel hierüber mache den Beſchluß. Die Augen ſind verbunden, und ein Stück Papier kommt in Unterſuchung. Wir fangen bey der Qualität an. Ich

Ich halte es ihm vor die Naſe, ob er vielleicht im Stande iſt es zu riechen. Kann er es trocken nicht, ſo feuchte ich ſogleich ein anderes Stückchen an, und es wird wahrſcheinlich, daß er den Eindruck vernimmt. Sagt er jezt es ſey Papier, ſo erwiedre ich etwa: „urtheile nicht zu „ſchnell!“ um ihn mit Fleiß noch in Ungewißheit zu erhalten, damit die folgenden Sinne noch das Ihrige thun können. Ich rathe ihm ſein Gehör zu Hülfe zu nehmen, und ſtreiche leiſe mit der Finger-Spitze über das Papier hin, oder ich laſſe es behutſam fallen. Jezt ruft er von neuem: ja, es iſt Papier! — Wie, antworte ich: könnte es nicht auch Pergament oder ein großes trockenes Baumblatt ſeyn? So mache ich ihn wieder ungewiß, um ſeine Achtſamkeit mehr zu ſpannen. Jezt drehe ich von Papier eine kleine Kugel, feuchte ſie an, und laſſe ihn ſchmecken. Er wird nun mit weit mehr Dreiſtigkeit darauf beſtehen, es ſey Papier. „So überzeuge dich denn mit mehr Ge„wißheit!“ Hier übergebe ich ihm das Blatt zum Angreifen, und er freut ſich, nicht Unrecht gehabt zu haben. Ich laſſe ihm aber nur einen kleinen Theil davon zwiſchen die Finger faſſen, damit die Größe, die jezt in Unterſuchung kommt, nicht verrathen wird. Ich laſſe es mehrmahls zu Boden fallen, ich ziehe den Rand davon zwiſchen den Fingern durch, und laſſe ihn aus dem Geräuſche in beyden Fällen auf die etwanige Größe des Papiers ſchließen. Er wird bey einiger Uebung bald im Stande ſeyn, das Duodez-Blatt vom Quart-Blatte zu unterſcheiden. Jezt übergebe ich ihm das ganze Stück, damit er mir die Größe in Zollen, ſo wie auch die Form davon, genau angebe. Er umfährt mit den Fingern bedächtig den ganzen Rand, und giebt mir beydes an. Bin ich mit einer wörtlichen Beſchreibung der Form, im Falle ſie ſich dadurch nicht genau angeben läßt, nicht zufrieden, ſo erſuche ich ihn, den Eindruck derſelben genau zu behalten, weil ich nach Oeffnung der Augen eine Zeichnung davon verlangen würde. Jezt frage ich nach der Farbe des Papierſtücks. Ob ſie durch Gefühl je unmittelbar empfunden werden könne, daran zweifle ich ſehr; aber vielleicht ſchließt er ſie aus der Maſſe des Papiers; er wird wenigſtens mit der Zeit angeben können, ob es grobes, graues oder weißes Papier, ob es mit einer Farbe übertragen, ob es bedruckt, beſchrieben oder rein ſey. Hier endigt ſich das Examen. Ich entferne das Pa-

Papier, er zeichnet mir die Figur deſſelben, ohne es noch geſehen zu haben, mit Bleyſtifte, und es kommt nun zu einer Vergleichung der Zeichnung mit dem Papier, und zur Berichtigung durch das Auge.“

Beſchreibung einiger Spiele der künſtlichen Sinnes-Uebung und des ſinnlichen Beurtheilungs-Vermögens.

1. Blinde Kuh, blinde Maus, Blinzelmaus, Blinzelmäuschen, Blinzelmäuſel, Ital. Giucco de la cieca, ſind Nahmen eines Spieles, in welchem jemand die Augen verbunden werden, worauf er alsdann eine andre Perſon der Geſellſchaft zu erhaſchen ſucht. Faßt die den Blinden vorſtellende Perſon jemand, ſo muß dieſer ſich die Augen verbinden laſſen. Es iſt ein claſſiſches Spiel, und hieß bey den Griechen Μυα χαλκη, und bey den Römern Myinda. Die Geſellſchaft verband Einem die Augen, und tummelte ſich lärmend in einem Kreiſe um ihn her, indeß der Geblendete die Worte ſang: χαλκη μυαν θηρασω, d. i. ich will eine eherne Fliege jagen. Θηρασεις, antworteten dieſe: ἀλλ᾽ ȣ ληψεις, d. i. du wirſt ſie jagen, aber nicht fangen; und dabey rupften und zupften ſie ihn ſo lange, bis er Einen erwiſchte, der dann für ihn die Rolle übernehmen mußte. Siehe auch im LIV Th., S. 681, f. — Ganz daſſelbe ſehr luſtige Spiel, iſt unſer gewöhnliches Blindekuh; auch gebraucht man dabey allerley Formeln, wie die griechiſche Jugend. Wenn man es in einem Garten oder auf einem freyen Raſen-Platze vornehmen will, ſo iſt es nöthig, den Spiel-Raum in Gränzen einzuſchließen, ſonſt möchte es der Blindekuh unmöglich werden, je einen zu erhaſchen. Eine Vorſtellung dieſes Spiel in einem Garten, bildet Fig. 4235 ab. Soll das Spiel im Hauſe geſpielt werden, ſo entledige

ige man das Zimmer, ſo viel als möglich, von allen Geräthſchaften, über die man fallen, oder an welche man ſich ſtoßen könnte, und laſſe von den Sehenden rings umher die Wände einnehmen. Auch mache man es, wie es gewöhnlich iſt, jedem zur Pflicht, zu rufen: es brennt! wenn der Blinde in Gefahr iſt, mit einem harten Gegenſtande zuſammen zu rennen.

Wenn die Augen verbunden ſind (*), wird die Blindekuh (**) erſt ausgeführt, mit den Worten: „Blindekuh wir führen dich!“ — „Wohin? — „In „die Wüſte, wehre dich!“ — „Gegen wen?“ — „Es „giebt da der Hunde viel, davon dich jeder beißen „will. Wenn ſie dir zu mächtig ſind, fleuch vor „ihnen wie der Wind!“ — Hier bekommt ſie einen kleinen Stoß, und wird entlaſſen.

Je lebhafter die Blinkekuh ihre Rolle ſpielt, je mehr die Sehenden um ſie herſpringen, und ſie im freundſchaftlichen Spaße necken, zupfen und foppen (***), je angenehmer wird das Spiel. Die Blindekuh ſpitzt die Ohren, um zu erforſchen, wo ein Umſtehender ſey; ſie ſchreitet mit hoch aufgehobenen Beinen mehr heran, die Arme werden weit ausgeſtreckt, ihr Gegner drückt ſich in einen Winkel, ſie fährt zu und ergreift — nichts; durch eine ſchnelle Wendung des Körpers rettet

(*) Die den Blinden vorſtellende Perſon iſt nicht aufrichtig, wenn ſie ſehen kann, und es nicht ſagt. Man muß ſogar im Scherz aufrichtig ſeyn, wenn das Vergnügen deſſelben dadurch befördert wird.

(**) Wäre es nicht beſſer, blinder Mann oder blinde Frau zu ſagen?

(***) In dieſem Spiele wäre es unrecht, wenn man dem, der den Blinden vorſtellt, einen wahren Verdruß machen wollte. Necken kann man ihn, aber ſeiner Perſon und Kleider muß man ſchonen. Er kann ohnedies leicht fallen. Weder im Scherz noch im Ernſt muß man dem Blinden einen Anſtoß ſetzen. Selbſt aus dieſem ſcherzhaften Spiele kann man ſchließen, wie viel Gutes einem Blinden fehle.

rettet ſich jener unter ihren Armen weg, und ein allgemeines Gelächter belebt auf einmahl die ganze Geſellſchaft.

Dieſes Spiel vereinigt ſehr viel Zweckmäßiges in ſich: Bewegung, Fröhlichkeit, Geſchicklichkeit des Körpers und Beobachtungs-Geiſt; von der moraliſchen Seite betrachtet aber iſt es nicht das unſchuldigſte; ſ. im LIV Th., S. 682, f.

Abänderung. Die Blindekuh wird nicht ſchon dadurch frey, wenn ſie irgend einen erhaſcht, ſondern ſie muß, nachdem ſie dem Gefangenen durch das Wort Halt! Stilleſtehen gebothen hat, ſeine Hände, oder das Profil ſeines Geſichtes betaſten, und daraus die Perſon erkennen. Kann ſie dies, ſo iſt ſie frey, und der Erkannte wird Blindekuh. Durch dieſe Uebung des Gefühles in Beurtheilung ſinnlicher Eindrücke, erhält das Spiel eine Vollkommenheit mehr, ſo wie mehr Aehnlichkeit mit der griechiſchen und römiſchen Myinda, bey welcher die Umſtehenden den Blinden neckten und foppten, bis er einen ergriff, den er aber beym Nahmen nennen mußte, um ſeine Rolle auf ihn zu bringen (**).

2. Die ſtille Blindekuh Colin Maillard. Die Geſellſchaft bildet einen Kreis um den Geblendeten, der mit einem Stabe in der Mitte ſteht. Man tanzt Hand

(**) Siehe den *Heſychius*, unter Μυινδα. *Pollux*, L. 9, c. 7. *Meuſſius* de ludis Graecor. in *Gronovii* Theſaur. To. VII, p. 977.

Eine andre Art von Blindekuh-Spiel, führe ich im Vorbeygehen an; denn nach der ſehr unvollſtändigen Beſchreibung, die *Pollux*, a. ang. O. (ſ. auch *Meuſſius* in *Gronov.* Theſaur. To. VII. p. 948.), davon macht, läß ſich eben nichts herausbringen. Das Spiel hieß Αποδιδρασκινδα. Die Blindekuh ſaß in der Mitte ihrer Geſpielen. Ihre Augen waren verſchloſſen, oder wurden von einem Andern zugehalten. Indeß die andern fortlieſen, und die Blindekuh anfieng ſie zu ſuchen, bemüheten ſich die Uebrigen, an die Stelle derſelben zu kommen.

Hand in Hand um ihn her, bis er mit dem Stocke an den Boden klopfend, Stillſtehen gebiethet. Jezt ſtreckt er den Stock nach irgend einer Perſon des Kreiſes aus. Dieſe muß ihn ergreifen, und die Blindekuh hat das Recht, einen dreymahligen Laut von ihr zu fordern. Man verſtellt hierbey die Stimme ſo viel als möglich. Iſt der Laut drey Mahl gegeben, ſo muß die Blindekuh hieraus die Perſon erkennen. Kann ſie dies nicht, ſo bleibt ſie Blindekuh; man verlacht ſie bey Nennung des falſchen Nahmens, und fängt den Ringeltanz von neuem an; kann ſie aber die Perſon nennen, ſo iſt ſie frey, und der Genannte wird Blindekuh.

Dieſes Spiel empfiehlt ſich durch Beförderung der Fröhlichkeit, durch Uebung des Gehöres, und durch einige damit verbundene Bewegung.

Faſt ganz daſſelbe und nur wenig davon verſchieden, iſt das franzöſiſche Colin Maillard, welches auf zweyerley Art geſpielt wird, Colin, die Blinde-Kuh, ſteht in der Mitte, und ſeine Geſpielen ſitzen um ſie her. Dieſe verwechſeln ihre Plätze; Einer von ihnen führt die Blindekuh zu einer Perſon, und fragt: wer iſt das? Colin muß errathen, darf aber die Hände gar nicht gebrauchen, und iſt auch nicht berechtigt, einen Ton zu verlangen. Er hat alſo gar keinen Beyſtand als das Ungefähr. Trifft er die Perſon, ſo iſt er frey; im entgegengeſetzten Falle wechſelt man von neuem, und läßt wieder errathen. Dieſes Errathen taugt nichts; die Blindekuh gehe nach der Verwechſelung der Plätze ſelbſt zu einer Perſon, und ziehe mit dem Finger über das Geſichts-Profil, oder betaſte ihre Hand, und ſuche ſie dadurch zu erkennen.

Man ſpielt dieſes Spiel auch ſtehend.

3. Jacob wo biſt du? oder die beyden Blinden. Es giebt faſt kein Spiel, welches ſo ganz dazu gemacht wäre, ein allgemeines, alle Augenblicke erneu-

erneuertes Gelächter zu erregen, als dieſes. Ein Herr iſt böſe auf ſeinen Knecht, er ſucht ihn unabläßig, um ihn zu ſchlagen; dabey ſind ihm aber die Augen verbunden, und er muß ſich durch das Gehör und Gefühl zu ihm hinfinden. Jacob, der Knecht, ſucht dem erzürnten Herrn zu entgehen; das wäre zwar leicht, aber auch ihm ſind die Augen zugebunden, und mit einer kleinen Pfennig-Schalmey, oder ſonſt etwas, muß er, wenn ſein Herr ihn gar nicht mehr merkt, oder ihn verloren hat, und dann im ernſten Tone ruft: Jacob wo biſt du? einen Ton von ſich geben. Sein Herr ſpitzt dabey gewaltig die Ohren, und Jacob ſieht aus, als wollte er das Gras wachſen hören; er zieht ſich ſchnell aus der Gegend, wo die Stimme ſeines Herrn herkam; und jener tritt ſo äuſſerſt fein auf, als wenn er auf Eyern gienge, und nähert ſich der Gegend, wo Jacob pfiff. Er hebt allmählich die Hand, die mit einem locker gedreheten Schnupftuche bewaffnet iſt, um recht bald zu zuſchlagen; allein Jacob iſt indeß ſchon wieder weit weg, hinter dem Rücken des Herrn, und ſchneidet Grimaſſen, die Furcht und Angſt bedeuten, ob er gleich auſſer aller Gefahr iſt, und jener vergebens in die Luft ſchlägt. Aber Jacob wird von Furcht fortgetrieben. Er entflieht von da, um Sicherheit zu ſuchen. Er ſchleicht wohlbedächtig auf den äuſſerſten Fußſpitzen wieder vorwärts, horcht, macht wieder ein Par Schritte, und prellt, wie vom Donner gerührt, zurück, indem ihm zwey bis drey Hiebe ankündigen, daß er unvermuthet auf ſeinen Herrn geſtoßen ſey. Die ganze Geſellſchaft bricht in ein lautes Gelächter aus. Es iſt auch in der That unmöglich, bey dieſem Spiele ernſthaft zu bleiben, wenn beyde ihre Rollen gut und lebhaft genug ſpielen; unmöglich, das Lachen zu laſſen, bey den ſonderbaren Geſtalten, die mit dem behutſamen Gehen auf den Fußſpitzen, dem Horchen, vor- und rückwärts Springen, Zu-

ſchlagen, Zurückprellen, Entlaufen ꝛc. verbunden ſind. — Die Umſtehenden haben bey dieſem Spiele nichts zu thun, als zu zuſehen, zu lachen, und den Jacob nebſt ſeinem Herrn vor Schaden zu hüten. Sie müſſen ſich nähmlich an den Wänden des, ſo viel als möglich, von allen Hinderniſſen entledigten Zimmers herum ſtellen, und die beyden Blinden warnen. Der Aufſeher der jungen Geſellſchaft muß von Zeit zu Zeit, wenn die Ausbrüche des lauten Lachens vorüber ſind, Stille gebiethen, denn dieſe iſt durchaus nöthig, damit die beyden Blinden ſich durch das Gehör ausſpüren können. — Von Zeit zu Zeit werden Jacob und ſein Herr abgelöſet, und durch andere von der Geſellſchaft erſetzt.

Das Spiel empfiehlt ſich durch Einfachheit, Fröhlichkeit, und durch Uebung des Beobachtungs-Geiſtes.

4. Marcus und Lucas. Auf einem freyen Platze, auch in der Mitte des Zimmers, wird ein einbeiniger Tiſch geſetzt. Zwey geblendete Perſonen, Marcus und Lucas, legen ihre linke Hand an den Rand des Tiſches, doch in ſolcher Entfernung, daß nur die Fingerſpitzen den Rand berühren. Die Rechte hat jeder mit einem zuſammen gedrehten Tuche bewaffnet. So gehen ſie um den Tiſch herum, und Lucas ruft, wenn es ihm Zeit zu ſeyn ſcheint, Marcus! Dieſer nutzt die Aufforderung, und ſchlägt mit ſeinem Tuche nach Lucas, welcher ſich aber durch Biegungen und Wendungen gegen den Schlag zu verwahren ſucht, auch wohl gar unter den Tiſch kriecht, wobey er aber ſeine Hand nicht vom Rande entfernen darf. Hat Marcus den Schlag gethan, ſo muß er um den Tiſch gehen, und Lucas! rufen. So kommt die Reihe des Schlagens nun an Lucas, u. ſ. w. —

Dieſes Spiel hat mit dem vorigen viel Aehnlichkeit. Es beluſtigt durch die mancherley Biegungen,

Wend-

Wendungen und Luftſtreiche, die Spieler und Zuſchauer, zumahl wenn jene nicht geübt ſind, den Ort, aus welchem der Schall kommt, gehörig zu beurtheilen, oder wenn ſie ihre Sprach-Organe ſo in ihrer Gewalt haben, daß der Schall aus einer andern Gegend zu kommen ſcheint.

5. Das Topfſchlagen, eine Art von Blinde-Kuh. Man ſetzt einen Topf auf den platten Erdboden nieder; dieſer iſt der Gegenſtand des Spieles. Der erſte der beſte von der Geſellſchaft läßt ſich die Augen verbinden, nachdem er ſich 6, 8 bis 10 Schritt von dem Topfe geſtellt hat. Man kann ihn auch die Schritte vom Topfe bis zu ſeinem Standpuncte vorher abmeſſen laſſen. In ſeine Hand bekommt er einen derben Stock, womit er den Topf zu zertrümmern Willens iſt, und ſo bewaffnet iſt es ſeine Pflicht, vor Eröffnung des Feldzuges ſich mit zugebundenen Augen 2 bis 3 Mahl umzudrehen. Dies nun ſo zu vollbringen, daß die Naſe nach dem dritten Umwenden wieder genau nach dem Topfe hinweiſet, dann gerade aus, ohne links noch rechts auszuweichen, fortzugehen; die Entfernung bis zum Topfe wieder gehörig auszumeſſen, und den Schlag von oben nach unten, alſo nicht horizontal, gerade auf den Topf zu führen, hierin beſteht die Kunſt des Spieles. Es glückt ſelten. Die Blindekuh dreht ſich, und bey jedem Mahle weicht ſie von der erſten Richtung etwas ab. Ein verbiſſenes Gelächter ziſcht durch die ganze Geſellſchaft. Er marſchirt vorwärts, und zwar nach einer ganz andern Welt-Gegend; er ſchlägt zu, und mit dem Schlage bricht ein allgemeines Gelächter los, denn er iſt weit vom Topfe entfernt. Da ſteht er nun, nach abgeriſſenem Tuche, mit großen Augen, und ſucht den Topf, deſſen Zertrümmerung er ſo ſicher berechnet zu haben glaubte.

Man kann es, wenn man will, zum Geſetz machen, daß niemand einen Laut von ſich gebe, ſo lange der Schlag noch nicht geſchehen iſt; die Luſtigkeit des Spieles gewinnt dadurch, und die Blindekuh findet ſich ſchwerer nach dem Ziele. Man kann in den Topf einen Preis legen, Obſt oder ſonſt etwas, doch iſt dies nicht nothwendig. Die Spieler nehmen gemeiniglich alle Kräfte ihrer Sinne und ihres Beobachtungs-Geiſtes zuſammen, um die erſte Richtung nicht zu verlieren. Sie ſuchen ſich auf mancherley Art zu helfen; bald wird der Stock vor den Füßen, gleichſam als Wegweiſer nach dem Topfe, niedergeſtemmt; bald werden um den Standpunct mit den Füßen vier rechte Winkel gemeſſen, und dgl. m. Kurz, Jeder ſchafft ſich ſeine eigene Methode, ſo, daß dieſes Spiel das ſinnliche Beurtheilungs-Vermögen mehr beſchäftigt, als man von ſeiner Einfachheit vermuthen ſollte.

Stellt man die neun Kegel an die Stelle des Topfes, und giebt dem Blinden die Kugel zum Werfen in die Hand, ſo bekommt das Spiel eine neue Einkleidung, die zum Abwechſeln angenehm iſt.

6. **Wer wars? oder die warme Hand.** Der Aufſeher ſitzt auf einem Stuhle, ſeine jungen Geſellſchafter ſtehen um ihn her. Man loſet, und die dadurch gefundene Perſon neigt ſich mit dem Geſichte nieder auf den Schooß und in die Hände des Sitzenden, ſo, daß ihre Augen dadurch verſchloſſen ſind. Die kleine Blindekuh legt eine von ihren Händen gutwillig auf den Rücken, und giebt dadurch jedem Umſtehenden das Recht, einen Schlag darauf zu geben. Gewöhnlich ſchlägt man mit der bloßen Hand. Im Moment des Niederſchlagens die ſchlagende Hand durch das Gefühl zu beobachten, und ſich gleich aufzurichten, iſt bey der Blindenkuh eins. Oft bemerkt ſie dann noch die Bewegung deſſen, der ihr den Schlag gab; iſt dies nicht der Fall, ſo geht ſie ſchnell umher, und beobachtet die Geſichter, um daraus auf den Thäter zu ſchließen. — Man ſieht leicht ein, daß dergleichen Uebungen für junge Leute nützlich

ſind;

ſind; man kann nicht früh genug anfangen, Geſichts-Veränderungen bemerken zu lernen. — Endlich giebt ſie einen als Thäter an. Trifft ſie ihn wirklich, ſo muß dieſer an ihre Stelle; im Gegentheil muß ſie von neuem die Hand herhalten, und nach dem Schlage wieder Einen als Thäter angeben. So geht das luſtige Spiel fort, bis ſie ihn wirklich trifft, und dadurch frey wird.

Gut beobachtende Knaben lernen bald aus dem Eindrucke der Hand, und der Veränderung im Geſichte, mit Gewißheit ſchließen. Das Spiel hat, auſſer dem ſchon angegebenen, auch für die Umſtehenden den Nutzen, feſte Farbe halten, ich meine ihre Geſichts-Züge beherrſchen zu lernen; und der Erzieher kann hier gewiß mehr nützliche Beobachtungen über dieſen und jenen Charakter ſammeln, als in den meiſten ernſthaften Lehr-Stunden. Für ſehr empfindliche Knaben, die weder Schmerz noch Gelächter ertragen mögen, iſt dieſes Spiel heilſam.

Man ſchlägt dabey auch wohl auf den Hintern; dies iſt erſtlich nicht wohl ſchicklich, und überdem verliert das Spiel dadurch von ſeinem Gehalte; denn bekannter Maßen ſitzt der Sinn des Gefühles nicht dort, ſondern in der Hand; wird alſo dieſe nicht gebraucht, ſo fällt die Beurtheilung durch das Gefühl weg.

Es darf nur ein Schlag auf ein Mahl geſchehen, und nach jedem einzelnen Schlage hat die Blindekuh das Recht, den Thäter anzugeben; geſchehen aber zufällig zwey Schläge, ſo kann ſie auch zwey Perſonen als Thäter angeben, und ſie wird frey, wenn ſie auch nur Einen davon trifft. Daſſelbe iſt auch der Fall, wenn ſie die ſchlagende Hand ergreift und feſthält.

In Frankreich heißt das Spiel La main chaude; in England, Hot-Cockles. Bey den Griechen war der Κολλαβισμος daſſelbe; denn das κολλαβιζειν beſtand darin, daß der Geblendete den errieth, welcher ihm einen Schlag gegeben hatte, oder vielleicht auch, daß er angab, mit welcher Hand es geſchehen ſey. In Deutſchland heißt es: **Wer wars?** weil dies die Haupt-Frage dabey iſt.

7. Die Jagd. Der Knabe ahmt gern die Beſchäftigung des Mannes nach, denn er möchte gern recht bald ein Mann ſeyn. Daher haben die Beluſtigungen des Mannes für ihn den größten Reiz; und wahrlich der Knabe, welcher nicht ſchon im Kinder-Röckchen auf jedes Pferd zu klettern wünſcht, verräth nicht die größte Anlage zum Manne in beſter Form. In dieſer Abſicht iſt folgendes einfache aber luſtige Spiel, eine Nachahmung der Jagd, empfehlungswerth.

Am ſchönſten läßt es ſich in einer Gegend ſpielen, die mit Bäumen, Gebüſchen, Hohlwegen, Hügeln, u. dgl. abwechſelt, weil hier das Verbergen leicht iſt. Man beſtimmt hier die Gränzen des Jagd-Revieres, wie es die Gelegenheit an die Hand giebt, hier durch einen Bach oder Weg, dort durch eine Hecke, einen Berg, u. dgl. Man kann es, wenn Platz genug da iſt, eine gute Viertel-Stunde lang, und einige hundert Schritt breit, machen. Alles dies müſſen die örtlichen Umſtände beſtimmen; Gränzen müſſen aber, wenn man im Freyen ſpielt, gemacht werden, weil ſich ſonſt die Geſellſchaft ganz aus einander verlieren würde.

Sie kann ſehr zahlreich, und muß wenigſtens 10 bis 12 Perſonen ſtark ſeyn, ſonſt hat das Spiel zu wenig Leben; am angenehmſten ſpielt es ſich mit 20 und mehr jungen Leuten. Der beſte Läufer wird zum Ober-Jäger gewählt; am ſchicklichſten iſt es, wenn der Aufſeher der Jugend dieſe Rolle übernimmt. Alle Uebrigen machen das Wild aus. So ſtellt man ſich in den Anfang des Revieres. Hier giebt der Ober-Jäger ein Zeichen, und in dem Augenblicke flüchtet alles Wild vorwärts. Er ſetzt hinter her, und ſucht ſo viel zu erwiſchen, als er in dem erſten Augenblicke, da das Wild noch nicht ſo ſehr zerſtreut und entfernt iſt, nur immer kann. Jedes Wild, was er einhohlt

und

und berührt, wird dadurch zum Jäger, und ſteht dem Ober-Jäger bey. Auf dieſe Art erhält er bald 2, 3, 4 Gehülfen, die mit ihm zugleich Jagd machen; und weil überhaupt alles Wild, was man erjaget, auch Jäger wird, ſo vermehrt ſich die Zahl der Jäger immer fort. Weil aber das übrige Wild nicht wiſſen könnte, wer auf dieſe Art nach und nach zum Jäger geworden wäre, ſo muß jeder derſelben ſein Taſchentuch um den Arm binden, um dadurch kenntlich zu werden. Das Wild thut alles mögliche, um nicht erjagt zu werden; es läuft ſo ſchnell, als möglich, vorwärts, verbirgt ſich dann in Hohlwegen; drückt ſich hinter Gebüſche; liegt unbeweglich und ohne hörbar zu athmen, im Geſträuche; kriecht auf allen Vieren über gefährliche Plätze, wo es entdeckt werden könnte, um zu entwiſchen, oder die Gegenwart des Jägers auszukundſchaften; ſpürt mit dem Ohre am Boden den Fußtritten des Jägers aus; winkt ſeinem Gefährten, um ihn zu benachrichtigen; es durchläuft mit möglichſter Anſtrengung ganze Strecken, überſpringt Geſträuche, Hohlwege und Gräben, u. ſ. w. Jeder Jäger im Gegentheil gebraucht alle Liſt, um das Wild zu erjagen. Alle ſtehen unter dem Befehl des Ober-Jägers. Er verſammelt ſie von Zeit zu Zeit im nöthigen Falle durch ein Zeichen, giebt ihnen die nöthigen Befehle, welchen Weg ſie einzeln nehmen ſollen, um das Wild zu erforſchen und einzuſchließen. Jeder iſt dabey auf ſeiner Hut, unvermerkt heran zu ſchleichen, um ſich dem Wilde zu nähern; jeder durchſucht die Geſträuche, Hohlwege, Gebüſche und Bäume; jeder horcht, ob ſich nichts regt, ſetzt nach, wenn etwas aufſpringt, und verfolgt es muthig über Stock und Stein.

So wird vom Anfange des Revieres bis an das Ende fortgejagt. Hier geſchieht gewöhnlich der ſtärkſte Fang, wenn anders an dieſer Stelle die Umſtände zum Verſtecken bequem ſind. Man wendet um, und durch-

durchſtreicht das Revier, wenn noch nicht alles Wild gefangen iſt, wieder rückwärts, bis zum Anfange. Hier ſchließt ſich dann die diesmahlige Jagd.

Jedes Wild, das ſich durch Liſt, Klugheit und Schnelligkeit den Jägern zu entziehen wußte, und bey der Rückkehr derſelben am Anfange des Reviers ſteht, iſt frey und hat die Ehre des Siegers über den Jäger; aber jedes Wild, das die Gränzen des Revieres überſchreitet, iſt ſeiner Freyheit verluſtig, und muß Jäger werden.

Es giebt nicht leicht ein Spiel, welches bey einer ſolchen Einfachheit ſo unterhaltend, und für den Körper und Geiſt der Jugend ſo nützlich wäre. Es gewährt ſtarke Bewegung, übt den Körper im Laufen und Springen, hält die Sinne in ſteter Wachſamkeit, und belebt den Muth junger Leute. Man muß nur bedenken, daß es für dieſe nicht Spiel, ſondern Ernſt iſt, daß ihr Herz oft vor Erwartung und Angſt pocht, wenn ſich ein Jäger nähert, daß dann immer ein Entſchluß nöthig iſt, der in ihrer Lage Muth erfordert.

Siehe auch weiter unten, die Jagd im Dunkeln.

Zu den Spielen der künſtlichen Sinnes-Uebung gehören auch die Nacht-Spiele. Die Nacht iſt für die meiſten Menſchen fürchterlich. Vernunft, Aufklärung, Geiſt und Muth ſchützen nur Wenige gegen dieſe natürliche Furcht. Raiſonneurs und ſtarke Geiſter, Philoſophen und Krieger, ſind am Tage unerſchütterlich, und zittern oft des Nachts, wenn ein Blättchen ſich reget. Die Urſache liegt nicht in Ammen-Mährchen, ſondern ſie iſt dieſelbe, vermöge welcher der Taube mißtrauiſch und das Volk abergläubiſch iſt; ſie liegt in der Unkunde der Dinge und Ereigniſſe um uns her. Heilung iſt nur durch Gewöhnung möglich, denn dieſer unterliegt die Imagination. Es iſt folglich vergebens, dem Furchtſamen vorzuraiſonniren, wie eitel ſeine Furcht ſey; wirkſamer, als alle philoſophiſchen Gründe iſt es, ihn oft in

in die Finſterniß zu führen. Der Dachdecker wird nicht mehr ſchwindlich, und wer ſich an Finſterniß gewöhnt hat, empfindet dabey keine Furcht mehr. Um die Jugend dahin zu bringen, ſind Spiele ſehr bequem, aber ſie müſſen mit Lachen und Scherz verbunden und geſellſchaftlich ſeyn. Dadurch werden die Füße eines ſo erzogenen Menſchen ſicher, und die Hände gleichſam verſtändiger. Seine Imagination mit angenehmen Bildern der jugendlichen Nacht-Spiele angefüllt, wird nicht leicht auf ſchreckliche Gegenſtande verfallen.

In dem Bisherigen liegt die Quinteſſenz deſſen, was *Rouſſeau* im Emile ſo ſchön über dieſen Gegenſtand ſagt (*). Was er indeſſen von den Ammen-Mährchen behauptet, widerlegt ſich dadurch, daß ſehr viele Menſchen ſich auch am hellen Tage vor Geſpenſtern fürchten, auch dann, wann ſie alles um ſich her auch noch ſo gut erkennen können. *Rouſſeau* ſchlägt darauf ſelbſt nächtliche Spiele, oder vielmehr pädagogiſche Uebungen, vor. Er will, daß man Abends eine

(*) Beaucoup de jeux de nuit. Cet avis eſt plus important qu'il ne ſemble. . . . Je n' imagine rien de ſi plaiſant et de ſi utile, que de pareils jeux pour peu qu'on voulut uſer d'addreſſe à les ordonner. Je ferois dans une grande ſalle une eſpece de labyrinthe avec des tables, des fauteils, des chaiſes, des paravents. Dans les inextricables tortuoſités de ce labyrinthe j'arrangerois au milieu de huit ou dix boëtes d'attrapes, une autre boëte presque ſemblable bien garnie de bonbons; je deſignerois en termes clairs mais ſuccincts le lieu precis ou ſe trouve la bonne boëte, puis, apres avoir fait tirer au ſort les petits concurrens, je les enverrois tous l'un après l'autre, jusqu'à ce que la bonne boëte fut trouvée. . . . D'autres fois, dans une piece nouvellement blanchie on ſuspendra pres du mur quelque jouet, quelque petit meuble, qu'il s'agira d'alles chercher ſans toucher le mur. A peine celui qui l'apportera ſera-t-il rentré, que, pour peu qu'il ait manqué de la condition, le bout de ſon chapeau blanchi etc. trahiroit ſa mal-addreſſe. *Emile*, L. 2, p. 198. ff.

eine Geſellſchaft von Kindern zuſammenbringe, und ſie an finſtern Orten allerley verrichten laſſe. Keines müßte ganz allein gehen, ſondern geſellſchaftlich, bis man ſicher wäre, daß es nicht zu ſehr erſchrecken würde. „Ich finde nichts ſo luſtig und nützlich, als dergleichen „Spiele, wenn man ſie nur gehörig einzurichten weis. „In einem großen Sahle würde ich von Tiſchen, Stüh„len, Schirmen ꝛc. eine Art von Irrgang machen. In „die verworrenen Krümmungen dieſes Labyrinthes ſtell„te ich, mitten unter 8 bis 10 Vexier Büchſen, eine ziem„lich ähnliche mit Zuckerwerk gefüllte. Ich beſtimmte „kurz, deutlich und genau die Stelle derſelben; ich gä„be eine ſolche Anweiſung, die für Leute, welche we„niger unaufmerkſam und flatterhaft, als Kinder, wä„ren, hinreichen würde, um ſie zu finden. Jezt zöge „ich das Los für die kleinen Wettſtreitenden, und „ſchickte ſie einen nach dem andern fort, bis die gute „Büchſe gefunden wäre. Die Schwierigkeit des Findens „würde ich nach dem Grade ihrer Geſchicklichkeit ab„meſſen. Man denke ſich einen kleinen Herkules, wie „er, ſtolz auf ſeine That, mit der Büchſe zurück kommt. „Man ſtellt ſie auf den Tiſch, und öffnet ſie mit vieler „Ceremonie. Ich höre das Gelächter, das Jauchzen „des luſtigen Haufens, wenn man ſtatt der erwarteten „Näſcherey, einen May-Käfer, eine Schnecke, Kohle, „oder Eichel in Baumwolle oder Mos rechtartig einge„wickelt findet. Ein ander Mahl würde ich in ei„nem neu geweißten Zimmer, nahe an der Wand ein „Spielzeug, ein kleines Hausgeräth aufhängen, das „müßte dann geholt werden, ohne die Wand zu be„rühren. Kaum käme der Sucher wieder zurück, ſo „würde, wenn er die Bedingung nur in etwas verfehlt „hätte, der weiße Fleck an der Spitze ſeines Hutes, ſei„ner Schuhe ꝛc. ſeine Ungeſchicklichkeit verrathen.“

Dergleichen Uebungen wird jeder geſchickte Erzieher ſelbſt zu erweitern, mannigfaltiger zu machen und abzuändern verſtehen. *Rouſſeau* will dadurch auch bloß den Geiſt derſelben zu verſtehen geben. Es wäre auch gut, dergleichen Uebungen nicht immer im Hauſe, ſondern auch ganz beſonders drauſſen vorzuneh-

nehmen. Man verbindet zwey, drey und mehrere Knaben von der Geſellſchaft die Augen. Die Sehenden führen ſie unter Begleitung ihres Auſſehers hinaus in das freye Feld, auf $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Stunde weit vom Wohn-Orte weg. Hier öffnet man ihnen die Augen, und verlangt, daß ſie ſich nach Hauſe finden ſollen. Der Abend iſt ſo dunkel, daß die Augen wenig oder gar keine Dienſte leiſten; das Feld unbekannt, denn man iſt, gleichſam wie vom Himmel gefallen, dahin gekommen; keine Welt-Gegend iſt bekannt. Weit ſchlimmer iſt dies alles, wenn man zur Uebung ein anderes Mahl einen Wald wählt. Es wird indeß voraus geſetzt, daß die Zöglinge ihre vaterländiſche Gegend im Ganzen etwas kennen, ſo geht dann die Unterſuchung durch Gefühl und Gehör vor ſich. Man unterſucht die Natur des Bodens, man benetzt mit dem Munde einen Finger, ſtreckt ihn über den Kopf hinaus, um den Zug der Luft daran zu bemerken; man beobachtet die Wolken, den Stand der Sterne, die lezten Ueberreſte der Abendröthe, das Mos an den Bäumen, man fühlt mit den Füßen nach einem Wege, man horcht auf entferntes Getöſe, u. ſ. w. Auf alle dergleichen Merkmahle gründet man Schlüſſe. Die vorher Geblendeten berathſchlagen ſich über die zu nehmende Richtung; ſind alle einſtimmig, ſo folgt ihnen der Auſſeher mit allen Uebrigen ungetrennt; iſt ihre Meinung aber verſchieden, ſo giebt er jedem einen Begleiter, der der Gegend kundig iſt, um das gänzliche Verirren im Nothfall zu verhüten. Oder: ein anderes Mahl ſetzt man Rouſſeau's Büchſen hinaus in den Garten, oder, wenn das freye Feld in der Nähe iſt, hinaus auf die Flur, und verfährt übrigens ſo, wie Rouſſeau es vorſchlägt.

Ein förmliches **Nacht-Spiel** iſt: a) die **Wächter und die Diebe**, nach Hrn. Gutsmuths Beſchreibung.

ung (*). Eine Geſellſchaft von 16, 20, 30 Perſonen, je zahlreicher je beſſer, verſammelt ſich am bequemſten auf einer großen, mit einzelnen Gebüſchen verſehenen, oder theils unebenen Wieſe, oder einem ähnlichen Garten-Platze. Einer wird zum Kadi ernannt, und dieſer theilt die Geſellſchaft in Pare ab, um aus dieſen, nach der unten befindlichen Anweiſung (**), zwey Parteyen zu bilden, indem er von jedem zu ihm kommenden Pare die eine Perſon zum Wächter, die andere zum Diebe, ernennt. So entſteht die Vertheilung der Geſellſchaft in Wächter und Diebe. Beyderley ſondern ſich in zwey Haufen ab, und der Kadi nennt die Nahmen beyder Parteyen öffentlich, damit ſie ſich gegenſeitig nach ihren Rollen kennen lernen. Jezt giebt er jeder Partey eine Parole; z. B. den Wächtern das Wort Bordeaux, den Dieben Rouen, und befiehlt jenen ſich zu bezeichnen, und dieſen ſich zu bewaffnen; worauf die Wächter ein weißes Tuch oder ein Stück Papier um den Arm befeſtigen, und die Diebe ſich mit zuſammengedreheten Schnupftüchern verſehen. Hierauf müſſen ſich die Diebe entfernen, um ſich zu verſtecken, und

(*) Die Idee dieſes Spieles iſt aus *Tho. Hyde*, de Ludis Orientalium, (Oxon. 1694, 12.) genommen. Im 2ten Buche, S. 262, findet man die Beſchreibung eines meſopotamiſchen Spieles, das den Nahmen Haſſas wa Harami führt; ſie iſt aber, wie mehrere Beſchreibungen dieſes Verfaſſers, ſo unzulänglich und verworren, daß Hr. Gutsmuths erſt ein Spiel daraus machen mußte.

(**) Um zwey Parteyen zu bilden, die an Spiel-Fertigkeit gleich ſind, ſtellt man zwey und zwey gleiche Perſonen zuſammen. So entſtehen Pare. Darauf nimmt jede Perſon den Nahmen eines Thieres an, damit kommen ſie parweiſe zu den beyden Perſonen, welche das Loſen veranſtalten, und nennen ihnen ihre angenommenen Nahmen; z. B. hier kommt ein Adler und Falk, welchen wollt ihr? Da die Loſenden nicht wiſſen, wer Adler oder Falk iſt, ſo findet keine Auswahl Statt; wer den Falken nimmt, erhält zu ſeiner Partey die Perſon, die ſich hinter dieſen Nahmen verſteckt hatte, u. ſ. w.

und in Hinterhalt zu legen, wo ſie nur können. Der Kadi giebt ihnen dazu etwa 2 Minuten und weniger, binnen welcher Zeit er laut bis 20 zählt. Iſt die Zahl 20 ausgeſprochen, ſo geht der Kadi mit den Wächtern aus, um die Diebe zu fangen. Man ſpürt aus, wo ſich Diebe befinden; der Kadi detaſchirt bald hier bald dort hin einen Trupp oder einen Einzelnen ſeiner Wächter, um den Ort zu umſtellen, den Paß zu verhauen, zu recognosciren, zu rapportiren, u. ſ. w. Alles muß, wie beym militäriſchen Expeditionen, ſtrengen Gehorſam leiſten, und der Kadi ernennt bald zu dieſem, bald zu jenem Zwecke dieſer Art, die Unter-Anführer willkürlich. Kann irgend ein Wächter unter Gebung der Parole einen Dieb beym Arme faſſen, oder nur deutlich berühren, ſo iſt der Dieb ſein, und die Regel des Spieles verbietet alle Widerſetzlichkeit. Der Wächter ruft den Kadi und ſeine Gehülfen, alle verſammeln ſich, der Kadi hält Gericht, und läßt den Dieb 2, 3 Mahl durch die locker gedrehten Schnupftücher der Wächter gaſſenlaufen. Hat er dieſe Strafe überſtanden, ſo wird er durch Umbindung des Zeichens unter die Zahl der Wächter aufgenommen. Indeſſen aber auf dieſe Art die Jagd auf die Diebe ununterbrochen fortdauert, ſind dieſe nicht müßig, ſondern unabläſſig bemühet, die Wächter zu Dieben zu machen. Jeder Dieb hat nähmlich das Recht, jeden Wächter mit aller möglichſten Liſt heimlich zu verfolgen, ſich an ihn heran zu ſchleichen, oder ſchnell zu überfallen, und ihm mit dem Schnupftuche unter Nennung ſeiner Parole (Rouen) einen Hieb zu verſetzen. Kann er dies, ehe der Wächter ſeine Parole (Bordeaux) ausſpricht, ſo iſt der Wächter dadurch auf der Stelle zum Diebe gemacht, und muß ſich ſchleunig fortmachen, damit ihn die Wächter nicht erhaſchen.

Es arbeiten hier alſo zwey Parteyen unaufhörlich gegen einander. Gelingt es den Wächtern, alle Diebe nach und nach zu fangen, ſo hat ihre Partey gewonnen; können die Diebe aber nach und nach die Wächter zu Dieben machen, ſo findet das Gegentheil Statt. Glückt es den Dieben, an den Kadi zu kommen, und ihn auf die obige Art zum Diebe zu machen, ſo erheben ſie ein allgemeines Hurrah-Geſchrey, die Partie iſt geendigt, und ſie haben den Sieg. Dieſer leztere Fall iſt ſehr gewöhnlich, daher muß der Kadi auſſerordentlich auf ſeiner Hut ſeyn, um nicht durch ſchnelle Ueberfälle überliſtet zu werden. Oft bemerkt er z. B. zur Rechten die Bewegung einiger Diebe, ſeine Gehülfen machen Jagd, und fangen einen; dieſer Angriff war mit Fleiß von den Dieben veranlaßt, um die Aufmerkſamkeit des Kadi dahin zu ziehen; denn in demſelben Augenblicke ſtürzen von der linken Seite her unerwartet ein Par der entſchloſſenſten Diebe unter den Haufen der Wächter; und ehe er ſich noch beſinnen kann, iſt der Schlag geſchehen, und er iſt gefangen. Er muß daher immer ſehr aufmerkſam ſeyn, und immer ein Par Mann von ſeinen Wächtern als Leib-Wache haben.

So viel von dem Gange des Spieles im Allgemeinen. Mich, fährt Hr. Gutsmuth fort: in eine weitere Entwickelung einzulaſſen, würde nicht ganz ſchicklich ſeyn. Streitige Fälle kommen nicht häufig vor. Einige Geſetze will ich hier noch angeben.

Die Gränzen des Spiel-Raumes dürfen von Niemand überſchritten werden. — Kein Dieb darf das Zeichen der Wächter an den Arm machen, oder ſein zuſammengedrehtes Tuch zur Nachahmung deſſelben auch nur über den Arm hängen. — Kein Wächter darf ſeine Parole ausſprechen, als bis er wirklich einen Dieb ſieht, der ihn anfallen, oder den er ergreifen will. — Die Diebe können ſich zwar vereinigen,

um

um von allen Seiten her einen Trupp Wächter zu überfallen; merken es aber die Wächter früh genug, und rufen ihre Parole, ſo haben jene kein Recht weiter einzudringen, ſondern ſind in Gefahr gefangen und ſchärfer als gewöhnlich, beſtraft zu werden. Auf dieſes Geſetz muß vorzüglich gehalten werden, wenn nicht ſogleich das ganze Spiel ausarten ſoll.

Dieſes Spiel hat für die Jugend überaus viel Intereſſe, wenn es von beyden Seiten mit Lebhaftigkeit, Vorſicht, Muth, und der dazu nöthigen Verſchlagenheit, geſpielt wird. Man iſt dabey in einer ſteten Erwartung deſſen, was ſo eben vorgehen wird, von Minute zu Minute wird ſie befriedigt, und wieder von neuem geſpannt. Jeder Schritt erfordert Vorſicht, Auge und Ohr ſind unaufhörlich beſchäftigt, jede kleine Bewegung und jedes Geräuſch zu bemerken. Es erfordert Muth und ununterbrochene Gegenwart des Geiſtes, denn die Angriffe ſind mit Liſt, Schnelligkeit und Ueberraſchung verbunden. Hier kann der Jugend-Aufſeher, wenn er die Rolle des Kadi übernimmt, manchen ſeiner Zöglinge näher kennen lernen, indem er ſeinen Muth, ſeine Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes auf die Probe ſtellt, und bald dieſem bald jenem eine Expedition aufträgt, wobey ſeine Furchtſamkeit ins Gedränge kommt, u. ſ. w. Es gewährt zugleich viel körperliche Bewegung, es erfordert Schnelligkeit. Sehr bequem iſt dieſes Spiel für die etwas rauhen und ſehr dunkeln Abende des Herbſtes. Kleineren Knaben, die mit dieſem nicht gut fertig werden können, empfiehlt Hr. Gutsmuths das folgende, welches von einer Geſellſchaft Knaben erfunden wurde, ganz einfach, aber doch nicht ohne Intereſſe iſt.

b) Miau! Die Kleinen ſind wieder auf einer Wieſe, oder in einem Garten. Der Abend muß ſehr dunkel ſeyn. Der flinkſte Knabe wird zum Miau ge-

gewählt. Dieſer läuft von der Geſellſchaft fort, um ſich zu verſtecken, und man giebt ihm dazu etwa 4 Minuten Zeit, binnen welcher man 20 zählt. Hierauf geht die Geſellſchaft fort, um ihn zu erhaſchen. Man kommt in die Gegend, wo man ihn vermuthet, und findet ihn nicht. Man umſtellt indeß den Platz, und der kleine Anführer der Geſellſchaft fordert den Miau auf, mit den Worten: Miau laß dich hören! Alle andere wiederhohlen dieſen Ruf, und erwarten dann mit großer Begierde die Antwort. Man iſt ſchon auf dem Puncte zu zufahren, um ihn zu ertappen, weil man ihn ganz nahe glaubt; aber ehe man ſichs verſieht, erſchallt die Antwort: Miau! weit entfernt, auf einer ganz andern Seite. Schnell bildet die Geſellſchaft eine weit ausgedehnte Linie, und läuft vorwärts nach der Gegend, wo der Laut Miau! herſchallte. Hier will man ihn denn recht ſicher einſchließen; aber ehe man ſichs verſieht, iſt Miau wieder durch die Glieder der Linie entwiſcht, und täuſcht die andern zum zweyten Mahl. Iſt Miau aber endlich glücklich eingeſchloſſen, und man fordert ihn auf, ſich hören zu laſſen, ſo braucht er zwar nicht zu antworten, wenn man ihn zu nahe iſt, aber eben dadurch verräth er ſeine zu große Nachbarſchaft, und man ſucht dann deſto eifriger. So dauert das Spiel fort, bis Miau unter allgemeinem Gelächter gefangen wird. Ueber die Gränzen des Spiel-Raumes darf er nie hinauslaufen. Dieſes ſehr unſchuldige Spiel iſt mit vielem Gelächter verbunden, gewähret viel Bewegung, und iſt ſehr bequem, die Kleinen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

c) **Die Jagd im Dunkeln.** Das bereits oben, S. 838, angegebene Spiel der Jagd ſieht man in Schnepfenthal bey der dortigen Jugend an dunkeln Abenden ſpielen. Man treibt es genau auf dieſelbe Art, nur wählt man zum Jagd-Revier eine ganz ebene

Wieſe,

Wieſe, die von kleinen Gebüſchen eingefaßt iſt, und dadurch deutliche Gränzen hat. Es erfüllt ganz den Haupt-Zweck, die Jugend auf eine luſtige Art an die Dunkelheit zu gewöhnen, in ihrer Imagination die Vorſtellung der Dunkelheit mit der Vorſtellung des Vergnügens zu verknüpfen. Es erfordert überdem viel Munterkeit der Sinne, jugendlichen Muth, und Schnelligkeit des Körpers.

Vom Rad ſchlagen und andern Rad-Künſten, ſ. oben, S. 390, f.

Soldaten-Spiel, ſiehe **Militär-Uebungen**, oben, S. 735.

Das Springen, beſteht, nach Hrn. Vieth, darin, daß durch ſchnelles Ausſtrecken der vorher gebogenen Beine ein ſtarker Stoß auf die Grundfläche ausgeübt wird, wodurch, wenn dieſe unbeweglich widerſteht, der ganze Körper nach der entgegengeſetzten Seite vom Boden fortgeſchnellt wird, und einige Augenblicke in der Luft bleibt, bis die Schwer-Kraft ihn wieder zu Boden treibt. Es kommt mithin beym Spingen hauptſächlich (*) auf die Ausſtreck-Muskeln des Unter-Schenkels und auf die Waden-Muskeln an. Dieſe führen den Stoß aus; und je größer ihre Schnell-Kraft iſt, deſto ſtärker iſt der Stoß gegen den Boden, folglich deſto lebhafter der Sprung.

In Rückſicht des Gebrauches der Füße bey dieſer Operation, kann man verſchiedene Arten des Sprunges unterſcheiden, indem man nähmlich auf Einem Beine, oder auf beyden, und in leztern Falle entweder mit neben einander gehaltenen Füßen ſpringt, oder

(*) Ich ſage hauptſächlich, denn die Geſäß-Muskeln (glutaei) und Bauch-Muskeln haben ebenfalls dabey zu wirken.

oder nicht. Die beyden erſten Arten nennt man hüpfen; ſ. im XXVI Th., S. 610, f. Ferner kann man entweder ohne, oder mit einem Anlauf oder Vorſprung den Sprung mit beyden Beinen ausführen. Sodann kann man, in Rückſicht des Weges, durch den der Körper ſich beym Sprunge bewegt, ebenfalls verſchiedene Arten unterſcheiden. Man kann von oben herunter, von unten hinauf, über eine horizontale Weite, wegſpringen. Und endlich kann man alle dieſe Arten entweder bloß durch die Schnell-Kraft der Füße, oder auch mit Hülfe einer Spring-Stange, oder auch mit Aufſetzung der Hände, vollführen. — Manigfaltigkeit genug, um das Springen zu einer ſehr unterhaltenden Uebung zu machen.

Erſte Gattung. Springen, bloß durch die Wirkung der untern Gliedmaßen.

Die erſte Art dieſes Springens, iſt das Hüpfen auf Einem Beine, wobey das andere Bein entweder frey ausgeſtreckt, oder gebogen, oder auch mit einer Hand, es ſey nun an dieſelbe, oder an der entgegengeſetzten Seite, angefaßt wird. Das Hüpfen auf Einem Beine geſchieht nun in die Höhe, in die Tiefe, oder auf horizontalem Boden; in jedem Falle entweder einfach, oder fortgeſetzt, z. B. auf einer horizontalen oder auch abhängigen Ebene durch einen Raum von hundert und mehrern Fußen, oder einen Zeitraum von 5, 10 Minuten ꝛc.; auch auf den Stufen einer Treppe hinauf oder herunter. — Eine gute Uebung, die Beine ſtark zu machen, und als Vorübung brauchbar; im vorkommenden Falle wird man freylich beyde Beine gebrauchen.

Die zweyte Art, das Springen mit beyden Beinen, begreift zwey Unter-Arten in ſich. Werden die Füße geſchloſſen an einander geſetzt, ſo daß beyde zugleich den Aufſprung und Niederſprung machen, ſo heißt es Hüpfen auf beyden Beinen. Die Knie müſ-

ſen vor dem Aufſprunge ziemlich ſtark gebogen und ſchnell geſtreckt werden. Es befördert die Stärke des Abſtoßens, wenn man einen Vorſprung macht. Man kann dabey zur Bedingung machen, daß man die Füße genau geſchloſſen an einander halte, und zu dem Ende ein Stück Geld oder dergleichen zwiſchen dem Vorder-Theile der Füße zu klemmen, da denn die Kunſt darin beſteht, dieſes nicht während des Sprunges fallen zu laſſen. Man kann den Sprung auch mehrere Mahl hinter einander fortſetzen, wie auch rückwärts, ſeitwärts, hinauf, hinunter, über einen Graben, über einen Stab zu hüpfen, und dgl. Mit Springe-Uebungen laſſen ſich überhaupt hundert Abänderungen machen. Das Hüpfen auf Einer Stelle, nach Art der lacedämoniſchen Weiber, wobey die Ferſen im Aufſpringen an das Geſäß ſchlagen, gehört ebenfalls hierher.

Die zweyte Unter-Art des Springens mit beyden Beinen iſt die dem Menſchen natürlichſte Art, da man ſich mit dem einen Fuße den Abſtoß giebt, den andern im Sprunge etwas hervor bringt, und mit demſelben etwas früher niederſpringt. Man ſollte zwar glauben, daß der Sprung leichter und ſtärker ſeyn müſſe, wenn man mit beyden Beinen zugleich ſich in die Höhe ſchnellte, daß man alſo weiter auf beyden Beinen hüpfen, als auf gewöhnliche Art ſpringen könne, allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Bey dem gewöhnlichen Sprunge, wo das eine Bein bloß zum Abſtoß gebraucht wird, kann man einen Anlauf nehmen, wodurch die Bewegung ſehr befördert wird, oder wenn auch dieſes geſchieht, ſo tritt man doch mit dem einen Fuße etwas zurück, und theilt dadurch beym Abſtoß dem Körper einige Geſchwindigkeit mit, ehe der abſtoßende Fuß den Boden verläßt. Wenn man beyde Füße, wie beym Hüpfen, dicht neben einander hält, und nun den Sprung auf die übri-

gens gewöhnliche Art macht, ſo wird man finden, daß man wenig oder gar nicht weiter kommt, als mit dem Hüpfen. Die dem Körper vorher durch Anlauf oder Zurücktreten mitgetheilte Geſchwindigkeit, ehe man ſich vom Boden erhebt, iſt alſo die Urſache, warum man beym gewöhnlichen Sprunge leichter und beſſer ſpringt, als beym Hüpfen. Wir wollen bey dieſer Art die verſchiedenen Sprünge etwas genauer durchgehen.

1. **Der Sprung von der Höhe in die Tiefe herab**, erfordert, wenn nicht zugleich auf Weite dabey Rückſicht genommen wird, keine Vorbereitung, weder durch Vorſprung, noch durch Anlauf. Die einzige bey allen Sprüngen, ſo auch bey dieſem, ſehr nothwendige Regel iſt die, daß man ſich gewöhne, auf die Zehen und mit gebogenen Knien nieder zu ſpringen. Hat man dieſes recht in ſeiner Gewalt, ſo kann man von einer ſehr beträchtlichen Höhe herunter ſpringen, ohne ſich Schaden zu thun. So wie eine Kugel keine Wirkung thut, wenn ſie gegen weiche Körper anſtößt, ſo wird auch der Stoß, den der Körper bey ſolchen Sprüngen erhält, unwirkſam, wenn er durch das Nachgeben des Fuß-, Knie- und Hüft-Gelenkes allmählich gebrochen wird.

Um ſich von ſehr großen Höhen, wie z. B. von einem Thurme, von den obern Stockwerken eines Hauſes, aus einem aeroſtatiſchen Ballon herab zu laſſen, hat man, bekannter Maßen, in unſern Tagen Fall-Schirme erfunden, die wohl allgemeiner bekannt zu werden verdienten, da ſie bey Feuers-Gefahr vortreffliche Dienſte thun könnten. Ein Mann, Nahmens Murray, hat ſich glücklich mit einer Parachute von dem Kirch-Thurme zu Portsmouth herabgelaſſen. Ein zweyter Verſuch von der Dom-Kirche zu Chicheſter fiel zwar, wegen eines Wind-Stoßes, nicht ganz ſo glücklich aus, indeſſen fiel er doch, ohne ſich etwas zu zerbrechen, zur Erde. Die Verſuche mit den Thieren, die man aus aeroſtatiſchen Maſchinen vermittelſt Fall-Schirme herabgelaſſen hat, ſind alle gut ausgefallen.

fallen. Ein großer Regen-Schirm thut ſchon einige Dienſte, wenn er übrigens feſt iſt.

Ein Franzoſe, *le Roux* wollte, vor etwa 8 Jahren, eine Mütze erfunden haben, um, wie er ſich ausdruckt, avec beaucoup de douceur von einem Thurme zu fallen, ſo, daß der Kopf immer oben und die Füße unten blieben; man hat aber nichts weiter davon vernommen.

In einem gewiſſen alten Zauberbuche findet man einen mit einer Abbildung begleiteten Vorſchlag, von einem Thurme, Berge ꝛc. herunter zu fliegen, der, Spaßes halber, hier eine Erwähnung verdiene. Man lege zwey Stangen über die Schultern; die vordern Enden werden durch Stricke an beyde Hände, die hintern eben ſo an die Füße befeſtigt. Dieſe Stangen dienen nun wie zwey Hebel, deren Unterlagen die Schultern ſind. Ziehen die Hände die vordern Enden herunter, ſo müſſen die hintern Enden ſich hinauf bewegen, folglich die Füße in die Höhe ziehen. Umgekehrt, ziehen die Füße wieder herunter, ſo werden die Hände wieder in die Höhe gezogen, u. ſ. f. Nur der kleine Umſtand hätte noch verdient gelehrt zu werden, wie man es anzufangen habe, daß die Unterlage ſelbſt hinauf gezogen werde! (*)

2. Der Sprung aus der Tiefe in die Höhe. Hier ſind zwey Fälle: entweder man ſpringt ſenkrecht in die Luft, wie beym Tanzen, oder man ſpringt im Bogen über ein Hinderniß hinweg. Bey dem ſenkrechten Sprunge kann man oben von der Decke einen Ring, einen Apfel, oder dergleichen, in einer gewiſſen Höhe über dem Kopfe herab hängen laſſen, um ihn mit den Händen zu ergreifen, oder herunter zu ſchlagen. Man erreicht in dieſem Falle eine größere Höhe, wenn man mit beyden Füßen zugleich aufſpringt; denn der Vortheil, den man ſonſt beym Aufſpringen mit Einem Fuße hat, (wovon kurz zuvor geredet wurde) fällt hier weg, weil durch Anlauf oder durch Zurücktreten

(*) Vom Fliegen, und den damit angeſtellten Verſuchen, ſ. auch im XIV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 257, fgg. und im LXXI Th., S. 557. K.

nur eine Bewegung nach horizontaler Richtung dem Körper mitgetheilt wird, welche ihm hier nicht zu Statten kommt, da vorausgeſetzt wird, daß der Sprung ſenkrecht in die Höhe gehen ſoll. — Anders aber verhält es ſich bey dem Bogen-Sprunge, wozu der Anlauf allerdings dazu beyträgt, dem Sprunge eine größere Stärke zu geben. Zu dieſem Sprunge bedient man ſich zweyer aufrecht ſtehender, etwa 6 Fuß von einander entfernter Stützen, welche in Zolle getheilt und mit Löchern verſehen ſind, um eine leichte Ruthe quer über ein Par eingeſteckte Pflöcke zu legen. Dieſe Ruthe, welche hier überſprungen wird, fällt bey dem geringſten Anſtoß des Fußes herunter, und kann vermittelſt der Pflöcke höher und niedriger gelegt werden; welche Einrichtung daher die bequemſte iſt, weil bey dem Anſtoße keine Gefahr iſt, und man ſich nach und nach in höhern Sprüngen üben kann. Daß der Platz zum Anlaufe frey, und der Boden an der Stelle des Niederſprunges nicht zu hart ſeyn müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Hr. Vieth meldet, 48 rheinländiſche Zoll mehrmahls von einem ehemahligen Zöglinge des deſſauiſchen Erziehungs-Inſtitutes überſpringen geſehen zu haben (*). Es kommt hauptſächlich auf eine ſtarke Zuſammenziehung der untern Gliedmaßen an.

3. Der Sprung in die Weite, entweder ohne Anlauf, bloß mit Zurücktreten des einen Fußes, um dem Körper einen Schwung zu geben, oder mit einem Anlaufe. In beyden Fällen wird der Sprung am beſten, wenn man ihm eine ziemliche Elevation giebt. Geworfene Körper durchlaufen, ceteris paribus, den größten Raum, wenn ſie unter einem Winkel von 45 Grad vom Horizont aufwärts geworfen werden. Der

(*) Das iſt nun eben keine ganz auſſerordentliche Höhe; es muß aber bemerkt werden, daß der Boden zum Anlauf ſandig, und der Abſprung etwas ungewiß war.

Der Körper der Menſchen und Thiere bewegt ſich beym Sprunge, nach ähnlichen Geſetzen; auch iſt in der That die Richtung, nach welcher das Bein den Abſtoß nach geſchehenem Anlauf vollführt, dem ziemlich gemäß. Zur Uebung in dieſem Sprunge kann jeder Raum auf ebener Erde, vorzüglich aber auch ein Graben, dienen, deſſen Ränder nicht parallel gehen, ſo daß er an einem Ende enge iſt, für die Anfänger, und gegen das andere Ende immer weiter wird. — Wenn man über dieſen oder jeden andern Graben will, ſuche man ſich zuvörderſt einen guten Ort zum Abſpringen aus, ſtellt den einen Fuß, mit dem man ſich gewöhnt hat abzuſpringen (*) darauf, ſetzt den andern einen ſtarken Schritt zurück, und verſtärkt durch den Schwung, den man ſich damit unmittelbar vor dem Abſtoße giebt, die Stärke des Sprunges. Während des Sprunges zieht man die Füße etwas in die Höhe, und ſpringt mit gebogenen Knien, und etwas vorwärts gebogenem Oberleibe, am jenſeitigen Ufer nieder. Vornehmlich muß man nicht die Füße vorwärts werfen, um dadurch eine größere Weite zu überſteigen, weil das unfehlbar den Fall auf den Rücken nach ſich ziehen würde. Es iſt immer beſſer, vorwärts zu fallen, wiewohl der gute Springer weder vorwärts noch rückwärts fallen, ſondern auf den Füßen ſtehen bleiben muß. Dies war der Sprung in die Weite, ohne Anlauf, womit man ſchon einen mäßigen Graben von 6 bis 8 Fuß überſpingen kann. — Aber eine weit größere Weite überſpringt man, mit Hülfe des Anlaufes. Dieſen gehörig zu machen, erfordert einige Uebung. Man muß ihn erſtens nicht zu lang nehmen, weil man dadurch ſeine Kräfte unnöthiger Weiſe ver-

(*) Kann man ſich gewöhnen, mit jedem Fuße abzuſpringen, ſo iſt man deſto weniger in Gefahr, ſich beym Anlauf zu verſehen.

verſchwenden würde, ehe der Sprung geſchieht. Wie lang? das läßt ſich nicht genau im Allgemeinen beſtimmen; 12 bis 16 Schritt ſind vollkommen hinreichend, ſeinem Körper die gehörige Schnelligkeit mitzutheilen. Dieſe Schritte werden aber nicht gleich groß gemacht; die erſten langſamer und kleiner, die lezten ſchneller und größer. Eine Haupt-Sache beym Anlauf iſt das richtige Augen-Maß in Rückſicht der Schritte und ihrer Verhältniſſe zur Weite, die man zum Anlauf beſtimmt hat, damit man die Stelle des Abſprunges genau treffe, und wenn man einſeitig gewöhnt iſt, auch genau mit dem Fuße darauf treffe, womit man abzuſpringen pflegt. Mit einem gut gerathenen Anlaufe kann man wohl 15 Fuß überſpringen. Sprünge von 12 Fuß können Knaben von 13, 14 Jahren machen, wenn ſie geübt ſind.

Abänderungen, die ſich mit dieſen verſchiedenen Arten von Sprüngen machen laſſen, ſind z. B. mit Gewichten auf den Schultern, in den Händen oder an den Beinen, zu ſpringen, wodurch die Kräfte ſehr geübt werden; ferner, ſich während des Sprunges umzudrehen, daß man beym Niederſprunge nach dem Orte des Abſprunges hinſehe; ferner rückwärts, ſeitwärts und ſchräg zu ſpringen.

Ein Mittel, Sprünge von auſſerordentlicher Weite und Höhe zu machen, iſt das Tramplain, vermuthlich eine franzöſiſche Erfindung. Ein Gerüſt von Holz wird errichtet, ſo, daß die über daſſelbe gelegten Breter eine ſchräge Fläche bilden, welche bey ihrem Anfange unter einen größern Winkel gegen den Horizont geneigt iſt, als gegen das Ende, wo ſie zulezt horizontal (*) ausgeht; Fig. 4236. Wenn der Springer nun

(*) Selbſt wieder etwas aufwärts, obgleich wenig. Man hat aber auch Tramplains, die aus einem ſchräg aufwärts gelegten elaſtiſchen Brette beſtehen.

nun auf der Linie a b herunter den Anlauf macht, ſo erlangt er eine weit größere Geſchwindigkeit, als beym horizontalen Anlauf. Die Elaſticität des Brettes in b verſtärkt noch den Abſprung, daher kann man durch dieſe Vorrichtung Sprünge machen, die ſonſt unmöglich ſeyn würden.

Obgleich das Tramplain auch bey Uebungen der Jugend nicht zu verwerfen iſt, ſo dient es doch vorzüglich nur zu den gewaltſamen Sprüngen derer, die Profeſſion von dergleichen Künſten machen. Der Tramplain-Springer ſpringt über mehrere Perſonen mit bloßen Schwertern weg, durch Reifen, durch Fäſſer mit papiernem Boden, überſchlägt ſich ein auch zwey Mahl in der Luft, welches man den Salto mortale nennt, und macht andere dergleichen Dinge die wir mit Recht bewundern. Gute Tramplain-Springer ſind ziemlich ſelten. Die verſchiedenen Abänderungen des Salto mortale machen einen großen Theil der Stücke aus, womit dergleichen Virtuoſen ſich ſehen laſſen. Einer der ſchwerſten ſcheint der von ebener Erde zu ſeyn. Der Springer ſtellt ſich auf platten Boden hin, ſetzt beyde Arme in die Seite, und nach einem ſtarken Vorſprunge giebt er ſich einen heftigen Schwung, wodurch er ſich in der Luft überſchlägt, und auf denſelben Stellen auf den Füßen wieder zu ſtehen kommt. Von einer Höhe herunter kann ein ſolcher Künſtler ſich zwey, und ſelbſt mehr Mahle überſchlagen. Man will behaupten, daß durch das Ueberſchlagen die Beſchleunigung des Falles gehemmt würde, und daß man durch öfteres Ueberſchlagen ohne Schaden von einem Thurme müſſe herab ſpringen können; eine Behauptung, die auf verworrenen Ideen gegründet zu ſeyn ſcheint. Ein Stein, den man von einem Thurme herunter fallen läßt, fällt um nichts langſamer zu Boden, wenn man ihn zugleich eine Achs-Umdrehung mittheilet, als

wenn man ihn ohne dieſe los läßt. Um ſich einen Ruck aufwärts zu geben, muß man einen feſten Boden unter ſich haben. Ohne einen feſten Widerſtand zieht der Muskel, der z. B. den Ober-Schenkel aufwärts bewegt, indem der Menſch ſich überſchlägt, mit ſeinem andern Ende den Rumpf eben ſo ſtark niederwärts. Was alſo durch jene Bewegung gewonnen würde, gienge durch dieſe wieder verloren.

Zweyte Gattung. **Springen mit Hülfe der obern Gliedmaßen.** Von dieſer Gattung giebt es wieder zwey Arten, nähmlich: das Springen mit der Spring-Stange, und das Springen mit Aufſetzung der Hände auf einen unbeweglichen Körper.

Zu einer Spring-Stange, Fig. 4237, bedient man ſich einer etwa 8 Fuß langen Stange von hinlänglicher Feſtigkeit um den Körper zu tragen, deſſen ganze Laſt im Sprunge auf derſelben ruhet. Um auf ebenem Boden damit zu ſpringen, kann ſie unten etwas, doch nicht zu ſcharf, zugeſpitzt werden. Der nützlichſte Gebrauch indeſſen, den man von ſolchen Stangen macht, iſt, über breite Gräben zu ſetzen, und dazu iſt es denn nicht ganz rathſam, eine unten ſpitzige Stange zu nehmen, weil ſie in den weichen Boden eindringen und den Sprung hindern könnte. In dieſer Rückſicht verſieht man ſie, wie die Figur zeigt, mit einem, in zwey nicht gar zu ſcharfen Spitzen ausgehenden, eiſernen Beſchlage; die Spitzen ſtehen etwa 4 Zoll aus einander, und der Zwiſchen-Raum zwiſchen denſelben ſtellt dem Boden eine ziemlich breite Fläche entgegen. Durch dieſe Einrichtung wird dem Einſinken ziemlich vorgebeuget, und man kann ſich nun der Stange bedienen, um auch über Gräben mit ſchlammigem Boden zu ſpringen. In Gegenden, die mit vielen Gräben durchſchnitten ſind, iſt eine ſolche Stange ſchlechterdings nothwendig, um in naſſer Jahrszeit zu Fuß über Feld zu kommen, (ſo wie Sprin-

gen überhaupt dort ſehr nützlich iſt, um ſich manchen weiten Umweg zu erſparen). Man nennt ſie im Platt-Deutſchen Pad-Stock (Pfad-Stock). Sie ſind oft weit länger, als 8 Fuß. Wenn man vermuthet an tiefe Gräben zu gerathen, muß auch der Pfad-Stock eine größere Länge haben. Ein ähnliches Werkzeug iſt der in ſolchen Gegenden ebenfalls gebräuchliche Koyer-Haak (Wander-Haken), welcher unten einen eiſernen Haken hat, aber nicht eigentlich zum Springen, wenigſtens nicht zu großen Sprüngen, geſchickt iſt.

Man kann mit einer Spring-Stange mit und ohne Anlauf ſpringen. Der Anlauf trägt auch hier zur Größe des Sprunges bey; indeſſen iſt es bey Gräben nicht immer zu rathen, weil man die Stange an einer feſten Stelle einſetzen muß, und dieſe beym Einſetzen im Anlauf verfehlt werden könnte. Man faßt die Stange oben an ihrem Ende, oder nicht weit von demſelben, mit der rechten Hand, und mit der linken faßt man ſie in einiger Entfernung, etwa in der Mitte, oder auch umgekehrt, je nach dem man ſich gewöhnt hat. Die obere Hand wird, wenn man ganz oben anfaßt, auf den Knopf der Stange geſtützt; oder wenn man nicht ganz oben anfaßt, wird die Hand ſo in der natürlichen Lage gehalten, daß der Daumen nach der innern Seite zu, die Stange umklammert; die untere Hand wird ſo geſtellt, daß die flache Hand vorwärts gekehrt an der hintern Seite der Stange anfaſſe, und der Daumen nach der äuſſern Seite zu, die Stange umklammere, hat man die rechte Hand oben, und die linke unten, ſo ſpringt man an der rechten Seite der Stange vorbey, indem man mit dem linken Fuße den Abſtoß macht; im entgegengeſetzten Falle aber ſpringt man auf der linken Seite der Stange vorbey, und giebt ſich den Abſtoß mit dem rechten Fuße.

Die Stange, wofern es eine von der eben beſchriebenen Art iſt, muß ſo eingeſetzt werden, daß die Spitzen des Beſchlages nicht vor einander, ſondern neben einander ſtehen; und damit ſie während des Sprunges ſo ſtehen bleibe, iſt nothwendig, daß ſich die Hände, insbeſondere die untere, um die Stange herum drehe, wobey man ſich aber in Acht zu nehmen hat, daß man die Hände nicht zu locker halte, damit man nicht herunter glitſche. Bey dieſem Sprunge mit der Stange können die Füße etwas vorwärts geſchleudert werden, um die Sprung-Weite zu vergrößern, wenn man ſich auf die Feſtigkeit der Stange verlaſſen kann. Bey dem Niederſprunge kommt dann der Körper etwas ſeitwärts zu ſtehen.

Man kann mit der Stange nicht nur in die Weite, ſondern auch in die Höhe ſpringen. Die Füße können dabey höher geſchleudert werden, als die Stange ſelbſt lang iſt, und man kann alſo über ſehr große Hinderniſſe hinweg kommen. Das Einzige, was einige Schwierigkeit macht, iſt das Hinüberbringen der Stange; dieſe muß nähmlich ſchon in der Nähe des Sprunges mit einem Schwunge nach ſich geriſſen werden, weil ſie ſonſt oben gegen das Hinderniß anſtoßen und ſtecken bleiben würde. Dieſes Manoeuvre erfordert einige Uebung und Kühnheit; indeſſen wird es von jungen Leuten bald erlernt.

Es giebt noch eine Art mit der Stange zu ſpringen, die aber nur im Nothfalle zu empfehlen iſt. Wenn man z. B. an tiefe Gräben kommt, wo die Stange ſo weit in das Waſſer hinunter geht, daß das obere Ende nicht weit genug heraus ſteht, um die Hände auf die vorhin beſchriebene Art zu gebrauchen, ſo ſtellt man ſich mit beyden neben einander etwas ausgeſpreiteten Beinen gerade vor die Stange, ſtützt die eine Hand oben auf den Knopf, faßt mit der andern dicht unter den Knopf, und ſpringt nun ſo über den Gra-

Graben, daß die Stange zwiſchen den Beinen durchgeht. Wo viele und tiefe Gräben ſind, kommen oft Fälle vor, wo dieſe Art zu ſpringen brauchbar iſt. Geübt muß man freylich ſeyn, wenn man keine Gefahr laufen will — hier wie bey andern Stücken. Zur Uebung kann man auch Sprünge mit der Stange machen, wobey man nur mit einer Hand anfaßt, die eben nicht von praktiſcher Brauchbarkeit ſind; man müßte denn etwas in der einen Hand halten, welches man auf keine andere Art mit hinüber bringen könnte.

Wenn einem das Gewöhnliche zu leicht wird, ſo ſucht man ſich die Sache auf allerley Art zu erſchweren. So pflegt man z. B. unter der Bedingung zu ſpringen, daß der eine Fuß, nähmlich der innere, um die Stange geſchlungen werde, welches auch zu weiter nichts nützt, als den Körper in alle Arten in ſeiner Gewalt zu haben. Nützlich aber kann es werden, ſich zu üben, mit einer Laſt auf den Rücken zu ſpringen. Ein ſolches Stück iſt, wenn Einer ſich mit den Armen um den Hals des Springenden klammert, und ſo mit dieſem über den Graben gebracht wird.

Die zweyte Art der Gattung, da man mit Hülfe der obern Gliedmaßen ſpringt, ſind Sprünge mit Aufſetzung der Hände auf einen unbeweglichen Körper; Dieſe vortreffliche Uebung iſt ſehr vieler Abwechſelungen fähig, und zur Kunſt erhoben worden, welche man das Voltigiren nennt. Es beſteht nähmlich daſſelbe in der Kunſt, ſich durch Aufſetzung der Hände und zugleich gegebenen Abſtoß der Füße über unbewegliche Hinderniſſe hinweg zu ſchwingen. Sprünge dieſer Art ſind in unzähligen Fällen ſehr brauchbar; insbeſondere zeigt ſich der Nutzen derſelben bey dem Reiten; daher man auch im engern Verſtande das Voltigiren die Kunſt, auf die eben beſchriebene Art mit Leichtigkeit, gutem Anſtande und Sicherheit auf und über ein Pferd zu ſpringen, und auf demſelben allerley Veränder-

änderungen zu machen, nennen kann. Da indeſſen das Voltigiren mit der Reit-Kunſt weiter keinen nothwendigen und unmittelbaren Zuſammenhang hat, ſo können füglich beyde Künſte von einander getrennt werden, und es wird von der eigentlichen Reit-Kunſt, ſowohl auf gewöhnliche, als auch künſtliche Art, an ſeinem Orte gehandelt werden.

Unter allen Leibes-Uebungen, wenn man ſie nähmlich nach dem Nutzen rangirt, welchen ſie auf Stärke und Gelenkigkeit, und auch in Abwendung von Gefahren äuſſern, ſteht unſtreitig das Voltigiren obenan. Ich ſagte: oben, die untern Gliedmaßen ſeyn die Werkzeuge unſerer eigenen Körper, die obern hingegen, fremde Körper zu bewegen; das Voltigiren aber lehrt den eigenen Körper auch in die Gewalt der obern Gliedmaßen zu bringen, und nun iſt er ganz in unſerer Gewalt. Keine Uebung nimmt ſo alle Theile des Körpers in Anſpruch, keine giebt lebhaftere Erſchütterungen, bey keiner iſt das Spiel der Muskeln ſtärker und abwechſelnder — „und keine iſt gefährlicher!“ wird vielleicht mancher hinzuſetzen, der einmahl den Sprüngen auf dem Voltigir-Boden zugeſehen hat. Ich antworte: gefährlich ausſehend für den Zuſchauer, der nicht überſieht, durch welche Stufenfolge derjenige, der dieſe halsbrechenden Sprünge macht, dazu vorbereitet wurde; daß übrigens die ſchweren Sprünge nicht jedermanns Ding ſind, iſt leicht einzuſehen.

Hier zuerſt, nach Hrn. Vieth Anweiſung, einige Regeln, um ohne Gefahr und ſchön zu voltigiren.

1. Alles, ſo viel möglich, auf den Zehen gemacht! Dies vermindert die Erſchütterung, und giebt dem Sprunge mehr Leichtigkeit und Elaſticität. Insbeſondre, was ſchon im Vorhergehenden vom Springen geſagt iſt, mache man den Niederſprung nicht mit platten Füßen und ſteifen Knien. Die Erſchütterung

wird

wird dadurch unerträglich für Kopf und Rückgrath; man verſuche nur ein Mahl, mit ſteifen Knien von einer ganz geringen Höhe, nur von $\frac{1}{2}$ Fuß auf die Hacken zu ſpringen. — 2. Während des Sprunges halte man den Athem an, und nach geſchehenem Niederſprunge laſſe man denſelben nicht auf ein Mahl, ſondern nach und nach, aus. Das Anhalten des Athems, ſo lange die Anſtrengung dauert, iſt gut und natürlich; das Blut wird verhindert zu ſtark in die Lungen zu dringen, und wird mehr in die Gliedmaßen getrieben, welches die Kraft vermehrt. — 3. Bey Sprüngen, wo man ſich auf das Pferd niederſetzt, brauche man zur rechten Zeit Hand und Schenkel. Die Arme müſſen da eben die Regel beobachten, die vorhin wegen der Beine gegeben wurde, nähmlich nicht mit ſteif gehaltenem Elbogen aufzugreifen. Man ſetze ſich nicht plötzlich aus dem Sprunge auf das Pferd, ohne Hülfe der Hände. Die Theile welche da unmittelbar den Stoß bekommen würden, können nicht ſorgfältig genug in Acht genommen werden. — 4. Man ſuche bey allen Sprüngen, das Pferd ſo wenig als möglich zu berühren. Je mehr der Körper in der Luft zu ſchweben ſcheint, deſto ſchöner iſt der Sprung. Man bemühe ſich deswegen, von Anfange an, den Körper völlig auf den Händen ſchwebend zu erhalten. — 5. Es iſt auch zur Schönheit nothwendig, die Beine wenigſtens bey den meiſten Sprüngen geſtreckt zu halten. Krumme Knie verderben faſt jeden Sprung. Die oben gegebene Regel von Biegung der Knie am Anfange und Ende des Sprunges, wird durch dieſe nicht widerrufen. Hier iſt von der Mitte des Sprunges die Rede. — 6. Der Nieder-Sprung vom Pferde muß niemahls mit auseinander geſperrten Beinen geſchehen, vielmehr muß man, ſo bald man kann, die Beine in der Luft ſchließen und ſtrecken, und mit zuſammen gehaltenen Füßen und eini-

einiger Knie-Beugung am Ende auf den Fuß-Spitzen zur Erde kommen. — 7. Beym Aufſprunge kommt es darauf an, das Tempo richtig zu machen. Es beſteht, ſo gut es ſich beſchreiben läßt, darin, daß man kurz vor dem Aufſchlagen der Hände, alſo bey Stücke, die mit einem Anlaufe gemacht werden, kurz zuvor, ehe man an das Pferd hinan kommt, einen kleinen Vorſprung auf den Boden, und unmittelbar darauf den Haupt-Sprung mache; bey dieſem leztern werden ſodann die Hände beynahe zugleich, oder eigentlich um einen ganz kleinen Augenblick ſpäter, als die Füße, den Boden verlaſſen, aufgeſchlagen. Ich ſetze nähmlich hier voraus, daß das Pferd die gehörige Höhe habe. Bey niedrigern Dingen braucht man bloß die Hände aufzulegen, und ſich ohne Vorſprung, allein durch Bewegung der Knie, hinauf oder hinüber zu ſchwingen.

Zum Voltigiren iſt ein leichter Anzug nöthig. Eine Jacke von Nanquin, die beſonders an den Armen und Schultern nicht zu enge ſeyn muß, und nanquinene Beinkleider, die ebenfalls etwas geräumig ſeyn müſſen, nebſt leichten Schuhen mit Bändern zugebunden, ſind zu dieſer Uebung am bequemſten. Dieſe Voltigir-Schuhe müſſen ziemlich weit auf den Fuß hinauf gehen, und niedrige Abſätze haben. Sie pflegen von Saffian gemacht, und vorn über die Zehen mit einem ledernen Riemen verſehen zu werden, welcher aber nicht weſentlich iſt.

Der Voltigir-Boden muß hoch und geräumig ſeyn, damit man nicht Gefahr laufe, mit dem Kopfe oder mit den Füßen an die Decke zu ſtoßen, und von allen Seiten Platz zum Anlauf ſey.

Die Haupt-Vorrichtung zum Voltigiren, iſt das Voltigir-Pferd, von Holz gemacht, mit Haaren ausgeſtopft und mit Leder überzogen. Für die erſten Anfänger und für Unerwachſene iſt es zwar gut, daß es

etwas

etwas klein und niedrig ſey, allein man muß ſich nicht zu ſehr daran gewöhnen, ſondern auch auf einem Pferde von der Größe eines gewöhnlichen Reit = Pferdes voltigiren können (*). Die Voltigir = Pferde ſind daher meiſtens ſo eingerichtet, daß man ſie höher und niedriger machen kann, welches, wenn es dem feſten Stande unbeſchadet geſchehen kann, eine ganz gute Einrichtung iſt. In Anſehung des Polſters und des Ueberzuges iſt zu bemerken, daß es eigentlich bis unter dem Bauche gepolſtert, feſtes Leder dazu genommen, und die Nägel tief hinein geſchlagen ſeyn müſſen. Das Pferd wird mitten in den Sahl geſtellt und an den Boden feſt geſchraubet, damit es unbeweglich ſtehe.

Die vorzüglichſten Stücke, welche auf dem Voltigir=Pferde gemacht werden, kann man in zwey Gattungen eintheilen: ſolche, die von der Seite, und ſolche, die von hinten zu gemacht werden, Seiten=Sprünge und Croupen=Sprünge. Jede dieſer Gattungen begreift verſchiedene Arten, die mit beſondern Nahmen belegt werden. Lezteres hat den Nutzen, daß der Maitre die Stücke, welche gemacht werden ſollen, kurz angeben kann, und beſtimmt weis, was der Scholar machen wird, um ſich darnach bey der Hülfe, die er ihm leiſten muß, zu richten.

I. Erſte Gattung: Seiten=Sprünge.

Erſte Art: Pommaden. Der Nahme kommt her von Pommeau (Sattel=Knopf), und würde alſo eigentlich ſolche Sprünge bezeichnen, die mit Angreifung des Sattel=Knopfes gemacht werden. Wir behalten den Nahmen bey, obgleich die Sattel=Knöpfe an den heutigen Reit=Zeugen aus der Mode gekommen

(*) Wenn man ſich nicht auf einem hohen Voltigir=Pferde übt, ſo hilft einem die Kunſt wenig, wenn man auf einem lebendigen Pferde in den Fall kommt, Anwendungen davon zu machen.

men ſind, und verſtehen darunter diejenige Art von Sprüngen, da die Füße an einer Seite der beyden Hände vorbeygehen, und der Körper ſo gewendet wird, daß die Bruſt während des Sprunges den Händen zugekehrt bleibt.

1. Halbe Pommaden, beſtehen darin, daß man ſich bloß auf das Pferd hinauf ſchwinget. Man ſtellt ſich auf die linke Seite des Pferdes, neben deſſen linken Vorder-Fuß, faßt mit der linken Hand an den vordern Sattel-Bogen, Fig. 4238*), macht das oben beſchriebene Tempo, mit einem kurzen und leichten Vorſprung, ſchlägt die rechte Hand auf den Sattel in der Mitte auf, hebt ſich hoch hinauf, und ſchwingt das rechte Bein geſtreckt über die Croupe hinüber. In dieſer Stellung bleibt man entweder, indem man den Körper eine Zeitlang auf den Händen ſchwebend erhält, und ſchwingt ſich dann ebenfalls mit geſtrecktem Fuße wieder herunter; oder man ſchließt mit den Waden, greift mit der rechten Hand nach dem vordern Bogen, hält ſich eine Zeit ſchwebend, indem man beyde Beine recht gerade und hoch ausſtreckt, Fig. 4239, und ſchwingt ſich ſodann wieder an der linken Seite herunter.

Alles kommt hierbey auf die Haltung der Hände an. Man ſetzt ſie nähmlich ſo auf den Sattel-Bogen, daß die Daumen dem Halſe des Pferdes, die Finger aber dem eigenen Körper zugekehrt ſind, alſo jene den Sattel-Bogen von vorn, dieſe von hinten umklammern; a. Der Ober-Arm bis an den Elbogen kann dabey bis unter der Bruſt anliegen.

Das Schweben auf den Händen kann nicht genug geübt werden, und immer muß dabey der untere Theil des Körpers ſtark in die Höhe gezogen werden, ſo daß die Knie nicht tiefer, als die Hände, ſind. Durch Anziehung der Bauch-Muskeln und Ausſtreckung der Beine, kann man es dahin bringen.

In-

Indem man auf den Händen ſchwebt, kann man ſich auch auf denſelben, wie auf einer Achſe, einige Mahl hin und her drehen, ſo, daß die Füße einen horizontalen Kreis in der Luft beſchreiben.

Der Abſprung vom Pferde kann auch auf folgende Art gemacht werden. Man ſchließt mit den Waden, hebt die linke Hand in die Luft, ſchlägt ſie auf den Hals des Pferdes auf, und ſchwingt ſich herunter. Alles mit geſtreckten Knien; nur der Augenblick des Niederſprunges erfordert eine kleine Biegung.

Man übt dieſe halbe Pommade ſowohl auf der Croupe, als auch auf dem Sattel und auf dem Halſe, ſowohl an der linken Seite des Pferdes, als an der rechten. Lezteres hat wenigſtens das Gute, daß man ſich nicht einſeitig gewöhnt, ſondern auch im Stande iſt einen Sprung zu machen, wo die Beine an der linken Hand vorbeygehen; ſonſt iſt es freylich den Regeln der Reit-Kunſt angemeſſener, und brauchbarer, ſich von der linken Seite auf das Pferd zu ſchwingen. Die Seiten-Sprünge werden daher auch, zwar nicht ausſchließlich, aber doch hauptſächlich, von der linken Seite des Pferdes gemacht. Noch iſt zu bemerken, daß die halben Pommaden lieber ohne Anlauf gemacht werden.

2. Ganze Pommaden; gewöhnlich mit Anlauf und Vorſprung. Man läuft von der linken Seite an, macht den Vorſprung, wenn man noch einen guten Schritt vom Pferde iſt, ſchlägt beyde Hände auf die Sattel-Bogen, ſchwingt die Füße ſeitwärts, ſo hoch man kann, geſtreckt über die Croupe, läßt mitten im Sprunge die rechte Hand los, und dreht den Körper ſo, daß die Bruſt gegen das Pferd gekehrt ſey. Indem man zur Erde kommt, ſteht man ſo an der rechten Seite des Pferdes, daß das Geſicht nach dem Vordertheile des Pferdes gekehrt iſt, und die linke Hand an dem vordern Sattel-Bogen ruhet.

Die Abänderungen ſind wie bey den halben Pommaden. Man kann nähmlich auch auf den hintern Bogen und Croupe aufſchlagen, welches die leichteſte Pommade iſt, oder auch auf den vordern Bogen und auf den Hals. Ferner kann man von der rechten Seite des Pferdes nach der linken überſpringen, und zur Uebung nicht bloß rechts (d. h. daß die Füße zur rechten Hand des Springers hinüber geſchwungen werden), ſondern auch links.

Auch kann man ohne Anlauf fortgeſetzte Pommaden machen, z. B. erſt von der linken Seite des Pferdes über die Croupe, und dann zurück über der rechten Seite des Pferdes, über deſſen Hals, u. ſ. w.

Um die Füße hoch in der Luft ſchwingen zu lernen, ſetzt man einen Cylinder von Pappe auf die Croupe, worüber die Scholaren die Füße ſchwingen müſſen, ohne denſelben herunter zu ſtoßen.

Zwey zugleich können die ganze Pommade machen; der Eine von der linken Seite über die Croupe, der Andere von der rechten über den Hals, und ſo abwechſelnd.

Zweyte Art. Volten. Der Unterſchied zwiſchen Volten und Pommaden beſteht darin, daß bey den Volten der Körper während des Sprunges ſo gehalten wird, daß die Bruſt von den Händen abgekehrt iſt.

1. Halbe Volten. Vorſprung von der linken Seite gemacht. Auf beyden Bogen aufgeſchlagen, die Füße geſchloſſen über die Croupe geworfen, die rechte Hand gelüftet, um den Körper durchzulaſſen, während dieſes Augenblickes auf der linken geruhet. Wenn der Körper durch iſt, wird die rechte wieder auf den linken Sattelbogen aufgeſetzt, und man ſitzt quer im Sattel, die Füße an der rechten Seite des Pferdes herunterhangend. Um wieder herunter zu kommen, kann man das eben beſchriebene Stück rückwärts machen, welches aber etwas ſchwer iſt; nähmlich die rechte

rechte Hand gelüftet, die Beine geſchloſſen über die Croupe zurück geworfen, mit der rechten Hand wieder auf den hintern Bogen geſchlagen, und ſanft zur Erde geſprungen.

Alle oben ſchon angegebene Veränderungen finden auf ähnliche Art auch hier Statt: rechts, links, von beyden Seiten des Pferdes, und auf Croupe, Sattel und Hals.

Noch ein Par Abänderungen. Man ſetzt ſich mit halber Volte auf die Croupe, faßt mit der linken Hand den hintern, mit der rechten den vordern Bogen, giebt ſich einen ſehr ſtarken Schwung, daß die Beine über den Hals des Pferdes gehen, und man an der linken Seite neben den Vorder-Füßen auf die Erde kommt. Eben das umgekehrt. Mit halber Volte auf den Hals, und über die Croupe herunter geſprungen.

Folgende ſehr einfache Art, in den Sattel zu ſpringen, mag hier bey den halben Volten ihren Platz finden. Man macht einen Anlauf ſchräg von der Seite etwas von hinten zu, ſchlägt mit der rechten Hand auf den hintern Bogen, ſpringt auf, ſchwingt den rechten Fuß über den vordern Bogen, und ſetzt ſich in den Sattel, indem man mit der linken Hand den vordern Bogen angreift. Auf einigen Voltigir-Sählen wird dies der Jungfern-Sprung genannt, ob er gleich für eine Jungfer eben nicht ſehr ſchicklich ſeyn würde.

2. **Ganze Volten** mit Anlauf und Vorſprung, oder mit Vorſprung allein, die Hände auf den Sattel-Bogen aufgeſchlagen; die Füße geſchloſſen nach der rechten Hand in die Höhe geſchwungen, die rechte Hand gelüftet, Bruſt und Geſicht vom Pferde abgewandt, ſchnell mit der rechten Hand zurück nach dem Sattel-Bogen gegriffen, und ſanft zur Erde geſprungen, ſo, daß man mit dem Geſichte nach der Croupe hinſehe. Fig. 4240, ſtellt den Augenblick dar, der un-

unmittelbar vor dem Lüften der rechten Hand vorhergeht.

Dies iſt nähmlich die ganze Volte von der linken Seite des Pferdes über den Sattel, als die am öfterſten vorkommenden Abänderungen, wie oben.

Das Gegenſtück zu dem vorhin erwähnten Jungfern-Sprunge, iſt folgendes. Schräg von der linken Seite etwas hinterwärts angelaufen, die rechte Hand auf die Croupe geſetzt, ohne Vorſprung beyde Beine über den Sattel geworfen; wenn man hinüber iſt, die rechte Hand aufgehoben, und dafür die linke hingeſetzt, ſanft zur Erde geſprungen, ſo, daß man mit dem Geſichte nach dem Vorder-Theile des Pferdes ſieht. Dies iſt eine Volte mit Aufſchlagen Einer Hand. — Mehrere Abänderungen. —

3. Noch ein Stück erwähne ich hier, welches man eine doppelte Volte nennen kann; wenigſtens rechne ich es zu den Volten, weil die Wendung des Körpers, die Tour der Füße, das Lüften der Hände auf ähnliche Weiſe geſchieht, wie bey jenen. — Anlauf und Vorſprung gemacht; mit einem ſehr ſtarken Schwunge die Beine über die Croupe, ſodann an der rechten Seite des Pferdes vorbey, und endlich über den Hals zurück geworfen, ſo, daß man wieder an derſelben Stelle niederſpringt, wo man aufſprang. Der Körper muß dabey unter beyden Händen durchgehen, daher wird erſt die rechte, gleich darauf die linke gelüftet, alles in ein Par Momenten. Ein ſchönes, aber ſchweres Stück! die Füße beſchreiben einen Halb-Kreis in der Luft über dem Pferde.

Dritte Art. Echappés. Mit dieſer Benennung wollen wir diejenigen Sprünge bezeichnen, wo der Rumpf und ein oder beyde Beine zwiſchen den beyden aufgeſetzten Armen durchgehen. Es fällt in die Augen, daß der Körper dabey ſehr zuſammengezogen werden muß, um nicht mit den Füßen das Pferd zu berüh-

berühren, und folglich viel Biegſamkeit dazu erfordert wird. Langen Perſonen werden ſie ſchwer.

1. Halbe Echappés, wodurch man ſich auf das Pferd ſetzt. Anlauf und Vorſprung, oder lieber leztern allein gemacht. Den Körper gerade hinaufgezogen, den rechten Fuß durch den Sattel geſteckt. Auch dies heißt in der Voltigir-Sprache der Jungfern-Sprung.

Man kann den rechten Fuß wieder zurück durch den Sattel ziehen, in eben dem Augenblicke den linken vorwärts, und dies abwechſelnd fortſetzen, indem man ſich immer dabey hoch auf den Händen erhält, damit kein Fuß anſtoße. Man nennt dieſes Stück die Nadeln.

Beyde Füße zugleich durch den Sattel gehoben, und ſich quer in den Sattel geſezt, heißt ganz ſchicklich der Damen-Sprung.

2. Ganze Echappés, wodurch man über das Pferd ſpringt. Man zieht beyde Füße durch den Sattel, und läßt ſich an der andern Seite ſanft zur Erde.

Abänderungen. Von der rechten und linken Seite über Hals, Sattel, Croupe; auch können zwey, ſelbſt drey zugleich über das Pferd ſetzen; Einer über den Hals, der andere über den Sattel, der Dritte über die Croupe.

Vierte Art. Ecartés. Gewiſſer Maßen das Gegentheil von den ganzen Echappés; gehören zu den ſchwerſten und gefährlichſten Sprüngen, wie man ſogleich aus der Beſchreibung abnehmen wird. Anlauf und Vorſprung, und zwar leztern recht ſtark gemacht, auf beyde Bogen mit den Händen aufgeſchlagen, die Beine im Aufſpringen weit aus einander geſperrt, ſo, daß das eine über die Croupe, das andere über den Hals des Pferdes hinweg gehe, und zwar weit genug, um nicht anzuſtoßen. Wenn man mit den Füßen über

Hals und Croupe weg iſt, werden die Hände los ge= laſſen, die Beine während des Sinkens geſchloſſen, ſo, daß die Füße dicht neben einander und leiſe auf die Erde kommen.

Ehe man recht ſicher iſt, mache man ja ſo einen Sprung nicht, ohne daß ein handfeſter Mann Achtung giebt. Der geringſte Anſtoß mit den Füßen zieht hier einen unvermeidlichen und gefährlichen Fall nach ſich.

Fig. 4241, zeigt den Augenblick, wo der Körper ſeine Höhe hat. Man nennt dieſen Sprung auf den Voltigir=Böden den Grät=Sprung oder Grätſch=Sprung, von gräten oder grätſchen, einem alten Worte, welches ſo viel heißt, als die Beine aus ein= ander ſperren. Einige machen ſehr unrecht Kreuz=Sprung daraus. Im Franzöſiſchen auch Ecarquillade.

Fünfte Art. Eſquillettes. Auf den deutſchen Vol= tigir=Böden ſagt man kurzweg Skelets. Das errin= nert an Todten=Gerippe, und macht mit Todten= Sprung ꝛc. eine ziemlich fürchterliche Nomenclatur aus. Der eigentliche Nahme Eſquillette iſt nicht viel beſſer, indem er von Eſquille herkommt, welches ei= nen Splitter eines zerbrochenen Beines bedeutet; in= deſſen ſind dieſe Sprünge nichts weniger als bein= brechend. Eſquillettes ſind Sprünge, die ſehr häufig vorkommen, theils um ſich mit denſelben auf das Pferd zu ſchwingen, theils um auf demſelben die Lage des Körpers zu verändern, welches leztere faſt bloß durch ſie geſchieht. Das Weſentliche derſelben, wodurch ſie ſich von den übrigen Sprüngen unterſcheiden, be= ſteht darin, daß ein Bein, unter einer deshalb einen Augenblick gelüfteten Hand durchgeſchwungen wird, wobey der Körper auf den Händen ſchwebt, mithin während des Lüftens der einen Hand, bloß auf der an= dern ruhet.

1. Halbe Eſquillettes. Verſchiedene Arten ſie zu gebrauchen, ſind folgende. 1) Mit einer halben Eſquillette in den Sattel zu ſpringen. Vorſprung, Hände auf beyde Bogen. Den Körper gerade in die Höhe gezogen; mit einer Wendung der Bruſt nach vorn, wird das rechte Bein unter dem linken durchgeſchwungen, wobey man hauptſächlich auf der rechten Hand ruhet; ferner die linke Hand gelüftet, und das rechte Bein unter dieſelbe durch, über den Hals des Pferdes geworfen, mit der linken ſogleich wieder auf den vordern Bogen gefaßt, ſo ſchwebt der Körper zwiſchen den Händen, und ſetzt ſich auf gewöhnliche Art in den Sattel. — 2) Herunter ſpringt man ebenfalls mit der halben Eſquillette d. h. man lüftet eine Hand welche man will, und ſchlägt das Bein unter dieſelbe durch. Mit halber Eſquillette an der Seite vom Pferde herunter ſpringen, iſt ſehr gewöhnlich, und kann bey den meiſten Sprüngen angebracht werden. — 4) Man faßt mit einem Vorſprunge beyde Bogen, zieht ſich in die Höhe, hält das rechte Bein ausgeſtreckt über die Croupe, wirft es ſodann mit behender Wendung des Körpers unter dem linken Beine, welches an der Seite des Pferdes hängt, und unter der linken Hand durch, und ſetzt ſich in den Sattel. — 4) Man macht fortgeſetzte halbe Eſquillettes, erſt vom Boden auf die Croupe, dann von der Croupe in den Sattel, und endlich vom Sattel auf den Hals. — 5) Auch wieder zurück. Wenn man auf dem Halſe ſitzt, dreht man die Bruſt rechts herum, faßt mit beyden Händen den vordern Bogen, ſchließt mit dem rechten Beine an des Pferdes Seite, ſchwingt das linke Bein herum über die Croupe, ſo kommt man in den Sattel zu ſitzen. Auf eben die Art auch wieder auf die Croupe; ſodann mit halber Eſquilette herunter. — Man muß alle dieſe Dinge rechts und links, und nicht bloß einſeitig, üben.

2. Ganze Eſquillettes. Abſprung; beyde Bogen gefaßt; den Körper gerade in die Höhe gehoben, den rechten Fuß zuerſt über die Croupe geſtreckt, ſodann mit einer geſchickten Wendung unter dem linken Beine, unter der gelüfteten linken Hand, und endlich unter der gelüfteten rechten Hand durchgeſchwungen, und endlich am vorigen Platze zur Erde geſprungen. — Dublirte, triplirte Eſquillettes, wo das vorige Verfahren zum zweyten, dritten, auch mehrere Mahl wiederhohlt wird, ſind ſehr anſtrengend. Noch mehr Uebung und Anſtrengung erfordert die wechſelweiſe rechts und links dublirte Eſquillette, welche einige den Hexen=Sprung zu nennen pflegen.

Jeder, der gut voltigiren will, muß die Eſquillettes fleißig üben; ſie geben viel Kraft und Leichtigkeit, und ſind nicht gefährlich. Man muß ſich dabey ſo wenig als möglich, oder vielmehr eigentlich gar nicht, das Pferd, auſſer mit den Händen berühren, und ſowohl mit dem linken als mit dem rechten Beine die Eſquillette üben.

Sechste Art. Cubiſtiſche Spiele, worunter ich ſolche verſtehe, wo der Kopf unter, und die Füße oben kommen, werden auch im Voltigiren zuweilen mitgemacht. 1) Man ſtellt ſich 2 Schritt vom Pferde, ſetzt die Hände auf die Erde; nun die Elbogen recht feſt gehalten, die Beine in die Höhe bis in den Sattel geworfen, wo ſie ein Anderer feſt hält, alsdann den Oberleib in die Höhe gezogen, ſo daß man quer im Sattel zu ſitzen kommt. — 2) Man legt ſich auf dem Bauche in den Sattel, faßt beyde Bogen feſt an, beugt den Kopf und die Bruſt herunter, ſo, daß das Kinn unter den Bauch des Pferdes kommt, wirft die Beine über ſich hinweg, ſo, daß die Füße die Erde berühren, zieht ſie ſodann wieder in die Höhe, daß man wieder, wie anfangs, auf dem Bauche im Sattel liege. Die Hände müſſen während dieſer Biegungen

ungen ſehr feſt an die Sattel-Bogen angeklammert ſeyn. Wenn man dieſes einige Mahl hinter einander wiederhohlt, ſo nennt man es die Wind-Mühle. Man muß zuvor unterſuchen, ob unter dem Bauche des Pferdes Holz-Splitter oder Nägel hervorſtehen; denn manche Pferde ſind ſchlecht gepolſtert. — 3) Das Meiſterſtück unter den Sprüngen dieſer Art, und überhaupt unter den Seiten-Sprüngen, iſt der Todten-Sprung (Salto mortale). Der Nahme Todten-Sprung bezeichnet im Allgemeinen die Art Sprünge, da man ſich überſchlägt. Hier wird darunter folgendes Stück verſtanden. Man macht einen ſtarken Anlauf und Vorſprung, faßt beyde Bogen feſt, ſchwingt die Füße in die Höhe und über ſich weg, ſo, daß der Kopf zwiſchen den ſteif gehaltenen Armen durchgeht, und die Füße an den Seiten des Pferdes zur Erde kommen. Daß ein heftiger Schwung dazu nothwendig ſey, iſt klar. — 4) Ein anderes Stück, was auch zu dieſen cubiſtiſchen Stücken gehört, iſt der Bein-Sprung. Man ſtellt ſich hinter den linken Hinter-Fuß des Pferdes, faßt dieſen, die linke Hand unten, die rechte oben, ſpringt mit den Füßen in die Höhe, ſo, daß ſie über das Pferd ſich hinweg ſchwingen, und bey den Vorder-Füßen eben dieſer Seite zur Erde kommen.

Siebente Art. Der Sprung ohne Auffetzung der Hände über das Pferd, gehört eigentlich nicht zum Voltigiren, wenn man ſich ſtrenge an die gegebene Diſtinction halten will; indeſſen wird er beym Voltigiren mit geübt, und heißt der Diebes-Sprung.

II. Zweyte Gattung: Croupen-Sprünge.

Erſte Art. Ecartés bedeuten, wie oben, diejenigen Sprünge, wo die ausgeſpreiteten Füße zu beyden Seiten der Hände vorbey gehen. Hier ſind ſie aber nicht ſo gefährlich, weil die Beine nicht ſo weit ausgebreitet, und nicht ſo hoch gehoben werden dürfen, ſondern

dern zu beyden Seiten des Pferdes nach Bequemlichkeit gehalten werden können. Doch iſt nicht zu vergeſſen, daß man alles, ſo viel möglich, hoch in der Luft, und ohne daß man dem Pferde mit den Füßen zu nahe komme, ausführen müſſe.

1. Der Sprung auf die Croupe iſt der leichteſte. Man macht Anlauf und Vorſprung, ſchlägt beyde Hände auf die Croupe, ſchwingt ſich hinauf, und ergreift den hintern Sattel=Bogen, auf welchem man entweder den Körper ſchweben läßt, oder, ehe man das kann, mit dem Körper ſchließt. Das Ergreifen des Sattel=Bogens geſchieht, wie ſchon geſagt worden iſt, ſo, daß die Daumen an den vordern, die Finger an der hintern Seite des Bogens ſich anklammern, weil dieſes die feſteſte Haltung giebt. Schenkel und Beine werden geſtreckt, und die Fuß=Spitzen niedrig gehalten. — Um herunter zu ſpringen, hebt man ſich auf den Armen, ſchwingt die geſtreckten und ausgeſpreiteten Füße ein oder ein Par Mahl nach vorn und nach hinten, giebt ſich dann mit hohlem Rücken einen ſtarken Stoß rückwärts, und kommt mit geſchloſſenen Füßen ſanft zur Erde. — Man kann auch auf die Croupe ſpringen, indem man, an ſtatt des Aufſchlages, den Schweif des Pferdes ergreift.

2. Der Sprung von hinten zu in den Sattel, iſt eben ſo, nur daß ſowohl das Hinaufſpringen, als das Herunterſchwenken, mehr Kraft erfordert. Das erſte Aufſchlagen geſchieht anf die Croupe, das zweyte auf die vordern Bogen; Fig. 4239.

3. Eben ſo iſt auch der Sprung von hinten zu auf den Hals. Das erſte Aufſchlagen geſchieht auf die Croupe, das zweyte auf den Hals. Jenes muß, ſo wie der Vorſprung, ſehr ſtark gemacht werden, damit man über beyde Sattel=Bogen ohne Anſtoß hinweg komme. Vom Halſe über die Croupe zurück zu ſpringen, geht nicht wohl an, weil die Hände nicht,

wie

wie auf den Sattel-Bogen, ein feſtes Widerlager haben; daher ſpringt man lieber mit ausgeſperrten, aber beym Niederſprunge wohl geſchloſſenen Beinen, über den Hals herunter.

4. Wenn man ſich genug in den vorhergehenden Sprüngen, beſonders in den lezt vorhergehenden geübt hat, ſo verſucht man den ſchwerſten und größten Sprung dieſer Art, den Rieſen-Sprung, da man nähmlich der Länge nach über das ganze Pferd hinüber voltigirt. Man macht Anlauf, Vorſprung und Anſchlag auf die Croupe recht ſtark, hält die Beine wohl auseinander, ohne ſie während des Sprunges zu ſchließen, giebt ſich durch den zweyten Aufſchlag auf den Hals den lezten Stoß, und kommt vor den Kopf des Pferdes mit geſchloſſenen Füßen und gebogenen Knien auf den Zehen zur Erde. Dieſer Sprung iſt nicht anders, als der vorige, in Einem Tempo. Wenn man fertig auf den Hals ſpringen, und ſogleich auf den Händen ſchweben kann, ohne ſich hin zu ſetzen oder mit den Knien zu ſchließen, ſo iſt man ganz nahe daran, den Rieſen-Sprung zu machen, und bringt ihn ohne Anſtoß heraus; aber jenes muß daher auch erſt fleißig geübt werden. Nichts ſchadet mehr, als Uebereilung, da man den Scholar Sprünge machen läßt, ohne daß er die Vorbereitungs-Sprünge in ſeiner Gewalt hat. Vorn vor dem Pferde muß jemand ſtehen, der im Falle der Noth den Springenden aufgreifen könne.

Eine gute Uebung für die Hände und Arme iſt es, bloß vermittelſt derſelben von der Croupe nach dem Halſe und wieder zurück zu gehen, wobey die Beine immer zu beyden Seiten vom Pferde entfernt bleiben.

Vom Herunterſpringen aus dem Sattel über die Croupe des Pferdes iſt noch zu bemerken, daß man auch den Körper während der Zeit, da man ihn zurückwirft, in der Luft herumdrehen kann, ſo, daß man

beym Niederſprunge mit dem Rücken gegen die Croupe des Pferdes zu ſtehen komme.

Zweyte Art. Pommaden. Das Wort paßt hier zwar nicht, weil man nicht auf den Sattel aufſchlägt; man behält es aber bey, weil die Touren der Füße denen bey den Seiten-Pommaden ähnlich ſind.

1. Halbe Pommaden. Anlauf, Vorſprung. Aufſchlagen auf die Croupe. Den Körper gewendet, ſo, daß beyde Füße nach der rechten Seite des Pferdes hingeſchwungen werden. Den linken Fuß läßt man an dieſer Seite, den rechten aber ſchwingt man vollends über das Pferd hinüber, ſo ſitzt man verkehrt auf der Croupe, oder im Sattel, oder auf dem Halſe, je nach dem der Anlauf und Schwung ſchwächer oder ſtärker war.

Herunter, mit halber Eſquilette.

2. Ganze Pommaden. Anlauf, Vorſprung, Aufſchlag auf die Croupe, ziemlich nahe am hintern Sattel-Bogen. Wendung des Körpers und Schwung der Füße, wie vorhin; nur werden hier die Beine geſtreckt geſchloſſen gehalten und zugleich über das Pferd geworfen, ſo, daß man an der linken Seite des Pferdes zu ſtehen kommt.

Dieſer Sprung iſt nicht leicht; inſonderheit muß man ſich vor dem Abglitſchen der Hände von der Croupe in Acht nehmen. Anfänger machen gern den Anlauf ſeitwärts, dann wird aber eine Art von Seiten-Sprung daraus; er muß gerade von hinten zu gemacht werden.

Dritte Art. Volten. Anlauf, Vorſprung, Aufſchlag auf die Croupe, iſt, wie gewöhnlich, gerade von hinten.

1. Halbe Volten. Den Körper ſeitwärts zur rechten Seite des Pferdes in die Höhe gezogen, die rechte Hand gelüftet, das linke Bein über den Sattel geworfen, wobey man auf der linken Hand ruhet, und

und die Bruſt immer nach dem Vorder-Theile des Pferdes gewendet iſt, ſo kommt man recht im Sattel zu ſitzen. Die rechte Hand greift ſogleich wieder nach dem hintern und die linke nach dem vordern Sattel-Bogen.

Herunter, mit halber oder ganzer Eſquilette.

2. Ganze Volten. Anlauf, Vorſprung und Aufſchlag recht ſtark, beyde Beine geſtreckt und geſchloſſen, unter die nach einander gelüfteten Hände, nähmlich erſt unter der rechten, dann unter der linken durchgeſchwungen, ſo, daß die Bruſt immer dem Kopfe des Pferdes zugekehrt bleibe. An der linken Seite des Pferdes zur Erden geſprungen, wobey die rechte Hand ſeitwärts auf der Croupe liegen bleiben kann. Man kann auch den Sprung ſo ſtark machen, daß man neben dem Halſe des Pferdes niederſpringt. Die Schulterblätter müſſen bey den Volten zuſammengezogen, die Bruſt breit gemacht, und der ganze Körper wohl geſtreckt werden.

Pommaden und Volten werden auch hier nicht einſeitig, ſondern rechts und links, geübt.

Vierte Art. Revers. Solche Sprünge, wobey man während des Aufſprunges ſich ſchnell umdreht, ſo, daß man rücklings auf das Pferd ſpringt. Man kann dergleichen auch bey den Seiten-Sprüngen machen, doch werden ſie gewöhnlich nur bey den Croupen-Sprüngen geübt. Indem die Wendung geſchieht, werden die Hände losgelaſſen, und der Körper kommt, je nach dem die Stärke des Anlaufes, Vorſprunges und Aufſchlages war, entweder auf den Sattel, oder auf den Hals, oder — welches aber freylich wenige hervorbringen, — ganz über das Pferd. Dies lezte iſt der verkehrte Rieſen-Sprung.

Fünfte Art. Croiſés, dienen dazu, die Lage des Körpers auf dem Pferde zu verändern. Zwey Arten:

1. Man

1. Man iſt mit einem Ecarté, oder mit einer halben Seiten-Pommade, auf gewöhnliche Art in den Sattel geſprungen, hält ſich auf den vordern Bogen ſchwebend, ſchwingt die Beine zurück, wie wenn man über die Croupe herunterſpringen wollte, hält ſich aber über dem Sattel, und wenn die Beine die gehörige Höhe erreicht haben, um nicht anzuſtoßen, kreuzt man ſie, indem man das rechte unter dem linken durchzieht, ſo, daß jenes an die linke, dieſes an die rechte Seite des Pferdes komme. Wenn man ſich alsdann hinſetzt, ſo ſitzt man verkehrt im Sattel, mit dem Geſichte nach der Croupe. Man ergreift ſodann den hintern Bogen, und changirt oder kreuzt die Beine auf eben die Art noch ein Mahl über des Pferdes Hals, ſo ſitzt man wieder recht im Sattel.

2. Schwer iſt es, die Beine ſeitwärts in dem Augenblicke zu kreuzen, wo man die eine Hand lüftet. Man ſetzt im Sattel die linke Hand auf den vordern, die rechte auf den hintern Sattel-Bogen. Indem man auf der rechten hauptſächlich ruhet, wird die linke gelüftet, und in dieſem Augenblicke werden die Beine in die Höhe gehoben und unter dieſer Hand changirt, ſo, daß das rechte auf die linke, und das linke auf die rechte Seite des Pferdes kommt, und man folglich verkehrt im Sattel ſitzt. Eben das rückwärts wiederhohlt, ſo ſitzt man wieder wie gewöhnlich, im Sattel. Beym Auffaſſen der Hände ſind die Daumen nach innen, das heißt jeder nach dem Körper zu, gekehrt.

Sechste Art. **Sprünge, wo man mit den Füßen auf das Pferd ſpringt.** Anlauf, Vorſprung, Aufſchlag auf die Croupe, wie gewöhnlich, ſodann die Beine zu beyden Seiten des Pferdes in die Höhe gezogen, ſo, daß man ſie neben einander, dicht vor den Händen auf die Croupe ſetzt. Sodann den Körper

per gerade aufgerichtet, die Füße auswärts geſetzt, und die Beine geſchloſſen gehalten.

So wie dieſes auf der Croupe gemacht wird, eben ſo kann es auch auf dem Sattel, auf dem Halſe, und, welches am ſchwerſten iſt, auf den beyden Sattel-Bogen gemacht werden. Man ſetzt nur die Hände in dieſen Fällen weiter nach dem Sattel-Bogen auf, damit man im Stande ſey, ſich einen weiten Schwung zu geben. Auf den Sattel-Bogen iſt es ſchwer, die Balance zu halten, daher man jemanden zur Seite treten laſſen muß, um im Nothfalle zu unterſtützen.

Nach dieſen Sprüngen wieder vom Pferde herunter zu ſpringen, hat man unter verſchiedenen Arten die Wahl. Man kann die Füße auf beyden Seiten herab glitſchen laſſen, den Sattel-Bogen ergreifen, und ſodann mit der Eſquillette oder über die Croupe herunter ſpringen. Man kann ferner vorn überbiegen, die Hände auf den Kopf (*) des Pferdes ſetzen, und mit ausgeſperrten (nur aber gegen das Ende des Sprunges wohl zuſammengehaltenen) Beinen über das Vorder-Theil des Pferdes herunter ſpringen; man nennt dieſes den Froſch-Sprung. Endlich kann man auch die Aiguillette machen, d. h. man biegt, ſo wie man auf dem Pferde ſteht, den Ober-Leib herunter, ſchlägt mit den Händen dicht vor den Füßen flach auf das Pferd; zu eben der Zeit ſchleudert man die Füße hinten aus in die Höhe, und läßt ſie dann geſtreckt und geſchloſſen hinter der Croupe herunter ſinken. Die Hände werden ſchon früher weggenommen, als die Füße zur Erde kommen. Es verſteht ſich, daß dieſes Stück, welches ſchon zu den cubiſtiſchen gehört, für keinen iſt, als der ſich auf ſeine Arme verlaſſen kann.

Fol-

(*) Einen Kopf brauchen die Voltigir-Pferde nicht zu haben. Man verſtehe alſo das äusserſte Ende des Halſes darunter.

Folgendes Stück, welches zu dieſer Gattung gehört, der ſogenannte Katzen-Sprung, befördert die Gelenkigkeit des Rumpfes und der untern Gliedmaßen, ſo wie die Kraft der Arme, ungemein. Man ſpringt ſtehend auf die Croupe, richtet ſich gerade, ſtreckt beyde Arme hoch in die Höhe, biegt ſie wieder herunter, faßt den hintern Sattel-Bogen, läßt die Füße an beyden Seiten des Pferdes, ohne es zu berühren, geſtreckt herunter, indem man auf den Händen ſchwebt; zieht ſie darauf wieder an, und ſetzt ſich in den Sattel, läßt nun die Hände los, richtet ſich wieder gerade, wiederhohlt dieſes ſo, daß man auf den Hals zu ſtehen kommt, und ſpringt endlich vorn herunter.

Ein Anderes. Einer ſetzt ſich in den Sattel mit vorwärts geſtämmten Armen am vordern Sattel-Bogen. Ein Anderer ſpringt ſtehend auf die Croupe, ſetzt die Hände auf des Erſtern Schulter, ſchwebt, und ſchwingt ſich über die Croupe hinunter. Da man hier aus einer großen Höhe herab kommt, ſo hat man ſich beſonders dabey vorzuſehen.

Ein Anderes. Man ſteht auf der Croupe, bückt ſich, ergreift mit der linken den hintern, mit der rechten den vordern Sattel-Bogen. In dieſer gebückten Stellung hüpft man zu der rechten Seite herum, von der Croupe auf den Hals und zurück, welches mehrmahls wiederhohlt werden kann. Man nennt es, vermuthlich weil es poſſierlich ausſieht, den Affen-Sprung. Zulezt ſpringt man, an ſtatt auf den Hals, vermöge eines ſtarken Sprunges, über den Hals herunter, ſo, daß man an der linken Seite des Pferdes ſteht.

Man kann auch mit einer halben Pommade ſtehend von hinten auf das Pferd ſpringen, indem man, nach geſchehenem Aufſchlage auf die Croupe, beyde Beine ſeitwärts am Pferde in die Höhe ſchwingt, und

die Füße in den Sattel ſetzt, das Geſicht nach der Croupe gekehrt. Dieſes iſt aber nicht leicht.

Siebente Art. Balances, gehören zu den ſchönſten und anſtrengendſten Stücken. Man unterſcheidet zwey Unter-Arten: auf beyden Händen, und auf Einer Hand.

1. Balances auf beyden Händen. Man ſpringt von hinten, oder auch von der Seite, auf die Croupe, ergreift mit der rechten den hintern, mit der linken Hand den vordern Bogen, beugt ſich auf den Händen ſchwebend vorn über, ſetzt den Elbogen des rechten Armes feſt und tief in die Seite, oder vielmehr unter den Leib in die Gegend des Nabels, wo ungefähr der Schwer-Punct des menſchlichen Körpers hinfällt; ſodann hebt man Schenkel und Beine geſchloſſen und geſtreckt in die Höhe, ſo, daß ſie mit dem übrigen ziemlich in einer und derſelben horizontalen Richtung liegen. Der linke Arm muß ſich nothwendig etwas biegen; der Kopf muß nicht herunter hangen. Beym Einlegen des rechten Elbogens muß man ſich hüten, den Gürtel der Beinkleider zu klemmen, weil man dann die Schenkel nicht gut ſtrecken kann. Der Rumpf kann ſich etwas drehen, ſo, daß die Bruſt einiger Maßen dem linken Arme zugekehrt ſey. Je gerader, geſtreckter nnd unbeweglicher man liegt, deſto ſchöner. Die Anſtrengung des rechten Vorder-Armes iſt dabey ziemlich groß, daher iſt es kein Stück für Anfänger; Fig. 4242.

Man kann auch beyde Hände auf den hintern Sattel-Bogen ſetzen, und beyde Elbogen unter den Leib legen; dieſes wird aber Einigen ſchwerer, als das vorige.

2. Balances auf Einer Hand. Wenn man ſich auf die erſt beſchriebene Art in Gleichgewicht geſetzt hat, und der Körper ruhig horizontal liegt, nehme man die linke Hand weg, und halte ſie horizontal mit vor-

wärts ausgeſtrecktem Arme neben dem Kopfe. Ein ſchönes Stück, wenn es gut gemacht wird, aber nur Sache der Geübten!

Herr Vieth erzählt, einmahl eine Abbildung geſehen zu haben, wo auf dem Rücken eines ſolchergeſtalt Balancirenden, ein Anderer aufgerichtet auf den Füßen ſtand. Das liegt wenigſtens auſſer den Gränzen des Voltigirens, wenn es anders ausführbar iſt.

Achte Art. Pirouettes. Auf beyden Händen geſchwebt, die auf einen und eben denſelben Bogen ruhen, den Körper hoch angezogen, die Beine ſtark ausgeſperrt und geſtreckt, ſo, daß die Füße höher kommen, als der Rücken des Pferdes, ſodann ſich auf den Händen, wie auf einer Axe, herumgedrehet, daß die Füße einen Kreis über dem Pferde beſchreiben, ohne anzuſtoßen, gleichſam wie ein horizontales Schwung-Rad. Begreiflich müſſen die Hände dabey, eine um die andere, umgeſetzt werden. Dieſes oft wiederhohlt, heißt in der Voltigir-Sprache der Bratenwender.

Neunte Art. Cubiſtiſche Stücke. Wir bemerken hier folgende vier:

1. Man macht die Balance auf beyden Händen, läßt ſodann den Kopf und die Bruſt herunterſinken, und überſchlägt ſich, ſo, daß die Füße ſchräg über das Pferd weggehen, und man neben dem Halſe des Pferdes zu ſtehen komme. Sobald die Füße anfangen zu ſinken, müſſen die Hände mit einem gewiſſen Stoße los gelaſſen und der Rücken hohl gehalten werden.

2. Man macht einen heftigen Anlauf und Vorſprung, ſchlägt auf die Croupe auf, wirft die Füße mit einem möglichſt ſtarken Schwunge über ſich, biegt den Rücken dabey recht hohl, ſo kommt man in den Sattel zu ſitzen. Man muß ſich hüten, nicht mit dem Kreuze auf den hintern Sattel-Bogen aufzuſchlagen. (Der Todten-Sprung).

3. Man

3. Man ſpringt in den Sattel, legt ſich der Länge nach rückwärts auf das Pferd, den Kopf auf die Croupe, die Füße auf den Hals, ergreift mit den Händen den Schweif des Pferdes, und überſchlägt ſich, ſo, daß man hinter der Croupe auf die Erde komme. Man hüte ſich die Beine von einander zu ſperren. (Der Bären-Sprung).

4. Man ſteht im Sattel, das Geſicht gegen die Croupe, ſchlägt die Hände auf die Croupe, und überſchlägt ſich hinten vom Pferde herunter mit hohlem Rücken.

Es verſteht ſich, daß man gewöhnlich nicht bis zu dieſen Stücken geht, und daß man ſie nicht gern ohne Beyſtand eines ſachkundigen Mannes macht. In einer bloß pädagogiſchen Gymnaſtik könnten ſie ganz übergangen werden.

Als Anhang zum Voltigiren muß noch der Tiſch-Sprünge Erwähnung gethan werden. Man hat nähmlich auf den Voltigir-Sählen, auſſer dem Pferde auch noch zuweilen einen Voltigir-Tiſch, d. i. einen Tiſch von gewöhnlicher Höhe, aber etwa 3 Ellen lang und 2 Ellen breit, den man auch zu mancherley Sprüngen nützen kann. Man ſpringt mit Pommaden und Volten über die Ecken, oder auch über den ganzen Tiſch, ſowohl der Breite als der Länge nach, und überſchlägt ſich von demſelben herunter, oder auch über die Ecken hinüber.

Das Ueberſetzen über horizontale Stangen in der Höhe der Bruſt, der Halsgrube, des Kinnes, dergleichen über einen aufgerichtet ſtehenden Menſchen, durch Aufſchlagung der Hände auf ſeine Schultern, dieſe und ähnliche Dinge ſind nichts anders, als Modificationen der Voltigir-Kunſt.

Eine Haupt-Sache bey Erlernung der oben beſchriebenen Stücke, iſt die Geſchicklichkeit des Maitres im Aufgreifen. Es gehört dazu ein ſicheres Augen-

Maß, Gewandtheit und Stärke, um die Hülfe nur in dem Augenblicke zu geben, wo die Noth es erfordert, ohne den Scholar unnöthiger Weiſe zu hindern; um den Körper des Springenden gerade an der Stelle anzugreifen wo es ſeyn muß, damit er richtig unterſtützt werde, und um dieſe Hülfen mit Feſtigkeit ohne Gewaltſamkeit zu geben. Sobald der Lehrling ſich darauf verlaſſen kann, bekommt er Herz zu den ſchwerſten Stücken.

Schriften über das Voltigiren giebt es zwar einige, aber keine iſt ſonderlich zu empfehlen.

Fecht- Ring- und Voltagier-Buch. Leipz. 1673.

Alexander Doyle Auslegung der Voltagir-Kunſt. Nürnb. 1729.

Joh. Andr. Schmidt, Fecht- und Exercitienmeiſters zu Nürnberg, curieuſer Unterricht im Voltigiren, macht den dritten Theil von ſeinem Fechtbuche aus. Nürnb. 1749. Quer-Octav. — Weitſchweifig, in ſchlechtem Stil, ohne alle Ordnung; die Figuren gröſtentheils unrichtig gezeichnet.

Arcagne Tuccaro Dialoguer de l'exercice de ſauter et de voltiger. Dieſes Buch findet man in der Mappemonde litteraire ohne Druck-Ort und Jahrzahl angeführt.

Obiges enthält die Stücke, welche Hr. Vieth ſelbſt in Göttingen und Leipzig unter Anleitung guter Lehrer lernte, in der Folge ordnete und zu Papier brachte, als er Unterricht darin zu geben hatte. Wenigſtens hat es alſo das Gute, daß es ſich bloß auf eigene Erfahrung gründet.

Das Bockſpringen, im Plattdeutſchen Buck-ſta-vaſt, nennen unſere Knaben diejenige Uebung, da ſich der Eine mit auf das Knie geſtämmten Hände und niedergebücktem Kopfe hinſtellt, und der Andere von hinten zu anläuft, die Hände auf Jenes Rücken ſetzt, und über denſelben wegſpringt. Wenn mehrere dieſe Uebung vornehmen, ſo ſtellen ſie ſich auf die eben beſchriebene Art in Zwiſchenräumen, von etwa einer Ruthe hinter einander; der hinterſte macht ſodann den Anfang, und ſpringt nach der Reihe über die übrigen weg,

weg, ſo daß er der vorderſte wird, und ſich dann in derſelben Stellung ebenfalls hinſtellt, und die Andern über ſich wegſpringen läßt. Während der Zeit da er ſpringt, fängt ſchon der Nächſthinterſte ebenfalls an, und ſolcher Geſtalt kann die Uebung ſo lange fortgeſetzt werden, als man Luſt hat. Sie gehört zu den Voltigir-Uebungen, und kann eine recht gute Vorübung zu den ſchweren Stücken auf dem Voltigir-Pferde abgeben. Je weniger gebückt der Andere ſteht, um deſto ſchwerer iſt es, über ihn wegzuvoltigiren. Ich habe ſchon oben erwähnt, daß man auch über einen völlig aufrecht ſtehenden Menſchen ſpringt, indem man die Hände auf deſſen Schultern aufſchlägt.

Von der Art des Bock-Springens iſt auch das **Springen über Stuhl-Lehnen.** Man ſetzt die Hände auf die Lehne, und voltigirt mit und ohne Anlauf von der Sitz-Seite und Rück-Seite hinüber, ſtellt mehrere in gewiſſen Diſtanzen hinter einander, und voltigirt nach der Reihe über dieſelben. Auch kann man, wenn man geübt iſt, in Einem Sprunge über zwey dicht hinter einander ſtehende Stühle ſpringen, ſo, daß die Lehnen um den Zwiſchenraum des Sitzes von einander entfernt ſind, oder auch über zwey mit den Lehnen neben einander geſtellte, welches Aehnlichkeit mit dem Ecarté von der Seite über das Voltigir-Pferd hat. Endlich können auch mehrere Pare von Stühlen hinter einander geſetzt werden, um darüber zu ſpringen.

Ueber einen horizontal vor ſich gehaltenen Stock wegſpringen. Ein kurzer Stock wird an beyden Enden angefaßt, und horizontal vor ſich gehalten. Mit einem ſtarken Aufſprunge ſpringt man über denſelben weg, ohne ihn loszulaſſen. Eben ſo ſpringt man auch wieder rückwärts über denſelben. Der Körper muß hierbey ſehr zuſammengezogen werden, denn Rumpf und untere Gliedmaßen müſſen durch einen Raum,

deſſen ſenkrechte Länge nur der Länge der Arme gleich iſt. Am beſten thut man, dieſes Stück anfangs mit einer biegſamen und dünnen Ruthe zu verſuchen.

Herrn Gutsmuths Anweiſung zur gymnaſtiſchen Uebung des Springens, und Beſchreibung, wie dieſelbe in Schnepfenthal getrieben wird. „Das Springen iſt eine der ſchönſten gymnaſtiſchen Uebungen; Füße, Beine, Knie und Schenkel, die ganze Maſchine wird geſtärkt und elaſtiſch gemacht, jeder Muskel geſpannt, der Muth belebt, das Augen-Maß unglaublich geſchärft, und nach und nach eine Herrſchaft über das Gleichgewicht des Körpers errungen, die uns nicht leicht gefährlich fallen läßt. Auch im menſchlichen Leben, wo Bäche, Gräben und tauſend Hinderniſſe oft nur durch Springen überwunden werden können, iſt ein phyſikaliſcher Sprung gewiß eben ſo nützlich, als ein idealiſcher in der Dicht-Kunſt ſchön. Unſre Knaben ſollen nicht weinen, wenn ſie vor Bäche kommen, ſondern darüber hinwegſetzen. Entſchloſſenheit gehört künftig in ihren Charakter, wann ſie Männer ſind.

„Das Springen geſchieht: 1. ohne alle Hülfsmittel, bloß mit dem Körper; oder 2. vermittelſt eines langen Stabes (Voltigir- oder Spring-Stab). Beydes kann geſchehen: a) in die Höhe; b) in die Tiefe; c) in die Weite; d) in die Höhe und Weite zugleich; e) in die Tiefe und Weite zugleich. Folglich giebt es folgende Arten des Sprunges: den Höhen-Sprung ohne Stab; den Höhen-Sprung mit Stab; den Sprung in die Tiefe ohne Stab und mit dem Stabe; und den Sprung in die Weite mit und ohne Stab.

„1. Der Höhen-Sprung ohne Stab. a) Elementar-Uebungen. Die ganze Laſt des Körpers ſoll beym Sprunge in die Höhe geſchnellt werden; dazu gehört Kraft der Füße, Waden, Knie und Schenkel; daher zur Stärkung derſelben folgende Uebungen.

1. Das

1. Das Hüpfen. Die Zöglinge ſtellen ſich in eine Reihe, jeder einen Schritt vom andern entfernt; die Bruſt heraus, die Hände auf die Hüften geſtützt. Der Gymnaſt commandirt: Richtet euch! Marſch! und ſie beginnen im genau abgemeſſenen Tacte die Uebung, welche darin beſteht, daß ſie die Füße wechſelsweiſe heben, und damit an das Geſäß ſchlagen, übrigens aber ihre Plätze gar nicht verlaſſen. Wer jenes Anſchlagen noch nicht genau vollzieht, kann die Uebung noch gar nicht. Schlecht macht ſie jeder, der ſeinen Platz verläßt, die obige Stellung oder den Tact vernachlaſſigt. Auf alle dieſe Puncte hat der Gymnaſt zu achten. Zur größern Anfeuerung geſchieht die Uebung auch um die Wette, und derjenige erhält die Prämie, welcher ſie am längſten aushält. — Bey den Griechen war dieſe Uebung nicht unbekannt, ſie hieß πηδαν. Die ſpartaniſchen Weiber übten ſie fleißig. — Ganz ähnlich iſt ihr

2. Die Bewegung. — Von ihr gilt alles, was ich ſo eben beym Hüpfen geſagt habe; aber ſtatt die Füße zu wechſeln, werden hier beyde Füße an das Geſäß geſchlagen. Dieſe Uebung iſt weit heftiger. Bey den Griechen hieß ſie ebenfalls πηδαν.

3. Das Hüpfen auf einem Beine. Dieſe ſehr einfache Uebung iſt eine der heftigſten; ſie erfordert, nur etwas fortgeſetzt, ſehr viel Anſtrengung, und dient, wie die beyden vorigen, ganz beſonders zur Stärkung der untern Glieder. Intereſſe läßt ſich leicht durch Wettſtreit hinein bringen. Wir ſuchen uns auf unſerm gymnaſtiſchen Platze eine ziemlich ebene Bahn von mehrern hundert Schritten. Der Gymnaſt ſtellt ſeine Schüler, wie vorhin, in Front; er beſtimmt, auf welchem Beine diesmahl zuerſt gehüpft werden ſoll, und commandirt zum Abmarſche. So geht die Reiſe auf Einem Beine vor ſich. Bald ſieht man den Erſten ermatten, bald den Andern, den Dritten, u. ſ. f.

Der Ungeübte ermüdet oft ſchon in der kleinen Entfernung von 30 Schritten; geübte, robuſte Kinder ſah ich im Gegentheile oft über 800 Schritt hinaus hüpfen, über Höcker, Fahr-Geleiſe und Löcher weg. Stillſtehen wird entweder gar nicht verſtattet, oder wenn man es als erlaubt angenommen hat, ſo darf wenigſtens der Fuß, der für dies Mahl Ferien hat, die Erde nicht berühren. — Sieger iſt derjenige, welcher entweder am weiteſten kam, oder am ſchnellſten ein gegebenes Ziel erreichte. — Oft wird dieſe Uebung bloß in Rückſicht auf Zeit geübt, ſo daß man dabey ſeinen Platz nicht verläßt, und die Prämie durch die längſte Ausdauer erringt. Ich ſetze als Haupt-Regel noch hinzu, daß man nach Uebung des einen Beines auch das andere in Action ſetzen müſſe.

„Sehr viel Aehnlichkeit mit den beyden erſten Elementar-Uebungen haben noch zwey andre, nähmlich der Tanz im Seil, und im Strick; da ſie aber noch andre Zwecke haben, ſo müſſen ſie hier wegbleiben. Ich merke ferner noch an, daß die obigen drey Uebungen nicht bloß als Vorübungen gebraucht werden ſollen, ſondern auch für immer an ſich ſelbſt ächte gymnaſtiſche Uebungen bleiben.

„b. Der Sprung ſelbſt. Vorrichtung: Der Platz muß wenigſtens 20 Schritt frey ſeyn. Es iſt gut, wenn man Baum-Schatten hat, denn man ermüdet ſpäter; aber es iſt auch gut, keinen zu haben, um Sonnen-Hitze ertragen zu lernen. Der Boden ſey etwas abhängig nach der Gegend wohin man ſpringt; die Bewegung wird dadurch erleichtert. Aber es iſt auch nöthig, daß der Gymnaſt bisweilen in entgegen geſetzter Richtung ſpringen, und ſeine Zöglinge die Wirkung der Schwer-Kraft empfinden laſſe. Springt man mit einem heftigen Anlaufe von 10 bis 15 Schritten, ſo darf der ganze Weg nicht glitſchig ſeyn, am wenigſten auf der Stelle, wo man zu laufen aufhört, und

den Anſatz zum Sprunge (den Aufſprung) ſelbſt macht. Hier muß der Raſen-Boden mit ſcharfem Sande etwas überſtreuet werden, der den Füßen einen ſichern Tritt gewährt. Auf der Stelle des Niederſprunges, d. i. da, wo der Sprung endigt, muß dicker Sand liegen, damit man weniger heftig auf den Boden anprelle, wenn man herab ſpringt.

„Das zu überſpringende Hinderniß muß ſo beſchaffen ſeyn, daß es die heftige Bewegung des Springenden nicht hemmt, er würde ſonſt die Beine zerſchlagen, oder ſonſt Schaden nehmen. Wir brauchen dazu eine leichte Maſchinerie, welche Fig. 4238 abgebildet iſt (*).

AB ſind zwey mit Fuß-Geſtellen verſehene Stäbe, Spring-Pfeiler. Sie ſind von dem Boden an, bis zur höchſten Spitze, in 10 Fuß getheilt. Vom 2ten Fuße an aufwärts zerfällt jeder Fuß in 6 Theile, zu 2 Zoll, und jede zweyzollige Abtheilung wird durch ein, in den Stab gebohrtes, Loch bezeichnet. ab, iſt eine gerade, höchſtens daumensdicke Ruthe; ſie ruhet auf zwey eiſernen, dazu bequemen Nägeln, xx, welche in die eingebohrten Löcher geſteckt werden. Bey dieſer Einrichtung kann man die Ruthe immer von 2 zu 2 Zoll erhöhen, und mithin den Sprung nach Belieben einrichten. Da ferner die Ruthe an nichts feſthält, ſondern durch den leichteſten Stoß herab fliegt, ſo wird ſie den Beinen nie ein ſchädliches Hinderniß; und endlich: man kann die Höhe des Sprunges nach Fußen und Zollen beſtimmen, und die Zunahme der Springenden beobachten. Die Ruthe, ab, am liebſten ein junges Kiefern-Stämmchen, muß 9 bis 10 Schuh lang ſeyn, damit man die Spring-Pfeiler AB, 7 bis 9 Schuh von einander ſetzen könne. — An ſtatt der Ru-

(*) Alles von hier an vorkommende Maß iſt Leipziger, à 12″, wenn es nicht ausdrücklich anders angezeigt iſt.

Ruthe iſt eine lange weiße Schnur in mancher Rückſicht noch bequemer, ſie zerbricht nicht ſo leicht als jene, und die Entfernung der beyden Spring-Pfeiler läßt ſich viel größer machen, welches ſehr angenehm iſt. An beyden Enden dieſer Schnur befeſtigt man bleyerne Beſchwerungen, und hängt ſie ſo über die beyden Nägel xx, daß ſie von jenen beyden Gewichten ſtraff gezogen wird. Dieſe Gewichte müſſen aber durchaus mit einem Zeuge überzogen und mit Haaren umſtopft werden, damit ſie den Springenden nicht beſchädigen können, wenn er die Schnur bey verunglücktem Sprunge herunter reißt. An ſtatt der Gewichte kann man auch mit Sande gefüllte Beutel nehmen.

„Uebung ſelbſt. 1) Erſte Art. Der Sprung ohne Anlauf. Wenn man mit einem Anlaufe von 15 bis 20 Schritt ſpringen will, ſo muß dieſer Raum in die gehörigen Schritte abgetheilt werden; hierzu gehört Augen-Maß, das der Anfänger noch nicht hat, Er wird es zwar finden, wenn er nicht ganz ungeſchickt iſt, aber unter dieſem Bemühen leicht ſeinen Anſtand vergeſſen, und ſich üble Stellung beym Sprunge angewöhnen. Es iſt daher auch gut, den Sprung anfänglich ohne Anlauf mehr üben zu laſſen, und damit auch in der Folge fleißig fortzufahren. Die Sache iſt übrigens leicht. Der Springende ſtellt ſich 2 Schritt vor die Ruthe, dieſen Punct nennen wir a; die Mitte zwiſchen ihm und der Ruthe heißt b. Er ſpringt mit beyden, an einander geſchloſſenen Füßen von a nach b, und zwar auf die Fuß-Spitzen. Dieſer Vorſprung dient bloß dazu, um die Elaſticität derſelben, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, rege zu machen. Von b ſpringt er in demſelben Augenblicke auf, und ſetzt über die Ruthe weg. Daſſelbe wird erſchwert, wenn man ohne Vorſprung darüber ſetzt.

2) Zweyte Art. Der Sprung mit Anlaufe.

Uebung. Der Gymnaſt commandirt: Stellt euch! und die Springenden verſammeln ſich 10 bis 15 Schritt hinter der Ruthe. Mit dem Worte: Marſch! beginnt der Vorderſte den Sprung mit einem Anlaufe. Iſt er noch nicht hoch, ſo können drey bis vier zu gleicher Zeit darüber ſetzen. Haben es alle gethan, ſo erhöht man die Ruthe nach und nach immer mehr, und alle nach und nach nicht mehr Könnenden treten ab. Wird die Ruthe mit den Fuß-Spitzen herunter geſtoßen, ſo heißt der Sprung verunglückt; wird ſie nur mit den Füßen berührt, das Gleichgewicht etwas verloren, oder die Stellung des Körpers vernachläſſigt, ſo heißt er unrein; rein aber, wenn alle dieſe Fehler vermieden werden. — Der Schlecht-Springende treibt den Sprung nur bis zur Höhe ſeiner Hüften; der gute Sprung geht bis zur Herzgrube. So weit kann jeder etwas flinke Jüngling es leicht bringen. Viele lernen es bis zum Halsgrübchen. Hiernach laſſen ſich die Springenden claſſificiren.

Regeln zur Erlernung und Vorſicht ſind dieſe: 1. Im Anfange muß man mehr ohne Anlauf ſpringen laſſen, und darauf ſehen, daß die Anfänger Knie und Füße gerade in die Höhe ziehen, die Beine nicht aus einander reiſſen, oder ſeitwärts werfen; deshalb müſſen die Anfänger nie Höhen überſpringen wollen, die über ihre Kräfte gehen, ſonſt gewöhnen ſie ſich zu jenen Fehlern. 2. Der Anlauf muß nicht zu lang ſeyn, ſonſt ermüdet er vergebens. Zehn Schritt, oft weniger, ſind genug. Die erſten Schritte ſind ein bedachtſames Hinſchweben auf den Fuß-Spitzen; dieſe Bewegung beſchleunigt ſich, und wird beym lezten Schritte am gewaltſamſten. Zu große Schritte benehmen die Kraft zum Auffſprunge, und ein zu ſchnelles Fortſtürzen macht den Bogen des Sprunges zu gedehnt, ver-

verhindert folglich ſeine hinlängliche Höhe. 3. Da der Halbzirkel des Sprunges immer größer wird, je höher man ſpringt, ſo muß die Stelle, wo man aufſpringt, immer mehr von der Ruthe entfernt werden, je höher der Sprung wird; oder kurz, man muß den Radius des Sprunges dann größer machen. 4. Beym Herabſpringen muß der Leib nie rückwärts gebogen, ſondern vorwärts geneigt ſeyn, ſo wie er es bey dem Anlaufe war; und man muß nicht völlig auf die Ferſen oder Abſätze auftreten, ſondern mehr auf die Fuß-Ballen und Zehen, damit ſich der Stoß bey dem Niederſprunge nicht durch den Rückgrath fortpflanze. Dieſe Regel iſt wichtig, ſie gilt faſt von allen Sprüngen ohne Ausnahme. 5. Der Gymnaſt tritt bald einige Schritte vor die Ruthe, bald auf die Seite, um die Springenden zu beobachten.

Abänderungen: Man kann beyde Arten des Sprunges ſehr mannigfaltig machen; und dies iſt hier, wie bey allen gymnaſtiſchen Uebungen, ſehr nöthig, um den Eifer der Jugend zu unterhalten und zu beleben. Hier ſind mehrere Abänderungen; ſehr leicht wird ſie Jeder mit noch andern vermehren können. — Man hängt über die Ruthe einen Apfel, oder ſo etwas, und läßt ihn beym Ueberſpringen erhaſchen. Man läßt die Ruthe ganz weg, und ſpringt, mit oder ohne Anlauf, nach einem Apfel oder dergleichen. — Man verlangt, daß ſich der Springende über der Barriere wie ein Kreiſel umdrehe. — Man läßt den Anlauf auf Einem Beine machen, und den ganzen Sprung ſo vollenden. Man thut daſſelbe ohne Anlauf. — Man beſchwert die Hände des Springenden mit einer Laſt, um den Sprung zu erſchweren. Ein Par mit Sand angefüllte Beutel können hier die Stelle der griechiſchen Halteren (ἁλτηρες) am beſten vertreten. — Man läßt den Springenden, an ſtatt über die Ruthe zu ſetzen, durch einen Reif ſpringen,

den

den man ihm behutſam, d. h. nicht feſtgehalten, vorhält.

3. Voltigiren. Die Beſchaffenheit dieſer Uebung läßt keine kurze Beſchreibung zu, die nur einiger Maßen hinlänglich wäre, um ſie darnach anſtellen zu können. Zum Glück iſt ſie nicht ſehr unbekannt, da ſie meiſtentheils auf Univerſitäten, auch da, wo Reit-Bahnen ſind, gelehrt wird. Man benutzt ſie da vorzüglich zum Behuf des Reitens, und das mit Recht; aber bey der Erziehung der Jugend iſt ſie noch ſehr ſparſam an wenigen Orten angewendet worden, weil man ſie vermuthlich für zu gefahrvoll hielt. Ich kann dieſem aus Erfahrung widerſprechen, der ſich gar nichts entgegen ſetzen läßt; ich ſehe ſie ſeit langer Zeit faſt täglich von Knaben und Jünglingen üben, und bis zu einem Grade von Fertigkeit bringen, der die meiſten, nicht daran gewöhnten Zuſchauer, in Erſtaunen ſetzt, ohne daß nur je einer den geringſten Schaden dabey genommen hätte. Ich ſehe, daß es beynahe nicht möglich iſt, durch irgend eine andere Uebung allein das zu leiſten was das Voltigiren vermag; daß körperliche Stärke und Gewandtheit bis zu einem hohen Grade dadurch geübt, Muth und Gegenwart des Geiſtes, Haltung des Gleichgewichtes und Augen-Maß dadurch ganz auſſerordentlich befördert werden; ich kann mich daher des Wunſches nicht enthalten, daß man bey körperlicher Erziehung dieſe Uebung am wenigſten vergeſſen möchte.

„Einige der ſimpelſten und nützlichſten Sprünge habe ich davon in die Gymnaſtik übergetragen, dieſe wird man im Abſchnitte vom Balanciren (ſ. oben, S. 649) finden; hier übergehe ich ſie alſo, dagegen darf eine Art des Voltigirens hier nicht übergangen werden, dies iſt

der geſellſchaftliche Sprung. Dieſe, durch die Fortdauer ziemlich angreiſende, Uebung macht der

Ju-

Jugend viel Vergnügen, denn ſie iſt gewöhnlich mit vielem Gelächter verbunden. Sie befördert die Gewandtheit des Körpers, und erfordert einigen Muth, wenn ſie weiter getriebene Sprünge erfordert, die über 5 Fuß weggehen.

„Der Gymnaſt ordnet die Geſellſchaft, welche ziemlich gleichmäßig an körperlicher Länge ſeyn muß, in eine Reihe hinter einander. Ihre Nahmen ſeyn a, b, c, d, e, f, g, h. Ein jeder ſtützt die Hände auf ſeine Knie, und nimmt folglich eine gekrümmte Stellung an. Die Hände werden ſo aufgeſetzt, daß die Daumen auf der innern Seite jeden Knies liegen. Die Elbogen werden angeſchloſſen, und der Kopf wird ſtark auf die Bruſt geſenkt. Iſt die Geſellſchaft ſchon gut geübt, ſo bleibt der Kopf eines jeden von der folgenden Perſon nur 1, im entgegengeſetzten Falle um 2 Schritt entfernt. Die Uebung beginnt, und beſteht darin, daß jeder, wenn die Reihe an ihn kommt, über alle Perſonen nach und nach wegſetzt. a richtet ſich auf, um den Anfang zu machen; er ſtützt ſich, indem er einen kleinen Vorſprung macht, mit beyden Händen ſanft auf den Rücken des b, und ſetzt ſo über ihn weg, daß er mitten im Sprunge in der Stellung eines Reitenden über b erſcheint. Beine und Schenkel werden folglich dabey, wie beym Reiter, aus einander geſperrt, damit b nicht davon berührt werde. Iſt b auf die Art überſprungen, ſo wird zwiſchen b und c der Vorſprung wiederhohlt, und eben ſo über c weggeſetzt. Indem auch a jezt über d ſpringt, richtet ſich aber b auf, und macht es dem a völlig nach; ihm folgt, der Reihe nach, c u. ſ. w. Jeder ſtellt ſich, wenn er alle Vorſtehende überſprungen hat, vorn an die Reihe in die erwähnte gekrümmte Stellung, ſo, daß a alsdann nach h zu ſtehen kommt. — Iſt die Geſellſchaft geübt, und ſteht Jeder nur einen ſtarken Schritt vom Andern, ſo iſt der

Vor=

Vorſprung nicht nöthig, ſondern der Niederſprung wird zugleich der Aufſprung. Dann geht die Uebung ſchneller von Statten, und ſie gewährt vieles Vergnügen. Um ſie zu einem hohen Grade zu treiben, üben ſich nur Zwey allein. Die gekrümmte Stellung fällt nach und nach weg, und man ſpringt über die völlig aufrecht ſtehende Perſon.

„Vorſichts-Regeln: Der Gymnaſt erlaube nicht, daß Große ſich mit Kleinen üben; für Jene iſt es ohne Nutzen; für Dieſe kann der Druck mit den Händen zu ſtark werden.

„Sollen die Sprünge heftiger gemacht werden, und die Perſonen ſind nicht völlig geübt, ſo ſtellt ſich der Uebungs-Lehrer an die Seite deſſen, der überſprungen werden ſoll, um im Nothfalle den Springer aufzufangen, wenn ſein Sprung nicht glücken ſollte.

„2. **Der Höhen-Sprung mit dem Stabe.** Dieſe Art des Sprunges erfordert weit mehr Muth, Augen-Maß und Gleichgewicht des Körpers, als der vorige. Sie übt zugleich die Muskeln der Bruſt, Schultern, Arme und Hände, die bey jenem müßig waren.

„**Uebung bey den Alten.** Ich habe in keinem antiquariſchen Werke eine Spur von dieſer Uebung gefunden; daß ſie aber bey den Alten gebräuchlich geweſen ſey, ſieht man aus einer Stelle im *Ovidius*, wo Neſtor ſich, vermittelſt ſeiner Lanze, auf die Zweige einer Eiche ſchwingt, um dem kalydoniſchen Eber zu entkommen (*).

„Jezi-

(*) Forſitan et Pylius citra Troiana periſſet
Tempora, ſed, ſumto poſita conamine ab haſta
Arboris inſiliit, quae ſtabat proxima, ramis;
Deſpexitque, loco tutus, quem fugerat, hoſtem.
Metam. VIII. 366.

„Jezige Uebung. — Vorrichtung: Dieſe Uebung geſchieht auf eben der Stelle, wie der Sprung ohne Stab, und mit derſelben Maſchinerie; aber vermittelſt eines 7 bis 10 Schuh langen, nicht zu ſchweren Stabes, der ſo ſtark iſt, daß der Körper ſich auf ihn ſtützen, und ſo über die Ruthe wegſchwingen kann.

„Uebung: Der Körper ſoll, auf einen Stab geſtützt, über eine gegebene Höhe geſchwungen werden. Zu dieſem Ende faßt der Springende den Stab in beyde Hände, die linke unten, die rechte oben; Fig. 4243. Beyde Arme ſind dabey ziemlich weit auseinander geſpannt. Der untere ſoll beym Sprunge den Körper ſtützen, der obere zum Hinaufziehen deſſelben dienen. Der Springende nimmt einen, nach Maßgabe der gegebenen Höhe, heftigen Anlauf von 10 bis 15 Schritt, ſetzt den unten zugeſpitzten Stab nicht links, noch rechts, ſondern gerade vor ſeinen Füßen, 1 bis 2 Schuh vor der Ruthe nieder, giebt dem Körper durch die Schnellkraft der Füße und durch den Zug der Hände einen heftigen Schwung, gewinnt dadurch in den Stellen xx einen ſtarken Aufſprung, und ſchwingt die Füße in der bogenartigen Linie von xx über y nach zz. Durch bloße Linien iſt die Sache Fig. 4244 angegeben. ab ſey die Ruthe; cd, der Stab. Bey AA machen die Hände den feſten Punct, um welchen ſich der Körper des Springenden herumſchwingt. Er kommt mithin in alle die Lagen, welche durch die Linien AB angedeutet ſind, bis er endlich in die Lage AC kommt; hier ſenken ſich die Füße bey C wieder nieder, und erreichen auf jener Seite der Ruthe den Boden. Die Perſon ſteht nun mit dem Geſichte dahin gewendet, wo ſie herkam; im entgegengeſetzten Falle iſt der Sprung fehlerhaft. Davon weiter unten.

„Aber

„Aber wo bleibt der Stab? Entweder reißt ihn der Springer, wann er in der Lage AC zu ſinken anfängt, über die Ruthe hinüber; oder er giebt ihm zu eben der Zeit mit der rechten Hand einen Rückſtoß, ſo, daß er nicht auf die Ruthe fällt; oder er thut keins von beyden, ſondern läßt ihn in ſeiner perpendikularen Stellung ſtehen, und erhaſcht ihn, im Augenblicke des Niederſprunges, indem er unter der Ruthe durchgreift. Hierzu iſt weit mehr Behendigkeit nöthig.

„Der noch ſchlecht Springende treibt ſeinen Sprung höchſtens bis zu ſeiner eigenen Höhe. Gut ſpringt er, wenn die Höhe erreicht wird, die er mit den Finger-Spitzen zu erreichen im Stande iſt. Sehr viele lernen dieſe Verhältniſſe überſchreiten. Hiernach laſſen ſich die Springer claſſificiren. Mehrere Knaben und angehende Jünglinge habe ich ihre eigene Größe um 2′ 6″ bis 3′ 2″, und bey einer Körper-Länge von 5′ 2 Zoll, 8′ 4 Zoll überſpringen ſehen.

„**Erlernungs- und Vorſichts-Regeln:** 1) Der Anfang wird mit ganz niedrigen Sprüngen gemacht. Es iſt nicht nöthig, gleich eine gegebene Höhe überſpringen zu laſſen, ſondern ſchon hinreichend, daß der Zögling ſich mit dem Stabe bloß hebe, und mit ſeinem Körper einen Halb-Zirkel um denſelben beſchreiben lerne. Bey dieſen kleinen Proben ſehe der Gymnaſt darauf, daß der Springende den Stab jedes Mahl gerade vor den Füßen nieder ſetze. — 2) Der Springende darf bey dieſer Uebung, wobey der Körper um den Stab halb herum geſchleudert wird, nicht in der Richtung niederſpringen, in welcher er den Anlauf nahm, ſondern er muß ſich im Springen herum drehen, ſo, daß ſein Geſicht im Niederſprunge nach der Gegend hinſieht, woher er kam. Man wird dieſe Wendung ſehr natürlich finden, wenn man, nach Fig. 4243, die Bewegung des Körpers in Gedanken von xx bis zz verfolgen will. Aber dieſes Umdrehen

iſt zugleich auch ſehr vortheilhaft; denn wenn der etwas gekrümmte Körper, nach Fig. 4244, in die Lage A C kommt, ſo iſt der Bauch unten, und der Sprung wird wegen der Einbiegung deſſelben erleichtert; man ſtößt dann nicht ſo leicht auf die Ruthe, als wenn die auswärts gebogene Seite des Körpers unterhalb iſt, und ſich der Springende auf die Ruthe gleichſam nieder zu ſetzen drohet. Und dann wird das Anprellen der Füße ungemein durch dieſe Wendung gemindert. Practiſche Ausführung wird dieſe Regel vollkommen deutlich machen. — 3) Es kommt faſt alles darauf an, daß die Länge des Stabes von der unterſten Spitze bis zur linken Hand mit der Höhe des zu machenden Sprunges in gehörigem Verhältniſſe ſtehe. Faßt man dieſen Theil, Fig. 4243, a b zu kurz, ſo wird man ſich ſchwerlich über die gegebene Höhe ſchwingen können; zu lang, ſo braucht man mehr Kräfte, als nöthig ſind, um den Schwung zu machen. Ich habe gefunden, daß man dieſen Theil des Stabes um 6 bis 12 Zoll kürzer nehmen dürfe, als die Höhe der Ruthe beträgt. Man ſpringt folglich noch ſehr gut über eine Höhe von 6 Schuh, wenn man den Stab 5 Schuh 6 Zoll, oder auch nur 5 Schuh lang, nimmt; ja es läßt ſich noch darüber ſpringen, wenn der Stab ſelbſt nicht einmahl 6 Schuh hat. — 4) Der Anlauf ſey 10 bis 12 Schritt, anfangs gelinde, dann heftiger. Der Stab wird 1 bis 2 Schuh, je nachdem die zu überſpringende Höhe kleiner oder größer iſt, vor der Ruthe eingeſetzt. Beym Aufſprunge werden Knie und Hüft-Gelenke gekrümmt. Im Puncte der höchſten Höhe wird der ganze Körper ziemlich gerade ausgeſtreckt gehalten; der Niederſprung geſchieht, wie immer, auf die Zehen. — 5) Der Stab darf nicht aus Dielen geſchnitten ſeyn, er würde zerbrechen; ſondern man muß durchaus einen ganzen Stamm dazu nehmen, der von Natur ſchlank und leicht,

leicht, aber feſt gewachſen iſt; folglich ſind junge Fichten-Stangen dazu am bequemſten. Sein unterſtes Ende muß immer gehörig geſpitzt, und der Boden in der Stelle des Aufſprunges weich genug ſeyn, damit die Spitze etwas eindringen kann.

„3. Der Sprung in die Tiefe, ohne Stab und mit dem Stabe. Ich glaube nur wenig über den beſondern Nutzen dieſer Uebung ſagen zu dürfen; man vergegenwärtige ſich die ſo häufig im menſchlichen Leben vorkommende Fälle, ſo wird man ſich von ſelbſt davon überzeugen. Feuers-Gefahr treibt uns zu den Fenſtern unſers Hauſes hinaus: ein unvorhergeſehener Stoß nöthigt uns, von einer Höhe herabzuſpringen; wild gewordene Pferde zwingen uns vom Wagen herab durch einen Sprung Sicherheit zu ſuchen; wir kennen dieſe gewaltſame Bewegung nicht, und brechen Arme oder Beine. Ich ſahe oft Knaben 9 Fuß hoch herabſpringen, aber einen ungeübten Jüngling von einer Höhe von etwa 3 Fuß herabfallen, und das Schlüſſelbein zerbrechen. Ueberdem verfehlen wir die wichtigern Zwecke der Gymnaſtik gewiß nicht, ſie erfordert ganz vorzüglich Muth und Entſchloſſenheit.

„Es kommt hier darauf an, daß man den möglich höchſten Sprung mit der kleinſten Gewalt-Aeuſſerung auf den Körper thue. Dies beruhet auf die Beſchaffenheit des Bodens, der elaſtiſch oder weich genug ſeyn muß, und auf der Haltung des Körpers ſelbſt. Man wählt dazu einen tief mit Sand überdeckten Boden, oder auch einen feuchten Mos- oder Raſen-Grund. Um die Höhe zu veranſtalten, iſt für die Geübten eine Leiter oder eine tragbare Treppe hinreichend; weit beſſer aber iſt es, wenn man auf dem Uebungs-Platze einen ſandigen Hügel im Durchſchnitt abſticht, und die abgeſchnittenen Seiten zum Herabſpringen gebraucht. Durch dieſe Einrichtung läßt ſich der Sprung nach und nach erhöhen. Man fängt die Uebung nicht

weit vom Fuße des Hügels an, und rückt die Stelle des Abſprunges (die Stelle, von wo man herunter ſpringt) nach und nach immer mehr nach dem Gipfel hinauf. So treibt man den Sprung bald bis zu einer Höhe von 9 und mehrerern Fußen, und lernt den Körper dabey gehörig im Gleichgewicht erhalten. — Wir bleiben hierbey nicht ſtehen. Iſt unſer Stand-Punct ſo beſchaffen, daß wir die Hände daſelbſt anſchlagen können, wie z. B. beym Sprunge vom unterſten Äſte eines Baumes, oder aus einem Fenſter und dgl., ſo ergreifen wir die Stelle des Abſprunges mit den Händen, laſſen den ganzen Körper in die Tiefe hinab, und gewinnen dadurch der Höhe 4 bis 5 Fuß ab.

„Der Körper muß beym Herabſpringen etwas zuſammen gebogen werden, damit der Stoß des Bodens ſich nicht in gerader Richtung durch den Rückgrath fortpflanze. Eben deshalb muß man nicht auf die Ferſen, ſondern auf die Ballen der Zehen ſpringen. Hierdurch kann man die fehlende Elaſticität des Bodens faſt ganz erſetzen.

„Mit einem Stabe iſt dieſe Art des Springens viel leichter. Man verſchafft ſich nähmlich ſehr bald die Fertigkeit, mitten im Sprunge die Hände am Stabe herabgleiten zu laſſen, und dadurch die Höhe zu vermindern; überdem wird die Gewalt der anziehenden Kraft durch den Stab ungemein geſchwächt.

„Eine der allgemeinſten Vorſichts-Regeln der ganzen Gymnaſtek heißt: Nicht nach Tiſche! Hier muß ich ganz beſonders darum bitten, daß man nie nach Tiſche von Höhen herab ſpringe, weil es mit augenſcheinlicher Gefahr verbunden iſt. Auch die Zunge muß man bey dieſer Uebungs-Art vorzüglich in Acht nehmen.

„4. **Der Sprung in die Weite, mit und ohne Stab.** Auch dieſe Uebung iſt dem jugendlichen

Geiſte

Geiſte ſehr angenehm. Sie reizt den Muth deſſelben, indem ſie zugleich alle Muskeln, beſonders die der Schenkel und Beine, anſtrengt, und die ganze körperliche Maſchine agiler macht.

„Wir wählen auf unſerm gymnaſtiſchen Platze eine weiche, etwas feuchte mit ſtarkem Raſen überdeckte, oder auch ſandige Stelle aus. Hier bezeichnen wir den Punct des Abſprunges (Terminum a quo) mit einem weißen Stäbchen, oder ſonſt einem deutlichen Merkmahle, ſo wie auch den Punct des Niederſprunges (Terminum ad quem); der Gymnaſt beſtimmt die Entfernung beyder. Sie iſt anfangs nur 5 Schuh. Er läßt die Springenden zuerſt nur wenige, in der Folge bis 15 Schritt vor dem erſten Puncte ſtellen, Mann hinter Mann. Einer ſetzt nach dem Andern über, bis die Reihe durch iſt. Dann ſteckt er den Punct des Niederſprunges um 1 bis 2 Schuh weiter hinaus, läßt den Sprung wiederhohlen, und ſo fort. Iſt man völlig bis zum Aeuſſerſten gekommen, — und dies iſt gewöhnlich die ganze Körper-Länge des Springenden drey Mahl weniger ½ bis 1 Schuh (*) — ſo kann man dieſelbe Uebung mit dem Sprung-Stabe machen. Der Handgriff dabey iſt von dem Höhen-Sprunge mit dem Stabe in nichts verſchieden; der Bogen des Sprunges wird hier nur ſo viel als möglich in die Länge gezogen.

„Um dieſe Art des Sprunges mehr in Ernſt zu verwandeln, wandern wir bisweilen an den Bach, welcher ſich über unſern gymnaſtiſchen Platz ſchlängelt, um hier in mancherley Richtungen, vom höhern zum niedrigern Ufer, und ſo umgekehrt, hinüber zu ſpringen. Niemand will gern durchnäßt werden, jeder hütet ſich alſo, falſch zu ſpringen. Der Geübteſte macht im-

(*) Ein geübter Jüngling von 5′ Höhe ſprang gewöhnlich 14½ bis 15 Schuh.

immer den Anfang, die Andern eifern ihm nach, ſtrengen alle ihre Kräfte beym heftigen Anlauf und Abſprunge an, und lernen Muth faſſen, wenn es ihnen einige Mahl gelungen iſt. Hier wird denn auch meiſtens mehr geleiſtet, als auf trockenem Boden. Ich habe manche Knaben ihre Länge 3 Mahl genommen überſpringen ſehen (*).

„Endlich greifen wir wieder zum Voltigir=Stabe. Wir brauchen ihn etwas länger, als beym Höhen=Sprunge; es kommt darauf an, wie weit wir ſpringen wollen, und wie hoch oder niedrig die Ufer ſind, die wir ab und zu ſpringen. Zwölf Fuß können genug ſeyn. Man faßt den Stab wie gewöhnlich, nimmt einen heftigen Anlauf, ſetzt ihn etwas vor der Mitte des Baches ein, und ſchwingt ſich in einem großen Bogen bis zum andern Ufer hinüber. Man iſt im Stande, durch den Druck der Hände gegen den Stab, den Körper ſo hoch hinauf zu treiben, daß man beynahe über der Spitze des Stabes ſchwebt, wie in Fig. 4246 zu ſehen iſt. Je mehr man dieſes bewirkt, um deſto ſchöner nimmt ſich die Uebung aus. Beym Niederſprunge kann man ſich durch einen mäßigen Druck der Hände gegen den Stab leicht ein Par Fuß weiter vorwärts ſchieben, und dadurch den Sprung verlängern. Man muß bey dieſer Uebung genaues Augen=Maß beobachten, und über das Gleichgewicht ſeines Körpers, der, gleichſam nur auf einem Punct geſtützt, fortſchwebt, ziemlich Herr ſeyn. Nur Wenige lernen ſich gehörig an dem Stabe hinauf ziehen, aber es iſt doch ſogar möglich, mitten im Schweben, vermittelſt der Hände, an dem Stabe weiter hinauf zu klimmen, um einen größern Radius zu gewinnen. Indeß habe ich das Vergnügen gehabt, mehrere Knaben

(*) Der Obengenannte ſprang 16 Schuh weit, bey 5 Schuh Leibes=Länge.

ben auf dieſe Art eine Entfernung überſpringen zu ſe-
hen, die faſt 4 Mahl ſo lang war, als das Maß ihrer
Körper-Länge (*).

„Dieſe beyde Arten des Sprunges mit und ohne Stab, laſſen ſich auch ganz ohne Anlauf machen. Ohne Stab, ſetzt man die Füße dicht zuſammen, neigt den Körper vorwärts, und ſchnellt ſich ſo fort. — Mit dem Stabe findet daſſelbe Statt.

„Vorſichs-Regeln: 1) Der Boden, auf welchem der Anlauf genommen wird, darf nicht glitſchig ſeyn; beſonders feſt ſey die Stelle, wo man aufſpringt; deſto weicher die, wo man niederſpringt. — 2) Der Niederſprung, oder das Anprellen auf die Erde, geſchieht faſt durchgehends auf die Abſätze. Man würde bey einem heftigen Sprunge in Gefahr ſeyn, auf die Naſe zu ſtürzen, wenn man mit den Zehen aufſetzen wollte. Aber da der Körper dabey gebogen iſt, ſo pflanzt ſich der Stoß gar nicht directe fort. Und dann muß ſich der Springende daran gewöhnen, das heftige Fortſchießen des Körpers nicht auf der Stelle, wo die Füße auftreten, auf ein Mahl hemmen zu wollen, um da ſtill zu ſtehen; er muß vielmehr nur einen Theil davon durch das erſte Anprellen vernichten, und ſogleich mehrere Schritte behend fortſpringen, bis die Bewegung aufhört. Doch geht dieſes nur, wo es der Boden erlaubt. Bey dem Sprunge über den Bach iſt dieſes oft nicht der Fall, und man ſpringt dann mehr mit den Spitzen der Füße auf. — 3) Es iſt hier, ſo wie bey allen dieſen Uebungen, ſchlechterdings erforderlich, mit beyden Füßen zugleich aufzuſpringen, und nicht einen ſchreitenden Schritt zu machen, wobey ein Fuß auftritt, wenn der andere noch hinten iſt. Dies iſt gefahrvoll; man muß es durchaus nicht zugeben. — 4) Wenn mit dem Stabe in die Weite geſprun-

(*) Der Vorhingenannte überſprang mehrmahls 21 Schuh.

ſprungen wird, iſt es eben nicht nöthig, den Körper herum zu drehen, wie oben bey dem Höhen-Sprunge mit dem Stabe.

„Abänderung: Der fortgeſetzte Sprung. Wollen wir die Alten nachahmen, ſo wählen wir eine beliebig lange, ebene Bahn, und beſtimmen den Anfangs-Punct derſelben. Vor ihm ſammelt ſich die junge Geſellſchaft, und Einer von ihnen macht den Anfang. Er ſtellt ſich auf die beſtimmte Stelle, die Füße dicht neben einander; den Körper etwas vorwärts gebogen, ſchwingt er die Arme nach hinten und vorn, und thut mit geſchloſſenen Füßen, im bequemſten Zeit-Puncte des Springens und Neigens, einen Sprung vorwärts ſo weit fort, als es ihm möglich iſt. Auf ſeinen neuen Stand-Punct wiederhohlt er Daſſelbe, und ſo immer fort. Alle folgen ihm darin nach, Das Ziel der Bahn iſt entweder beſtimmt, und derjenige iſt Sieger, welcher es mit den wenigſten Sprüngen erreicht; oder es iſt unbeſtimmt, und derjenige erhält den Preis, welcher dieſen fortgeſetzten Sprung am weiteſten treibt, oder auch die meiſte Sprünge hinter einander macht, doch muß man alsdann darauf ſehen, daß er jeden Sprung gehörig vollende. Dieſe Uebung iſt angreifend für die Muskeln der Schenkel; 15 bis 20 dergleichen Sätze bewirken ſchon ſtarkes Athmen. — Um andere Muskeln ins Spiel zu ſetzen, läßt der Gymnaſt dieſen fortgeſetzten Sprung auch rückwärts machen.

„5) und 6) Der Sprung in die Höhe und Weite, und Tiefe und Weite zugleich. Alle dieſe Arten ſind nur kleine Abänderungen der vorigen, aber alle, ihrer Natur nach, weit heftiger; denn die Schwierigkeit iſt hier von doppelter Art. Mithin muß der Anlauf heftiger gemacht werden, wenn man zugleich hoch und weit ſpringen will. — Wir brauchen dabey die oben angegebenen Spring-Pfeiler, und die

Ruthe

Ruthe oder Schnur, und unternehmen den Sprung mit dem Stabe, oder ohne denſelben. Der Punct des Aufſprunges beſtimmt ſich durch die Natur der Uebung von ſelbſt, aber des Niederſprunges muß durch ein Zeichen, z. B. durch ein an dem Boden durchgezogenes Band, bemerkt und dadurch die Weite beſtimmt werden.

„Auch der Sprung in die Tiefe und Weite bedarf eines ſtarken Anlaufes. Er gehört zu den gewaltſamſten Uebungen, und kann nur dann ohne Schaden unternommen werden, wenn man die Stelle des Niederſprunges durch Stroh, Heu, oder ſo etwas, vollkommen weich macht. Auch dieſer Sprung kann mit und ohne Stab geſchehen.

„Wer die obigen Uebungen gut inne hat, wird ſich bey dieſen ſehr leicht zu helfen wiſſen.“

Die meiſten der izt beſchriebenen Arten der Spünge, findet man in Fig. 4245 und 4246 abgebildet.

Vom Springen, einer gymnaſtiſchen Uebung der Griechen, ſ. oben, S. 498.

Von einem Schein- oder Quaſi-Laufe, πηδᾶν, den *Mercurialis* zum Springen rechnet, der aber natürlicher zum Laufen zu gehören ſcheint, ſ. im LXVI Th., S. 64.

Vom Springen, einer Kriegs-Uebung der alten Römer, ſ. im LII Th., S. 336 und 339.

Von der Fertigkeit der alten Deutſchen im Springen, ſ. oben, S. 554.

Als eine beluſtigende Aufgabe, das Springen betreffend, füge ich noch hinzu: zu machen, daß der beſte Springer nicht über einen Stroh-Halm ſpringen kann, ob er gleich davor ſteht. Die Bedingungen, welche dieſe Bewegung unmöglich machen, ſind: daß er alſo gerade hinüber ſpringe, ohne weder die Knie, noch Leib oder Kopf zu bewegen. Geht er dieſe Bedingungen ein, ſo muß er, vor dem Stroh-

Halme

Halme ſtehen bleiben, denn er ſteht in dem Ruhe-Winkel, aus welchem er ſeinen Leib ohne Beugung des Kopfes oder der Knie niemahls wird ſchwingen können. Hieraus iſt auch zu erkennen, warum ein Menſch, wenn er etwas von der Erde aufheben will, den Fuß hinterwärts kehrt, zugleich aber den andern Fuß vorſetzt, daß die Directions-Linie zwiſchen die Füße falle; würde er ſolches aus der Acht laſſen, ſo würde er, wenn er ſich beuget, vorwärts fallen, oder, wenn er die Beugung des Fußes nicht vornehmen wollte, ſich gar nicht bücken können.

Ich ſchließe mit der ſo wichtigen und nützlichen Anweiſung, was bey einem Noth-Sprunge aus oder von einem Fuhrwerke zu beobachten iſt. Man weis, wie viele Menſchen in dem Falle zu Schaden kommen, wenn ſie aus oder von einem Fuhrwerke ſpringen, vor welchem die Pferde flüchtig werden. Der gewöhnlichſte Erfolg iſt ein ſchwerer Fall, oder ein Bein-Bruch. Die Urſache iſt dieſe: der aus oder von dem Wagen ſpringende Menſch weis nicht, oder erinnert ſich nicht, daß er mit dem Wagen bereits eine ſchnelle Bewegung vorwärts angenommen hat; indem er nun aus oder von demſelben ſpringt, ſo geräth er in eine zuſammengeſetzte, von zwey Kräften abhangende Bewegung, deren eine mit dem Wagen vorwärts, die andere durch die Kraft ſeines Sprunges ſeitwärts geht. Sein Körper fliegt alſo in der Diagonal-Linie dieſer beyden Bewegungen vorwärts, und hat daher eine ſchiefe Richtung gegen die Bewegung, in welcher er zu ſpringen vermeinte. Er, der ſich nur auf dieſe gefaßt machte, und bey Erreichung des Bodens Stand zu halten ſucht, fühlt ſich, wie von der Seite angeſtoßen, und es ergeht ihm eben ſo, wie es einem Menſchen ergehen würde, wenn er im ſtarken Laufe oder bey einem ſtarken Sprunge unerwartet von jemand ſtark von der Seite her angeſtoßen wird, wor-

aus gewiß ein gefährlicher Fall entſteht. — Wie iſt aber nun dieſer Sprung, wenn er glücklich abgehen ſoll, nach der Theorie zu verrichten? Der Springer muß, ehe er den Satz wagt, ſich ſo ſtellen, als wenn er ſchräge hinaus hinterwärts ſpringen wollte, um dadurch die von ſeinem Körper mit dem Wagen angenommene Kraft, ſo viel als möglich, zu ſchwächen, aber auch deſto weiter hinaus zu ſpringen ſuchen, damit er vor dem Hinter-Rade vorbey ſpringe.

Bey dieſer Gelegenheit erinnere ich an die Vorſchläge, wie durch gewiſſe Einrichtungen an Fuhrwerken, traurige und ſchreckliche Unglücks-Fälle flüchtiger und kolleriger Pferde zu vermeiden ſind, im XLIII Th., S. 429 — 459.

Vom Stehen auf Einem Beine, ſ. oben, S. 668.

Vom Stein-Spiel, einer Art des Scheiben-Spieles, ſ. oben, S. 768.

Vom Stelzen-gehen, ſ. oben, S. 682.

Vom Stickelſen, oder Pfahl-Spiel, ſ. oben, S. 738.

Vom Tanzen, ſiehe in T.

Vom Topfſchlagen, einer Art von Blindekuh, ſ. oben, S. 835.

Vom Tragen, und ſich tragen laſſen, ſ. oben, S. 409, fgg.

Vom Voltigiren, ſ. oben, S. 861, fgg.

Vom

Vom Werfen und Schießen. Das Werfen iſt, nach Hrn. Vieth Anweiſung, eine Uebung, welche ganz vorzüglich zur Stärkung der obern Gliedmaßen geſchickt iſt. Die Jugend übt ſich gern darin; es ſcheint ein beſonderes Vergnügen darin zu liegen, einen Körper durch die Kraft des Armes durch die Luft fliegen zu machen, und ſeiner Bahn mit den Augen nachzufolgen.

Man wirft entweder mit der bloßen Hand, oder mit Werkzeugen. Wenn man mit der bloßen Hand wirft, ſo kann man ſich dabey zum Zweck vorſetzen: entweder die größte Entfernung zu erreichen, oder die ſchwerſte Maße fortzuwerfen, welche unſere Kunſt verſtattet, oder endlich ein beſtimmtes Ziel ſo genau, als möglich, zu treffen.

Der Wurf, wobey es auf die größte Entfernung angeſehen iſt, kann entweder in die Höhe, oder in die Weite, geſchehen.

Der Wurf in die Höhe iſt, wenn er ſenkrecht hinauf geſchehen ſoll, etwas kraftlos. Wie hoch ein Mann werfen könne, läßt ſich im Allgemeinen nicht wohl beſtimmen, weil es auf das Gewicht und auf die Geſtalt des Körpers, der geworfen wird, ankommt. Eine Höhe von 60 bis 70 Fuß mit einem Steine von etwa ½ Pfund, iſt nicht auſſerordentlich.

Der Wurf in die Weite, hat weit mehr Vehemenz, als der vorige, wegen der großen Stärke der Bruſt=Muskel und des dreyeckigen Arm=Muskels (Deltoides), welche hier mit ihrer ganzen Kraft wirken können. Es giebt zwey Arten, wie der Arm dabey geführet werden kann. Die eine iſt die, da man den Arm hinterwärts über den Kopf in die Höhe hebt, und aus dieſer Lage vorwärts bewegt. Dieſer Wurf hat viel Stärke, das iſt nicht zu läugnen; dennoch iſt die andere Art aus guten Gründen vorzuziehen. Dieſe andere Art beſteht nähmlich darin, daß der Arm

an=

anfangs hinter dem Rücken gehalten wird, ſo, daß der Rücken der Hand, dem Rücken zugekehrt wird, indem die Hand ſich zugleich ſo drehet, daß der Stein vorwärts aus derſelben heraus fliegen könne. Dieſe Methode iſt in einigen Gegenden, wo das Werfen wegen des Klootſchetens im Winter, ſ. oben, S. 732, als eine Sache von Belang geübt wird, durchaus gebräuchlich, und die vorige Methode gebraucht man nur, wo es auf Treffen in keiner großen Weite ankommt. Zum Weitwerfen iſt ſie deswegen beſſer, weil erſtlich der Schwung des Armes größer iſt, oder, wie man zu reden pflegt, weil man weiter ausholen kann; zweytens weil, da der Arm hier von unten vorwärts hinauf geführt wird, die Hand zulezt gerade die gehörige Richtung erhält, welche dem Steine die vortheilhafteſte Elevation giebt (*). Die Erfahrung beſtätigt es auch hinlänglich. Wer aber nicht in dieſer Art zu werfen geübt iſt, findet ſie ſehr unbequem, und empfindet einen ſchmerzhaften Ruck im Hand-Gelenke, weil die Hand eine heftige Wendung machen muß. Ein Par Schritte Anlauf und eine Wendung des Rumpfes beym Ausholen, können den Schwung ungemein verſtärken.

Wie weit ein Menſch werfen kann, läßt ſich eben ſo wenig im Allgemeinen angeben, als vorhin die Höhe. Einige Verſuche von einem Manne von mittlerer Kraft und Uebung angeſtellt, geben folgende Reſultate:

Ma-

(*) Der Weg eines geworfenen Körpers iſt, in ſofern man den Widerſtand der Luft aus der Acht läßt, eine Parabel. Die Kraft des Wurfes würde ihn nach einer geraden Linie treiben, in der er nach dem Geſetze der Trägheit fortfliegen würde, wenn ihn nicht die Kraft der Schwere in jedem Augenblicke gegen die Erde triebe. Die Elevation, welche den weiteſten Wurf giebt, iſt = 45°.

Materie.	Gewicht.	Größte Wurf=Weite. (das arithmetiſche Mittel, aus mehrern Würfen genommen.
Bley	1 Pfund.	140 Fuß rheinl.
Kieſel	1¼ —	126 — —
desgleichen	¾ —	145 — —
Ziegel=Scherbe	½ —	160 — —

Perſonen, die ſich oft üben, können aber viel weiter werfen. Die beſten Klootſcheter werfen eine ein= bis anderthalbpfündige Kugel weit über 200 rheinl. Fuß. Es iſt zu bemerken, daß obige Verſuche bey ſehr heißer Witterung angeſtellt wurden. Die Geſtalt des geworfenen Körpers hat einen großen Einfluß auf die Wurf=Weite, theils in Rückſicht des bequemen Anfaſſens, theils in Rückſicht des Widerſtandes der Luft. Der Discus der Alten (ſ. oben, S. 500, fgg.) war linſenförmig, welches eine ſehr vortheilhafte Geſtalt iſt, weil die ſcharfe Kante den Widerſtand der Luft leicht überwindet. Auf die Maſſe und deren ſpeciſiſches Gewicht kommt ebenfalls vieles an. Eine Kugel von Holz leidet mehr Widerſtand, indem ſie durch die Luft fliegt, als eine gleichſchwere Bley=Kugel, weil jene mehr Volumen hat, als dieſe. Für Größe und abſolutes Gewicht des geworfenen Körpers giebt es eine, der Kraft eines jeden Werfers angemeſſene Gränze. Eine Kugel von 2 Zoll im Durchmeſſer, und etwa 1 Pfund am Gewicht, giebt für eine Manns=Hand einen bequemen Wurf. Bey einem zu leichten Körper geht ein großer Theil der Kraft verloren.

Von dem Wurfe, wobey man ſehr ſchwere Steine ꝛc. zu werfen ſucht, iſt nichts zu bemerken, als daß man ſich in Acht nehmen müſſe, ſich keinen Schaden am Rückgrathe oder an den Armen zu thun, welches dabey leicht geſchehen kann.

Der

Der Wurf nach einem beſtimmten Ziele iſt eine ſehr nützliche Uebung; ſie ſtärkt die Arme, und ſchärft das Augen-Maß. Man wirft entweder mit Steinen, Kugeln, u. dgl. z. B. nach einem aufgeſtellten Kegel; oder mit Wurf-Spießen (*), die man von beliebiger Länge machen kann, nach einer mit concentriſchen Kreiſen verſehenen Scheibe. Lezterer gewährt eine der angenehmſten Unterhaltungen.

Man kann im Bogen-Wurf oder Kern-Wurf das Ziel zu treffen ſuchen.

Auſſer den jezt bemerkten Uebungen im Werfen, kann man noch zur Abwechſelung manche andere anſtellen; z. B. rückwärts, ſeitwärts, zwiſchen den Beinen durch zu werfen, u. dgl.

Als eine Aufgabe zum Scherz kann das Rückwärtswerfen dienen. Man ſtelle jemanden etwa 6 Schritt von einer Thüre, mit dem Rücken gegen dieſelbe, und mit dem Geſichte nach derſelben zurückſehend, und gebe ihm auf, ein Schnupftuch, ein Ey, oder dergleichen, rückwärts zur Thüre hinaus zu werfen, oder überhaupt ein Ziel zu treffen. Wenn er ſich nicht beſonders geübt hat, ſo iſt 10 gegen 1 zu wetten, daß er weit vorbey werfen werde.

Ein bekanntes Spiel der Knaben, iſt das Ricochetiren mit flachen Steinen, als: Topf- oder Ziegel-Scherben auf der Oberfläche des Waſſers.

Die Werkzeuge, deren man ſich bedient, um weiter als mit der bloßen Hand zu werfen, dienen bey uns nur zum Spiel der Knaben, wilden Völkern aber zu Waffen im Kriege.

Bey nicht gar großen Körpern, z. B. Ziegel-Scherben und kleinen Kieſel-Steinen, kann man ſchon

(*) Altdeutſch Framen; ſ. oben, S. 540. In einigen Gegenden Smoltheren.

ſchon dadurch die Weite des Wurfes vergrößern, daß man eine Gabel oder ein flaches Stück Holz, welches der Länge nach ein wenig ausgehöhlt iſt (*), in die Hand nimmt, den Stein darauf legt, den man mit dem Daumen feſt andrückt, und ihn beym Wurfe über das Inſtrument hinrutſchen läßt.

Ein anderes Mittel, um weiche Körper, als: Aepfel, Thon-Kugeln, u. dgl. in eine große Entfernung zu werfen, iſt: ein etwa 3 Fuß langer, oben zugeſpitzter Stab, auf welchen der Körper geſpießt wird; da denn dieſer beym Fortwerfen durch einen großen Bogen geſchwungen, und mit ungemeiner Schnelligkeit fortgetrieben wird. Oben, S. 623, findet man Nachricht von dem **Wurf-Stocke**, welchen die Neuholländer brauchen, um Speere in die Ferne zu werfen. Wenn man einen ſolchen Stock oben mit einer Art von Kelle verſieht, ſo kann man auch Steine damit werfen.

Das vorzüglichſte Mittel endlich zur Verſtärkung des Wurfes, iſt die Schleuder, ein Stück ſtarkes Leder, etwa oval oder rautenförmig geſchnitten, in der Mitte mit einem Loche, worin der Stein ruhet, und mit zwey Schwung-Riemen oder Stricken verſehen, welche mit der Hand gefaßt werden, und wovon der eine nach ein- oder zweymahligem Umſchwingen losgelaſſen wird. Von der Geſchicklichkeit verſchiedener alten Völker, inſonderheit der Einwohner auf den baleariſchen Inſeln im Schleudern, und wie ſie ihre Kinder in dieſer Kunſt übten, ſ. oben, S. 507.

Auf ähnliche Art, wie mit der Schleuder, wirft man auch mit einem Bley-Lothe, davon man den Faden nach dem Umſchwunge durch die Finger glitſchen läßt.

Von

(*) Im Plattdeutſchen: eine Gädſe.

Von dem Werfen iſt das Schießen unterſchieden. Bey dem Werfen iſt es eigene Kraft des Menſchen, die den Körper forttreibt, wobey er den Schwung durch Werkzeuge verſtärken kann; bey dem Schießen hingegen iſt es nicht eigene, ſondern eine, auſſer dem Menſchen befindliche Kraft, die Elaſticität einer ausgedehnten Sehne, einer zuſammengedrückten atmoſphäriſchen, oder einer ſich plötzlich entwickelnden Luft, heißer Dämpfe. Man ſagt auch: Bomben werfen, allein dies kann den eben angegebenen Unterſchied nicht umſtoßen.

Bogen und Pfeil waren die älteſten Vorrichtungen dieſer Art, ſind noch jezt bey vielen Völkern des Erdbodens die beſten Waffen, und geben auch bey uns eine ſehr nützliche aber nicht genug genutzte, Uebung für die Jugend. Man kann auch hierbey entweder die größte Weite, oder das richtigſte Treffen, zum Zweck machen. Holz, Horn, Fiſchbein, Stahl, kurz jede elaſtiſche feſte Maſſe kann zum Bogen dienen; ein gedrehter Strick oder eine dicke Darm-Saite, zur Sehne; ein Rohr oder ein Holz-Stab, etwas dicker als ein Pfeifen-Stiel, vorn mit einer Spitze, und hinten mit einem Gefieder verſehen, zum Pfeile. Von der Härte und Elaſticität des Bogens und der Sehne, hängt die Kraft des Schuſſes ab. Der Gebrauch iſt leicht; man faßt mit der linken Hand den Bogen in der Mitte, und legt zugleich einen Finger leiſe auf den Pfeil, mit der rechten faßt man die Mitte der Sehne und das Ende des Pfeiles, zieht jene, ſo viel als nöthig iſt, an, und läßt ſie wieder losſchnellen, ohne die Mitte des Bogens zu verrücken. Von der großen Stärke der Bogen bey den Alten, und von den Uebungen verſchiedener Völker mit dieſem einfachen Werkzeuge, wird im Art. Pfeil gehandelt werden.

Die Armbruſt iſt eine Modification des Bogens, da nähmlich derſelbe mit einer Vorrichtung verbunden

wird, um bequem und feſt anzulegen und die Sehne ſtark anzuziehen, damit der Pfeil oder Bolzen mit möglichſter Kraft fortgetrieben werde. Es beſteht nähmlich dieſes Schieß-Gewehr aus einem ſtählernen Bogen, der in einen, dem Flinten-Schafte ähnlichen Schaft eingelaſſen iſt, die Sehne des Bogens wird mit einer Winde angeſpannt, und ſchlägt, wenn ſie vermittelſt des Züngleins abgedrückt wird, den Pfeil oder Bolzen mit Gewalt fort. Siehe auch im VI Th., S. 705, f.

Der Armbruſt bedienten ſich die alten Römer, hernach die Deutſchen bis auf Karl V., und die Engländer bis in die Mitte des 17ten Jahrh. Der große Verehrer des Alterthumes, der Ritter Folard, geſteht ihm den Vorzug vor unſern jezigen Flinten zu. Heut zu Tage bedient man ſich dieſes Inſtrumentes nur noch zum Scheiben- und Vogel-Schießen, obwohl es in Gewölben unter Wällen der Feſtungen, bey deren Erbauung nicht genug für den Abzug des Rauches geſorgt worden iſt, auch wohl mit Nutzen möchte können gebraucht werden.

Man möchte vielleicht fragen: warum kommt die Armbruſt in keinem Wapen vor, da doch alle Arten von altem Gewehr darin zu finden ſind? Die Antwort iſt leicht. Die Armbruſt war kein Geſchoß für edle Ritter, ſondern für gemeines Fußvolk. Jene bedienten ſich des gewöhnlichen Bogens, welcher ſich dadurch von der Armbruſt unterſchied, daß er nicht durch ein Holz geſteckt war, und die Pfeile damit aus freyer Hand abgeſchoſſen werden mußten. Nur die ritterlichen Waffen und Ehren-Zeichen gehören in das Gebieth der Heraldik.

Wind-Büchſen und Feuer-Gewehr, Flinten, Musketen, Büchſen, Terzerole, Piſtolen, ſind die jezt gewöhnlichen Inſtrumente zum Schießen, und wegen ihrer ungeheuern Kraft ſowohl, als wegen Bequemlichkeit des Gebrauches, freylich allen übrigen vorzuziehen. Der Gebrauch dieſer Waffen befördert

Fe-

Feſtigkeit des Armes, Unerſchrockenheit und Augen-Maß; auf Genauigkeit des Zielens, zu welchem Behuf auf dem vordern Ende des Laufes das Korn (ſ. Th. LIV, S. 601) angebracht iſt, und auf unverrückte Haltung, welche durch den Kolben, den man an die Schulter anlegt, erleichtert wird, kommt dabey Alles an. Das Schießen nach der Scheibe, nach dem Vogel, und dgl. dient noch zum Vergnügen und zur Uebung der Bürger. Gelernte Jäger bringen es in der Kunſt zu treffen, zum Bewundern weit.

Das Werfen, nach Hrn. Gutsmuths Anweiſung. „Das Werfen hat die Stärkung der Hand, des Armes, der Schulter und Bruſt-Muskeln, zum beſondern Zweck, und befördert, wenn es nach einem beſtimmten Ziele geſchieht, das Augen-Maß auf eine ſehr gute, unterhaltende Art. Daß es in täglich vorkommenden Fällen zur Vertheidigung ſeiner eigenen Haut ungemein nützlich ſey, iſt zu bekannt, als daß ich es weiter auseinander zu ſetzen brauche. Selbſt die Geſchichte hat uns merkwürdige Beyſpiele von dem Nutzen dieſer Uebung, und von dem Grade der Vollkommenheit, zu welchem man ſie bringen kann, aufbewahrt. Wer erinnert ſich nicht hierbey an Davids Schleuder, und an die Fertigkeit der alten Bewohner der baleariſchen Inſeln? Unter den jezigen Nationen ſind die Patagonier ſehr rüſtige Schleuderer. Nach *Bougainville* und Andern, beſteht ihre Haupt-Waffe aus zwey in Leder gefaßten Kieſel-Steinen, die an beyden Enden eines 6 bis 7 Fuß langen Darmes befeſtigt, und etwa ſo groß als eine zweypfündige Kanonen-Kugel, ſind; ſie bedienen ſich ihrer zu Pferde, auf der Jagd, und treffen auf 300 Schritt ihren Gegenſtand ſehr genau.

„Unter den Neuern empfiehlt Frank (*) mit den Worten: „Das Werfen nach beſtimmten Zielen, an „Orten, wo, weder den Vorbeygehenden, noch öffentlichen „Gebäuden, davon Nachtheil zuwachſen kann, ſtärkt be„ſonders Bruſt und Auge; die kleinſten Knaben ſind zu „ſolcher Uebung geſchickt. Nach und nach wird entweder „das Ziel mehr in die Ferne geſteckt, oder die Maſſe, wel„che geworfen wird, erſchweret; leztere erfordert jedoch „mehr Jahre und Uebung."

„Das Werfen geſchieht entweder mit der Hand unmittelbar, oder mittelbar, vermittelſt irgend eines Inſtrumentes. Zu der zweyten Art gehört auch das Schießen.

„1. Die kunſtloſeſte Art des Werfens iſt allgemein bekannt. Wir ſchleudern einen Stein mit der Hand durch die Luft, in die Höhe oder Weite, oder nach einem beſtimmten Ziele. Die dazu nöthige Bewegung des Armes iſt bekannt, aber beſchreiben läßt ſie ſich nicht. Soll aber Arm und Schulter geübt werden, ſo darf man dann den Arm nicht ſteif halten, und ihn mit der Hand, beym Wurfe, nicht von oben nach vorn hinaus bewegen. Um in die Weite und Höhe zu werfen, beſchreibt man mit dem Steine einen großen Bogen; aber beym Zielwerfen ſieht der Gymnaſt darauf, daß mit voller Anſtrengung des Armes, nur Kern-Schüſſe gemacht werden, und er macht nur dann hiervon eine Ausnahme, wenn man mit 3, 4 Pfund ſchweren Steinen bombenartig nach einem Ziele werfen will. In dieſem lezten Falle iſt die Bewegung des Armes auch ganz anders, nähmlich ganz ſo wie beym Discus-Werfen. Davon hernach. — Intereſſe läßt ſich in dieſe Uebung auf zweyerley Art bringen, nähmlich durch Wettſtreit, und durch Abänderung des Zieles. Wir werfen bald nach einer perpendikulär ſtehenden Scheibe, in Kern-Schüſſen; bald nach einer horizontalen, bom-

(*) Syſtem einer medicin. Polizey, B. 2, S. 635.

bombenartig, mit ſchweren Steinen; bald nach einem hoch aufgeſtellten Topfe; bald nach einem hölzernen Vogel, um beſtimmte Gewinnſte. Bald ſtellen wir das Ziel auf eine Anhöhe, bald in eine jähe Tiefe.

„2. Die Schleuder erfordert ungemein viel Vorſicht; ich kann es nicht anrathen, ſie mit jungen Leuten geſellſchaftlich zu üben, man müßte denn Anſtalten treffen, daß immer nur ein Schleuderer da ſtände, indeß alle Andern vor ſeinem Wurfe in völliger Sicherheit wären. — Die Sache iſt übrigens bekannt, Jedermann weis, wie eine Schleuder gemacht werde; in Abſicht ihrer Handhabung ſetze ich nur noch hinzu, daß ſie in ſchräger Richtung kreisförmig über dem Kopfe geſchwungen werden müſſe, um den Wurf zu beginnen; alle andern vorläufigen Bewegungen ſind falſch.

„3. **Der Wurfſpieß.** Eine andre altgriechiſche Uebung war das Wurfſpieß-werfen. Sie ſcheint, ſo wie das Bogen-ſchießen, aus der Wiege der Menſchheit mitgebracht, und daher überall, wo Menſchen leben, bekannt zu ſeyn. — Wir brauchen ſie ſeit der Pulver-Erfindung freylich nicht mehr, aber ein ſtarker Arm, mit dem Ulyſſes den Wurfſpieß ſo weit trieb, als der Bogen-Schütze den Pfeil vermittelſt der Sehne, muß uns werth ſeyn; ich muß daher dieſe Uebung der Jugend empfehlen.

„Ein 5, 6 und mehrere Schuh langer, völlig gerader Stab wird am einen Ende mit einer ſtarken eiſernen Hülſe verſehen, am andern ebenfalls nach Art eines Pfeiles gefiedert. Dicke und Schwere richten ſich nach der Stärke des Werfenden, ſo wie auch die Länge nach deſſen Größe. — Man faßt dieſes einfache Inſtrument im Gleichgewichte, das iſt ſo ziemlich in der Mitte, mit den Fingern, wiegt es einige Mahl mit auf und nieder ſchwenkendem Arme hoch und tief, und ſtößt es, wenn man den gemächlichſten Au-

genblick zum Wurfe abgewartet hat, mit aller Kraft des Armes und der Schulter durch die Luft nach dem bezielten Gegenſtande, der in einer Scheibe beſtehen kann. Man muß es ſelbſt verſucht haben, um einzuſehen, wie ſehr dieſe Uebung zur Stärkung der Glieder bequem ſey. Die Alten befeſtigten in der Mitte des Wurfſpießes einen, wahrſcheinlich nur ſehr kurzen, Riemen, um ihn vermittelſt deſſelben beſſer fortſchnellen zu können, als wenn man ihn bloß mit den Fingern faßte. Vielleicht war der Riemen gar nicht am Spieße, ſondern mit einem Ende, durch Umwickeln, an der Hand feſt geſchlungen. Man ſchlug das loſe Ende um die Mitte des Inſtrumentes ein Mahl herum, hielt den Spieß damit feſt, indem man es mit der Hand faßte, ſchwenkte den Wurfſpieß, und ließ im Augenblicke des Abſchießens das Ende des Riemens fahren, wie man den einen Riemen der Schleuder im Wurfe glitſchen läßt.

„4. Der Bogen iſt von je her mit dem Wurf-Spieße zu ſehr verwandt, als daß ich ihn hier ganz vergeſſen könnte. Das Bogen-ſchießen iſt jezt noch eben ſo gut, als zu Ulyſſes Zeiten, eine ſchöne männliche Uebung. Ich kenne für den Knaben faſt kein reizenderes Vergnügen, als dieſes. Er läuft und ſucht, bis er ein elaſtiſches Maßholder-Stämmchen findet, er biegt, ſchnitzt es zum Bogen, biethet alle ſeine Geduld auf, um es an der Luft hinreichend austrocknen zu laſſen; er verbindet beyde Enden mit einer ſtarken Schnur, und verſucht nun mit großer Erwartung ſeine elaſtiſche Kraft. Es iſt gelungen. Nun ſchnitzt er den Pfeil aus einem Stück Fichten-Holze. Er giebt ihm die Dicke einer ſtarken Feder-Spuhle, 2, 3 Schuh Länge, verſieht ihn vorn mit einer bleyernen Hülſe, und hinten mit zwey daran geleimten Feder-Fahnen. Der kleine Schütze iſt fertig. Hitze und Kälte, Wind und Froſt ſind nicht mehr da

für

für ihn, ſeine Freude über den hoch und weit fliegenden Pfeil macht alles vergeſſen; er dünkt ſich ein kleiner Tell, und wetteifert mit ſeinen Geſpielen, wie Er, einen Apfel oder eine Scheibe zu treffen.

„Eine Kleinigkeit, ſagt man vielleicht; iſt ſie des Erzählens werth? — Wie man will. — Doch geſtehe ich, jedes Spiel, das den jungen Menſchen beſchäftigt, ſeine Kräfte übt, und im Freyen ſeine Geſundheit ſtärkt, iſt mir überaus wichtig. Iſt uns die Kraft eines Ulyſſes ſchätzbar, ſo laßt uns auch die Mittel nicht verſchmähen, durch die er ſie erlangte und übte.

„5. Der Discus. Uebung bey den Alten. Schon im Homer iſt mehrmahls die Rede von der Wurf-Scheibe. Achilles übt ſeine Myrmidonen am Ufer des Meeres mit dem Werfen des Discus und des Wurf-Spießes. Bey den öffentlichen heiligen Spielen gehörte der Discus zum Fünf-Kampfe; und in den Gymnaſien übten ſich mit dem Discus nicht bloß die Athleten, ſondern auch andre Perſonen. „Auf dem Kampf-Platze," ſo ſagt Solon etwa beym Lucian zum Anacharſis: „ſaheſt du ein rundes Stück „Erz liegen, welches die Geſtalt eines kleinen Schildes „hatte, das aber weder mit Handhaben noch Riemen ver„ſehen war. Du fandeſt, als du den Verſuch machteſt, „es auf zu heben, daß es ſchwer und wegen ſeiner Glätte „nicht leicht feſtzuhalten war. Dieſes werfen ſie in die „Wette, bald hoch in die Luft, bald vor ſich hin, und „wetteifern, wer es am weiteſten werfen kann. Dieſe Be„mühung verſchafft ihnen ſtarke Schultern und nervigte „Arme." — Dergleichen wörtliche Beſchreibungen, welche in manchen alten Autoren vorkommen, mit den noch übrigen Kunſt-Werken des Alterthumes vergli„chen, gewähren uns von dieſer gymnaſtiſchen Uebung eine hinlänglich deutliche Vorſtellung.

„Der Discus oder die Wurf-Scheibe war von Metall oder Stein verfertigt, und hatte die Geſtalt

einer Linſe, oder eines auf beyden Seiten convex geſchliffenen Glaſes. Der Durchmeſſer mag, nach den vorliegenden Abbildungen zu ſchließen, etwa 1 Fuß betragen haben, und die Dicke im Mittelpuncte ſoll 3 bis 4 Zoll geweſen ſeyn. Hiervon läßt ſich auf die beträchtliche Schwere dieſer Maſſen ſchließen; aber beyde, ſowohl Größe als Schwere, waren nicht immer gleich, und es läßt ſich theils von ſelbſt leicht abſehen, daß man für die angehenden Gymnaſtiker weit kleinere und leichtere Wurf-Scheiben hatte, als für die geübten Athleten; theils läßt es ſich ſchon aus einer alten Abbildung der Wurfſcheiben-Schleuderer, (Δισκοβολος, Diſcobolus,) die man bey *Mercurialis* und *Potter* nachgeahmt findet, abnehmen. Im Mittelpuncte befand ſich ein Loch, durch welches, nach *Potter*, ein Riemen gezogen wurde, vermittelſt deſſen man dem Discus die gehörige Schwingung gab. Es iſt mir nicht bekannt, auf welche Angaben der Alten ſich dieſe Meinung ſtützt; *Mercurialis* erwähnt davon nichts; wenn aber die Discobolen ihre Hände mit Erde rieben, um den Discus wegen der Glätte deſto beſſer faſſen zu können, und wenn er beym Fortſchleudern eine rotirende Bewegung erhielt, ſo entſpricht beydes dem Gebrauche eines Riemens gar nicht.

„Man warf den Discus in die Höhe und Weite, man rollte ihn an der Erde fort, oder bezielte damit einen gewiſſen Gegenſtand, auf welchen der Discus bombenartig niederfiel. Derjenige war Sieger, welcher am beſten traf, oder deſſen Wurf-Scheibe die größte Höhe oder Weite erreichte. Der Haupt-Handgriff bey dieſer Uebung iſt uns durch Ueberreſte des Alterthumes überliefert. Der Arm hieng am Leibe nieder, der Discus ruhete auf den vier geſchloſſenen Fingern, der Daumen lag ſeitwärts daran; der Werfende ſetzte den Arm in eine Schwingung nach vorn und hinten hin, paßte ſo den bequemſten Zeitpunct des

Wer-

Werfens ab, und ſchleuderte dann die Scheibe ſo in die Luft, daß ſie in einer rotirenden Bewegung fort fuhr (*).

„Jezige Uebung: *Galenus* nimmt den Discus in die mediciniſche Gymnaſtik auf, wir in die pädagogiſche, als eine für die Jugend angenehme Abwechſelung des Werfens. Wurf-Scheiben von ſchwerem feſten Holze, die überall leicht zu erhalten ſind, mögen für unſere Jugend genug ſeyn; jene ſchwere Metall-Maſſen ſcheinen auch in der That nur für äuſſerſt geübte männliche Schultern geweſen zu ſeyn. Bey dem Gebrauche ahmen wir die Alten völlig nach, aber mit keinem Riemen, ſondern mit freyer Hand, weil der Wurf dadurch ſicherer wird. Wollen wir ein Ziel haben, ſo iſt eine am Boden befeſtigte, oder mit einer horizontalen kleinen Scheibe verſehenen Stange dazu ſehr bequem. Es iſt nöthig, daß der Gymnaſt bey dieſer Uebung ſeinen Schülern Martial's Vers empfehle:

„Splendida cum volitant Spartani pondera Diſci,
Eſte procul pueri, ſit ſemel (nunquam) illa nocens.“

Die izt beſchriebenen **Uebungen des Werfens und Schießens**, findet man in Fig. 4247 abgebildet.

Vom **Wippen**, ſ. oben, S. 433.

Vom Ziehen, ſ. oben, S. 681.

Ueber Nutzen und Zweck der Leibes-Uebungen, nach Hrn. Gutsmuths. „Es gab eine Zeit, wo man von Krankheiten ſehr wenig wußte, wo das Alter faſt die einzige Krankheit, und der Tod der einzige Arzt war. Sie ſtand nicht, wie uns die Alten ſagen,

(*) Ein Mehreres vom Discus, ſ. oben, S. 500, fgg. K.

gen, unter dem Scepter Saturn's, ſondern der Natur. Da, wo man dieſe Herrſchaft nicht mehr anerkennen wollte, entfloh die goldene Zeit, und die Menſchen fingen an, Medicin zu ſtudiren. Aber ſie weilt noch jezt hier und dort, wo der Natur=Menſch im glücklichen Klima, nach mäßiger Arbeit im Schatten des Brod=Baumes ruht; wo er, ſchwarz gebrannt durch ſengende Hitze, Caſſave und Reiß bauet; wo er meilenweit den Hirſch und den wilden Ochſen verfolgt, oder der friedlichen Heerde wartet; am Niger und Miſſiſippi, in den Alpen und im Hochlande.

„Nur Eine Revolution iſt die größte, — die Umwandlung des rüſtigen Natur=Menſchen in ein ſchwaches verfeinertes Geſchöpf; jede andere iſt gegen ſie nur Kinder=Spiel. Jezt, nach einer Ueberſicht von ein Par Jahrtauſenden, die im Schickſale der Menſchenkinder überall und immer dieſelben Folgen von Rohheit und Verfeinerung aufdecken, fällt es dem Beobachter etwas ſchwer aufs Herz, wenn er beyderley Zuſtand neben einander ſtellt, beyderley Lebens=Glück auf die Schale legt. Auf der einen Seite der rüſtige Natur=Menſch in der Fülle körperlicher Geſundheit und Kraft, mit wenigen, leicht zu befriedigenden Bedürfniſſen; ſein Auge ſtrahlt vom Vergnügen des Daſeyns, ihm iſt durchaus wohl im Gefühle ſeiner Stärke und Freyheit; und wenn ihn etwas drückt, ſo iſt er kraftvoll genug zum Widerſtehen. Er genießt des Lebens, ſo lange es da iſt, verſteigt ſich nie phantaſievoll in die Regionen der Chimären, kämpft nie mit kranken Einbildungen; und wenn ihm einſt der Tod alle Natur=Geſchenke abfordert, ſo verabſchiedet ſich keiner ſo leicht, als er. — Auf der andern der verfeinerte Menſch von zärtlicher Geſuudheit und körperlicher Schwäche, mit einer unendlichen Reihe von Bedürfniſſen. Sein Auge ſpricht nur gar zu oft den bittern Verdruß aus, den er in ſeiner Lage empfindet,

wirk=

wirklich oder eingebildet iſt das nicht gleich? — Ihm iſt übel, er iſt krank im Gefühl ſeiner Schwäche; er will mehr, als er kann; er leidet beym Druck, er unterliegt ihm, ſtatt zu widerſtehen. Seine Wünſche vermehren ſich, wenn der Tod kommt.

„In dieſen Gedanken liegt wohl viel Wahres. Ich bin kein Freund von arkadiſchen Träumereyen; ich weis, daß auch der Natur-Menſch mit Krankheiten, mit Mangel und mit den Schwächen des Alters kämpft; aber immer auffallend weniger und glücklicher als ſein verfeinerter Bruder, der ſeine wirklichen Leiden durch ein ganzes Heer eingebildeter vermehrt, und, nervenſchwächer, weniger fähig zum Ertragen und Widerſtehen iſt. Jener genießt faſt ununterbrochen bis an die Stufen des Alters die Süßigkeit eines Lebens, das wir nur, wenn es uns gut geht, im glücklichen Alter der Kindheit koſten; dieſer endet oft ſchon mit dem Knaben-Alter den Genuß deſſelben, und ſinkt in die Arme des Grames und der Kümmerniſſe. Kurz, bey Jenem, körperliches Wohlſeyn neben der Rohheit des Geiſtes; bey Dieſem, Siechheit und Verfeinerung neben Geiſtes-Cultur.

„Es bleibe hier unentſchieden, wer von Beyden der Glückſeligkeit des Lebens am meiſten genieße; aber ſo viel iſt gewiß, vereinigen wir in Gedanken die körperlichen Vollkommenheiten des Natur-Menſchen mit der Geiſtes-Cultur des verfeinerten Erd-Bewohners, ſo erblicken wir das ſchönſte Ideal unſerer Gattung, ein Ideal, bey deſſen Anblick unſer Herz ſtärker ſchlägt.

„Dieſe Vereinigung iſt ein Problem, an deſſen Ausführung man längſt dachte, das man bald für möglich, bald für unmöglich hielt; es iſt wahrhaftig eins der größten, der intereſſanteſten für die ganze verfeinerte Menſchheit. Vielleicht nicht ausführbar bis zur größten Vollkommenheit, — ich zweifle ſelbſt daran; aber berechtigt uns das, es ganz aufzugeben, und

Alles ſeinem, wahrlich nicht guten, Gange zu überlaſſen? Und dann, erzählt uns nicht die Geſchichte von dem ſchönſten Volke des Alterthumes, daß es jene Vereinigung bis zu einem merklich hohen Grade zu Stande brachte? Hier iſt mit zwey Worten, frey heraus meine Meinung über die Art, wie ſie möglich ſey: Cultivirt den Menſchen ſo viel als möglich, ſchleift ſeine natürliche Rohheit ab; aber unterwerft ihn nie der entnervenden Verfeinerung.

„Vor Allem müſſen wir hier die Wörter etwas genauer beſtimmen, weil die Sachen ſo verſchieden ſind. Cultur iſt nicht Verfeinerung; jene iſt ächte Bildung des geiſtigen und körperlichen Menſchen; dieſe, eine geſchmackvolle Verzärtelung unſerer Sinnlichkeit; jene, wahre Vervollkommnung unſers ganzen Weſens, dieſe, eine modiſche Schminke, ihm vom Geiſte des Zeit-Alters aufgelegt; jene wirkt wahre Kraft-Vermehrung, dieſe, Schwächung unſerer Kräfte. Liegt nicht in dem Begriffe des Verfeinerten auch der, des Schwachen? „Wir würden," ſagt Ackermann (*): „gewiß nicht ſo viel ausgedörrte „Perſonen und weniger Unglückliche ſehen, welche die „Verſchwendung ihrer Kräfte zu Opfern des Todes „macht, wenn unſere Sitten weniger verfeinert wären." Jene, die Cultur, meine ich, giebt uns Mädchen und Weiber, die das Naſſe nicht ſcheuen, die ihrer Haushaltung tapfer vorſtehen, ein Häufchen ſelbſternährter Kinder erziehen, die nicht Toilette machen, ſondern ſich nur auf gut deutſch ankleiden; Geſchöpfe von geſunden Empfindungen, von reinem gebildeten Verſtande, die den Mond lieb haben, nicht als Zeugen ihrer Leiden und Erbarmer, ſondern — weil er die Nächte erheitert; die an geſcheidten Büchern Geſchmack finden, aber faſt keinen Roman verdauen, weil

(*) Ueber die Krankheiten der Gelehrten, S. 3.

weil der Spaß zu abgenutzt und die Lüge zu lang iſt; Jünglinge und Männer, die ſich zu jenen Weibern paſſen; dieſe, empfindelnde, mondſichtige Geſchöpfe, Mädchen, die vor dem verdorrten Bäumchen nieder= knien, und weinend das Schickſal des armen Dinges beklagen (*). Es iſt Zeit, abzubrechen. Ein Bey= ſpiel ſoll uns den Unterſchied anſchaulicher machen.

„Ein zweyter *Rouſſeau* geht nach Amerika, um dort das größte Problem der Erziehung, von dem ich ſo eben ſprach, auszuführen. Ein junger Huron, oder wen man ſonſt will, wird der Gegenſtand derſel= ben. Er behobelt das rohe Kind der Natur, übt die Fähigkeiten ſeines Geiſtes, bildet ſein Herz, erweitert ſeine Kenntniſſe, gebraucht dazu alle Hülfsmittel, kurz, er weihet ihn in die Wiſſenſchaften unſers Erd = Thei= les ein, überläßt es aber übrigens ſeiner Lage unter ei= nem rüſtigen Natur = Volke und ſeinem Magen, die phyſiſche Erziehung zu vollenden; und auf dieſer Seite einen ächten, ſtarken, geſunden Huron aus ihm zu bilden. So iſt die Erziehung endlich vollendet, und wir haben einen cultivirten Natur = Menſchen.

„Wie aber, wenn der *Rouſſeau* den jungen Huron in einem europäiſchen Zimmer auferzogen, vor allen rauhen Eindrücken der Witterung und des Lebens, ſorgfältig geſchützt, mit erkünſtelten Speiſen genährt, zärtlich gepflegt, an Luxus gewöhnt, durch körper= liche Unthätigkeit, durch Unterſtützung von weiblichen und

(*) „Man denke, wie übertrieben das Gefühl werden müſſe, „bis daß ein Trupp junger Mädchen, wie in einer unfernen „Stadt geſchehen iſt, bey dem Anblicke eines abſtehenden „Bäumchens, im Spazierengehen, ſich vor demſelben auf „ihre Knie werfen, und mit heißen Zähren das Schickſal „des guten, nun bald in den Tod dahin ſtürzenden Bäum= „chens, beweinen!! . . . Iſt ſolch ein überſpanntes We= „ſen nicht wirkliche Krankheit?“ Frank medic. Polizey, 3 B., S. 792.

und männlichen Dienern geſchwächt (*), und ſein Gefühl bis zur Empfindeley geſpannt hätte? — ſo wären alle dieſe Arbeiten zu tief gegangene Hobel-Stöße, ſie wären bis ins Mark gedrungen, verſchwunden wäre der Natur-Menſch, und wir hätten nur noch den cultivirten und verfeinerten übrig.

„Laſſet uns nicht mehr verfeinern; ein zu zartes Gewebe zerreißt, wenn der Wind hineinbläſet. Aber Cultur im ganzen Umfange des Wortes, ich meine in körperlicher und geiſtiger Hinſicht, ſey der Zweck unſerer Erziehung! Wer ihn erreicht, erzieht vollkommen, er belebt uns das ſchöne Gedanken-Bild, vom dem ich vorhin ſprach, mehr oder weniger, je nach dem er beyde Theile der Erziehung mehr oder minder in Harmonie zu ſetzen verſteht.

„Unſere phyſiſche Erziehung iſt gegen die geiſtige, um mich ſo auszudrücken, zu kraftlos; dieſe hat, und wenn wir auch darunter bloß reine, ächte Cultur des Geiſtes verſtehen, über jene das Uebergewicht; man denke ſie ſich aber, wie es der Fall iſt, mit Verfeinerung verbunden, wie ſoll der Menſch gedeihen? wie ſich dem Ideal nähern, das aus der Harmonie ſeiner Kräfte entſteht? — —

„Laſſet uns demnach der körperlichen Erziehung mehr Ton und Kraft geben; dem, was ich Verfeinerung nannte, wirkſam entgegen arbeiten; und ſo ſey denn der einzige wahre Haupt-Zweck der Gymnaſtik Harmonie zwiſchen Geiſt und Leib! Ihn erkannte vor

(*) Ich weis ein Beyſpiel, daß ein deutſcher zwölfjähriger Knabe ein Kleidungsſtück noch nicht ſelbſt anziehen konnte, das man nicht gern vor jedermanns Augen anlegt; daß eben derſelbe noch nicht allein gehen konnte, weil er nicht durfte; daß er — und dies mag genug ſeyn — einſt Rhabarber nehmen ſollte, weil ſeine blaſſe Wange durch den Kuß ſeines bärtigen Oheims etwas roth gerieben, befürchten ließ, — — es ſey Schärfe im Blute.

vor 22 Jahrhunderten einer der weiſeſten Menſchen, Plato (*). Man erlaube mir, mit ſeinen Gedanken dieſe Blätter zu ſchmücken. Sie ſind etwa dieſe: „Viele bilden ſich ein, die Muſik (**) ſey bloß zur Bildung „der Seele, und die Gymnaſtik allein zur Bildung des „Körpers eingeführt. Mir ſcheint es, daß beyde für die „Seele allein da ſind. Wer allein Gymnaſtik treibt, wird „hartherzig und unbändig; wer ſich bloß auf Muſik legt, „weichlich und weibiſch. Jene Wildheit aber entſpringt „aus einem hitzigen, feuervollen Temperamente; wäre „dies gehörig gebildet, ſo würde es Muth und Seelen= „Größe erzeugt haben; wird es zu ſehr entflammt, ſo ar= „tet es in Härte und Rohigkeit aus. Jene Sanftheit „aber iſt die Grundlage eines philoſophiſchen Charakters; „fördert ihr ſie zu ſehr, ſo wird ſie zur Weichlichkeit; „bauet ihr ſie gehörig an, ſo wird ſie zur Geſchliffenheit „im Betragen. So müſſen dann beyde in das gehörige „Verhältniß geſetzt werden, dann erhalten wir den weiſen „und männlich kraftvollen Geiſt; im entgegengeſetzten „Falle feige Schwächlinge oder rohe Menſchen. Derſelbe „Menſch überlaſſe ſich ganz der Muſik, ihren lieblich „ſchmeichelnden, ſanftklagenden Harmonien; er widme „ſein Leben dem Wolluſt=Kitzel des Geſanges: ſo wird er „ſeine etwanige natürliche Heftigkeit anfangs auf eine „nützliche Art mildern; aber er fahre darin fort, ſo wird „ſein Geiſt erſchlaffen, ſeine Stärke zerſchmelzen, er wird „gleichſam alle Nerven=Kraft aus ſeiner Seele heraus „ſchneiden. — Derſelbe Menſch lege ſich aber allein auf „Gymnaſtik, er übe ſich und eſſe, vernachläſſige Muſik „und Philoſophie: ſein Körper wird ſtärker, er wird muth= „voll und unerſchütterlich werden; aber beym verſchmäh= „ten Umgange mit den Muſen wird ſeine Seele, die den „Trieb ſich auszubilden hägte, nicht gebildet durch Wiſſen= „ſchaften und Denken, ſo wie durch keinen Theil der Mu= „ſik, wird ſie nicht, ſage ich, ſchwach und ſtumpf blei= „ben? — Seht da den Feind der Wiſſenſchaften und „Mu=

(*) De re publica. III. p. 625.

(**) Für manche Leſer muß ich hier anmerken, daß die Griechen unter Muſik den ganzen Umfang von Kenntniſſen und Fertigkeiten des menſchlichen Geiſtes verſtanden.

„Muſen! unwiſſend und grob lebt er ohne Cultur und „Grazie wie ein wildes Thier. — — Nicht zur Bildung „des Geiſtes und Leibes, (nur gelegentlich zieht dieſer „Vortheile,) ſondern zur Geiſtes=Bildung allein, zur „Ausbildung ſeines Muthes und ſeiner philoſophiſchen „Kraft ſchenkte ein Gott den Menſchen Muſik und „Gymnaſtik, um jene Eigenſchaften gehörig zuſammen „zu ſtimmen, ſie im rechten Grade zu verſtärken oder zu „vermindern. Der Künſtler folglich, welcher Muſik und „Gymnaſtik im ſchönſten Maße miſcht, ſie auf den Geiſt „anwendet, iſt mir der vollkommenſte, der harmonievoll„ſte Muſikus; weit mehr als der, welcher die Saiten zu„ſammen zu ſtimmen verſteht.“ So weit Plato der Weiſe.

„An ſo etwas muß *Rouſſeau* wohl gedacht haben, als er ſchrieb: „Le grand ſecret de l'education eſt de „faire, que les exercices du corps et ceux de l'eſprit ſervent „toujours de delaſſement les uns aux autres (*).“

„Laſſet uns jezt den Haupt=Zweck der Gymnaſtik, den vor und nach Plato noch niemand je entwürdigen konnte, in ſeine einzelnen Theile zergliedern; ſo erhalten wir folgende, höchſt wünſchenswürdige Eigenſchaften des Menſchen, die wir durch Gymnaſtik zu erreichen ſtreben.

1. **Geſundheit des Leibes, ungetrübte Heiterkeit des Geiſtes.** Für den Verluſt der Jugend=Kraft und Geſundheit, ſagt ein weiſer Mann, entſchädigt uns nichts — ſchlechterdings nichts. Nicht Reichthum, nicht Ehre, nicht Gelehrſamkeit, nicht Weisheit — ja, nicht die erhabenſte Tugend, nicht das göttlichſte Verdienſt! —

„Es ſcheint ſehr unnöthig, beweiſen zu wollen, daß die Leibes=Bewegung zur Erhaltung und Stärkung der Geſundheit nothwendig ſey. Unſre größten Aerzte ſtimmen darin überein, daß reine Luft, friſches Waſſer, geſunde und mäßige Nahrung und hinlängliche

(*) Emile III. p. 81.

liche Körper-Anſtrengung, die Quellen der Geſundheit ſeyn. Selbſt kränkliche Erwachſene werden geſund und ſtark, wenn ſie anhaltend, dreiſt und mit Heiterkeit des Geiſtes daraus ſchöpfen. Aber vergebens ſuchen wir in den drey Reichen der Natur und in den fünf Erd-Theilen Geſundheits-Mittel, wenn wir die Hand der Natur ſo ganz verlaſſen, und mit bequemer Muthloſigkeit in den Schooß des Luxus und der Ruhe ſinken. Hierzu ſtimmen wir aber unſre Jugend unfehlbar, und machen ſie zum willigen Gebrauche jener Geſundheits-Quellen unfähig, wenn wir ſie witterungsſcheu gewöhnen, und von Körper-Anſtrengung zurück halten, welche alle Verrichtungen der thieriſchen Maſchine befördert, ihr Feſtigkeit und Dauer, ihren Muskeln und Sehnen Kraft, den Nerven Elaſticität, dem Blute luſtigen Umlauf, dem Ganzen Geſundheit und Nervoſität verſchafft. Jedermann weis das; aber nicht jeder ſieht es ein. Ich führe meine Leſer zu einem der erſten europäiſchen Aerzte, zu dem großen Praktiker, Friedrich Hoffmann (*): „Zur Erhaltung des Leibes iſt nicht bloß Nahrung, ſondern auch Abſonderung deſſen nöthig, was nicht zu Blute „werden kann; und hierzu gehört auch das, was ſich täg„lich vom Blute abſondert. Dies beträgt nach *Sanctorius* „mehr, als was die übrigen Abführungs-Wege zuſam„men abführen. Die Tranſpiration iſt folglich das haupt„ſächlichſte Mittel dazu. Zur Beförderung derſelben muß „man daher alle dienlichen Mittel anwenden, und unter „dieſen iſt das allernatürlichſte, folglich das beſte: die „Bewegung und Uebung des Leibes. Die Tranſpira„tion hängt vom Umlaufe des Blutes ab. In der Haut „ſind viele kleine Drüſen, in welchen ſich die Theile aus „dem Blute abſetzen, die fortgeſchafft werden ſollen. „Die Drüſen bringen die abzuführenden Theile zu den „Schweißlöchern, und ſo gehen ſie fort. Man muß alſo „dahin ſehen, daß kein viel Blut dahin gehe, d. h. man

(*) De motu corporis optima medicina.

„muß den Blut-Umlauf vermehren. Dies geſchieht durch „Bewegung, und dies iſt ein Haupt-Nutzen derſelben. „Ein anderer iſt die Beförderung der Verdauung, die „Vermehrung des Appetites, die Aufmunterung und Er- „friſchung des Geiſtes und Leibes. Ein anderer liegt in „der Fortſchaffung übler Säfte; daher ſind Leute, die viel „Bewegung haben, wenig mit ſchweren Krankheiten, „Stein, Podagra, Gicht, Quartan-Fieber, Kachexie, „Waſſerſucht, Hypochondrie beſchwert. Denn die Wahr- „heit zu ſagen, ſo iſt eine faule Lebens-Art, wo man zu- „mahl wenig Feuchtigkeit in den Leib bringt, eine rechte „Mutter aller Krankheiten, die von Verdickung und Un- „reinigkeiten des Blutes herkommen, und eine Verſtopf- „ung der innern Theile zum Grunde haben. Dagegen „präſervirt auch in der Welt nichts gewiſſer und zuverläſ- „ſiger, als eine hinlängliche Bewegung des Leibes. Sie „übertrifft alle andere Arzeneyen, die man nur immer zur „Erhaltung der Geſundheit und zur Verwahrung vor „Krankheiten recommendiren mag, und kann in dieſer „Abſicht mit Recht eine Univerſal-Medicin genannt wer- „den, weil ſie nicht nur die Urſachen zu Krankheiten weg- „nimmt, ſondern auch zur wirklichen Stärkung und zum „Wohlſeyn des Körpers ein zuverläſſiges Mittel iſt.“

Das Bisherige, der Kern aus den 7 erſten Paragraphen des Hoffmanniſchen Werkes, ſetzt die großen, wohlthätigen Folgen der Körper-Bewegung ziemlich vollſtändig ins Licht. Stärkerer Blut-Umlauf, beſſere Tranſpiration und Abſonderung übler Säfte, Beförderung der Verdauung und des Appetites, Aufmunterung und Erfriſchung des Geiſtes und Leibes; wenn das alles in gehörigem Zuſtande iſt, ſo ſind wir wahrlich wenigſtens über drey Viertel aller Krankheiten völlig hinweg.

„Auſſer dieſen Wirkungen für die Geſundheit, berühre ich hier noch eine Operation in unſerer Maſchine, welche durch Bewegung befördert wird. Es iſt die Abſonderung animaliſcher Flüſſigkeiten, die aus dem Blute genommen, durch die innern Gefäße neu modificirt, und dann dem Blute wieder zugemiſcht wer-

werden ſollen. Sind die innern Gefäße theils ſo fein, daß ſie die Geſtalt der Theile des Fluidums beſtimmen, folglich ſo eingerichtet, daß kein Fluidum ſie paſſiren kann, ohne eine Verbeſſerung dadurch zu erfahren: ſo kann es nicht zu oft zu dieſem Durchwege gelangen. Geſetzt, das Blut durchſtröhme in einer Stunde den ganzen Körper 12 Mahl, wenn er ruhig iſt, aber 15 bis 16 Mahl, wenn er ſich bewegt: ſo folgt ja nothwendig daraus, daß die Quantität der Abſonderung in der Leber, Milz, im Gehirne ꝛc. die jene Flüſſigkeit erzeugen, vermehrt werden müſſe. Wie vortheilhaft dieſes für die thieriſche Maſchine ſey, läßt ſich nicht nur leicht von vorn her ſchließen, ſondern auch aus den tödlich wirkenden Verſtopfungen dieſer Gefäße deutlich abnehmen.

„Fuller, dieſer berühmte engliſche Arzt, der die Kräfte der Leibes-Uebungen an ſich ſelbſt geprüft hatte, berührt eine dieſer Operationen beſonders (*). Er hält es gar nicht für zweifelhaft, daß, je mehr ein Menſch ſich bewegt, je mehr Lebens-Geiſter (animal ſpirits) in ſeinem Gehirne erzeugt wird. Obgleich vermöge der Transſpiration bey der Bewegung davon verhältnißmäßig mehr verloren gehen mag, als das Plus beträgt, welches im Gehirne durch die Bewegung entſteht, ſo glaubt er doch, daß das Blut durch die vermehrte Zumiſchung eine wohlthätige Veränderung leide; denn die wahren Lebens-Geiſter haben ihr Geſchäft im Blute, ehe ſie durch die Haut fort gehen, und ſie ſind kein ſo flüchtiges Machwerk, als man wohl glaubt. Sie ſcheinen beſtimmt zu ſeyn, die Schärfe des Bluts zu mildern, und mit einer bildenden Eigenſchaft (plaſtick quality) zu verſehen, und auſſer der Bewegung noch andre Functionen zu verrichten.

(*) Medicina gymnaſtica, p. 24.

„Wer auf die Wirkungen der Leibes-Uebungen aufmerkſam geweſen iſt, und durch die große Erfriſchung des Geiſtes und Leibes, die ſich wohl nicht allein durch ſchnellern Blut-Umlauf erklären läßt, bemerkt hat, der wird dieſe lezte Operation, oder eine die ihr ähnlich iſt, wohl eben nicht zweifelhaft finden, beſtehe ſie nun in einer häufigern Erzeugung, Ergießung oder Anregung der ſogenannten Lebens-Geiſter, oder durch die Wirkſamkeit der, durch die Bewegung erregten, thieriſchen Elektricität, auf welche wir von *Galvani*, *Valli*, *Carminati* und *Volta* ſo aufmerkſam gemacht ſind. So viel von den Wirkungen der Leibes-Uebungen auf die flüſſigen Theile des Körpers.

„Einen eben ſo wichtigen Einfluß äuſſern ſie auf die feſten Theile deſſelben. Vermöge des raſchern Umlaufes der Säfte erhalten ſie mehr Belebung und Nahrung; denn das, was wir Lebens-Geiſter nannten, es ſey nun was es wolle, theilt ſich den Nerven in größerer Menge mit, und das Blut, welches ſich überall zu feſten Theilen anſetzen, und ſo das Wachsthum der Muskeln ꝛc. befördern ſoll, wird dieſes ſehr wichtige Geſchäft in einem vollkommenern Grade zu Stande bringen, wenn es häufiger nach allen Theilen getrieben wird. Von allen unreinen Säften werden ſie durch eben dieſelbe Beſchleunigung des Umlaufes entbürdet, und ſo giebt, wie Lucian ſagt, die Gymnaſtik Leute, die eben ſo wenig eine träge, bleiche Fleiſch-Maſſe, als Magerkeit, zeigen, die alles unnütze Fleiſch wegſchwitzen, und nur das behalten, was Kraft und Stärke giebt. „Dieſe Uebungen“ fährt er fort: „thun beym menſchlichen Körper das, was die Wurfſchaufelnden beym Getreide verrichten, Spreu und Unrath „wird von ihnen weggewehet, das reine Korn bleibt (*).“

Es

(*) ὁσπερ γαρ δη οἱ λικμωντες τον πυρον, τυτο ἡμιν και τα γυμνασια εργαζεται εν τοις σωμασι, την μεν αχνην και τυς

Es iſt leicht einzuſehen, daß vermittelſt des ſtärkern Zuwachſes, und durch die Befreyung von allen ungeſunden und träge machenden Säften, ganz beſonders aber durch die häufige Spannung bey den Uebungen, die feſten Theile mehr Stärke und Elaſticität erhalten müſſen. Wer nur wenige Tage im Bette liegt, fühlt ſich ſchwach und ſchwindelig; das Stehen und Sitzen hebt das Gleichgewicht der feſten Theile auf, es ſind heftigere Uebungen nöthig, um es zu erhalten.

„Die bisherigen Wirkungen der gymnaſtiſchen Uebungen gelten für jeden, auch erwachſenen Menſchen; aber in einem weit höhern Grade für die noch wachſende Jugend. Bey ihr iſt der raſche Umlauf aller Säfte, der mäßige und gleichmäßige (*) Gebrauch aller Glieder und Muskeln in noch weit höherm Grade, theils zur Beförderung des Wachsthumes aller Theile des Leibes ſelbſt, als auch ganz beſonders dazu, damit die einzelnen Glieder und Muskeln nicht aus dem Gebrauche heraus wachſen, und ſo eine Steifheit der Maſchine entſtehe, die wir an vielen Perſonen bemerken können, welche in der Jugend nicht geübt wurden; und endlich, damit das Wachsthum der einzelnen Glieder gegen einander im Verhältniſſe bleibe. Dieſes Leztere iſt nicht bloß zum ſchönern Ebenmaße des Leibes, ſondern auch zu ſeiner Geſundheit oft höchſt nöthig. Es iſt mir, um ein Beyſpiel zu geben, ausgemacht wahr, daß ſehr viele Leute gegen ihre Lun-

 gen

τους αθερας αποφυσωντα, καθαρον δε τον καρπον διευκρινουντα. *Luciani* Anach. Sect. 26.

(*) Gleichmäßige Uebung aller Körper-Kräfte läßt ſich durch keine gewöhnliche Hand-Arbeiten ſo gut erreichen, als durch gymnaſtiſche Uebungen. Schon dieſer einzige Grund, — es giebt deren aber mehrere — widerlegt diejenigen, welche ſagen möchten: weg mit Gymnaſtik, es iſt ſchon hinreichend, eure Kinder mit mancherley Hand-Arbeiten zu beſchäftigen.

gen eine zu enge Bruſt-Höhle haben, weil ſie zur Zeit des Wachsthumes durch keine täglichen Uebungen Gelegenheit fanden, dieſen Theil durch heftiges Athmen aus einander zu arbeiten; indeß erhielt die Lunge ihren gehörigen Zuwachs, und fieng an anzuwachſen, oder ſich in der zu engen Höhle zuſammen zu preſſen.

„Alles Bisherige bezog ſich nur auf Erhaltung und Stärkung der Geſundheit; aber ohne Zweifel kann auch die Gymnaſtik die verlorne Geſundheit wieder herſtellen, und ſchwächliche Körper unglaublich ſtärken. Die alten Griechen wandten ſie vorzüglich hierzu an; ihre Gymnaſten, Alipten, Jatralipten uid Pädotriben waren zugleich Aerzte. Beſonders wurden die Alipten Aerzte genannt, und Ikkus von Tarent, ſo wie Herodius, werden uns von Plato (*) als die Erfinder der mediciniſchen Gymnaſtik angegeben. Ihre Pharmacie, ſo wie ihre Aetiologie, war noch ſehr unvollkommen, ihre ganze Arzeney-Kunſt noch ſo weit hinter der unſrigen, und dennoch heilten ſie mit vielem Erfolge; denn ſie wendeten auſſerordentlichen Fleiß auf die Erkennung der Krankheits-Merkmahle (Diagnoſtik), nahmen Leibes-Uebungen, beſonders das Bad und das Reiten, zu Hülfe, und erſetzten ſo das, was ihnen an andern Hülfs-Mitteln abgieng.

„Nicht bloß damahls, ſondern auch noch jezt darf man wohl behaupten, daß die Heilungs-Art der Kranken gewiſſer Maßen ohne jene Uebungen unvollkommen ſey, da es Fälle giebt, bey welchen der Gebrauch der Leibes-Uebungen ſchlechterdings nothwendig iſt, ſo lange die Natur ihren Gang geht. Krankheiten, die in den feſten Theilen ihren Grund haben, werden nur weichen können, wenn wir die feſten Theile, einſtimmig mit der Natur, in Action ſetzen. Du biſt ſchwach

(*) De re publ. III. p. 622.

ſchwach und elend durch Leidenſchaften, deine Nerven ſind erſchlafft, deine Muskeln kraftlos durch unabläſſige körperliche Ruhe und Trägheit, durch warme Getränke, durch Studieren, u. dgl.; innerliche Mittel ſollen dir helfen, das iſt lächerlich, ſie werden dir ſo viel helfen, als Eubach's Gebet für ſchlotterichte Waden. Dieſe Methode iſt von der, durch welche du ſiech wurdeſt, wenig verſchieden; ſie kann die feſten Theile nicht wieder kraftvoll machen; wähle dazu eine Methode, die mit der Natur der Sache mehr übereinſtimmt: übe den Körper, gebrauche Bäder!

„Man höre den Arzt Fuller: „Gymnaſtik verhält „ſich zur Arzneykunſt, wie die Bandage zur Chirurgie; „ſie iſt ein Beyſtand, ein Hülfsmittel, ohne welches viele „andre noch ſo ſchöne Vorkehrungen nichts helfen; eine „Art von ſo wirkſamer Bedingung, daß die Mittel, auf „welche ihr euch verlaſſet, ſie mögen an ſich auch noch ſo „wirkſam ſeyn, dennoch ihre höchſte Kraft von ihr her„nehmen. Nur hieraus laſſen ſich ohne Zweifel die wun„dervollen Curen der Alten erklären, welche ſie mit ſo „gleichgültigen Materialien, als ihre Pharmacie ihnen „gewährte, verrichteten (*)." Wirklich empfiehlt dieſer große Arzt gegen die Lungenſucht, eine Art Waſſerſucht und gegen die Hypochondrie, Leibes-Uebungen.

„Ich ſah, in einem Zeitraume von 8 Jahren, 60 bis 70 Knaben und Jünglinge hier in Schnepfenthal leben, auf deren Geſichtern die Fülle der Geſundheit

(*) Exerciſe is to Phyſik, as Bandage to the Surgery an aſſiſtance or medium, without which, many other adminiſtrations, tho' ever ſa noble, will not ſucceed. It is a kind of reſerve, but iſet of that efficacy that the thing you moſt depend upon, and tho' in itſelf very powerful, may yet receive its derniere puiſſance from this reſerve. And to this it is that we moſt undoubtedly attribute the wonderful ſucceſs which the Ancients had in their curing with ſuch indifferent materials, as their pharmaey afforded' em. *Fuller* Medic. gymnaſt. p. 67.

faſt ununterbrochen ſichtbar war. Viele junge Ankömmlinge traten weniger robuſt, manche ſehr ſchwächlich und kränklich unter den geſunden Haufen, und ſie wurden, ſogar oft in kurzer Zeit, geſund und ſtark. Krankheiten ſcheinen entflohen, nur dann und wann erſchien eine leicht vorübergehende Unpäßlichkeit. Man gehe in unzählige Familien, und man wird unter 4 bis 6 Kindern gemeiniglich ein kränkliches herum ſchleichen ſehen; — des Medicinirens iſt da kein Ende! — — Der Contraſt zwiſchen beyderley Erfahrungen iſt zu groß, als daß ihn meine Leſer unachtſam überſpringen können. — Warum war jene anſehnliche Zahl von Kindern faſt immer geſund? Sie genoſſen regelmäßig geſunde Speiſen. Hierin liegt etwas, aber nicht Alles. Auch waren ihre Gerichte nicht ſo ſimpel, als mancher wohl glauben dürfte. In der Quantität ihres Genuſſes ſuche man den Grund auch nicht; dieſe jungen Leute eſſen gemeiniglich mehr, als in Privat-Häuſern gewöhnlich iſt, weil ſie mehr Appetit haben. Klima und Waſſer ſind hier geſund, aber an vielen andern Orten eben ſo gut. Auch aus der Kleidung läßt ſich nicht Alles ableiten, ob ſie gleich viel beyträgt. Mützen, Hüte, Pelz-Kleidungen, Bruſt-Lätze, wollene Strümpfe, doppelte Hemden, Hals-Tücher, Strumpf-Bänder, ſieht man ſo wenig, als Feder-Betten. Matratzen von Stroh oder Pferde-Haaren erſetzen dieſe. Alles das hat unläugbar wohlthätigen Einfluß, ſo wie beſonders auch die Achtſamkeit, die ihr guter Pflege-Vater auf ihre Geſundheit verwendet; der erſte Grund möchte aber doch hauptſächlich in der täglichen Körper-Uebung und Abhärtung zu ſuchen ſeyn. Dieſe iſt es vorzüglich, welche die Haut, die Muskeln und Nerven ſtärkt, den Umlauf der Säfte in gehörigem Gange erhält, gegen die Witterung abhärtet, die Verdauung befördert, Hunger erregt, der ſelbſt gemiſchte

Spei-

Speiſen unſchädlich machen kann, und ſo das Sprichwort: dem Geſunden iſt alles geſund, bewährt.

„Unmittelbare Folge der körperlichen Geſundheit, iſt Heiterkeit des Geiſtes. Nehmt ſie dem Menſchen, und er iſt auf ein Mahl verarmt, ſein Geiſt gelähmt; ihm ſcheint die Erde ein Jammerthal, die Natur eine Wildniß; aus ſeinem Herzen verſchwindet dann allmählich das Wohlwollen gegen ſeine Brüder, ſchonende Liebe, reizendes Zuvorkommen werden ihm fremd, ſein Geiſt kämpft mit trüben Ausſichten, mit ſchwarzen Beſorgniſſen. Mit ihr ſinkt die Haupt-Stütze ſeiner Geſundheit. Aber was wollt ihr mit Kindern, mit Knaben, mit Jünglingen im Gewande der Traurigkeit, mit den Schmerz verrathenden Zügen des erzwungenen Lächelns, mit jungen Menſchen ohne Heiterkeit, im Lebens-Alter, wo Alles um ſie her paradieſiſch ſeyn ſollte? — Ihre Geſichts-Bildung, ihre Fortſchritte in Kenntniſſen, die Form ihres Herzens, das Gedeihen ihres Körpers beruhet auf Fröhlichkeit und Freude. — Genug!

„Wahrlich, wenn Gymnaſtik weiter nichts, gar nichts bezweckte, als Geſundheit und Frohſinn, ſo müſſen wir ſie zur allgemeinen Sitte erheben.

Fig. 4248, als allegoriſche Vorſtellung der durch die Gymnaſtik beabſichtigten Geſundheit, ſtellt die Göttinn der Geſundheit dar. Fröhliche Knaben tanzen um ſie her, in ihren Händen die Symbole der Körper-Anſtrengung, Bogen, Pfeile, Wurfſpieß und Discus.

„2. Abhärtung, beſſere Leitung der Sinnlichkeit, und männlicher Sinn. Der Tag unſerer Geburt verſetzt uns in gefährliche Nachbarſchaften, unter Millionen Wirkungen der Elemente, der Geſchöpfe, der Begebenheiten; wir fühlen ſie unaufhörlich, ſo lange wir hier ſind, und es kommt nicht auf uns an, ihnen zu entfliehen; ſo müſſen wir ihnen denn widerſtehen lernen. Dazu gehört Kraft und Feſtigkeit des

Lei-

Leibes und Geiſtes. Da ſich auf dieſe Eigenſchaften nicht nur unſer Wohlſeyn, ſondern ſogar unſre hieſige Exiſtenz gründet, ſo ſind ſie wohl die wichtigſten, die der Menſch beſitzen kann. Der Schöpfer ſelbſt ſchuf den Menſchen in dieſe Lage, wird er folglich wohl nicht von Natur auch alle Anlagen zu einer Feſtigkeit haben, die nöthig iſt, ſich darin zu behaupten? — Alles, was dieſe Anlagen zerſtöret, heißt Entnervung. — Was iſt das, was uns entnervt? — Es iſt zerſchmelzende Sinnlichkeit, (glimpflicher feiner Ton genannt,) die auf europäiſchem, auf deutſchem Boden mit orientaliſchem Gedeihen wuchert.

„Jedes Geſchöpf ſtrebt nach dem, was ihm angenehm iſt. Der Despot, Inſtinct, zwingt das Thier, das angenehm zu finden, was er gebiethet. Hier iſt harte Nothwendigkeit, gegründet auf den Bau der thieriſchen Maſchine, ſo wie auf ihre Beſtimmung; und dennoch zähmt der Menſch den Elephanten, ſo wie das Raub-Thier, und lehrt ſie Künſte zur Beluſtigung; und dennoch nährt er den Adler, die See-Mewe, den Storch mit bloßem Brode, die Kuh mit trockenen Fiſchen; er bändigt den Inſtinct durch Gewöhnung. Dieſe wird folglich Beherrſcherinn deſſelben. Der Menſch hat wenig Inſtinct; Alles was ihm angenehm iſt, wird es durch Gewöhnung.

„Ein junger Eskimo, fern von Labrador, aß am engliſchen Tiſche Roſt-beef. Wie gerieth er aber einſt in Entzückung, als man einen See-Hund aufſchnitt! Seine Sinnlichkeit trieb ihn heran, er ſchöpfte mit beyden Händen den warmen Thran auf, und ſchlürfte ihn unter dem Ausrufe hinunter: „ach, „bringt mich doch wieder in mein liebes Vaterland, wo „ich meinen Bauch damit anfüllen kann!“ Vielleicht war nie ein Wunſch heißer. Im warmen Thrane würde der junge Europäer nichts Angenehmes gefunden haben. — Ich kannte einen Knaben, der in blo-

bloßen Füßen auf dem Eiſe glitſchte; das Mitleid ſchenkte ihm Schuhe, aber er zog ſie aus, wenn er glitſchen wollte. Man denke ſich den Mann in Pelz-Stiefeln dagegen. — — Folgen:

a) Das Angenehme beruhet bloß auf Gewöhnung, und die Modification unſerer Sinnlichkeit iſt bloß ihr Werk.

b) Es iſt folglich gar nicht hart oder grauſam, den jungen Welt-Bürger, der noch keine Gewohnheit hat, an das zu gewöhnen, was uns gut dünkt, es mag unſerer eigenen, ganz anders gewöhnten Empfindungs-Art auch noch ſo hart ſcheinen. Dieſe leztere Folge beſtätigt ſich durch unzählige Erfahrungen. Der Thran des Eskimo, und der Kaffe des Europäers, der Tabak, welchen der Matroſe in beyden Backen käuet, und die Bonbons, die der kleine Weichling auf der Zunge ſchmelzen läßt; das ſchneidende Eis und die warmen Pelz-Stiefeln, das harte Lager des Armen und das Eiderdunen-Bett des Reichen, die übeln Gerüche im Stalle der Vieh-Magd und die Parfüms im Zimmer des Fräuleins, die raſtloſe Thätigkeit des Arbeitſamen und die gewünſchte Muße des Trägen, u. ſ. w. Alles das iſt dem ſinnlichen Menſchen, wenn es darauf ankommt, ſich daran zu gewöhnen, völlig gleich, ſo lange er noch nicht entgegengeſetzte Gewohnheiten angenommen hat.

„Geliebte Aeltern! es iſt eure Pflicht, die Leitung der Sinnlichkeit eurer Kleinen zu übernehmen, und ſie ſtets nur auf das zu lenken, was Geiſt und Leib männlich ſtärkt und hebt. Um auf dieſen Zweck, mehr als bisher geſchehen iſt, hin zu arbeiten, iſt Gymnaſtik gewiß kein geringes Mittel. Sie führt den Zögling ins Freye, hier vergißt er unter den Uebungen Regen und Wind, Hitze und Kälte (*); hier ſtählt er Ner-

(*) „Wenn du mich weiter über den Zweck der Gymnaſtik be-„lehren

Nerven, Muskeln und Haut, hier werden ihm kör- perliche Beſchwerden mancherley Art angenehm, hier erringt er das, was wir männlichen Sinn nennen, kurz, hier wird er mehr und mehr aufgelegt, die Beſchwerden dieſes Lebens mit einer männlichen Ge- duld und Thätigkeit von der Vorſehung anzunehmen, weil er ertragen nicht bloß gelernt hat, ſondern auch, weil er Vergnügen daran findet, ſeine Kräfte im Er- tragen zu üben.

„So erſcheint der Menſch von einer großen und liebenswürdigen Seite; aber nicht ſo, wenn wir ihn durch frühe Verzärtelung erſchlaffen, und wenn uns Theano's Vorwurf trifft: „ſie erziehen ihre Kinder, „als wärens Kinder eines Sardanapal's, ſie entner- „ven ihre Mannheit durch übertriebenen Genuß ſinnlicher „Vergnügungen. Was ſoll man mit einem Knaben an- „fangen, der, wenn er nicht gleich zu eſſen bekommt, „weint, der bey Tiſche ſich immer das Leckerhafteſte aus- „ſucht; der, wenn es heiß iſt, ſchmelzen will, nnd bey „jedem Froſte zittert und bebt, der ſich gegen Verweiſe „bäumt, und ſich erboßt, wenn man ihm nicht gieich zu „Willen iſt, der ſich Näſchereyen ertrotzt, der überhaupt „ſeine Zeit in einem angenehmen Müßiggange hinbrütet, „und

„lehren willſt,“ ſagt *Anacharſis* der Skythe beym Lucian zum Solon: „ſo laß uns dort in den Schatten gehen. — „ich geſtehe dir, die Sonnen-Strahlen auf dem bloßen „Kopfe ſind mir unausſtehlich. Und meinen Hut ließ ich „zu Hauſe, um unter euch Griechen nicht in fremder Tracht „einher zu gehen. Ich wundre mich, daß du ein ſo bejahr- „ter Mann, bey der Hitze nicht ſchwitzeſt, ſo wie ich, daß „dich das gar nicht anficht, daß du keinen Schatten „ſuchſt.“ — „Lieber *Anacharſis*,“ antwortet Solon in folgenden Worten: „das macht eben die Gymnaſtik, „die du von einer ſo verächtlichen Seite anſiehſt,“ οἱ ματαιοι γαρ ουτοι πονοι, ω Αναχαρσις, και αἱ συνεχεις τῳ πηλῳ κυβιστησεις, και αἱ ὑπαιθριοι εν τῃ ψαμμῳ ταλαιπωριαι, τουτο ἡμιν το αμυντηριον παρεχουσι προς τας του ἡλιου βολας, και ουκ ετι πιλου δεομεθα, ὃς την ακτινα κωλυσει καθικνεισθαι της κεφαλης. Lucian. Anacharſ. Sect. 16.

„und mit einem weinerlich eigenſinnigen Weſen überall „herumſchleudert — Verzärtelte Kinder ſind als Män„ner, Sclaven. Weg mit dergleichen ſinnlicher Luſt! ge„wöhnt eure Kinder zu harter Koſt, laßt ſie Hunger und „Durſt, Froſt und Hitze erdulden. — Nur durch ſolche „Gewöhnungen wird die ſtrebende Kraft der Seele ſtark „und männlich. Arbeiten ſind für junge Leute der Vor„ſchmack ihres künftigen vollkommnern Tugend-Eifers; „und in ſie hinlänglich hinein getaucht, behält die Seele „deſto leichter die Farbe der Tugend (*).“

„Es iſt unglaublich, welche Dauer des Körpers gegen jede Witterung, gegen jede auch heftige Anſtrengung durch tägliche Körper-Uebung, hervorgebracht werden könne. Erfahrung lehrte mich, daß wir gewöhnlich nicht wiſſen, was beſonders Kinder auszuhalten vermögen, daß wir ihnen viel zu wenig zutrauen; und doch entſteht hieraus die bekannte zärtliche Beſorgniß, welche unſre Jugend verweichlichet. Wer ſollte es fünf- bis ſechsjährigen Knaben wohl zutrauen, daß ſie einen Marſch von fünf ſtarken Stunden durch Gebirge machen könnten? Und doch ſah ich ihn von zwey zarten Prinzen auf Geheiß ihrer edlen Aeltern machen, die über Erziehungs-Vorurtheile erhaben ſind. Ich ſah eine Geſellſchaft von acht bis vierzehnjährigen Knaben auf einer Reiſe 19 Stunden lang, die Zeit des Eſſens ſchon abgerechnet, in großer Sonnen-Hitze und dunkler Nacht wandern, ohne daß jemand irgend einen körperlichen Nachtheil davon an ſich verſpürt hätte. Ich weis, daß eben dieſe Geſellſchaft von 16 bis 20 Knaben auf ähnlichen Wanderungen im Spät-Herbſte bis auf die Haut durchnäßt wurde, ohne Schaden. An das Baden gewöhnt, ſcheuen ſie das Waſſer noch nicht, wann die Pfützen

(*) Aus dem Briefe der Theano, der Gattinn des Pythagoras, an Eubula ihre Freundinn. Der ganze Brief ſteht in Hrn. D. Gedike Ariſtoteles und Baſedow. S. 84.

Pfützen ſchon überfroren ſind. Ich ſah einſt 14 von ihnen eine 6 bis 8 Zoll dicke Eis-Rinde zerſtoßen, und in der gemachten Oeffnung baden, um eine Probe von Ausdauer zu geben. Ein Knabe legte ſich, aus ganz freyer Entſchließung, bey heftiger Januar-Kälte in einem Bache nieder, der wegen des raſchen Fluſſes ſchwer zufriert. Er hielt es ſo lange aus, bis ſeine Haut wie Scharlach ward. — Rührend ward es mir oft, dieſen und jenen Knaben und angehenden Jüngling, beſonders den liebenswürdigen v. d. B.... bey gymnaſtiſchen Uebungen ſagen zu hören: ich genieße nicht eher etwas bis ich dieſe und jene Fertigkeit erlangt habe. Er hielt jedes Mahl Wort. Dieſer männliche Sinn, das ſetze ich für Dieſen und Jenen noch hinzu, wird unzweydeutiger durch die Verſicherung, daß derſelbe Jüngling ſitzende, oft ſehr langweilige Beſchäftigungen mit eben dem Eifer zu Stande brachte, und nicht eher von der Stelle wich.

„Der Raum geſtattet hier keine weitere Ausführung dieſer Materie. Höret zulezt noch den Arzt: „Die Gymnaſtik der Alten verdiente ſorgfältig ſtudiert, „und, mit ſchicklicher Abänderung, eingeführt zu werden. „Sie würde, denk ich, ein vortreffliches Muſter abgeben „können, unſre durch Empfindeley entnervten Männer „und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und „Mägdchen, wieder ſtark, geſund und dauerhaft zu ma„chen (*).“

„Sollte es denn nicht dahin zu bringen ſeyn, daß Nerven-Stärke und männlicher Sinn ſo Mode würden, wie Nerven-Schwäche und Empfindeley ſeit mehrern Jahren Mode-Krankheit geworden ſind? —

„3. Stärke und Geſchick, Gegenwart des Geiſtes und Muth in Gefahren. Ob die Gymnaſtik fähig ſey, dieſe Eigenſchaften zu befördern, bedarf keines Beweiſes; es iſt ſo allgemein anerkannt, daß man

(*) Gruner, im Almanach für Aerzte, 1783, S. 46.

man gewöhnlich hierin den einzigen Zweck derſelben ſetzt. Ich ſchmeichle mir, die zu beſchränkte Vorſtellung durch dieſen ganzen Abſchnitt hinlänglich zu erweitern. Dann wird man auch bey dem Anblicke dieſer und jener einzelnen Uebung nicht mehr auf Beantwortung der Frage dringen, gegen welche beſondere Gefahr oder Verlegenheit im gemeinen Leben ſie denn eigentlich beſtimmt ſey. Beyderley beruhen auf einer unendlich mannigfaltigen Combination der Umſtände, daher ſind ſie ſelbſt unendlich mannigfaltig, und man kann nur auf die gewöhnlichſten Rückſicht nehmen. Im Allgemeinen aber muß uns jede Uebung ſchätzbar ſeyn, welche zur Körper-Bildung ſo oder ſo das Ihrige beyträgt, wenn ſich auch nicht davon einſehen läßt, daß ſie einſt gegen dieſe oder jene Gefahr dienlich werden könne.

„4. Thätigkeit. Laßt uns irgend einen, ſelbſt ſehr thätigen, Menſchen in ſchöne, leicht zu verderbende, enge Kleidung preſſen, ſo wird ihm alle Luſt zur Arbeit vergehen. Er fühlt ſich träge und unluſtig zu Allem; er fürchtet, den ſchönen Anzug zu verderben. So wird ſeine ſonſtige Luſt und Kraft zum Wirken für jezt zerſtört durch die Unbehülflichkeit, in welche wir ihn durch den Anzug verſetzt haben (*).

„Wir haben ein Kleid, das uns weit näher ſitzt, als das vom Schneider; ich meine den — — Körper. Sind ſeine Muskeln nicht von den erſten Jahren her geübt, ſeine Nerven geſtärkt, iſt er nicht geſund und kraftvoll, ſo wirkt dieſe Unbehülflichkeit nur gar

(*) Obgleich dieſe Wahrheit hier nur als Beyſpiel ſteht, ſo warne ich doch dabey gelegentlich alle Aeltern recht dringend, ihre Kinder in ſogenannte knappe Kleider zu werfen. Sie ſind wahrhaftig fähig, dem jungen Menſchen eine Wendung des Charakters zu geben, die er ohne dieſen Zwang nicht genommen haben würde.

gar zu leicht auf den Geiſt; die Luſt vergeht ihm, in einer Hülle wirkſam zu ſeyn, die ihm ſo unbequem iſt, die er nur immer hüten muß, damit ſie keinen Schaden nehme. — Hier iſt eine unüberſteigliche Unbehülflichkeit, die ſich anfangs zwar nur auf körperliche Handlungen zu erſtrecken ſcheint, aber nach und nach auch dem Geiſte einen Anſtrich giebt, der ihm nicht zukommt. Unſer eigenes Gefühl ſagt es uns, daß der Geiſt den Körper zum Denken nöthig habe. Schlaffheit des Leztern wirkt auch nothwendig auf jenen, und ein habitueller Nichtgebrauch der phyſiſchen Kräfte zerſtört nur zu leicht die moraliſchen und geiſtigen.

„Iſt das im Grunde etwas anders, als: Müßiggang iſt des Laſters Anfang?

„Wenn es nach dem Bisherigen möglich iſt, durch gymnaſtiſche Uebungen die Geſundheit zu erhalten und zu ſtärken, den Körper abzuhärten, ihm Kraft und Geſchick zu verleihen, den Geiſt aufzuheitern und ihn unternehmend zu machen: ſo iſt ja der Grund zur Thätigkeit, beyder des Geiſtes und Leibes, gelegt.

„5. Gute Bildung des Körpers, Schönheit der Seele. Es iſt allgemein anerkannt, daß die Griechen ſich durch Schönheit und Ebenmaß des Körpers auszeichneten. Die Urſachen davon waren, wie es mir ſcheint, ihr glückliches Klima, ihre vortrefflichen Kunſt-Werke (*), ihre Kleidung und Lebens-Art; aber ganz beſonders ſtarken Einfluß darauf hatten die gymnaſtiſchen Uebungen. Laſtende Arbeit verdarb die Glieder und verzerrte die Phyſiognomie eben ſo wenig, als unmännliche weiche Ruhe ſie erſchlaffte, oder in einer ausdrucksloſen Unbeſtimmtheit erhielt. Alle Glie-

(*) Ich erinnere an die Madonna-Geſichter in katholiſchen Gegenden. Die Geſichts-Bildung der fuldaiſchen Mädchen verhält ſich zur Phyſiognomie der eichsfelder Bäuerinnen, wie die Bildung der fuldaiſchen Marien-Bilder zu der Bildung der Eichsfelder.

Glieder genoſſen Freyheit und Bewegung, die nach der körperlichen Conſtitution weislich eingerichtet waren. Man übte alle Glieder nicht nur, ſondern beſonders auch die, welche der Uebung am meiſten bedurften, um ſie, in Rückſicht ihrer Maſſe und Kraft, mit den übrigen in gehöriges Verhältniß zu ſetzen. So wuchſen ſie zu ihrer naturmäßigen Größe heran, ſo hoben ſich die Muskeln zu einer ſchönen männlichen Beſtimmtheit hervor, ſo bildeten ſich die Züge des Knaben und Jünglinges, unter beſtändigen Geiſtes-Arbeiten und Muth erfordernden Beſchäftigungen des Körpers, zu der einzigen Schönheit des männlichen Geſichtes, zum Ausdrucke des Geiſtvollen und Muthigen. — Ja, man verſtand die Kunſt, da Fleiſch anzuſetzen, wo es fehlte, wenn dieſer Fehler, ſo ſcheint es mir, durch Mangel der Circulation veranlaßt war; man machte fette Leute mager, und zu magere fleiſchig, theils durch die active Uebungen ſelbſt, ſo wie beſonders durch die Reibung des Körpers (*).

„Nicht ſo bey uns. Gegen Einen gut geformten Menſchen ſtellen wir immer einen ziemlichen Haufen ſolcher, die bald ſo, bald ſo, bald weniger, bald mehr, mißgeſtaltet ſind. Ich möchte nicht behaupten, daß unſer Klima einigen Einfluß darauf hätte; ich glaube, es ſey glücklich genug. Unſre Kunſt-Werke kommen vielleicht hierbey mehr in Betracht. Oeffentliche Plätze entbehren bey uns dieſe Verſchönerung größten Theils ganz, nur ſehr wenige haben Bild-Säulen, und da kleiden ſich unſere Heroen oft franzöſiſch. Der größte Theil unſerer Kupferſtiche iſt nicht nur fähig, das Gefühl für wahre Schönheit dem Geiſte der Nation tief ein-

(*) *Galen*. de tuenda ſanit. L. 2, c. 6, redet gleich anfänglich von der Friction, quae carnis augendae minuendaeue cauſſa ſuscepta eſt. Auch in mehrern Stellen iſt davon die Rede.

einzuprägen, ſondern geſchickt, es ganz zu verderben. Weit heftiger wirkt unſere Kleidung. Ich will nichts von Schnürbrüſten ſagen; der geſunde Menſchen-Verſtand verſpricht uns baldige Befreyung von dieſem fürchterlichen Geſchmacke. Aber es giebt noch ähnliche Methoden, welche die freye Entwickelung des Körpers und ſeiner Glieder, ſo wie den ungehinderten Gebrauch derſelben hemmen. Welchen vernünftigen Zweck haben z. E. wir Mannsperſonen dabey, wenn wir dem Halſe, der Bruſt, den Knie-Gelenken, den Hüften und Schenkeln Feſſeln anlegen? (*) — Ich kenne weiter keinen Grund, als den: wir richten uns nach der Mode, weil ſie uns ein Mahl Mode iſt. Man denke ſie ſich aber gar auf die Jugend angewendet, die noch im vollem Wachsthum iſt, ſo finden wir, daß ſie die mechaniſche Bewegung hindere, die Ausdehnung im Wachſen hemme, und den Umlauf der Säfte vermindere. Mehr bedarf es nicht um einzelne Glieder ſchwach und kleinlich zu erhalten, oder ſie gar aus ihrer natürlichen Form zu zwingen. Das Recept heißt: um dünne Waden, Knie und Unter-Schenkel zu erhalten, feſſelt ſie mit Gürteln, Bändern und engen Stiefeln; um die Füße zu verkrüppeln, gebt ihnen preſſende Schuhe; um die Bruſt-Höhle zu beengen, und das freye Hervorragen des Bruſtbeines zu hindern,

(*) „Unſern Hals umgiebt ein elender Strick, den nur ein „Wundarzt, der die Droſſel-Adern ungeſchickt binden und „dann öffnen wollte, erfunden haben kann; unſre Hemden „umgürten Hals und Vorder-Arme; ein enges Wamms „umpanzert unſern Rumpf; ein Par Beinkleider umſpannen unſre Lenden; Riemen umgürten unſre Knie, und unſre Füße zwingen wir in Schube, welche, nebſt allem Gefühle, beynahe alle Bewegung erſticken! . . . . Wer „lange in einer engen Hülle eingeſchnürt lebte, der verlöre „endlich alle Muskel-Kraft, und würde zur Puppe, wie „unſre mehreſten Stadt-Schönen und Stutzer ſind.“ Frank Polizey III. 727 und 730.

dern, zwinge man ſie in enge Kleider, und halte ſie verſchloſſen!

„Welchen Segen verbreiten die weiſern Familien über unſer Geſchlecht, welche durch beſſer gewählte Jugend-Kleidung ein gutes Beyſpiel geben!

„Ich komme zur Haupt-Sache, nähmlich zu unſerer Lebens-Art; aber ich darf ſie nur in einer Rückſicht betrachten, nähmlich in der auf Bewegung und Uebung des Körpers.

„Es giebt ſchwächliche Handwerker, Leute ohne Waden und Schenkel, weil ſie die Beine nicht gebrauchen, mit ausgedörrten Händen und Armen, weil ſie nur Frauenzimmer-Arbeit verrichten, mit enger eingezogener Bruſt, niederhangendem Kopfe, gekrümmtem Rücken, u. ſ. w. weil ſie viel ſitzen. Alles das gilt auch von vornehmern, beſonders von gelehrten Ständen. Mit Einem Worte, ihr Körper iſt durch Mangel an Bewegung wo nicht ruinirt, doch ganz ohne Ebenmaß. Andere ſind ſteif, plump, ungeſchickt, verkrüppelt, gerade durch das Gegentheil, nähmlich durch zu ſchwere Arbeit. Bey jenen ſpricht die Phyſiognomie von körperlicher Schwäche und von Uebelbefinden; bey dieſen, von ſchwerer Arbeit, die ihre Geſichts-Muskeln verzerrt, und den Ausdrücken von ſclaviſcher Anſtrengung auf immer hinein gelegt hat. Finden wir nicht die gröbern Geſichts-Züge mehr auf dem Lande, als in den Städten?

„Ich ſprach hier von erwachſenen Leuten, wenig läßt ſich an denen ändern; aber ich führe ſie auch nur als Beyſpiel an. Man behandle die Jugend etwa auf eben den Fuß: wie ſoll da das Ebenmaß ihres Körpers erhalten werden, wenn wir ſie zur Zeit des Wachsthumes, das iſt ja eben die Zeit, wo die Natur daran arbeitet, um dieſes Ebenmaß zu entwickeln, wenn wir ſie, ſage ich, falſch behandeln, und der Natur durch

zu vieles Sitzen und Ruhen, oder zu große Anſtreng-ung, entgegen arbeiten? — —

„Eine gute Erziehung wird und muß beyde Extremen vermeiden; ſie ſorgt dafür, daß die Jugend nicht zu viel ſitze, durch mäßige Anſtrengung giebt ſie allen Muskeln Schnellkraft und Stärke, durch regelmäßigen Umlauf der Säfte belebt ſie das Wachsthum und begünſtigt das Ebenmaß des Körpers. Sie legt in die Phyſiognomien Offenheit und Frohſinn, etwas Muthvolles und Männliches, einen kleinen Zug von wohlgefälligem Trotz und Unternehmungs-Geiſt.

„Alles dieſes iſt durch tägliche fröhliche Uebungen des Körpers, wo nicht immer ganz, doch im ſtarken Grade, erreichbar, wenn man ſchon in der frühen Kindheit damit anhebt; ja ſelbſt dann noch immer merklich genug, wann die erſten ſechs Jahre ſchon verlaufen ſind. Nur ein Par Worte zur Erklärung: Es iſt ſehr begreiflich, daß jedes Gied Zuwachs an Stärke und Maſſe erhalten muß durch Uebung; denn durch ſie werden ja die Säfte häufiger dahin geleitet, ſo, daß die Muskeln ganz ſichtbar dadurch anſchwellen. Wenn ſich aber in dieſen Säften, beſonders im Blute, diejenigen Theile befinden, welche zum Zuwachſe der Glieder dienen, ſo werden ſich mithin häufigere Nahrungs-Theile in dem geübten Gliede abſetzen, und ſeine Maſſe vergrößern. Jeder kann das Experiment an ſich machen: er ziehe vermittelſt der Hände ſeinen eigenen Körper an einem Seile hinauf; er werfe 20 Mahl Steine mit Anſtrengung durch die Luft, u. ſ. w. ſo wird ihm das Anſchwellen der Arm-Muskeln deutlich auffallen. Daraus ergiebt ſich die Regel: willſt du ſtarke Beine, derbe Waden und Schenkel haben, ſo lauf, ſpringe und reite fleißig ꝛc. — — — Was die Phyſiognomie anbetrifft, ſo denke ich, es ſey ausgemacht genug, ſie entſtehe theils durch die Gewalt oder die lange Kraft der innern Empfindungen,

theils

theils durch die Beſchäftigungen des Körpers. So drücken ſich in das Geſicht des langen Leidenden allmählich die ſchmerzvollen Züge der zertrümmerten Hoffnung und des Grames, oder die grellen Verzerrungen der Verzweiflung; und darum iſt die Phyſiognomie des Schneiders gewöhnlich nicht die des Grob-Schmiedes, und die des Gelehrten nicht die des Kriegers.

„Unſchuld, Unbefangenheit, Frohſinn und Thätigkeit, ſind die Meiſter-Bildner des Menſchen-Geſichtes; gymnaſtiſche Uebungen begünſtigen ſie alle vier. Wenn ſie mäßige Anſtrengung, Entſchloſſenheit und Muth erfordern, ſo werden ſie die unſchuldige, heitere und lebhafte Phyſiognomie mit den Zügen der männlichen Entſchloſſenheit und Furchtloſigkeit würzen, und ſo den Ausdruck der ſanften frohen Unſchuld mit dem der kraftvollen Feſtigkeit vermiſchen.

„Schönheit der Seele. Unſre Moralität beruhet auf dem Willen, und dieſer hängt ganz von den Einſichten unſers Geiſtes ab. Das iſt vollkommen wahr, und hier iſt noch kein Zuſammenhang zwiſchen Moralität und Körper-Ausbildung ſichtbar. — Allein, die beſten Einſichten und der beſte Wille gewähren ja nur erſt die Theorie zur guten Handlung, und ſie allein machen den Menſchen nicht ſchon zum ächt moraliſchen und guten Menſchen; denn er kann bey beyden immer noch bloß ein moraliſcher Schwätzer bleiben. Dieſe Gattung von Leuten, die wir jedoch lieber glimpflicher moraliſche Theoretiker nennen wollen, iſt unendlich groß; ſie ſagen Alle mit Paulus: „das Wollen habe „ich wohl, aber das Vollbringen!“ — — Zum Vollbringen gehört Thatkraft; um dieſe zu äuſſern, kommt der Körper gewöhnlich ſehr ſtark in Anſpruch; er muß alſo ſtark, geſund und geſchickt ſeyn, dann erſt iſt ihm das Vollbringen möglich. — Seht da den

Zuſammenhang zwiſchen Moralität und Gymnaſtik deutlich und unläugbar.

„Aber es giebt in dieſer Materie noch andre Geſichtspuncte. — Durch den Körper erhalten wir unſre Vorſtellungen und Begriffe; ihre Modification rührt von ihm her, und aus ihnen erwachſen unſre Einſichten. So iſt denn auch hier Zuſammenhang zwiſchen Moralität und Körper-Beſchaffenheit. Kurz, unſre moraliſche Geſundheit und Kraft iſt ſehr häufig das Reſultat unſrer phyſiſchen Geſundheit und Stärke; und unſre moraliſchen Auswüchſe ſind oft nichts als Folgen körperlicher Gebrechen (*). Die Standhaftigkeit und der Gleichmuth des Mannes in allen Zufallen, ſein Muth in Vertheidigung des Wahren, ſein Edelmuth, mit dem er zur Rettung des Verunglückenden Alles, ſelbſt die Elemente bekämpft, ſein inniges Wohlwollen, u. ſ. w. ſind bald mehr, bald weniger, Reſultate ſeiner körperlichen Geſundheit und Stärke. Es giebt ſchwache ſieche Dulder von hoher moraliſcher Kraft, das iſt wahr, aber wir bewundern ſie eben deswegen, weil ſie Ausnahmen von der Regel ſind.

„Endlich betrachte man die Gymnaſtik auch nur als unſchuldigen Zeitvertreib, als Mittel gegen gefährliche Langeweile; wie viel wird ſie auch dann nicht in moraliſcher Hinſicht leiſten können!

„Die Klagen an Mangel der Unterhaltung der Jugend ſind allgemein, aber wir ſind ſelbſt Schuld daran, denn wir beſorgen ſehr häufig nur einen Theil der Thätigkeit des jungen Menſchen, nähmlich die des

(*) „Phyſiſcher Verfall und moraliſches Verderbniß ſind genau „mit einander verknüpft; und eben die Geſetze, durch welche für die Geſundheit geſorgt werden muß, dienen auch „zur Erhaltung und Verbeſſerung der Sitten.“ *Doublet* der Arzt. Siehe Hufeland's neueſte Annalen der franzöſ. Arzneykunde, B. 4, S. 395.

des Geiſtes, faſt möchte ich ſagen, nur die des Gedächtniſſes und der Einbildungs-Kraft; die andre, eben ſo wichtige, des Körpers, überlaſſen wir dem Zufalle; und wenn dieſer gerade keine Beſchäftigung herbeyführt, ſo wird uns der jugendliche Zirkel zu enge. Wahrlich, wenn die Gymnaſtik nur ein Mittel iſt, die Jugend vom Karten-Spiele, von verderblicher Lectüre, und dergleichen Sachen, abzuziehen; wenn ſie es unter der Jugend zum allgemeinen Tone macht, in körperlichen Uebungen ihren liebſten Zeitvertreib und ihr größtes Vergnügen in müßigen Stunden zu finden, ſo leiſtet ſie ſchon ſehr viel.

„Dieſen ſehr bedeutenden Zweck hatten ſchon die Griechen bey ihrer Gymnaſtik. „Theils, mein lieber „Anacharſis,“ ſagt Solon beym Lucian: „üben „wir unſre Jünglinge, um aus ihnen tapfere Krieger zu „bilden; in Friedens-Zeiten aber haben wir deſto beſſere „Bürger an ihnen, Leute, die nicht in ſchlechten Sachen „wetteifern, nicht aus Langerweile in ſchändliche Wolluſt „verſinken, ſondern die Stunden der Muße unter dergleichen Uebungen hinbringen (*).“

„Nochmahls ſchreibe ich den Gedanken zur ernſten Beherzigung nieder, daß ein gewiſſes geheimes Laſter durch körperliche Unthätigkeit vorzüglich begünſtiget werde. „Wenn,“ ſagt Börner (**) der Arzt: „unter „der gehörigen Diät im Eſſen und Trinken, unter gehöri„ger Beförderung eines freyen, ruhigen und gehörig ſtar„ken Umlaufes, der Körper in freyer Luft unter verſchie„denen Anſtrengungen fleißig geübt, und gegen den Ein„druck weichlicher Empfindungen abgehärtet wird: ſo tritt

(*) — — εν ειρηνη τε αυ πολυ αμεινοσιν αυτοις χρωμεθα, περι μηδεν των αισχρων φιλοτιμουμενοις, μηδ᾽ ὑπ αργιας ες ὑβριν τρεπομενοις, αλλα περι τα τοιαυτα διατριβουσι, και ασχολοις ουσιν εν αυτοις. *Solon* in *Luciani* Anacharſ. Sect. 30.

(**) Von der Onanie.

„der Knabe in das Alter des Jünglinges, und dieſer in „das Alter des Mannes, ohne daß ſchädliche und ſo ab„ſcheuliche Neigungen irgendwo Wurzel faſſen könnten.“

„6. Schärfe der Sinne, Wahrheit der Empfindungen, und Schärfe der Denk-Kraft. Wir treten bey der Geburt faſt empfindungslos auf dieſen Schauplatz. Unſre Organe ſind vollkommen, aber unſer Empfindungs-Vermögen liegt noch im Schlummer. Eindrücke von auſſen her wecken es allmählich; wir lernen die Organe gebrauchen; die Eindrücke, welche wir durch ſie erhalten, immer leichter und deutlicher empfinden, und unſere Denk-Kraft beginnt, ſich an Beurtheilung deſſen zu üben, was wir durch die Organe empfinden. — So bildet ſich nach und nach der denkende Menſch durch den Körper, oder durch die Eindrücke von auſſen her; er würde ewig fortſchlummern, wenn wir ſie von ihm abzuhalten vermöchten. Aber umgekehrt iſt es eben ſo wahr, daß die Entwickelung ſeiner Denk-Kraft um ſo ſchneller von Statten gehen werde, je mehr wir ihn dieſen Eindrücken ausſetzen, dadurch ſein Empfindungs-Vermögen üben, und ſeiner Denk-Kraft Gelegenheit verſchaffen, ſich durch Uebung zu ſchärfen.

„Hieraus ergiebt es ſich deutlich, daß die Vollkommenheit der Denk-Kraft mit der Geübtheit der Sinne, oder beſſer des Empfindungs-Vermögens, gleichen Schritt halte. Je mehr wir aber den Körper mit den Gegenſtänden umher in Colliſion bringen, d. h. je mehr wir ihn üben, um ſo mehr werden ſeine Organe geſchärft und alle geiſtigen Kräfte aufgebothen, um die verſchiedenen Beziehungen jener Gegenſtände auf uns zu ergründen, und ihre Wirkungen zu erforſchen (*).

„Nach

(*) „Voulés-vous donc cultiver l'intelligence de votre élé„ve, cultivés les forces qu'elle doit gouverner, exer„cés

„Nach dem Bisherigen iſt es augenſcheinlich, daß die wahre Vernunft — ich meine nicht den hyſteriſchen Genie-Flug — oder das, was wir geſunden Menſchen-Verſtand nennen, ſich nicht unabhängig vom Körper bilde, ſondern daß es eben die gute Körper-Beſchaffenheit und Uebung ſey, welche die Verrichtungen des Geiſtes erleichtern und ſichern (*). Hoffmann macht dumme Perſonen durch Bewegung geſund; und nach Carteſius hängt die Seele ſo ſehr vom Temperamente und von den Einrichtungen der Werkzeuge des Leibes ab, daß, wenn man ein Mittel erfinden könnte, den Scharfſinn zu vermehren, man es nothwendig in der Arzney-Kunſt ſuchen müßte (**). Mit vielem Vergnügen las ich folgende Gedanken Hufeland's: „Viel Schiefheiten der Denk-Art und „des moraliſchen Gefühls ſind im Grunde nichts weiter, „als Kränklichkeiten und Verſtimmungen der Seelen-Or„gane, und ich bin völlig überzeugt, daß ein geſunder Zu„ſtand der Organiſation und naturmäßigen Vertheilung „und Harmonie der Kräfte der weſentliche Grund von „der edeln Gabe iſt, die man geſunden Menſchen-Ver„ſtand nennt. Man wird es dem Arzte verzeihen, wenn „ich zu bemerken glaube, daß aus eben dieſer Urſache „Witz, Genie-Flug, erhitzte Einbildungs-Kraft, Schwär„merey, u. ſ. w. in unſerer Generation weit häufiger ſind, „als reiner natürlicher Sinn und richtige Urtheils-Kraft; „wenn

„cés continuellement ſon corps, rendés-le robuſte et „ſain pour le rendre ſage et raiſonnable; qu'il travaille, „qu'il agiſſe, qu'il coure, qu'il crie, qu'il ſoit tou„jours en mouvement, qu'il ſoit homme par la vi„gueur, et bientôt il le ſera par la raiſon.“ *Emile*, II. 159.

(*) Ein höchſt merkwürdiges Beyſpiel von vernachläſſigter Körper-Bildung und der daraus erwachſenen Geiſtes-Unbehülflichkeit, findet man im Archiv der Erziehungskunde, von einer Geſellſch. praktiſcher Erzieher, 2 B. (Weiſſenf. und Lpz. 1792, 8.) S. 190.

(**) *Hoffmann* de motu opt. corpor. medicin. §. 9. *Carteſius* de Methodo, No. 6.

„wenn ich jene glänzenden Eigenſchaften der jezigen Zeit „nicht als Ausbrüche von Kraft, ſondern als bedenkliche „Symptome einer kränklichen und unglücklichen Seelen„Reizbarkeit, betrachte, und wenn ich zu hoffen wage, „daß durch fortgeſetzte beſſere und naturgemäßere Behand„lung des phyſiſchen Menſchen auch eine geſundere Gei„ſtes-Stimmung zu erwarten ſeyn dürfte (*).“

„So laßt uns den Körper üben! Ohne ihn dächten wir nichts; er iſt die Maſchine, auf der wir die luftigen Fäden der Gedanken weben. Je beſſer ſie durch Gebrauch im Stande erhalten wird, je leichter und ſicherer wird die Arbeit, um ſo natürlicher wird das Gewebe, um ſo mehr können wir es erweitern und fortſetzen; mit ihrer Hinfälligkeit iſt die Arbeit gehemmt; „ein aufgetriebener Darm,“ ſagt der Präſid. v. Kotzebue: „löſcht der Seele göttliches Licht aus.“

„Noch einen ſehr wichtigen Zweck der Gymnaſtik kann ich hier nicht überſpringen, da er zumahl mit dem vorigen gewiſſer Maßen in Verbindung ſteht. Er iſt: die Gymnaſtik gewähre die nöthige Unterbrechung geiſtiger Arbeiten. Nicht die Seele des Mannes, noch viel weniger die des Knaben, iſt im Stande, geiſtige Anſtrengung lange auszuhalten. Dieſe Bemerkung iſt allgemein bekannt. Ich füge noch eine hierher gehörige hinzu, die es weniger iſt. Jugendliche, überhaupt noch nicht bejahrte Menſchen, von geſundem Körper und feurigen Temperamentes, ſind dann nur im vorzüglichen Grade zu geiſtiger Anſtrengung geneigt, wann ihr Körper erſt bis zu einem gewiſſen Grade ermüdet — ich ſage durchaus nicht, abgemattet — iſt. So lange dieſe Ermüdung noch nicht erfolgt iſt, hat ihr Körper Uebergewicht über den Geiſt, und ſie iſt in dieſem Falle wahrhaftes natürliches Bedürfniß, das höchſt ſchwer zum Schweigen

(*) Journal des Luxus und der Moden, 1792, 5 St., S. 226.

gen gebracht werden kann. Jeder Muskel fordert Anſtrengung, die ganze Maſchine ſchreyt nach Aeuſſerung ihrer Kraft. Die Leute nennen das: „kein „Sitzfleiſch haben.“ Iſt jene Ermüdung vorhergegangen, dann ſchweigen die Kraft-Aeuſſerungen des Körpers, der Geiſt wird durch ſie nicht mehr geſtört, alle Anſtrengung wird ihm leichter.

„Unſre gewöhnliche Erziehung bringt das nicht mit in Anſchlag. Die Jugend erſcheint, durch Schlaf und Nahrung geſtärkt, und leider! noch ſehr häufig durch Kaffe in eine unnatürliche Wärme und Wallung, in eine wahre Berauſchung der Nerven verſetzt, in den Schulen. Wie iſt es möglich, unter dieſen Umſtänden die Aufmerkſamkeit zu feſſeln? Der Körper verlangt Thätigkeit; gewährt ſie ihm nicht, ſo wird er ſie ſich im Stillen verſchaffen, er wird auf die Leidenſchaften wirken, vor allen wird das feurige Jugend-Temperament die Einbildungs-Kraft in Gluth ſetzen. So entſchlummert dann die Aufmerkſamkeit. Wir ſind grauſam, wenn wir ſie mit dem Stocke wecken wollen, wir fordern von der unſchuldigen Jugend unnatürliche Dinge, wir peinigen ihren Leib, daß er nicht wirken ſoll, und doch iſt es der Schöpfer der ihm Wirkſamkeit gab; die Natur, welche in jeder Nacht dieſe Wirkſamkeit erneuert. Der Geiſt wird bald durch den Strudel körperlicher Energie fortgeriſſen, er verliert ſich in chimäriſchen Gefilden.

Fig. 4249. Die Erziehung, in ſchöner weiblicher Geſtalt, an den Altar der Natur gelehnt, neben ihrer Rechten das Symbol der Bildung, in ihrer linken Hand das Symbol der Leitung, wacht über die Spiele der unſchuldigen Kleinen.

„**Eigenſchaften und Ort der Leibes-Uebungen.** Nach den vorhin angegebenen Zwecken muß ſich die Beſchaffenheit der Leibes-Uebungen ſelbſt richten. Wir ſind weder Griechen, welche ihr kleines Ge-

Gebieth unaufhörlich gegen die Anfälle der vaterländiſchen Nachbarn und der fernen Barbaren zu vertheidigen haben, noch Römer, die ſich auf die elende Kunſt legen, nahe und ferne Nationen zu unterjochen; wir verabſcheuen daher die ſpartaniſche Kryptie (*), ſo wie die unmenſchliche Kunſt der römiſchen Gladiatoren. Wir ſind aber auch keine Athleten, und unſre Jugend ſoll ſich weder die Zähne einſtoßen, noch die Glieder verdrehen, u. ſ. w. Wir ſtreben bey dieſen Uebungen nach Geſundheit, nicht nach Vernichtung derſelben; nach Abhärtung, nicht nach der Unempfindlichkeit des Kanibalen; wir ringen nach männlichem Sinne und Muthe, nicht nach roher Wildheit und Unbändigkeit.

„So ſchmiege ſich denn deutſche Gymnaſtik ganz an deutſche Zwecke, aber bey weitem nicht ganz an die Gymnaſtik der Griechen und Römer!

„Ich gehe zum andern Extrem über. — Es giebt eine große Menge Leute, die ſich bey der Behandlung ihrer Kinder an eine Zärtlichkeit gewöhnt haben, welche ſich wahrhaftig nicht einmahl für die Kranken-Stube ſchickt (**). Für dieſe Leute giebts — — gar keine

(*) Die ſpartaniſche Verfaſſung hatte ein geheimes Geſetz gegen die Heloten zur kriegeriſchen Uebung der Jünglinge. Man wählte die ſtärkſten und herzhafteſten von ihnen aus, und ſchickte ſie, mit Dolchen bewaffnet, gegen dieſe Sclaven auf die Jagd. Hier bohrte man jeden nieder, deſſen man ſich bemächtigen konnte.

(**) Deutſchlands Liebling hat ihnen eine Fabel gemacht. Hier iſt ſie:

Die Affen baten einſt die Bären,
Sie möchten gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
— — — — — — —
Die Jungen groß und ſtark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die Weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag es voller Zittern,

Wächſt

keine Gymnaſtik; ich kann alſo auch keine für ſie ſchreiben. Ihre Kinder ſollen weder laufen noch ſpringen, denn ſie möchten ſich erhitzen; ſie ſollen weder in die kalte Luft gehen, noch baden, denn ſie möchten ſich erkälten; ſie ſollen nichts thun wobey der Körper in Anſpruch kommt, denn ſie könnten unglücklich ſeyn, u. ſ. w.

Nach dieſen Vorſtellungen dürfte ich mich eben ſo wenig richten, als nach dem Obigen. Beyderley ſind Extreme; nichts bleibt übrig als die Mittel-Straße. Sie im Ganzen zu halten, iſt ſehr leicht; aber, im Verfolge derſelben, jeden Schritt zu vermeiden, der entweder wirklich von ihr abweicht, oder abzuweichen ſcheint, iſt dort ſchwer, hier unmöglich. Im erſten Falle bitte ich um Nachſicht, aber im zweyten um — — Ueberlegung und Methode; denn es wird

Wächſt unſre Jugend bloß darum ſo ſiech heran,
Weil wir ſie gar zu wenig — — füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel an Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unſre Milch an ihren Fiebern ſchuld,
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen;
Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſre Kinder trifft,
(Wer kann ſie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren erſten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift
Vielleicht iſt, ohne daß wirs denken,
Auch die — — Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſichs ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Was macht viel Kinder ſiech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern — Weichlichkeit.

Gellert.

wird nicht meine Schuld ſeyn, wenn man ſich einbildet, dies oder jenes ſey ein Schritt aus der Mittel-Straße, oder wenn man durch eine falſche und übereilte Art dieſe oder jene Uebung zum Extrem macht; wenn man dabey zu wenig Rückſicht auf das übende Subject nimmt.

„Soll ich eine Definition dieſer Uebungen geben? hier iſt ſie: Gymnaſtik iſt Arbeit im Gewande jugendlicher Freude.

„Wir verlangen von dieſer Arbeit, daß ſie den Kreislauf befördern, Muskeln und Nerven ſtärke; ſie muß alſo bald den ganzen Körper, bald einzelne Glieder deſſelben in Action ſetzen, und bald mehr bald weniger mit Anſtrengung verbunden ſeyn, ohne zu überſpannen.

„Wir wünſchen, daß ſie von weichlicher Sinnlichkeit abziehe, und den phyſiſchen und geiſtigen Menſchen mehr ſtähle; ſie ſey alſo mit Mühe verknüpft, verlange Geduld, Ausdauer, ſtöre die weichliche Ruhe, gewöhne den Uebenden an bald geringern, bald merklichern Schmerz, damit er ihn verachten lerne; ſie ſtelle ihn der Witterung und den Elementen bloß, damit ſeine Haut ſich abhärte, denn ſie iſt es ja, die das Ganze ſchützen ſoll.

„Wir wollen, daß ſie den Körper ſtärke, ihn geſchickt und behende mache; ihre Ausführung habe alſo hinlängliche Schwierigkeit für die Kraft der Muskeln und Sehnen; ſie verlange einen anſehnlichen Grad körperlicher Biegſamkeit; ſie nähere ſich einiger Maßen dem Künſtlichen.

„Sie ſoll den Muth heben, die Gegenwart des Geiſtes beleben, die Thätigkeit wecken und erhalten; wir legen daher in ihre Ausführung bald ſo bald ſo einige Gefahr, muthvolles Ausharren und einen hohen Grad von Nacheiferung.

„Sie

„Sie ſoll ſchönere Bildung des Körpers befördern; ſie ſey alſo nicht die abſtumpfende Arbeit des Tagelöhners, keine Laſt, die den Bau des Körpers verrenkt, ſondern ſie wirke gleichmäßig auf den ganzen Körper, oder ſie übe bald dieſes, bald jenes Glied, das der Uebung am meiſten bedarf, vorzüglich.

„Unſer Gymnaſium ſey, ſo viel es nur immer seyn kann, das Freye. Wir wollen ja den Knaben an die veränderliche, bald heitre, bald düſtre Natur gewöhnen, wozu alſo große Gebäude? —

„Es iſt ein hinreißender Anblick, einen Kreis zarter Knaben und blühender Jünglinge, körperlich beſchäftigt zu ſehen; ihr natürlicher, ſorgloſer Muth, ihr Trieb, ſich immer ſelbſt zu übertreffen, ihre zunehmenden Kräfte und ihre Thätigkeit machen uns Hoffnung, in ihnen einſt raſche, thätige, brauchbare Männer zu ſehen, ſey es auf welche Art es wolle; bürgen uns gewiſſer Maßen für ihre Tugend und Unſchuld.

„Ihr Uebungs-Platz iſt am Rande eines Gehölzes. Ein trockner Wieſen- oder Anger-Grund ſchließt ſich daran, und einzelne zerſtreute Wald-Bäume gewähren, bald hier, bald dort, ſchattige Plätze. Hier und da erhebt ſich ein kleiner Sand-Hügel; höhere Berge verſchönern die Gegend umher, und ein mäßiger Bach krümmt ſich in tauſend Windungen über den Platz hin. Iſt in der Nachbarſchaft gar noch ein Fluß, ſo bleibt nichts mehr zu wünſchen übrig; wir können der alten gymnaſtiſchen Pracht-Gebäude vergeſſen. Aber auch ſchon jeder freye Platz von mäßigem Umfange, den man leicht überall finden kann, iſt zu unſerm Zwecke hinreichend.“

Vom Unterrichte in Leibes-Uebungen, nach Hrn. Vieth. Es iſt oben ausführlich gezeigt worden, wie ſorgfältig die Griechen den Körper ihrer Jüng-

Jünglinge bildeten, und welche koſtbare Anlagen ſie zu dem Ende machten. Für unſere Nation und unſer Zeit-Alter ſcheint es nicht minder vortheilhaft und rathſam zu ſeyn, auf körperliche Abhärtung und Bildung ähnliche Sorgfalt, wie die Griechen, zu verwenden. Weichlichkeit und Nerven-Schwäche ſind — geſetzt auch, daß manche zu ſehr darüber klagen — doch in der That ziemlich häufig unter uns. Das Sitzen, beſonders in der Jugend, wird offenbar zum Schaden der Geſundheit übertrieben. Wie ſollte es nicht wohlthätig ſeyn, dieſen Uebeln ein Gegengewicht zu geben, und was wäre dazu beſſer, als gymnaſtiſche Uebungen mit gehöriger Beurtheilung und unter gehöriger Aufſicht angeſtellt! Ich wiederhohle hier nicht, was mehrere einſichtsvolle Männer, denen das menſchliche Wohl am Herzen liegt, ſchon mehrmahls über die Einführung ſolcher Anſtalten geſagt und geſchrieben haben, und verweiſe in Anſehung deſſen insbeſondre auf Frank's mediciniſche Polizey. Die darin vorkommenden richtigen Gedanken über dieſe Materie können ſtatt aller fernern Anempfehluug dienen. In der That, dünkt mich, wäre es Pflicht für uns, der künftigen Generation Subjecte zu überliefern, deren Denk-Kraft nicht durch Vielwiſſerey des Gedächtniſſes erſtickt, deren Körper aber in ſpartaniſcher Erziehung aufgewachſen wäre.

„Aber iſt es nicht ſonderbar, daß eine Sache, die doch augenſcheinlich gut, und wahrſcheinlich leicht auszuführen ſeyn müßte, dennoch im Ganzen genommen, ſo ſehr vernachläſſigt wird? Was thun wir für körperliche Bildung? Welche Anſtalten haben wir, die einiger Maßen das wären, was bey den Griechen die Gymnaſien? — Man würde vielleicht ſagen: haben wir nicht Fecht-Böden, Tanz-Böden, Voltigir-Böden und Reit-Bahnen? — Ich glaube, daß dieſe, ſo wie ſie jezt ſind, nicht den Nutzen ſtiften,

den man unter andern Umſtänden davon erwarten könnte, und zwar aus folgenden Gründen. Erſtens, ſind es faſt nur Univerſitäten, wo dergleichen Einrichtungen gemacht werden; alſo ſind ſie nur für Studenten, d. h. für Mitglieder des Standes der Gelehrten, der doch immer nur eine einzige Claſſe der Bürger ausmacht, dagegen alle übrigen nicht daran Theil nehmen; indeſſen wäre es immer gut, wenn nur wenigſtens die, für welche jene Anſtalten beſtimmt ſind, dieſelben gehörig benutzen. — Zweytens: Aber wie wenig Studierende benutzen den Unterricht in körperlichen Uebungen! Einige haben kein Geld darauf zu verwenden; andere haben das Vorurtheil vom väterlichen Hauſe oder von der Schule mitgebracht, daß dergleichen Uebungen brodloſe Künſte ſeyn, wogegen ſich freylich nicht viel ſagen läßt; noch andre halten ſie für gefährlich und halsbrechend, welcher Verdacht insonderheit das Fechten und Voltigiren betrifft. Wieder andere ſind zu träge und zu phlegmatiſch, um die Anſtrengungen, welche dazu erfordert werden, angenehm zu finden, und dgl. Wie ſtark dieſe Urſachen wirken müſſen, davon kann wohl kein einleuchtenderer Beweis ſeyn, als den ich aus Erfahrung habe, daß nähmlich in ..., dieſer frequenten und von den reichſten Studenten aus den vornehmſten Familien beſuchten Univerſität, kaum eine kleine Geſellſchaft von 6 bis 8 Perſonen konnte zuſammengebracht werden, um Voltigir-Stunde zu nehmen, und daß dieſe herrliche Uebung zu halben Jahren ganz und gar mußte ausgeſetzt bleiben, weil keine Liebhaber dazu ſich einfanden; das mißfallende Locale des Fecht- und Voltigir-Bodens, der zum Voltigiren nicht einmahl hinlängliche Höhe hatte, mochten auch etwas dazu beytragen; der niedrige und ſchlecht erleuchtete Raum kündigte gewiſſer Maßen an, daß man von Seiten der Akademie dieſen Theil menſchlicher Bildung aus Geringſchätz-

ung in einen ſchlechten Winkel verwieſen habe. Ganz anders war es in Göttingen! Die Stunden, wo wir dort unter methodiſchem Unterricht die Kräfte unſers Körpers übten und gebrauchen lernten, werden meinen Freunden gewiß, ſo wie mir, noch die angenehmſten Rückerinnerungen gewähren. — Drittens: Wer erſt in den Studenten-Jahren mit Leibes-Uebungen anfängt, iſt gewöhnlich ſchon zu alt, um mit gutem Erfolg zu lernen. Die Theile haben ſchon zu viel Härte, und ſetzen den Bewegungen und Biegungen zu viel Hinderniſſe entgegen. Die daraus entſtehende Schwierigkeit ſchreckt ſodann viele bey den erſten Verſuchen ab. — Viertens: Endlich iſt auch das, was auf den Univerſitäten getrieben, oder vielmehr vernachläſſiget wird, bey weitem keine vollſtändige Gymnaſtik — übrigens, ich wiederhohle es, ſchätzbar genug, wenn es nur benutzt würde!

„Aber, höre ich ſagen, haben wir nicht in neuern Zeiten Philanthropine entſtehen ſehen, die unter vielen Mängeln der Erziehung, auch dem Mangel körperlicher Uebungen abgeholfen haben? — Wahr! und die Stifter dieſer Anſtalten verdienen wahrlich den Dank ihrer Zeitgenoſſen, der ihnen gemeiniglich nur in geringem Maße zu Theil wird, und der Nachwelt, daß ſie auch für den Körper ſorgten. Auch giebt es Ritter-Akademien, Militär-Schulen, Cadetten-Häuſer, wo beſonders auch auf körperliche Bildung geſehen wird. Geſetzt aber: dieſe Anſtalten wären auch muſterhaft in dieſer Hinſicht, ſo iſt doch dadurch nur für einen ſehr kleinen Theil der Jugend, und zwar nur für Kinder reicher und vornehmer Aeltern, geſorgt. Der junge Adeliche lernt wenigſtens tanzen und reiten, aber der unbemittelte Bürger mittlern und niedrigern Standes genießt ſelten eine ſolche Erziehung, obgleich ſein Körper einer ſolchen Bildung um ſo viel mehr bedarf, da ihm ſeine Lebens-Art in der Folge vielleicht

an

an Arbeiten feſſelt, welche eine beſtändig einförmige Lage des Körpers erfordern, und daher der Geſundheit und Stärke ſo nachtheilig werden.

„Für dieſe Menſchen-Claſſe, und es iſt doch die beträchtlichſte, müßte auf Schulen geſorgt werden; und es wäre eine ſehr weſentliche und nothwendige Verbeſſerung, wenn dies geſchähe. Daß es bis jezt irgendwo geſchehen wäre, davon iſt mir kein Beyſpiel bekannt. Unſere Schulen ſorgen nur für den Geiſt — und das gewiß nicht immer auf die rechte Art(*) — — auf den Körper wird dabey gar nicht Rückſicht genommen. Vielleicht aber kommt ein Mahl eine Zeit, wo man bey dem öffentlichen Unterrichte beyde Theile unſers Weſens in Betrachtung zieht, und körperliche Uebungen mit geiſtigen abwechſeln läßt; wo man Rouſſeau's Worte, die verdienten das Frontiſpice jeder guten Anſtalt zu zieren, in Ausübung bringt: „*Le grand ſecret de l'education eſt, de faire que les exercices du „corps et ceux de l'eſprit ſervent toujours de délaſſement les uns „aux autres.*"

„Wir wollen verſuchen, kürzlich die Einrichtungen anzugeben, welche zu einer gymnaſtiſchen Anſtalt, die mit der Schule eines Ortes in Verbindung gebracht werden könnte, nöthig ſeyn dürften. Es würden gewiß an den meiſten Orten keine beträchtlichen Schwierigkeiten entgegen ſtehen, auſſer daß das Schul- und Erziehungs-Weſen nicht ſelten unter der Direction ſolcher Perſonen ſteht, die körperliche Geſchicklichkeiten geringe ſchätzen.

(*) Ideo ego adoleſcentulos exiſtimo in ſcholis ſtultiſſimos fieri, quia nihil ex iis, quae in vſu habemus, aut audiunt aut vident. (*Petronii* Satyricon, im Anfange) — Ich lebe glücklicher Weiſe an einem Orte, wo Petron gewiß nicht ſo geurtheilt hätte; aber eben ſo gewiß kann man dieſe Stelle noch auf manche Schulen in und auſſer Deutſchland anwenden.

„Es würde bey Einrichtung eines öffentlichen gymnaſtiſchen Unterrichtes auf folgende drey Stücke ankommen: auf das Locale, auf die Perſonen, und auf die Anordnung der Uebungen ſelbſt.

„1. Was die örtlichen Einrichtungen betrifft, ſo ſcheinen folgende dem Zwecke Genüge zu thun. 1) Ein Stadium, nach Art der Griechen, zu den Uebungen im Laufen; ſiehe oben, S. 475. Ein jeder Platz von etwa 100 Schritt Länge kann dazu hinreichen. Die Lauf=Bahn kann am Umfange des Platzes herum gehen, ſo, daß der Laufende nicht nöthig hat, auf demſelben Wege umzukehren. 2) Ein Platz zu den Uebungen im Springen, Reiten ꝛc. wo auch Vorrichtungen zum Balanciren, zum Klettern und dgl. können angebracht werden. Wenn ein Theil dieſes Platzes durch ein auf Säulen ruhendes Dach vor übler Witterung geſchützt iſt, ſo wird es um deſto beſſer ſeyn. Dieſer Platz kann, wenn er die hinlängliche Größe hat, zu mancherley körperlichen Spielen benutzt werden. 3) Ein Baſſin, oder ein in einem Fluſſe abgeſonderter ſicherer Ort zum Schwimmen. Das bloße Baden ſowohl, als das Schwimmen iſt beydes zugleich, ſo nützlich als gefährlich, daß es beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Dieſe drey, oder vielmehr zwey Stücke, (denn No. 1 und 2 können bequem in Einem Platze vereinigt werden,) würden ſchon zu den eigentlich ſogenannten gymnaſtiſchen Uebungen hinreichend ſeyn, und dieſe nur ſind für den künftigen Bürger und Handwerker zur Stärkung des Körpers und Befeſtigung der Geſundheit nothwendig. Indeſſen würde man in den meiſten Städten auch leicht noch ein Par Einrichtungen damit verbinden können, um auch den höhern Claſſen Gelegenheit zu verſchaffen, die ſogenannten ritterlichen Uebungen zu erlernen. Dazu wäre dann nöthig: 4) ein Reit=Haus, und ein daran ſtoßender Hippodromus, welcher zu Wettrennen benutzt werden könn=

könnte; und 5) ein Haus, worin ein Par geräumige Zimmer zum Fechten, Tanzen und Voltigiren befindlich wären. Am ſchicklichſten wäre es, den Voltigir-Boden gleich mit dem Reit-Hauſe zu verbinden, weil beyde Uebungen, Reiten und Voltigiren, zuſammen gehören. Auch würde es am bequemſten ſeyn, dieſe Zimmer par terre anzulegen. Das zu einer Reit-Bahn gehörige Locale kann leicht zu den übrigen gymnaſtiſchen Uebungen eingerichtet und benutzt werden. Die Reit-Häuſer ſind von ſolcher Größe, daß ſie zu Uebungen im Laufen, im Ringen, Springen ꝛc. zu der Zeit, wenn nicht darin geritten wird, vortrefflich dienen können. Sie können uns daſſelbe noch weit mehr ſeyn, als was den Griechen ihre Xyſtus (ſ. oben, S. 473) und den Perſern ihre Häuſer der Stärke (ſ. oben, S. 426) waren und ſind. Verſtattet es die Witterung, ſo wird man die freye Luft vorziehen. Gewöhnlich befindet ſich auch bey jeder Reit-Bahn ein freyer Platz von beträchtlicher Größe, der etwa zum Carouſſel-Reiten, oder auch zum gewöhnlichen Reiten bey gutem Wetter gebraucht wird. Wie leicht könnte man dieſen nicht ebenfalls zu andern körperlichen Uebungen einrichten, ſo würden dieſe koſtbaren Anlagen, die jezt nur zum Nutzen einiger weniger Begüterten und für eine einzige Uebung da ſind, einen weit allgemeinern Nutzen haben.

„Aus dem Obigen erhellet, daß von Seiten der örtlichen Einrichtungen wenig Schwierigkeiten zu überwinden ſind, und daß ſelbſt in kleinen Oertern dergleichen ohne Mühe gemacht werden könnten, da man ſich mit dem zuerſt angegebenen Stücke begnügen kann.

„2. Die Perſonen, die bey den gymnaſtiſchen Anſtalten der Griechen zu thun hatten, ſind oben, S. 480, fgg. erwähnt worden. Bey uns würden

dieſe Anſtalten wahrſcheinlich nicht ſo ſehr ins Große gehen, weil körperliche Vollkommenheiten, wenn ſie gleich immer ſehr ſchätzbar und wünſchenswürdig ſind, denn doch jezt nicht das Intereſſe haben, was ſie in jenen Zeiten hatten. Das dazu angeſtellte Perſonale könnte mithin weit weniger zahlreich und mit wenigen Koſten zu erhalten ſeyn. Zu den meiſten gymnaſtiſchen Uebungen würden, bey vorausgeſetzter mäßiger Anzahl von Zöglingen, ein oder ein Par Aufſeher hinlänglich ſeyn, welche aber ſelbſt in dieſen Uebungen die nöthige Geſchicklichkeit und Erfahrung beſitzen müßten. Dieſe würden bey jedem Subjecte allenfalls mit Zuziehung des Arztes, wo es nöthig wäre, beſtimmen, welche Uebungen für daſſelbe zuträglich ſeyn, und welche ausgeſchloſſen werden müßten, indem ſowohl Beſchaffenheit des Alters, als der körperlichen Conſtitution, eine kluge Auswahl nöthig machen. Sie würden, ferner, dahin zu ſehen haben, daß die Zöglinge mit gehöriger Vorſicht und Ordnung zu Werke giengen, welches leztere am beſten durch eine Art von militairiſcher Disciplin zu bewirken iſt.

„Es wäre gewiß etwas Leichtes und Nützliches, auch da, wo weiter gar keine Anſtalten zu dem Endzwecke Statt fänden, die Jugend mit körperlichen Uebungen und Spielen in den Frey-Stunden zu beſchäftigen, ohne dieſelbe ſich ſelbſt zu überlaſſen. Einige Familien dürften nur zuſammentreten, und einen jungen Mann von geſetztem Charakter zum Führer ihrer Kinder wählen, unter deſſen Aufſicht und Anordnung die jugendlichen Spiele, die jezt oft gefährlich für Körper und Sitten ſind, auf eine zweckmäßige und nützliche Art angeſtellt würden (*).

„Die

(*) Die Griechen übergaben ihre Kinder, ehe ſie in die Gymnaſien kamen, der Aufſicht ſolcher Menſchen, die bey ihnen Paedotribae hießen; ſ. oben, S. 482. So heißt es auch j. V.

„Die Uebungen, welche unter beſondere Kunſt-Regeln gebracht ſind, als: Reiten, Tanzen, Fechten, würden eigens dazu angeſtellte Lehrer erfordern.

„Was endlich 3. die Anordnung der Uebungen betrifft, ſo läßt ſich darüber im Allgemeinen nicht viel beſtimmen. Es kommt dabey auf Zeit, Ort, Anzahl und Beſchaffenheit der Zöglinge an. Indeſſen können einige Regeln hier Platz finden, welche bey dem gymnaſtiſchen Unterrichte überhaupt etwa zu beobachten wären. 1) Man verbinde, ſo viel es angeht, den Genuß der friſchen Luft mit den Uebungen. Wenn das Wetter es erlaubt, ſtelle man ſie daher im Freyen an; und wenn es im Hauſe geſchieht, ſo ſorge man durch Sprengen und durch Oeffnung der Fenſter, daß kein Staub den Lungen der Uebenden ſchädlich werde. — 2) Man treibe nicht eine Art der Uebung zu lange, Abwechſelung iſt ſowohl nützlich, als angenehm. Man kann auch eine Uebung auf mancherley Art modificiren, und ſo die Aufmerkſamkeit und Luſt der Zöglinge immer rege erhalten, obwohl dieſe ohnehin bey körperlichen Uebungen nicht ſo bald ermüdet, als bey wiſſenſchaftlichen Vorträgen. — 3) Man muß als Regel einführen, daß keiner der Zöglinge einen Sprung oder irgend ein anderes Stück vornehmen dürfe, als auf Commando (dieſes militäriſche

z. B. von den Faliscern: „Mos erat Faliſcis eodem magiſtro liberorum et comite vti, ſimulque plures pueri „vnius curae demandabantur, *qui pueros ante orbem luſus exercendique cauſſa producere ſolebat.*“ Dieſe Stelle wäre freylich übrigens nicht zur Empfehlung des obigen Vorſchlages anzuführen. Denn der, von dem dort die Rede iſt, war ein niederträchtiger Verräther. Er führte nähmlich die Kinder in das Lager des römiſchen Feld-Herrn *Camillus*, welcher die Stadt belagerte, und both ihm dieſelben, als Söhne der angeſehenſten Familien, zu Geiſeln an. Der großmüthige *Camillus* ließ ihn aber gebunden nach der Stadt zurücktreiben.

Wort wird hier nicht unſchicklich ſeyn). Wenigſtens bey einer beträchtlichen Anzahl munterer Knaben und Jünglinge dürfte dies nothwendig ſeyn, um Ordnung zu erhalten und Unfälle zu verhüten. — 4) Unter andern Vorſichtigkeits-Regeln, die keiner Erwähnung bedürfen, bemerken wir nur ein Par insbeſondre; z. B. daß man ſelten oder nie Biegungen der Gliedmaßen durch äuſſere Kraft bewirke, ſondern es den Muskeln des Subjectes ſelbſt überlaſſe, ſie zu bewirken. Die Folgen einer gewaltſamen Drehung oder Biegung, ſind zuweilen Verrenkung, oder wenn auch das nicht iſt, doch eine falſche Richtung des Gliedes. Ich denke hier an das unvernünftige Verfahren, welches ſich manche Tanz-Meiſter erlauben, um die Füße ihrer Eleven auswärts zu bringen. Es wäre gut, wenn ſolche Perſonen, die in Leibes-Uebungen Unterricht geben, auch einige Kenntniß von dem Baue der Maſchine hätten, die ihnen anvertrauet wird. — 5) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man allmählich vom Leichtern zum Schwerern fortſchreiten müſſe. Durch nach und nach vermehrte Anſtrengungen wachſen die Kräfte; durch plötzliche, übertriebene werden ſie zerſtöret. Ich habe geſehen, daß man es unter andern im Tragen gar ſehr hierin übertrieb. — 6) In Geſellſchaft geht alles noch ein Mahl ſo gut, weil der Wetteifer die Zöglinge belebt. Doch müſſen ſie an Alter und Kräften nicht zu ſehr von einander abſtehen, daher man ſie hiernach zu ſortiren hat. — 7) In Anſehung der Zeit, ſowohl der Jahres- als Tages-Zeit, und der Dauer der Uebungen, haben wir nicht nöthig, etwas zu bemerken. Daß man weder kurz vor, noch kurz nach dem Eſſen ſtarke Bewegungen vornehmen müſſe, iſt eine zu bekannte diätetiſche Regel, als daß es nöthig wäre, ſich dabey aufzuhalten. Früh morgens würde allerdings der Körper am beſten dazu disponirt ſeyn; indeſſen iſt gerade dieſe

Zeit

Zeit auch zu den Arbeiten des Geiſtes die beſte, denen doch jene nachſtehen müſſen. Die Mitte des Tages kann theils wegen des Mittag-Eſſens, theils im Sommer wegen der Sonnen-Hitze, nicht genommen werden. — Bey der Wahl der Uebungen muß auf Alter, Körper-Bau, Kraft und Temperament des Zöglinges, wie auch in manchen Fällen auf ſeine künftige Lebens-Art Rückſicht genommen werden; auch iſt dabey zu bedenken, daß Geſundheit der Stärke und Gewandtheit vorgehe, daß man alſo dieſe leztern Eigenſchaften nicht auf Koſten der erſtern auszubilden ſuchen müſſe. — 9) Was die Anſtellung von Uebungen zu beſondern mediciniſchen und chirurgiſchen Zwecken betrifft, z. B. der Ungeſtaltheit oder falſchen Richtung eines Gliedes abzuhelfen, dieſe oder jene Krankheit dadurch zu heben, dies alles gehört für das Forum des Arztes.

„Ein Mehreres von allgemeinen Regeln beym gymnaſtiſchen Unterrichte beyzubringen, würde zwecklos ſeyn. Statt deſſen wollen wir hier noch hinzufügen, daß man mit gymnaſtiſchen Uebungen auch unter uns ſchickliche und vermuthlich ganz unterhaltende Feyerlichkeiten verbinden könnte. Ohne die olympiſchen Spiele der Griechen, oder die circenſiſchen und amphitheatraliſchen Spiele der Römer, in ihrer vormahligen Größe wiederherſtellen zu wollen, welches aus mehren Gründen jezt nicht zu bewerkſtelligen ſeyn möchte, könnte man doch etwas Aehnliches im Kleinen veranſtalten, welches ohne Zweifel, wenn man es anders nicht ganz ungeſchickt anfienge, Beyfall erhalten würde. Wie ſehr Spiele dieſer Art nach dem Geſchmacke des Volkes ſind, zeigen die oben erwähnten Spiele der Griechen und Römer, wie auch der Zuſammenfluß von Fremden und Einheimiſchen an ſolchen Orten, wo noch jezt etwas Aehnliches beſteht, wie z. B. bey uns im Deſſauiſchen auf dem Drehberge.

Es

Es wäre alſo ein Vorſchlag, deſſen Ausführung wenigſtens verſucht werden könnte, ob man nicht mit Veranſtaltung des öffentlichen gymnaſtiſchen Unterrichtes in Schulen, zugleich die Veranſtaltung zu feyerlichen gymnaſtiſchen Spielen verbinden könnte, ſo wie die Gymnaſiarchen in den Gymnaſien zu Athen und Sparta zu gewiſſen Zeiten dergleichen Spiele anordneten. Jede Schule hat gewöhnlich um Oſtern und Michaelis ein öffentliches Examen; vielleicht könnte dieſes dadurch zu einer angenehmen Feyerlichkeit gemacht werden, wenn die Jünglinge vor der verſammelten Menge auch Beweiſe ihrer Fortſchritte in körperlichen Geſchicklichkeiten ablegten. Vielleicht würde ſtatt Fragen des Lehrers und vorbereiteten Antworten des Schülers, ein Wettſtreit in Wiſſenſchaften, Künſten und gymnaſtiſchen Uebungen (Certamen muſicum & gymnicum) nicht unzweckmäßig ſeyn, und die Theilnahme des Publicums ſtärker erregen, als das gewöhnliche Examen. Beyfalls-Bezeigungen der verſammelten Väter und Verwandten, und ſchickliche Prämien, würden die verſchiedenen Grade der Geſchicklichkeit in jeder Gattung auszeichnen und belohnen. Muſik und einige Decoration, die ſich an dem gymnaſtiſchen Uebungs-Platze ſehr wohl anbringen ließe, würde der Feyerlichkeit noch mehr Reizendes für die Sinne geben. Ein ſolches Jugend- und Volks-Feſt würde vielleicht ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Fremden auf ſich ziehen, und könnte in manchem Betracht angenehm und nützlich ſeyn."

Methode, Zeit-Verwendung und allgemeinere Regeln, nach Hrn. Gutsmuths. „*Rouſſeau* reizt ſein kleines bequemes Jünkerchen durch Kuchen zum Laufen. Dieſe Methode hat mir nie einen Augenblick gefallen, nicht nur weil ſie Gefräßigkeit zum Motiv machte, ſondern auch weil ſie nicht natürlich war. Von dergleichen kleinen Weichlingen kann man nicht

nicht gleich fordern, daß ſie Kräfte anſtrengen ſollen, die ſie noch nicht haben, ſondern man muß, um natürlich zu verfahren, ihnen erſt Kraft verſchaffen, die Luſt, ſie anzuwenden, bleibt dann ſelten aus. Eine Woche würde ich täglich langſam mit ihm ſpazieren gehen; in der zweyten würden meine Schritte etwas ſchneller, in der dritten beſchleunigter. Mein Kleiner fieng an, langſam nebenher zu traben, erſt eine Minute, ein anderes Mahl zwey, dann fünf, dann acht Minuten, und ſo fort. In der vierten würde ich ſein Traben beſchlennigter veranſtalten; ich würde mich bald mit ihm im Walde verſpäten, bald zu weit von der Wohnung entfernen, als daß es möglich wäre, zur Mahlzeit oder vor der Nacht daſelbſt wieder einzutreffen, dann würde getrabt und gelaufen, und das Ziel erreicht ohne Kuchen. Bey Tiſche ſprächen wir dann von dem derben Marſche, welchen wir zurücklegten, ich kündigte den Kleinen als einen rüſtigen Läufer an, die Geſellſchaft winkte ihm Beyfall; das Eſſen ſchmeckte ihm weit beſſer, und die Urſache wäre — das Laufen; die Ruhe wäre ihm ſo angenehm, der Schlaf ſo ſüß durchs — Laufen. Mit unter erzählte ich ihm etwas von ſtarken Läufern, von kraftvollen, rüſtigen Männern, die durch ihren Muth und ihre Körper-Kraft den Verunglückten halfen, das Vaterland beſchirmten; von der Schönheit männlicher Kraft und Tapferkeit, u. ſ. w. So würden allmählich ſeine Muskeln geſtärkt, und ſein Inneres zugleich durch ein wohlthätiges Feuer erwärmt.

„Wenn eine Stadt oder nur ein Dorf die Gymnaſtik zur öffentlichen Angelegenheit erhöbe, wenn ſchon das Knäbchen am Arme der Wärterinn den Zuſchauer machte, wenn Aeltern und Freunde an den Schranken des Uebungs-Platzes Beyfall winkten, mit Einem Worte, wenn der Ton in einem ſolchen Orte aus dem weiblichen Moll allgemein in ein männliches

Dur

Dur hinauf geſtimmt würde, ja, wenn nur einzelne Familien ſich auf dieſe Art umſtimmten: dann brauchte man da keine Methode, um die Jugend zur Körper-Anſtrengung zu bringen, der Knabe würde von ſelbſt alle Arten der Anſtrengung übernehmen, Kälte und Hitze ertragen, der Schmerzen nicht achten; denn überall wird der Menſch in Sparta ein Spartaner, in Sybaris ein Sybarit. Hat man aber ohne Hülfe der bürgerlichen Geſellſchaft mit kleinen Weichlingen zu thun, die den Sopha mit dem gymnaſtiſchen Platze vertauſchen, dann bedarf es allerdings einiger Methode, um ihnen Luſt zu körperlichen Uebungen beyzubringen, und ſie läuft etwa auf das hinaus, was ich durch obiges Beyſpiel geſagt habe. Hat man ſchon eine Geſellſchaft von Knaben und Jünglingen, deren Haupt-Luſt es iſt, ſich körperlich zu üben, ſo iſt es am beſten, den kleinen weichlichen Ankömmling nur der Geſellſchaft zu überlaſſen, er wird ihn bald mit ſich fortziehen. Man laſſe ihn daher, ſo lange er will, bloß Zuſchauer ſeyn, er wird ſich von ſelbſt bald der weichlichen Ruhe entziehen, und ſich nach und nach in den Ton der andern ſtimmen. Dieſe allmählige Umwandlung, die oft nur wenig Monathe erfordert, gewährt dem Erzieher viel Vergnügen; er weiß ſie durch Worte und Geberden, die von ſeinem Beyfalle zeugen, zu beſchleunigen; und ſo bildet ſich unvermerkt aus dem Zärtlinge ein derberer Knabe.

„Der Haupt-Grundſatz bey der gymnaſtiſchen Ausbildung des Körpers iſt: man gebrauche nicht Zwang; man wird dadurch nichts ausrichten, und es giebt nur ſehr wenig Fälle, wo es mit glücklichem Erfolge anzuwenden iſt. Ich will einen der Art anführen. Es giebt bisweilen, doch nicht ſehr oft, einen Knaben, der körperlich und geiſtig im Schlafe liegt, der in beyden Rückſichten ſchwach iſt, bey dem der Trieb der Nachahmung ſowohl, als der Trieb der Ehrliebe

liebe ſchlummert. Bey dieſem giebt es kein anderes Mittel, als ihn erſt körperlich zu wecken. Man verlange geradezu von ihm, daß er die ſanftern Körper-Bewegungen mitmache, die nicht über ſeine Kraft gehen, aber man ſey dann auch auf ihn achtſam, und laſſe keine Gelegenheit vorbeygehen, ihm Beyfall zu ſchenken, wenn nur die geringſte Anſtrengung aus ſeinem Benehmen hervorblickt. Man kann ſehr ſicher ſeyn, daß man ſo ſeinen Körper und Geiſt allmählich curirt. Jedes kleine Lob weckt ihn ganz augenſcheinlich mehr aus dem Traume; er ſteht da beſchämt, und gafft uns wie ein Erwachender an. Ich will alles dagegen ſetzen, wenn man nicht auf dieſe ſehr einfache Weiſe nach und nach ein ganz anderes Geſchöpf aus ihm macht.

„Die anwendbarſten und wirkſamſten Triebfedern eine Geſellſchaft von Jünglingen und Knaben zu gymnaſtiſchen Uebungen aufgelegt zu machen, und ſie dadurch in einen männlichen Ton zu ſtimmen, ſind etwa folgende:

1. Das Beyſpiel der Erwachſenen. Wenn Vater, Mutter und Erzieher wetterſcheu, ſchwächlich, zärtlichthuend ſind, wie ſollen die Kinder beſſer werden? Sie werden ſich mit ihnen ins Zimmer verkriechen, neben ſie auf den Sofa lagern, mit ihnen die L'hombre-Karte ergreifen, u. ſ. w. In hundert und aber hundert Familien möchte es wohl nie dahin kommen, daß die Aeltern, um des guten Beyſpieles willen, ſich zum Beſten ihrer Kinder, von dieſer Lebens-Weiſe los machten. Es iſt ihnen, wenn man ſich in ihrer Lage zu verſetzen weis, leicht zu verzeihen, und es giebt eine Art von Genugthuung, wodurch ſie alles vollkommen gut machen können. Dieſe beſteht — ich fordere alle guten Aeltern auf, die Sache etwas ernſtlich zu beherzigen! — darin, daß ſie ſich den Kindern

dern als Beyſpiele der Verzärtlung aufſtellen; es bekennen, daß ſie ohne ihr Verſchulden durch jugendliche Verwöhnung ſo weichlich geworden ſind, und ihre Kleinen bey jeder Gelegenheit aufmuntern, ſich nicht nach ihnen in Rückſicht dieſer zärtlichen Lebens-Weiſe zu bilden; daß ſie wenigſtens durch Worte das erſetzen, was ſie durch eigenes Beyſpiel nicht erſetzen können.

2. Ueberzeugung von der unumſtößlichen Wahrheit, daß der Menſch von Natur dazu beſtimmt ſey, nicht bloß geiſtig, ſondern auch körperlich thätig, ausdauernd und duldſam zu ſeyn, und daß nichts in der Welt, weder Stand noch Reichthum, noch Ehre, noch Tugend, ihn vor den üblen Folgen ſchützen könne, die aus körperlicher Verzärtlung, Trägheit und Ruhe für ihn entſpringen; daß von allen Sclaven derjenige der elendeſte, am meiſten und am unaufhörlichſten bedrückte Sclave ſey, deſſen Geiſt den Befehlen des Körpers gehorchen muß; daß es dem Manne zukomme, Herr über die Wohnung, über die Maſchine zu ſeyn, in welcher er wohnt; daß ein durchdringender Verſtand und ein ehrliches Herz zwar den guten, aber noch nicht den vollkommnen Mann machen, daß hierzu noch Gegenwart des Geiſtes, große Ausdauer und Geduld in Leiden, hoher Muth in Gefahren, alle Aufopferung in nöthigen Fällen und körperliche Vollkommenheit, Kraft und Stärke erfordert werden, und daß jene nur durch Abhärtung, und dieſe durch Uebung des Körpers erlangt werden können. Heil der Jugend, die von dieſen Maximen durchdrungen, Blüthen zeigt, welche die edelſten Früchte verſprechen! — Um ſie dafür empfänglich zu machen, iſt folglich das lebendige Beyſpiel des Vaters oder Erziehers das wirkſamſte, aber auch das nur aus der alten und neuen Geſchichte entlehnte Beyſpiel von Perſonen, die jenen Grundſätzen gemäß handelten, und die frühzeitige

ſtets

ſtets wiederhohlte Aeuſſerung derſelben, welche ſich der Erzieher zur Pflicht machen ſollte, wird großen Eindruck auf den Knaben machen, wann er noch unverwöhnt, biegſam wie Wachs und ſchon phyſiſch gut von der Bruſt an gebildet iſt.

3. Die Ehrliebe iſt eine der ſtärkſten Triebfedern, den Geiſt und Körper des Knaben und Jünglinges in Action zu ſetzen. Durch ſie laſſen ſich die natürlichſten Triebe deſſelben unterdrücken, ſie feſſelt ihn an den Studier-Tiſch zu einer Zeit, wo er ſeiner Natur nach ſich noch im Freyen herumtummeln, und des jungen frohen Lebens genießen ſollte; durch ſie werden wir ihn alſo leicht zu dem leiten, was ihm natürlicher iſt, nähmlich zur Anſtrengung ſeines Körpers. Wir müſſen daher in die übende und abhärtende Gymnaſtik etwas Rühmliches legen, was jenen Trieb zu unterhalten fähig iſt; wir äuſſern oft den Gedanken Homer's, wie rühmlich es ſey, daß ein Mann ſtarke Hände und Füße habe, daß er ausdaure, den Schmerz überwältige, u. ſ. w. Allmählich werden dieſe Ideen in der jungen Geſellſchaft herrſchend, ein Blick, ein Wort des Beyfalles belebt den Zögling. Er übernimmt mit großer Willigkeit, Schmerz und Ungemach (*). Der Weichling wird verlacht, man wettet, wer dieſe oder jene Uebung am längſten aushält, einer eifert dem andern nach, einer ſucht den an-

(*) Ein liebenswürdiger Knabe, von unverdorbenem Herzen, hat den böſen Fehler des aufbrauſenden Jähzornes an ſich. Er iſt äuſſerſt empfindlich gegen jeden körperlichen Schmerz, daher ſetzt ihn jeder kleine Stoß oder Schlag von ſeinen Geſpielen in Feuer. Eine ſanfte Vorſtellung, der übeln Folgen und des Unrühmlichen einer ſolchen körperlichen Empfindlichkeit brachte ihn ſehr leicht zu dem Entſchluſſe, von Zeit zu Zeit freywillig zu mir zu kommen, um einige Streiche zu übernehmen, die ihn mit körperlichen Schmerzen vertrauter machen ſollen.

andern zu übertreffen. Die Alten belohnten ihre Sieger mit Kränzen und Zweigen; und nichts Anders verſtand ich unter den Prämien, deren ich bey mehrern Uebungen erwähnt habe. Jeder, der ſich durch Anſtrengung bey denſelben auszeichnet, erhält einen kleinen Zweig mit 3 bis 6 Blättern, den er als ein Zeichen ſeines Geſchickes und ſeines Wohlverhaltens für dieſen Tag auf der Bruſt trägt. Hat er etwas Auſſerordentliches geleiſtet, was noch nie vorkam, ſo belohnt ihn wohl ein kleiner Kranz.

Wir leben nicht um Gymnaſtik zu treiben; die Frage über Zeit-Verwendung zur Gymnaſtik kommt alſo mit Recht in Anſchlag. Laßt uns der Natur nachgehen! Sie entwickelt ein kleines Fleiſch-Klümpchen ſorgfältig und unabläſſig zur menſchlichen Form; ſie verſetzt es auf dieſen Schauplatz, und immer noch beſchränkt ſie ihre Wirkung vorzugsweiſe, ja faſt allein, auf den zarten Körper. So bereitet ſie langſam die Maſchine, durch welche der Geiſt bald wirkſam werden ſoll, und es ſcheint ihr an der Bildung des Körpers anfangs weit mehr gelegen zu ſeyn, als an der des Geiſtes. Ganz unvermerkt geht ſie zur Bildung des Geiſtes über, und läßt bey jener des Körpers nach, aber erſt ſehr ſpät hört ihre Wirkung für die Entwickelung des leztern ganz auf. Für uns liegt hierin die Erziehungs-Regel, mit ihr in beyderley Geſchäften, ſo viel als möglich, einſtimmig zu handeln, damit ſie in ihrer Wirkung nicht geſtöret werde. So verfließe denn die erſte Lebens-Zeit, ich rechne ſie etwa bis zum ſechsten Jahre, ganz unter Bildung des Körpers und der Sinnlichkeit ſo viel als möglich im Freyen, ohne Rückſicht auf Witterung und Jahrszeit. Dies heißt nicht ſo viel, als: der Knabe wachſe wie ein junges Thier heran; denn Nahrung für ſeinen Geiſt gewährt ihm in ſehr großer Menge theils die ſinnliche Anſchauung, theils fließt er reichlich aus der Geſell-

ſchaft, die ihn umgiebt, und er kann durch dieſe beyden Arten des Unterrichtes im ſechsten Jahre wahrlich mehr wiſſen, als der, welcher im vierten Jahre leſen lernt. Im ſiebenten Jahre bekäme er die erſte tägliche Stunde zur wiſſenſchaftlichen Bildung, im achten die zweyte, nnd ſo fort, ſo daß er im funfzehnten Jahre neun Stunden dazu verwendete. Man erlaube mir hier eine Ueberſicht der Zeit-Abtheilung zu geben, nicht als Vorſchrift, ſondern nur als Beweis, daß es an Zeit zur körperlichen Ausbildung der Jugend gar nicht fehlt.

Lebens-Jahr.	täglicher Schlaf. Stunden.	tägliche Wache Stund.	davon zu	wiſſenſchaftl. Bildung. Stund.	Nutze Eſſen ꝛc. Stund.	bleiben für körperl. Bildung.
7	9	15		1	4	10
8	9	15		2	4	9
9	9	15		3	4	8
10	8	16		4	4	8
11	8	16		5	4	7
12	8	16		6	4	6
13	8	16		7	4	5
14	7	17		8	4	5
15	7	17		9	4	4

„Ich habe bey dieſem Entwurfe den ſtudierenden Jüngling im Geſicht gehabt. Ich glaube nicht, daß man ihm je mehr als 9 Stunden zur wiſſenſchaftlichen Bildung beſtimmen dürfe, und auch dann behält er noch 4 zu körperlichen Uebungen, von denen er auch als Mann im Amte wenigſtens 3 zu täglichen Uebungen, beybehalten ſollte. Für Nichtſtudierende, und für ſolche, die ſogar zu mechaniſchen Arbeiten beſtimmt ſind, ändert ſich die Sache ſehr ab; ſie ſollten, ſo ſcheint es mir, vom zwölften Jahre an nie mehr als

6 Unterrichts-Stunden haben, und dabey täglich 6 Stunden arbeiten und ſich gymnaſtiſch üben.

„Ich habe zwar ſchon bey jeder Uebung Vorſichts-Regeln angegeben, es bleiben aber noch einige allgemeinere gymnaſtiſche Regeln übrig, die ich hier nachhohle, da ſie ſich, ohne ſie ſehr oft zu wiederhohlen, bey der Beſchreibung der Gymnaſtik nicht anführen ließen. Sie ſind folgende:

1. Gymnaſtiſche Uebungen dürfen nicht vorgenommen werden, wenn die Verdauung noch nicht vollendet iſt. Hierin ſtimmen alle Aerzte überein. Hippokrates giebt die Vorſchrift: „die Arbeit gehe vor der „Nahrung her!“ Galen verlangt daſſelbe mit dem Zuſatze: „Weil die Bewegung die Verdauung befördert, „ſo müſſen zur Zeit derſelben keine rohen, unverdauten „Speiſen oder Säfte im Magen, oder in den übrigen Ver„dauungs-Werkzeugen vorhanden ſeyn, man läuft ſonſt „Gefahr, daß ſie früher in alle Theile des Körpers fortge„riſſen werden, als ſie die völlige Verdauung zuträglich „macht (*).“ Tiſſot unterſagt die Leibes-Uebungen nach der Mahlzeit: „Es iſt höchſt wichtig, daß man „nach der Mahlzeit keine heftige Leibes-Uebung vorneh„me — die Speiſen müſſen nicht unaufhörlich in dem „Magen hin und her geworfen werden, weil dieſes Hin„und Herwerfen die angefangene Verdauung und ihre „Verrichtung alle Augenblicke ſtöret (**).“ Hoffmann beſtimmt die Zeit vor dem Mittags- und Abend-Eſſen zu Leibes-Uebungen, weil da die Nahrungs-Säfte ſchon in das Blut übergegangen ſind (***). Zückert ſagt eben daſſelbe (****). Mithin werden die Leibes-Ueb-

(*) *Galen*. de tuend. ſan. L. 2, c. 2.

(**) Von der Geſundheit der Gelehrten, S. 153, f.

(***) De motu opt. corp. medic. §. 21.

(****) Zückert, von der diätetiſchen Erziehung der Jugend, S. 135.

Uebungen am bequemſten angeſtellt des Morgens, unmittelbar nach dem Aufſtehen. Hierdurch verliert der Körper die unausſtehliche Trägheit des Bettes, die ihm ſonſt oft noch mehrere Stunden anklebt; durch die friſche Luft wird er geſtärkt, durch die Anſtrengung hinlänglich ermüdet, um zur Geiſtes-Arbeit das mit zu bringen, was man Sitz-Fleiſch nennt. Ferner wähle man dazu die Zeit vor dem Mittags- und Abend-Eſſen; denn nichts iſt fähiger, die Verdauungs-Wege zu reinigen, und zu ihrem Geſchäfte geſchickter zu machen. — Es folgt indeß aus dem Bisherigen nicht, daß alle Bewegung nach Tiſche ſchädlich ſey; Millionen Menſchen arbeiten ja unmittelbar nach der Mahlzeit ohne den mindeſten Schaden; auch die Jugend befindet ſich bey nicht heftigen, nach Tiſche veranſtalteten, Leibes-Uebungen ſehr wohl.

2. Das Erhitzen ſchadet keinem geſunden Knaben, noch nie habe ich den mindeſten Schaden davon entdecken können; aber das Trinken darauf und das Erkälten ſchadet, es geſchehe auf welche Art es wolle, ſehr leicht. — Es iſt daher gut, die Kleider gleich vor den Uebungen ab-, und nach denſelben gleich wieder anzulegen. Das Hinlegen auf den kühlen Boden darf nicht verſtattet werden.

3. Man mache beym Anfange der Uebungen nicht gleich die heftigſten Grade dieſer oder jener, ſondern fange gelinde an; eben ſo breche man am Ende der Uebungs-Zeit nicht auf ein Mahl bey heftigen ab, ſondern endige mit gelinden. Schleuniger Uebergang iſt nie gut.

„4. Uebertreibe weder Abhärtung noch Körper-Anſtrengung; d. i. verhüte die Unempfindlichkeit, ſo wie die Abmattung und Ausmärgelung des jugendlichen Körpers. Ich geſtehe jedoch, daß nach meiner Ein-

ſicht, für unſer jeziges Zeit-Alter, dieſe Regel ſehr überflüſſig iſt.

5. Man ſehe bey allen Uebungen auf guten Anſtand, und ſolche Haltung der einzelnen Glieder, daß kein Schade geſchehe; z. E. die Zunge darf nie zwiſchen die Zähne gehalten, die Beine dürfen nie zu ſehr bey den Uebungen, z. E. beym Springen, auseinander geſperrt werden, und dgl.; der Athem werde bey allen heftigen Bewegungen angehalten.

6. Es iſt, bey zahlreicher Geſellſchaft zumahl, nöthig und zugleich ſehr vortheilhaft für die Jugend ſelbſt, gewiſſer Maßen ein militäriſches Commando in die Gymnaſtik zu tragen. Beyſpiele habe ich davon gegeben.

7. Unterſcheide den Schwächling von dem Dauerhaftern, und miß nicht beyde mit einerley Maße. Suche jenen nicht gleich zum Athleten machen zu wollen; ſeine Abhärtung und Stärkung erfordert Zeit und Gradation. Der ſchicklichſte Maßſtab für dergleichen Zärtlinge iſt anfänglich ihre eigene Luſt, ihr eigener Wille durch Ehrliebe belebt.

8. Suche die Conſtitution deiner Zöglinge kennen zu lernen; unterſcheide wenigſtens den vollkommen geſunden von dem, der kränklich iſt. Jener wird alle Arten und Grade der Gymnaſtik ohne Schaden mitmachen können; dieſer muß in beyden Rückſichten vorſichtiger behandelt werden. Prüfe ihn ſtufenweiſe in jeder Uebung; beobachte die Wirkung, die jeder Grad jezt und nachher auf ihn hat. Dieſe Erfahrungen ſind die ſicherſten Rathgeber in der Sache.

9. Man beobachte, welches Glied dieſes und jenes jungen Gymnaſtikers noch am ſchwächſten iſt, und gebe ihm dafür beſonders Uebung. Gewöhnlich iſt Hand und Arm der linken Seite weit ſchwächer; man laſſe

laſſe ihn ſich oft an die linke Hand hängen, damit heben, tragen, ziehen ꝛc. bis endlich Gleichgewicht da iſt.

10. Der Gymnaſt muß, ſo viel als möglich, die Grade im Kopfe behalten, zu welchen jeder Zögling in dieſer und jener Uebung gekommen iſt, damit er keinen Sprung mache, indem er etwas beginnt, was über ſeinen Grad zu weit hinaus liegt. Dies iſt eine Haupt = Regel, um allen Schaden zu verhüten.

„Eine andere Gattung pädagogiſcher Leibes = Uebungen, machen die Hand Arbeiten aus. „Emil ſoll „ein Handwerk lernen, ſagt ſchon Rouſſeau, und alles, was er darüber ſagt, läuft endlich darauf hinaus: es hat einen goldenen Boden, d. h. ernährt auf jeden Fall ſeinen Mann. Unſre reichen Aeltern ſind ſo vorſichtig noch nicht, hierauf Rückſicht zu nehmen; und mir ſind nur wenig Fälle bekannt, wo begüterte Familien ihre Söhne ein Handwerk förmlich lernen ließen, um ſich auf Kraft und Geſchick der Arme und Hände verlaſſen zu können, im Falle die Noth — wofür doch wahrhaftig niemand geſichert iſt (*) — es erforderte. Ein Haupt = Hinderniß hat der unſelige Zunft = Geiſt in den Weg gewälzt. Wenn Aeltern auch wollten, daß ihre Söhne ein Handwerk lernten, ſo können ſie ſich doch den unendlichen Formalitäten nicht unterwerfen, die dazu erforderlich geachtet werden, um ordentlich in eine Handwerks = Genoſſenſchaft zu treten. Allein, dieſes ließe ſich ja leicht vermeiden, wenn man ſtatt des Handwerkes eine Kunſt wählte. Ich führe hier eine an, die ganz in die Tiſchlerey ſchlägt, und die ſich für den gebildeten jungen Menſchen ſehr ſchickt; es iſt die Kunſt des Clavier = und Fortepiano = Machers, die, wegen der ſtets dabey

(*) Man ſehe die emigrirten Franzoſen.

möglichen Veränderungen und Verbeſſerungen, unaufhörlich Gelegenheit zu neuen Erfindungen darbiethet, und dadurch zugleich zur gedankenvollen Arbeit wird.

„Geſetzt aber, man will auf jenen ungewiſſen Fall nicht Rückſicht nehmen, ſo giebt es ja noch andere wichtige Gründe, die uns bewegen ſollten, den angehenden Jüngling irgend ein Handwerk, wo nicht förmlich erlernen, doch ihn wenigſtens darin unterrichten zu laſſen.

„Die Kräfte des jungen Menſchen haben ſich ſchon bis zu einem ſtarken Grade entwickelt, er reift mit Macht einem gefährlichen Zeitpuncte entgegen, blickt mit Verachtung auf ſeine Knaben Spiele, ihr Intereſſe iſt dahin, aber jede müßige Minute iſt ihm jezt gefährlicher als jemahls; ſeine Phantaſie iſt einer feurigen Exploſion nahe; o, laßt uns dieſem Ausbruche zuvor kommen! Ich kenne kein beſſeres, unfehlbareres Mittel, als raſtloſe Thätigkeit, die ſeinen Körper ermüdet, die dem täglichen Uebermaße ſeiner Kräfte eine würdige Verwendung darreicht, und die ſeinen Geiſt beſchäftigt, indem ſie ihm zugleich Zerſtreuung darbiethet. — Zerſtreuung? O, derer giebt es ſo viel! — Dies iſt allerdings wahr; aber eben dies ſollte uns antreiben, in der Wahl derſelben äuſſerſt ſtrenge zu ſeyn, und ſchlechterdings nur ſolche zu wählen, die ſeinen Geiſt und vorzüglich ſeinen Körper geſund erhalten. Will man die gewöhnlichen Zerſtreuungen des Jünglings-Alters mit weiſer Prüfung muſtern, ſo wird man, leider! nur überall auf ſolche ſtoßen, die jenem ſo wichtigen Zwecke geradezu entgegen arbeiten. Man verbanne dieſe, und man wird Zeit zu ſehr nützlichen Zerſtreuungen durch Hand-Arbeiten haben, die ſeine Kräfte ausarbeiten, ſeinen Körper ſtärken, ihn von weicher Ruhe entfernen, ſeine Geſchicklichkeit erhö-

hen,

hen, ſeine Erfindungs-Kraft reizen, ſeine Sinne üben, ſeine Begriffe vermehren, ſeine Kenntniſſe erweitern, ſeine Urtheile berichtigen; kurz, die ſich ihm in tauſend Vorfallenheiten des täglichen Lebens, wobey ſich allein gelehrt erzogene Leute meiſtentheils ſo links benehmen, faſt täglich zur Anwendung darbiethen.

„Ich müßte mich in eine ſehr weitläuftige Zergliederung einlaſſen, um denjenigen, welche von Handarbeit und Geſchick der Hände keine Begriffe haben, dieſe lezten Behauptungen, die aus Erfahrung hergenommen ſind, zu entwickeln. Dazu iſt hier der Ort nicht. Ich ſetze noch Folgendes hinzu. Ein großer Theil unſers hieſigen Glückes liegt im häuslichen Leben, hängt da nicht bloß von Perſonen, ſondern auch von Sachen und Einrichtungen ab. Beſitzen wir da einige Handwerks Geſchicklichkeit, ſo werden wir vorfallende, ſchnell abzuändernde Unordnungen und unangenehme Kleinigkeiten, die unſre Zufriedenheit ſtören, leicht abändern, und tauſend Verlegenheiten eigenmächtig aus dem Wege räumen, die uns oft mehrere Tage ſtören, wenn wir fremde Hülfe erwarten müßten. Darum iſt mir der Mann, der in ſeiner friedlichen Hütte, ſeinen Haupt-Geſchäften unbeſchadet, ein zweyter Robinſon iſt, ein liebenswürdiger Mann, Weib und Kind freuen ſich ſeines Geſchickes, ſeiner Kraft, und lieben ihn darum zärtlicher.

„Ein allgemeiner Beweis für die großen Vortheile, welche unſere Jugend aus der Erlernung einer anſtändigen und zweckmäßigen Hand-Arbeit ziehen kann, liegt ſchon in den einzelnen, ſchon längſt errichteten Real-Schulen, und dann, was noch mehr ſagen will, und was ich nicht ohne Vergnügen anführe; in dem ſehr allgemein gewordenen Wollen der weiſen Aeltern, ihre Kinder in einem Handwerke unterrichten zu laſſen; in der Billigkeit, womit ſelbſt tiefdenkende Gelehrte

dieſe Beſchäftigung theils wörtlich, theils thätlich durch eigenes Beyſpiel unterſtützen. Wem ſind nicht eine Menge Beyſpiele hierüber bekannt?

„Alles dieſes ſollte Erziehungs-Anſtalten jeder Art ermuntern, in ihren Gebäuden einen Arbeits-Sahl zu errichten, wo die etwa herangewachſene vierzehn bis funfzehnjährige Jugend, Anleitung zu irgend einem Handwerke erhalten könnte; man ſollte hier die Geſchickteſten auszeichnen, ihre Arbeiten beobachten, und ſie eben ſo würdigen, als die gelehrten Producte ihrer Feder.

„Was für Handwerke ſoll man aber treiben? Rouſſeau ſagt: „Jüngling! drücke deinen Arbeiten „das Siegel der Manns-Hand auf. Lerne mit ſtarkem „Arme die Axt und die Säge handhaben, einen Balken „behauen, auf ein Dach-Holz ſteigen, den Giebel richten, „die Trag-Balken und Bind-Hölzer befeſtigen, u. ſ. w." — An ſich betrachtet, vortrefflich, aber in unſern Verhältniſſen über die Mittel-Straße hinaus! — Emil geht auch nicht zum Zimmermann, ſondern nur zum Tiſchler, dahin laßt uns ihm folgen. Ich weis in der That keine ſchönere, für uns zweckmäßigere Handarbeit, als die des Tiſchlers (Schreiners), in Verbindung mit der des Drechslers. Wie manche vergnügte Stunde verdanke ich ihr! Der größte Theil unſrer Jugend iſt zu Geſchäften beſtimmt, wozu die Hände erfordert werden; auch dieſe wird hier Gelegenheit finden, die Kraft ihrer Arme, die Geſchicklichkeit ihrer Hände, die Schärfe ihrer Sinne vorläufig auszubilden.

„Aber man ſollte weiter gehen, und dieſe Handarbeiten noch zu einem beſtimmten Zwecke leiten. Man ſollte die ſtudierende und nicht ſtudierende Jugend in die Geheimniſſe einer Wiſſenſchaft führen, welche die Seele des täglichen geſchäftigen Lebens iſt. Dies iſt

iſt ja der Schauplatz, auf dem ſie einſt handeln wird, warum vorenthält man ihr die Kenntniß jener Wiſſenſchaft, der Mechanik meine ich, welche auf ihre täglichen Beſchäftigungen, auf ihre Erkenntniß einen ſo gewaltigen Einfluß hat? — Dies iſt, wie es mir ſcheint, eine der unverzeihlichſten Unterlaſſungs-Sünden, die man in Entwerfung der Unterrichts-Plane unſerer Jugend begeht; denn man wird mir zugeſtehen, daß die Mechanik eine von den wenigen Wiſſenſchaften ſey, die Jedem in allen Volks-Claſſen, vom Taglöhner bis zum Regenten, bald theoretiſch als Hülfsmittel wichtiger Erkenntniß, bald praktiſch in wirklichen Geſchäften, unentbehrlich iſt. Was ließe ſich nicht von einer Nation hoffen, die von Natur, vermöge ihres ausdauernden Geiſtes, zu Erfindungen aufgelegt, jeder andern hierin den Rang abliefe; was ließe ſich, ſage ich, von ihr hoffen, wenn man theoretiſche und praktiſche Mechanik unter ihr verallgemeinerte, eine Wiſſenſchaft, welche den meiſten Erfindungen und Gewerben zum Grunde liegt!

„Ich halte es daher für äuſſerſt zweckmäßig, den angehenden Jüngling anfangs in den Arbeiten des Tiſchlers und Drechslers praktiſch zu unterrichten, und ihm dadurch mechaniſche Kunſt in die Hände zu bringen; wenn dies geſchehen iſt, ihn zur Zuſammenſetzung mechaniſcher Maſchinerien zu leiten, und die Theorie dieſer Wiſſenſchaft gleich mit der Praxis zu verbinden, indem man die, zur Erläuterung nöthigen Modelle ſelbſt verfertigen ließe, und am Ende ſich auf Zuſammenſetzung ganz neuer Maſchinen einließe (*). So

(*) Ein geſchickter praktiſcher Mann, der es verſtände, die Arbeiten der jungen Leute planmäßig in ein genau zuſammenhängendes Ganzes zu entwerfen, ſo daß von dem Leichtern zum Schwerern fortgegangen würde, könnte ſich durch ein, kurz zu entwerfendes, Lehr-Buch hierin ſehr verdient machen.

So würde Stärke und Geſchicklichkeit genährt, und der Geiſt des Jünglinges, der ſich ſo leicht für alles dies intereſſiren läßt, fände Nahrung in einer gedankenvollen Beſchäftigung, die ihn vor einer großen Leckerhaftigkeit bewahrte, wozu das Temperament dieſes Alters gewöhnlich ſo ſehr geneigt iſt.

„Es giebt noch andre ſehr nützliche Hand-Arbeiten; dahin gehört die des Buchbinders und Korb-Machers, aber ganz vorzüglich der Garten-Bau, den ich hier ganz beſonders empfehle, weil er auch für das Knaben-Alter bequem iſt Dieſe ſanfte, erheiternde Beſchäftigung ſollte, wenn es möglich wäre, von jedem Knaben getrieben werden. Es iſt ein rührender Anblick, dieſe jungen unſchuldigen Geſchöpfe ſich hier an die Natur und unſre Ur-Beſtimmung näher anſchmiegen zu ſehen. Da werden Plane entworfen, da wird ein rohes Stück Land, unter Anſtrengung der jungen Kräfte nach und nach urbar gemacht, umzäunet, bepflanzet, begoſſen, gepflegt; da wird die wichtige Idee von eigener Production vom Werth der Hand-Arbeit und der Lebens-Mittel gefaßt; Fehlſchlagung ſüßer Hoffnungen ertragen, durch neue Anſtrengung erſetzt, der Geiſt in Thätigkeit erhalten, und die Wange von Geſundheit gefärbt.“

* * *

Hier. Mercurialis, Forolivienſis, de arte gymnaſtica Libri ſex, in quibus exercitationum omnium vetuſtarum genera, loca, modi, facultates, et quidquid denique ad corporis humani exercitationes pertinet, diligenter explicatur. Venet 1575; ſt. auch in Deſſen Opusculis aureis et ſelectioribus, Venet. 1644, f. S. 1 — 146.

Ed. noviſſima aucta, emendata et figuris authenticis Chriſtophori Coriolani exornata. Amſt. 1672, 4.

Des Mercurialis Werk findet man auch in Vtriusque theſauri antiquitatum romanarum graecarumque novis Supplementis, congeſtis à Jo. Poleno. Venet. 1737, gr. f. To. III.

Da

Da dieſes Werk wichtig und berühmt, und zugleich ziemlich ſelten iſt, ſo füge ich hier eine kurze Anzeige des Inhaltes deſſelben hinzu. Die drey erſten Bücher ſind meiſt hiſtoriſchen, die drey lezten meiſt mediciniſchen Inhaltes.

Lib. I. Cap. 1. De principiis medicinae. Daß die Alten ihre Kranken in den Tempeln ausgeſtellt hatten, u. dgl.

Cap. 2. De conſervativae partibus. Cyrus habe den Perſern körperliche Uebungen anempfohlen — Medea habe die weichlichen Menſchen durch Uebung wieder geſtärkt, daher die Fabel entſtanden, daß ſie das Fleiſch durch Kochen und Zauberey verjünget habe.

Cap. 3. Quid ſit gymnaſtica et quotuplex.

Cap. 4. De gymnaſticae ſubiecto et eius laudibus.

Cap. 5. De gymnaſiis antiquorum. Die erſten zu Sparta. Plato ſage zwar im Critias, indem er ſeine Atlantis beſchreibt, daß daſelbſt Gymnaſien geweſen ſeyn, allein das ſey eine fabelhafte Erzählung.

Cap. 6. De variis hominum generibus quae in gymnaſiis conveniebant. Plato zeigt im 5ten Buch de republica, aus wichtigen Gründen, es ſey zum Glück des States ſehr zuträglich, daß ſowohl junge als alte Perſonen des weiblichen Geſchlechts, mit den Männern zugleich nackend in den Gymnaſien kämpften.

Cap. 7. De gymnaſiorum diverſis partibus.

Cap. 8. De palaeſtra et aliis gymnaſii partibus.

Cap. 9. De balneis gymnaſiorum atque etiam in ſtadio.

Cap. 10. De more accumbendi in coena Romanorum, Graecorum, Hebraeorum. Bey dieſer Gelegenheit eine ziemlich lange Digreſſion von Chriſto und der Magdalena.

Cap. 11. De auctoribus gymnaſticae et gymnaſiorum miniſtris. Es ſeyn viele Schriften verloren gegangen, die Galen und andere Aeltere geſehen und geleſen hätten, z. B. vom Hippocrates, Diocles, Praxagoras, Philotimus, Eraſiſtratus, Herophilus, Aſclepiades, Theon, und des Gymnaſien Diotymus Abhandlung de ſudoribus et exercitationibus, welche vom Theophraſt gerühmt wird.

Cap. 12. De ſpeciebus Gymnaſticae. Gymnaſtica, heißt es da: eſt triplex, vera, bellica, athletica.

Cap. 13. De vitioſa gymnaſtica ſeu athletica.

Cap. 14. De vivendi athletarum ratione. „Athletae a „coitu abſtinuerunt, et non ſolum ad inhibendam Ve„nerem frigide ſe lauabant, ſed etiam laminas plum„beas renum et lumborum regionibus ad arcendas „nocturnas pollutiones et libidinis impetus frangen„dos adhibebant.“

Lib.

Lib. II. Cap. 1. Quid ſit exercitatio et quomodo differat a labore.

Cap. 2. Gymnaſticae diviſio. Orcheſtica et palaeſtrica.

Cap. 3. Orcheſticae tria genera, 1. cubiſtica; 2. ſphaeriſtica, et 3. ſaltatio.

Cap. 4. Pilae genera apud Graecos.

Cap. 5. Pilae genera apud Romanos.

Cap. 6. De ſaltatione pyrrhica.

Cap. 7. De Cheironomia.

Cap. 8. De Luctatoria. Hier erzählt *Mercurialis* von dem Kampfe Jacob's mit dem Engel; und eben deſſelben mit ſeinem Bruder Eſau im Mutterleibe (!) — Vor dem Ringen ſalbte und rieb man die Glieder, und machte zuerſt leichte Bewegungen. Wenn dieſes nicht beobachtet wurde, ſo wurden oft Theile zerbrochen und ſonſt beſchädigt, wie Galen berichtet.

Cap. 9. De pugilatu, pancratio et caeſtibus.

Cap. 10. De curſu.

Cap. 11. De ſaltu, wie auch von dem πηδᾶν, und von dem Ascoliasmos.

Cap. 12. De diſco et halteribus.

Cap. 13. De iaculatione.

Lib. III. Cap. 1. De agendis, u. ſ. w.

Cap. 2. De ambulatione. Es werden da porticus, xyſti, immo et ambulationes penſiles et ſubterranei erwähnt.

Cap. 3. An erectum ſtare ſit exercitatio?

Cap. 4. De pugnarum generibus.

Cap. 5. De nonnullis aliis exercitationum ſpeciebus, e. g. per funem aſcendere, manibus colluctari, plethriſſare, pityliſſare.

Cap. 6. De ſpiritus cohibitione. Das Einhalten des Athems ſey ſehr nützlich, um die Bruſt zu reinigen; in dem Convivio Platonis werde es von dem Eryſimachus empfohlen, um den Schluchzen zu vertreiben. Beym Springen und bey andern Anſtrengungen diene es zur Vermehrung der Kraft. Beym Reiben pflege man den Athem an ſich zu halten. Die Anekdote vom Milo, der durch Aufſchwellen der Adern einen um den Kopf gebundenen Strick zerriß.

Cap. 7. De vociferatione et riſu. Der Stimme wegen wurden Infebulationes vorgenommen. Ariſtoteles ſagt ſchon, daß diejenigen ſehr unrecht thäten, die das Schreyen der Kinder verhindern. Cicero ſagt, daß die Athleten bey ihren Uebungen ſtark ſeufzten oder ſchnaubten (ingemiscere), welches zur Vermehrung der Kraft nicht wenig beyzutragen ſcheine.

Cap.

Cap. 8. De cricilaſia, trocho, petauro et pilamalleo. Unbeſtimmte Beſchreibungen. Das Lezte iſt mehr unſer heutiges oder vielmehr ſchon abgekommenes Mail.

Cap. 9. De equitatione. *Mercurialis* ſezt das Reiten etwas zu ſehr herab, vornehmlich im 6 Buch 8 Cap. Folgende Stelle iſt etwas unverſtändlich: „Hippocratis tempore omnes fere Scythae equis vehebantur, qui, cum ob aſſiduas equitationes coxarum doloribus cruciarentur *per venarum poſt aures inciſionem ab illis curati ad coitum valde impotentes evadebant.*“ In der 25ſten Olympiade ſey das Pferderennen in den olympiſchen Spielen eingeführt worden.

Cap. 10. De curuli vectatione. Eine Angabe der verſchiedenen Fuhrwerke der Alten. In der 99ſten Olympiade ſey das Wagenrennen in den olympiſchen Spielen eingeführt worden.

Cap. 11. De geſtatione in lectica et ſella. Die erſtere war auch zum Liegen wie ein Bett eingerichtet, und wurde von ſechs Sclaven getragen; war folglich das, was die Palankins in Indien ſind. Die Sella portatoria aber war unſerer Sänfte (Portechaiſe) ähnlich. Seneca ſagt, ep. 55, er wurde durch das Tragen ſo ermüdet, als wenn er gegangen wäre, und fügt eine philoſophiſche Bemerkung nach ſeiner Art hinzu. — Quia contra naturam eſt, quae pedes dedit vt per eos ambularemus, oculos vt per eos videremus. *Debilitatem nobis indixere deliciae, et quod diu noluimus poſſe deſivimus.* — Ja wohl!

Cap. 12. De agitatione per lectos penſiles et per cunas facta et de ſcympodis. Alte Aerzte: Celſus, Galen und Andre, hielten das Wiegen auch für Erwachſene in manchen Fällen nützlich. Die lectos penſiles habe Aſclepiades erfunden, und mit Nutzen in Krankheiten angewendet. Vom Sergio orata ſeyn auch balnea penſilia erfunden.

Cap. 13. De navigatione et piſcatione.

Cap. 14. De natatione.

Cap. 15. De venatione. Galen und Andre empfehlen die Jagd ſehr. Ein arabiſcher Arzt, Rhazes, berichtet, daß in einer Peſt, wo faſt alle übrige um das Leben kamen, die Jäger gar nicht angeſteckt worden ſeyn.

Im IVten, Vten und VIten Buch handelt *Mercurialis* von der Zeit, der Dauer, dem Orte und den Wirkungen der Leibes-Uebungen. Beym Reiten zählt er eine Reihe von Uebeln und Unglücksfällen her, die daraus entſtehen können, zum Theil freylich übertrieben; aber unter andern verdient in Rückſicht der Erziehung das Urtheil des Ariſtoteles bemerkt zu werden: „aſſidue equitantes libidinoſiores euadere, quoniam genitalia continua attrectatione

ctatione motioneque incaleſcentia ſpiritum concipiunt, ſicque coëundi cupiditas inceneditur "

An corporis exercitia cibum praecedere debeant? wird bejahet in *Jo. Matthaei* Centur. difficultatum medicar. (Herborn. 1616, 8.) Qu. 94, S. 288 — 291.

Laur. Jouberti de gymnaſiis et generibus exercitationum apud antiquos celebrium Liber, ſt. in Deſſen Opp. med. Frf. 1645, f. und 1668, f. S. 197 — 219; und in *Alb. Henr. de Salengre* nov. theſ. antiqu. rom. To. I. (Hagæ Com. 1716, f.) S. 333 — 387.

De apparatu Medici ad exercitationem neceſſario, ac de frictione, ſ. *Vidi Vidii* Sen. de ratione victus, Lib. VIII. c. 5; in Deſſen Opp. omn. (Frf. 1668, f.) To. III. p. 94, ſ.

Medicina gymnaſtica: or a Treatiſe concerning the power of exerciſe, with reſpect to the animal oeconomy and the great neceſſity of it in the cure of ſeveral diſtempers, by *Francis Fuller*. Lond. 1705, 8. 20 B. 1711, 8. 1740, 8.

D. überſ. Medicina gymnaſtica, oder von der Leibesübung in Anſehung der animaliſchen Oeconomie, und wie ſolche bey Curirung verſchiedener Krankheiten unumgänglich nöthig ſey, von Franz Fuller, aus der ſechſten Engliſchen Herausgabe überſetzt. Lemgo, 1750, gr. 8. 17 B.

Quaeſtio medica in ſcholis Medicorum Pariſienſium discuſſa, d. 4 Mart. 1723, Præſ. *Nicolo Andry*: An praecipua valetudinis tutela exercitatio? Pariſ. 1723, 4. 1741, 4. ſt. auch bey Deſſen Orthopédie, u. d. T. Theſe ſoutenue aux Ecoles de la Faculté de Medecine de Paris, le 4 Mars 1723, et le 23 Mars 1741, ſous la Preſidence de Mr. *Andry*, ſcavoir: Si l'exercice moderé eſt le meilleur moyen de ſe, conſerver en ſanté. 39 S. à Bruxelles, 1743, 12.

In *Jo. Gothofr. Lakemacheri* Antiquitatibus Graecorum ſacris, (Helmſt. 1734, 8.) Part. IV. Cap. 3. handelt de exercitiis corporis apud Graecos vſitatis, curſu, ſaltu, diſci iactu, ſagittatione et iaculatione, lucta, pugilatu ac pancratio.

Jo. Zach. Platner progr. de arte gymnaſtica veterum. Lipſ. 1734, 4. ſt. auch in Deſſen Opuſculum, To. II. Lipſiae, 1749, 4.

Eb. Deſſ. Diſſ. de negotioſa actione propter valetudinem circumcidenda. Reſp. *Ern. Frid. Haacke*. Lipſ. 1744. 4. 6 u. e. h. B. ſt. auch in Deſſen Opuſc. To. I. (Lipſ. 1749, 4.) S. 292 — 335.

Jo. Ern. Hebenſtreit exercitationes adoleſcenti aetati ſalubres. Lipſ. 1745, 4. 7 u. e. h. B.

Diſſer-

Diſſertazione del Sgr. Ant. Felici dell' antiqua Ginnaſtica, ſt. in Deſſen Diſſertaz oni epiſtolari teorico-pratiche di Medicina, Decade I. (in Venez. 1748, 8.) Diſſ. VIII. S. 200—234.

Laur Heiſter diſſ. de arte gymnaſtica nova. Reſp. Fr. Boerner. Helmſt. 1748, 4. 12 u. e. h. B.

Petr. la Louette quaeſtio medica: An praecavendis ſanandisque chronicis affectibus exercitatio? Pariſ. 1751.

Theſe de la Medecine, ſoutenüe le 15 Mars 1759 aux Ecoles de Medecine de Paris, par Mr. Mauduyt de la Varenne: L'exercice du corps et de l'eſprit eſt néceſſaire pour conſerves la ſanté.

Ein Auszug daraus, ſt. im Journ. oecon. Août. 1759, S. 364; im Nouvelliſte oecon. et litter. To. 33, p. 1. m. d'Oct. Nov. et Dec. 1760, S. 76—78; und in No. XIII der Gazette ſalut. v. J. 1761.

De l'exercice et du repos; Extrait des regles pour conſerver la ſanté etc. de Mr. Jean Fothergill, à Londr. 1762, ſt. in No. III der Gaz. ſalut. v. J. 1763.

Discorſi ſopra la Ginnaſtica et ſopra l'utilita, d'all oſſervazione nella Medicina pratica, del Guiſeppe Nanci, in Lucca, 1766, gr. 8. 4 B.

De l'exercice conſideré comme moyen de rétablir la ſanté. ſt. in No. LII der Gaz. ſalut. v. J. 1768.

Discours ſur les jeux et les exercices publiques, par Mr. de la Serre. à Dijon 1776. Die Akademie zu Dijon gab die Preis-Frage auf: den Einfluß der bey den Alten üblichen Leibes-Uebungen und öffentlichen Spiele auf die Sitten zu unterſuchen.

Mediciniſche und chirurgiſche Gymnaſtik, oder Verſuch über den Nutzen der Bewegung oder der verſchiedenen Leibes-Uebungen und der Ruhe bey Heilung der Krankheiten. Aus dem Franz. des Herrn Tiſſot, mit Anmerkungen des Herausgebers begleitet. Leipz. 1782, 8. 21 B.

Gymnaſtik für die Jugend; enthaltend eine praktiſche Anweiſung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigſten Verbeſſerung der körperlichen Erziehung. Von Gutsmuths, Erzieher zu Schnepfenthal.

Ihr lehrt Religion, ihr lehrt ſie Bürgerpflicht,
Auf ihres Körpers Wohl und Bildung ſeht ihr nicht.

Schnepfenthal, 1793, 8. 1 A. 20 B. mit Kupf.

Verſuch einer Encyklopädie der Leibesübungen. Von Gerhard Ulrich Anton Vieth, öffentlichem Lehrer der Mathematik zu Deſſau. Erſter Theil. Mit Muſik und einem Kupfer. Berlin, 1794, gr. 8. 1 A. 11 B. Zweyter Theil, 1795, mit 7 Kupfertafeln, 1 A. 14 B.

Ueber Verzierungen gymnaſtiſcher Uebungsplätze durch Kunſt-Werke im antiken Geſchmacke, von C. A. Böttiger. Mit Kupf. Weimar, 1795, gr. 8. 3 B. Der Verf. handelt hier eigentlich nur von den Verzierungen der Reit-Bahnen bey den Alten und Neuern, in Beziehung auf das vom Fürſten von Anhalt-Deſſau erbaute und mit Kunſt-Werken im antiken Geſchmack ausgeſchmückte Reit-Haus.

Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geiſtes, für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unſchuldiger Jugendfreuden; geſammelt und praktiſch bearbeivon Guthsmuths.

Ihr könnt fröhlich ſeyn und ſcherzen;
Doch verſcherzt die Unſchuld nicht.

Mit einem Titelkupfer und ſechzehn kleinen Riſſen, Schnepfenthal, 1796, 8. A. 9 B.

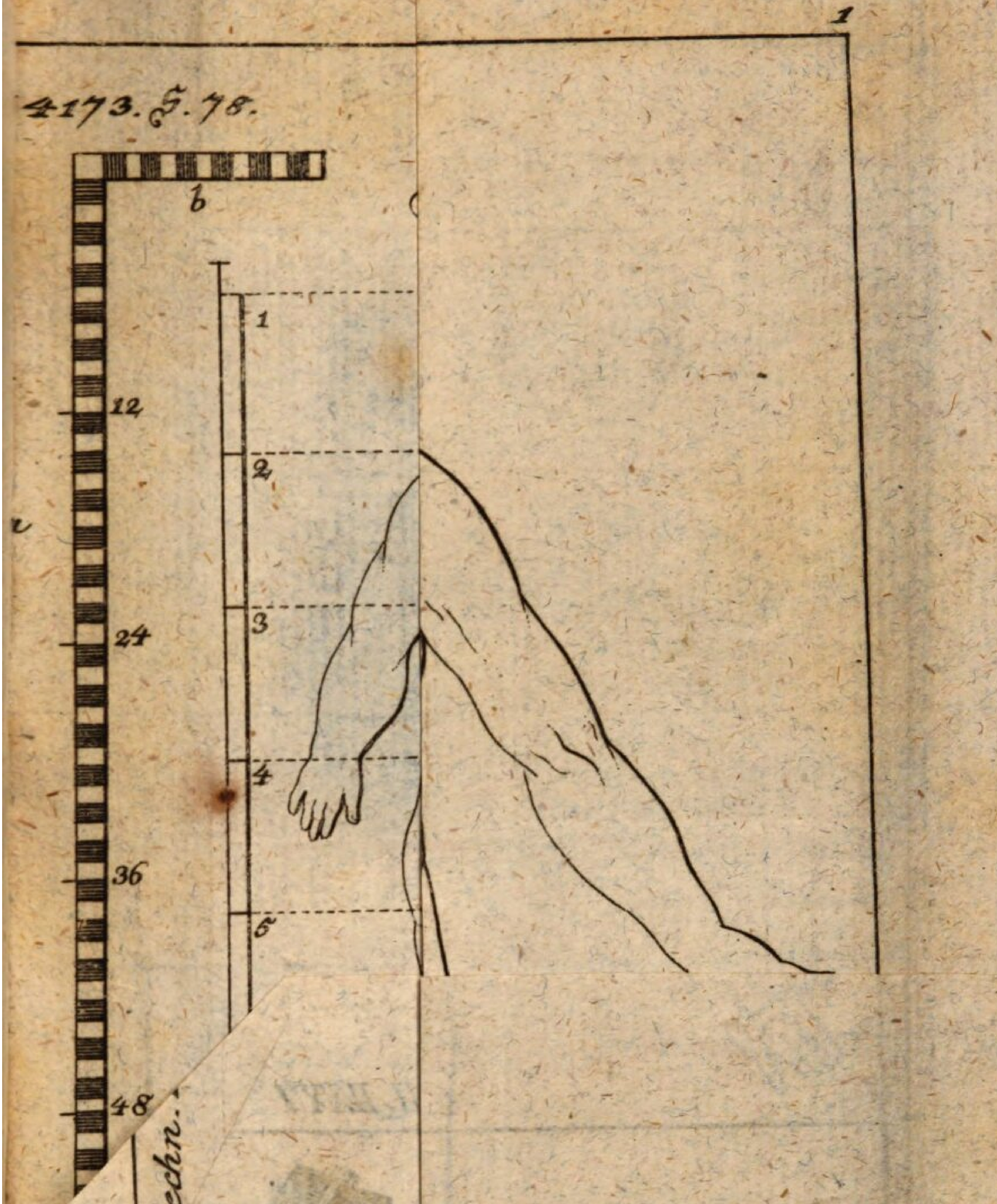
Leibes-Umfang, ſiehe **Leibes-Weite**.

Ende des zwey und ſiebzigſten Theiles.

Ankün-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

4173. §. 78.



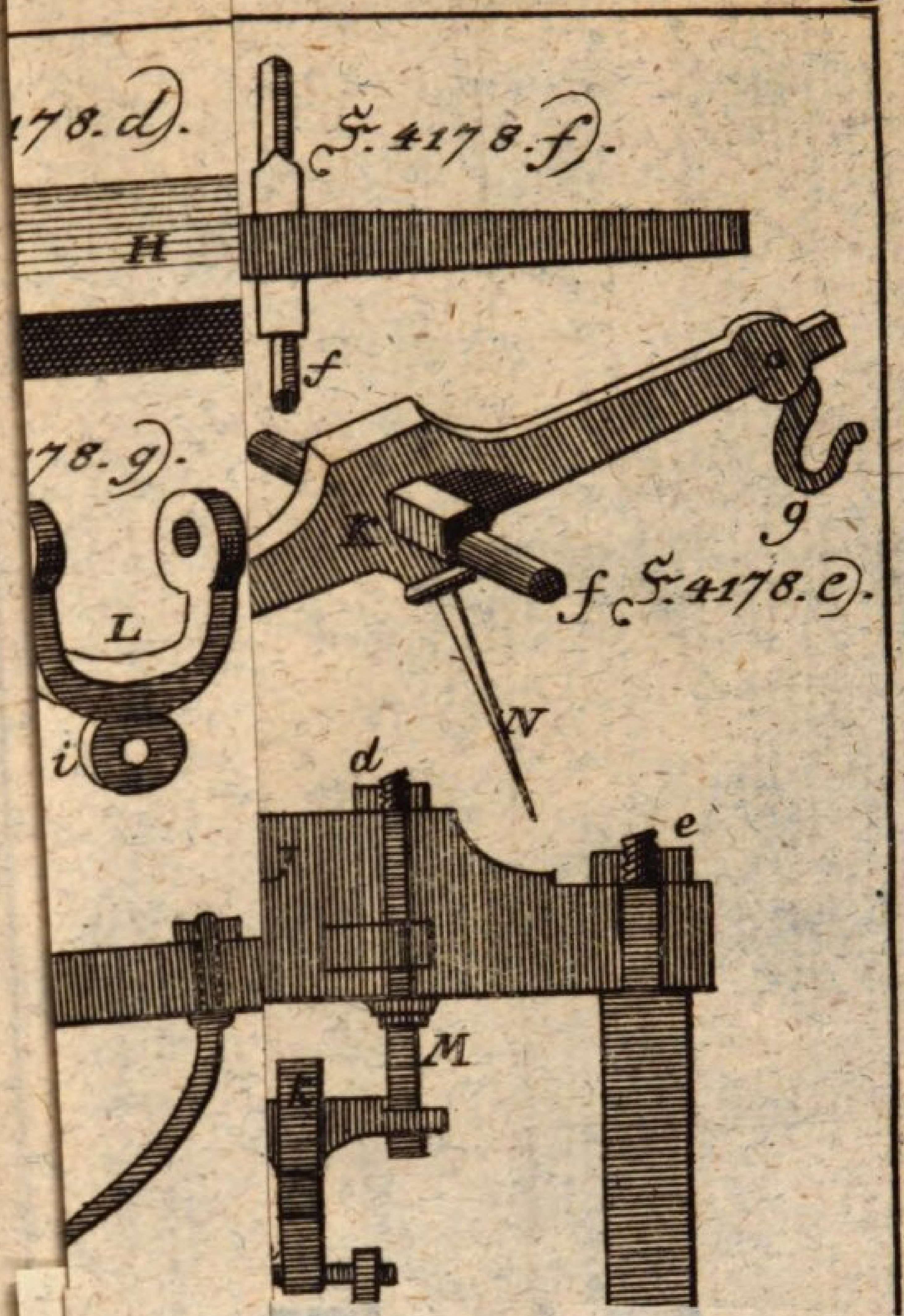
Ankün=

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ankün-

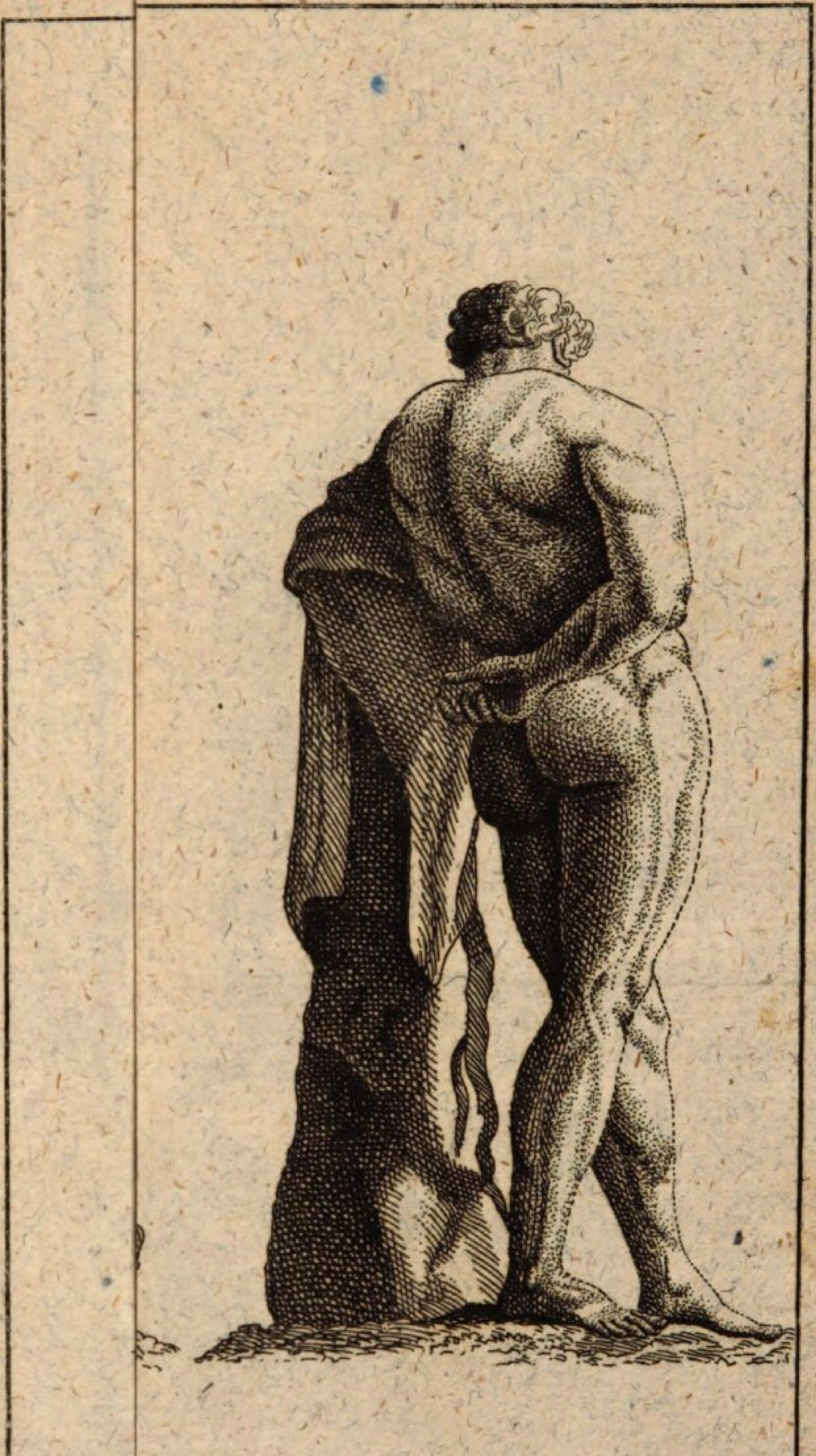
Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

3



Ankün=

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



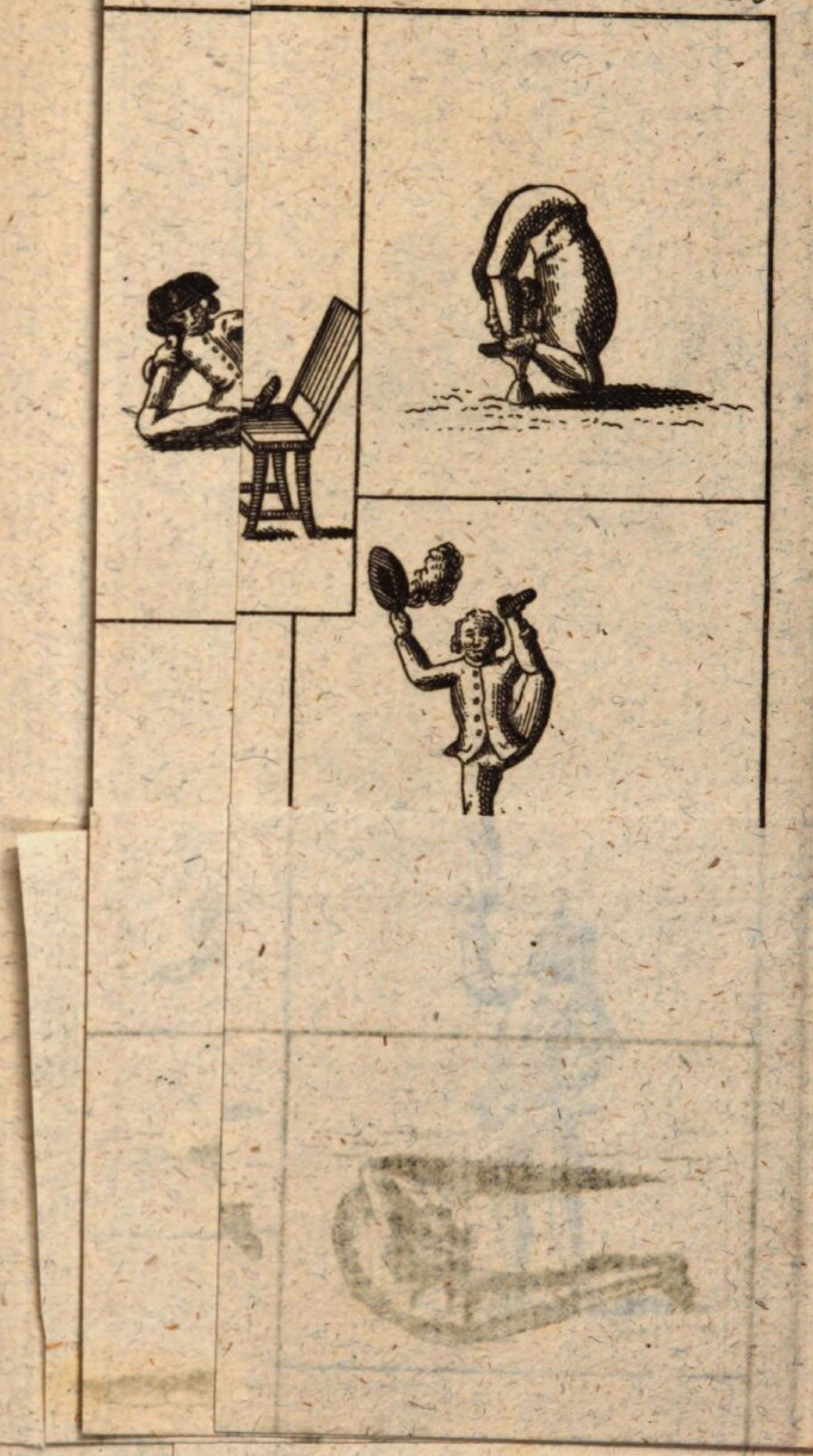
Oec. I

Oec. Techn

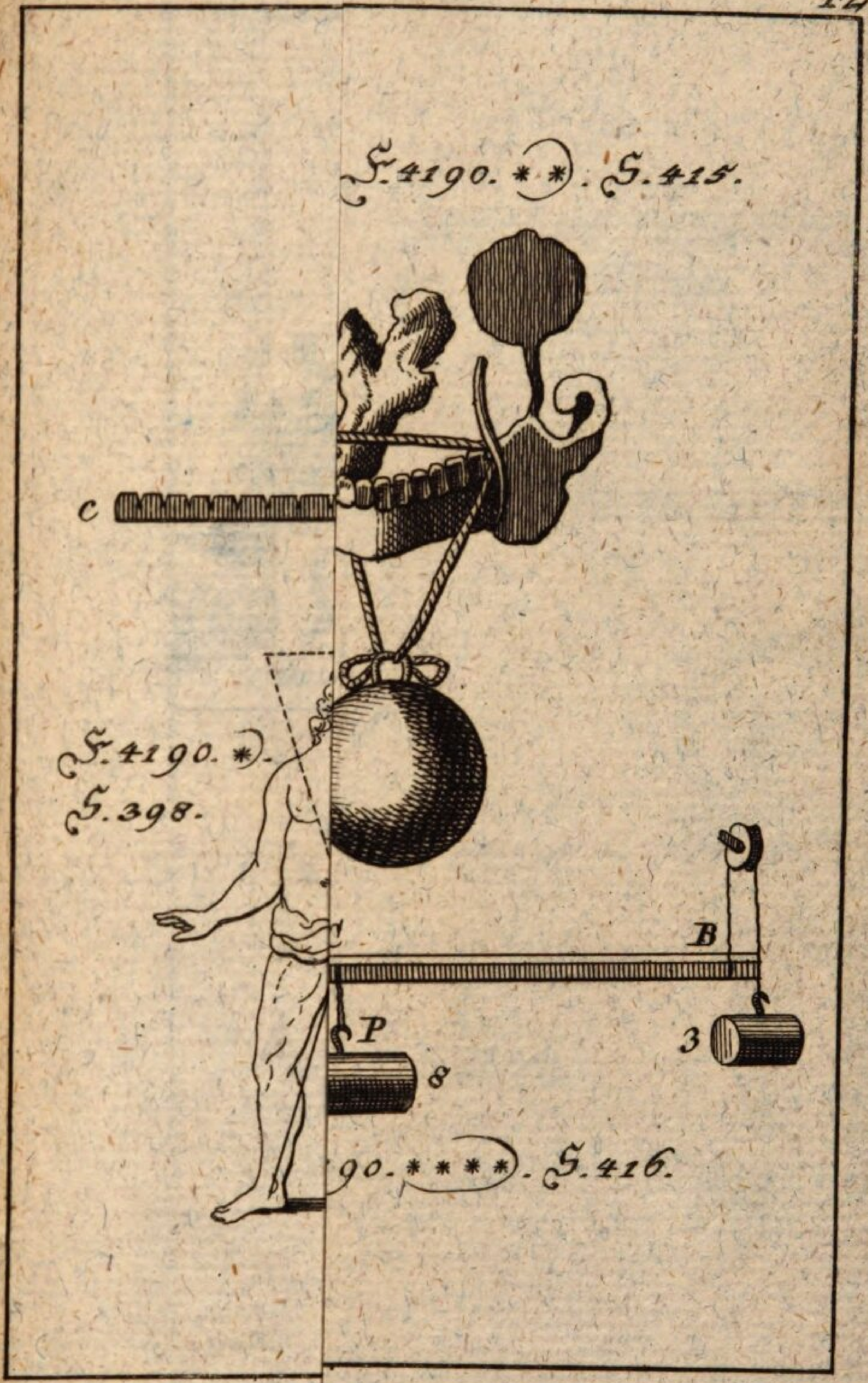
F. 4182. S. 266.

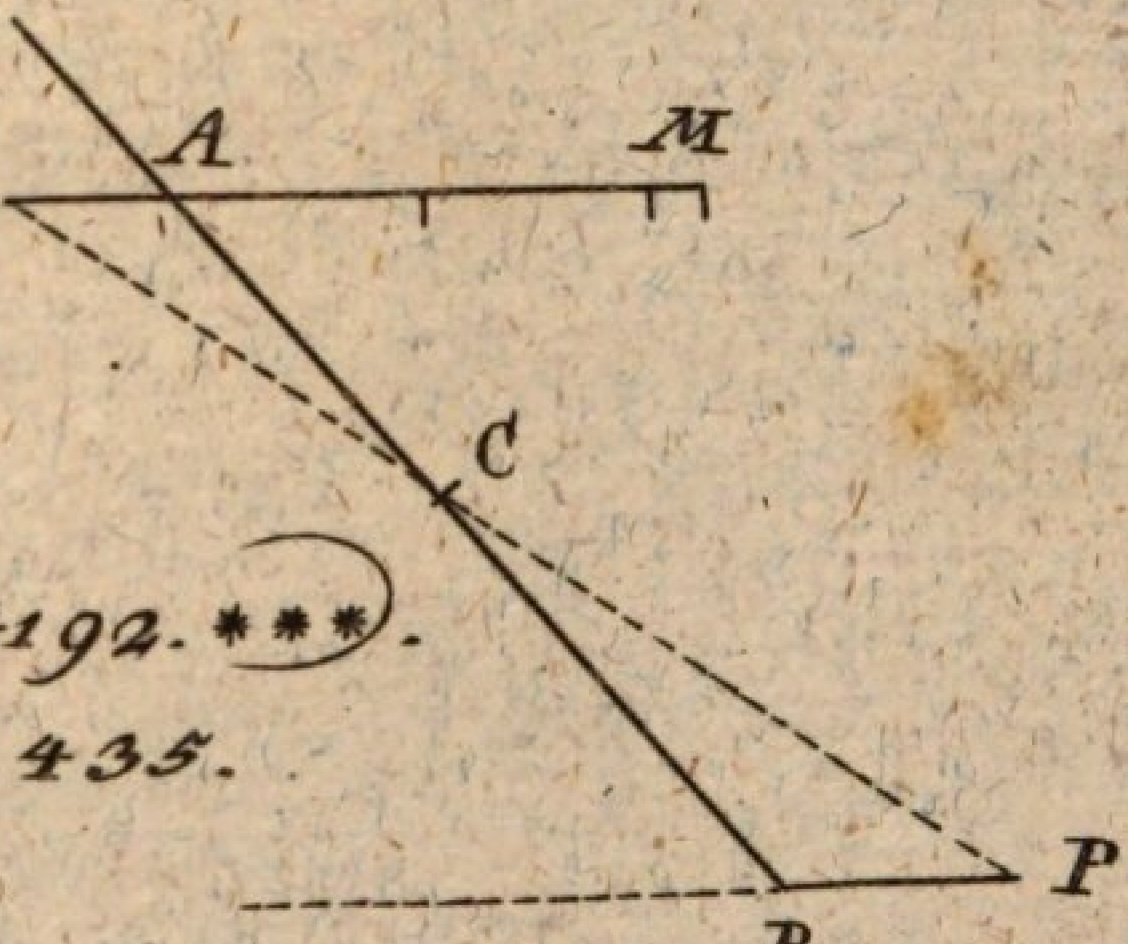
Oec. Enc. LXXII Th.

F. 4189



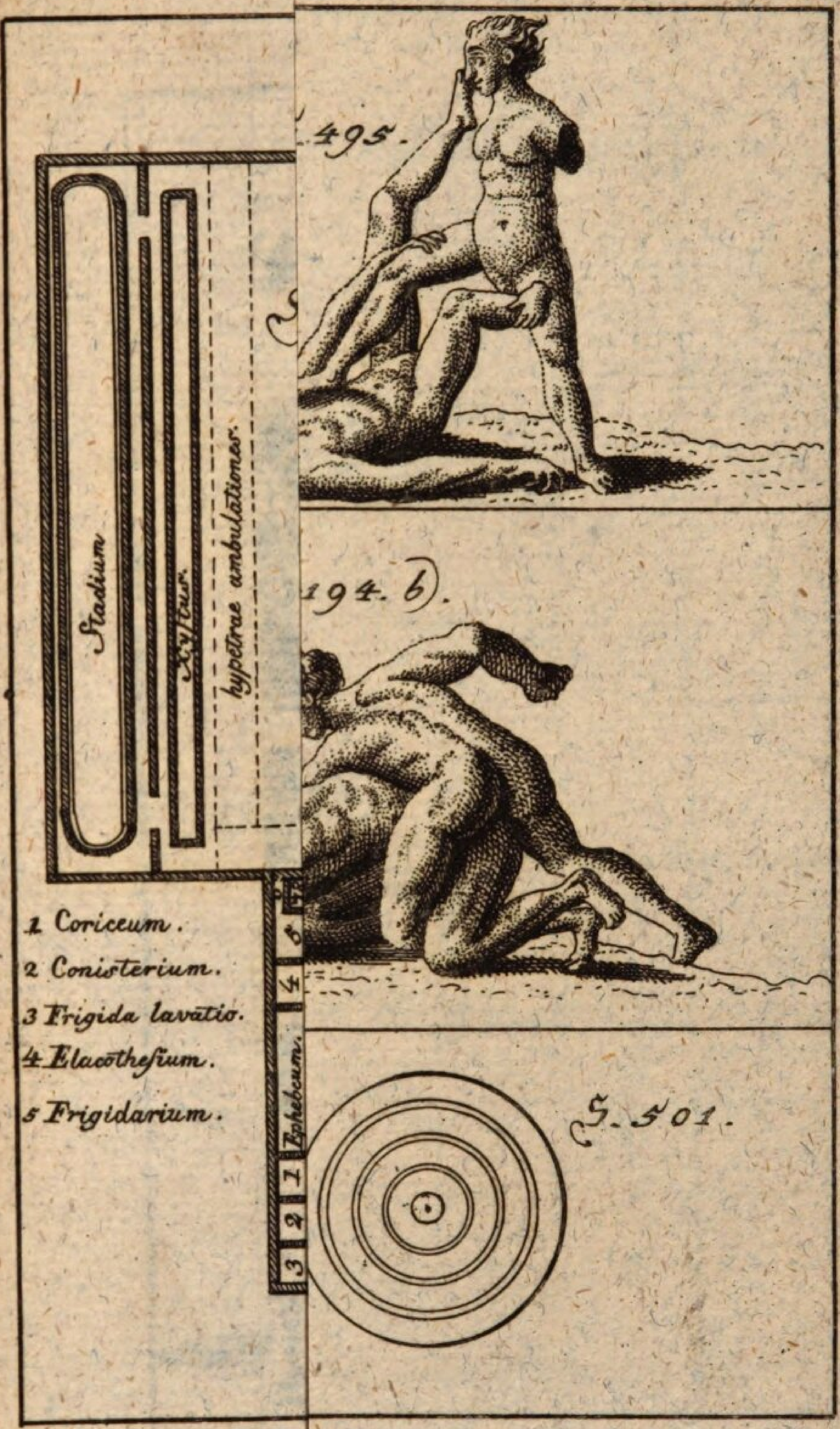
Oec. I


F. 4190. **). S. 415.
C
F. 4190. *).
S. 398.
B
P
8
3
90. ****). S. 416.

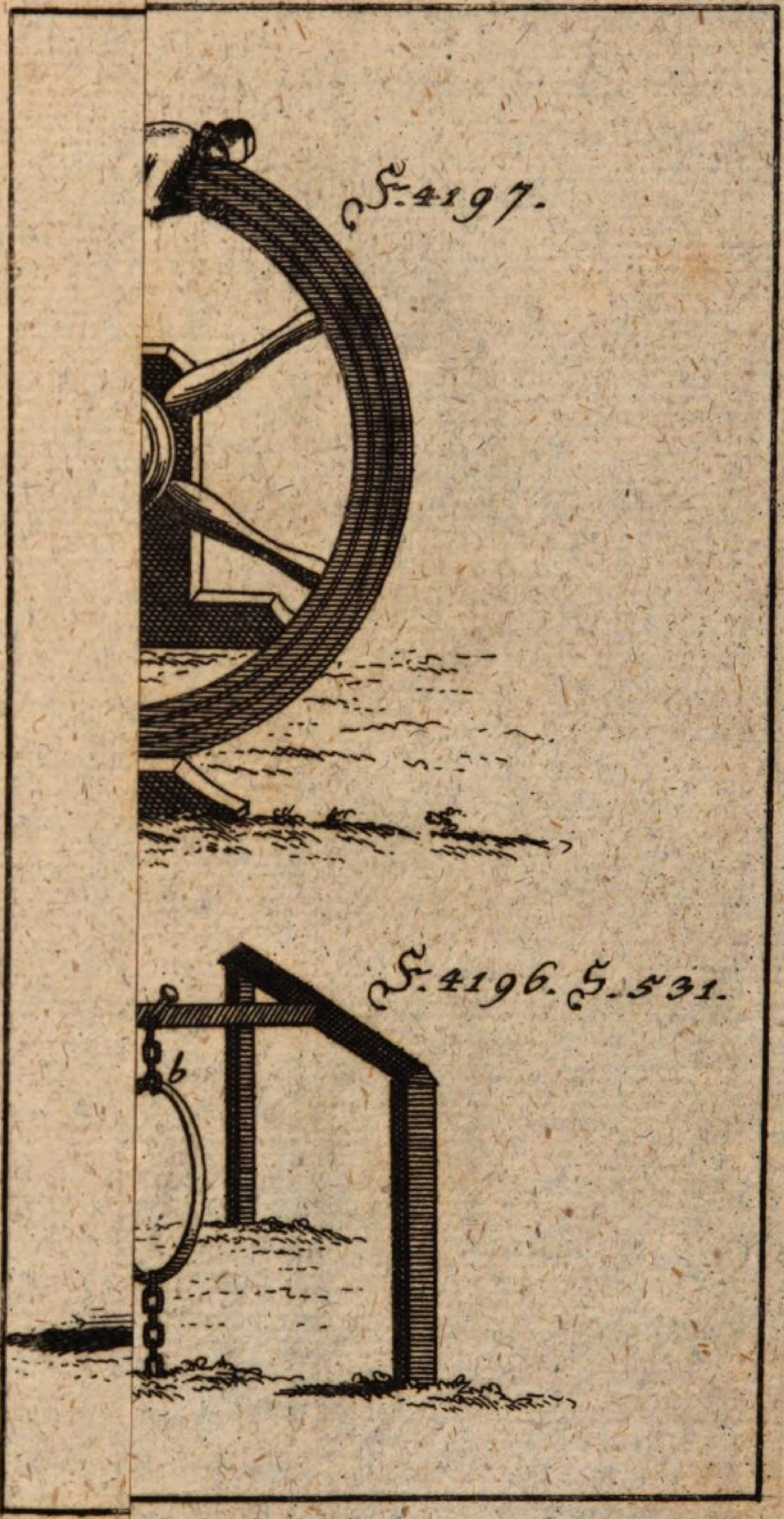


4192. ***.

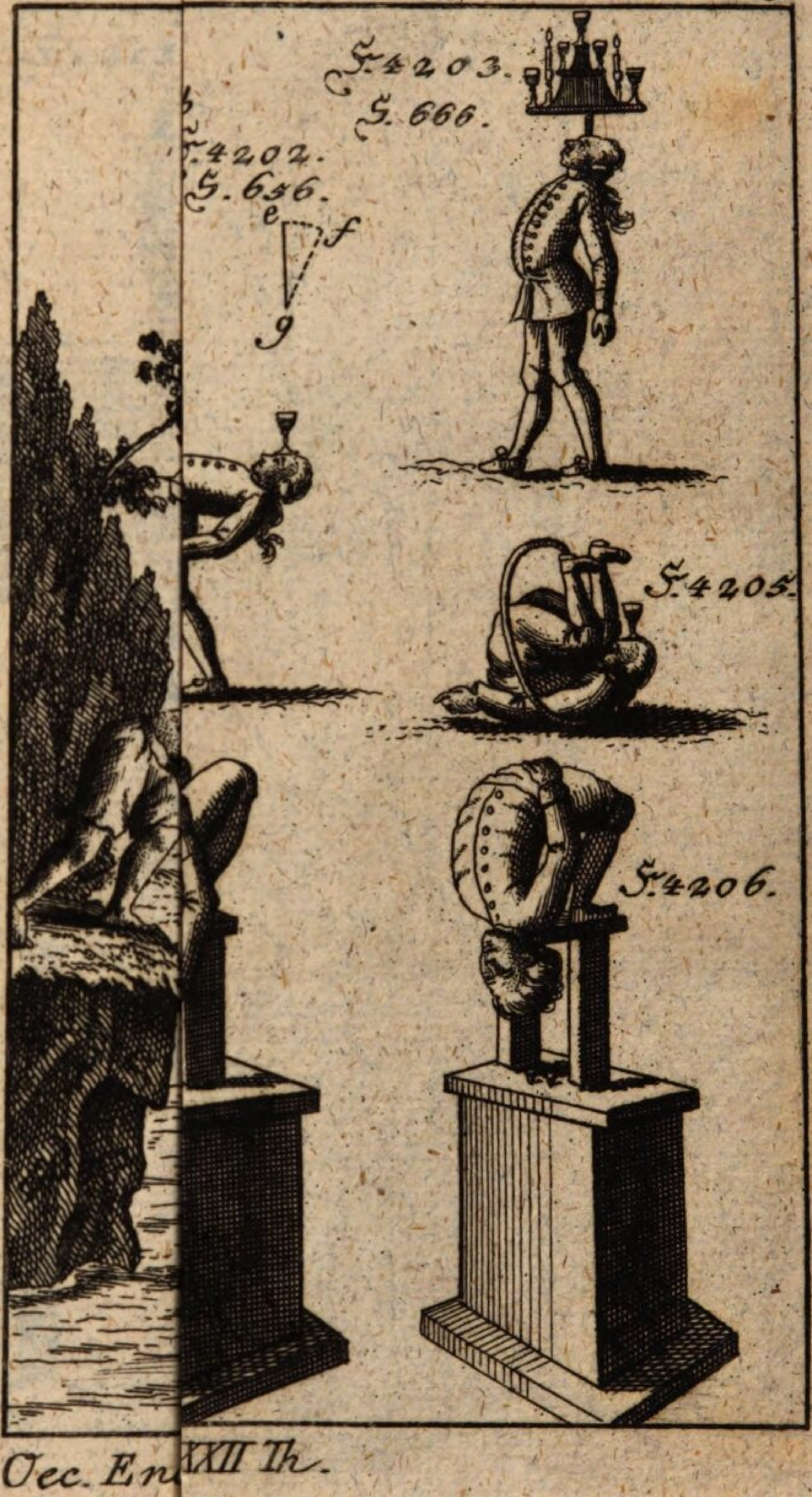
.435.



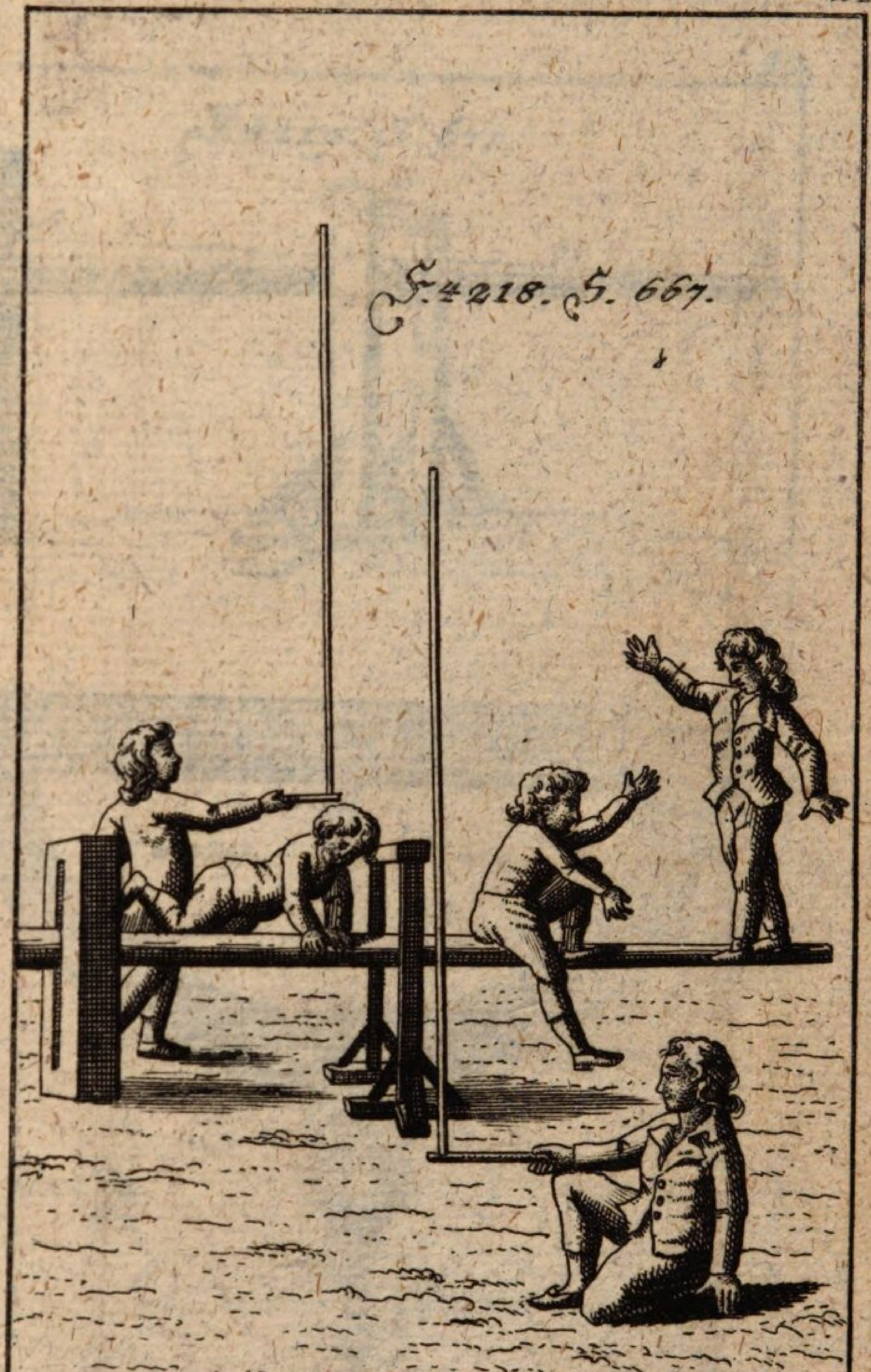
.495.
194. b).
§. 501.
Stadium
Xyſtus.
hypetrae ambulationes.
Ephebeum.
1 Coriceum.
2 Coniſterium.
3 Frigida lavatio.
4 Elacotheſium.
5 Frigidarium.



Occ. E


F. 4203.
S. 666.
F. 4202.
S. 656.
e
f
g
F. 4205.
F. 4206.

209.
F. 4213
F. 4208.
S. 666.
F. 4212.
F. 4217.



Oec. Enc. LXXII Th.

F.42

G.7c 4235. F. 829.

a

a

b

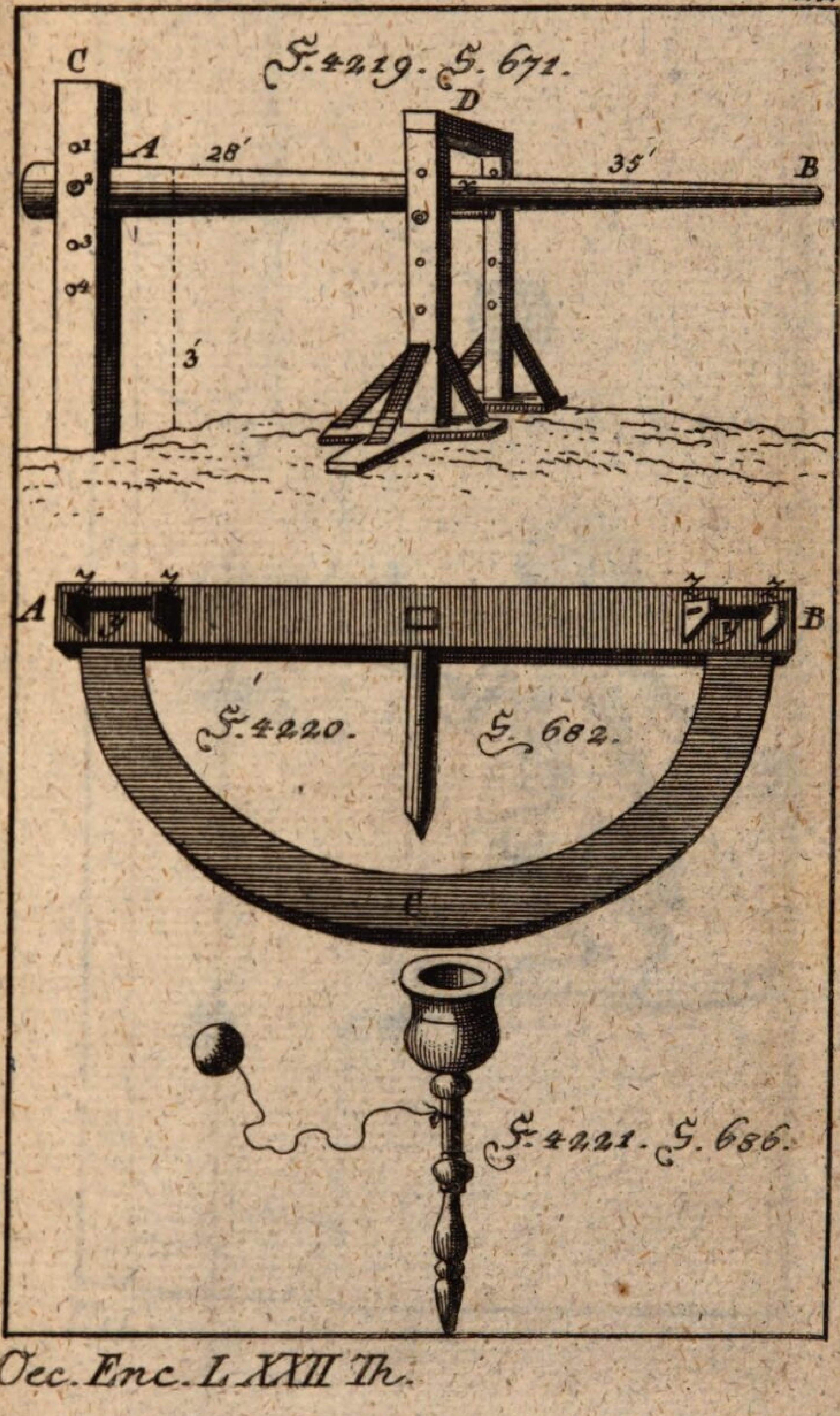
d

x

c

II Th.

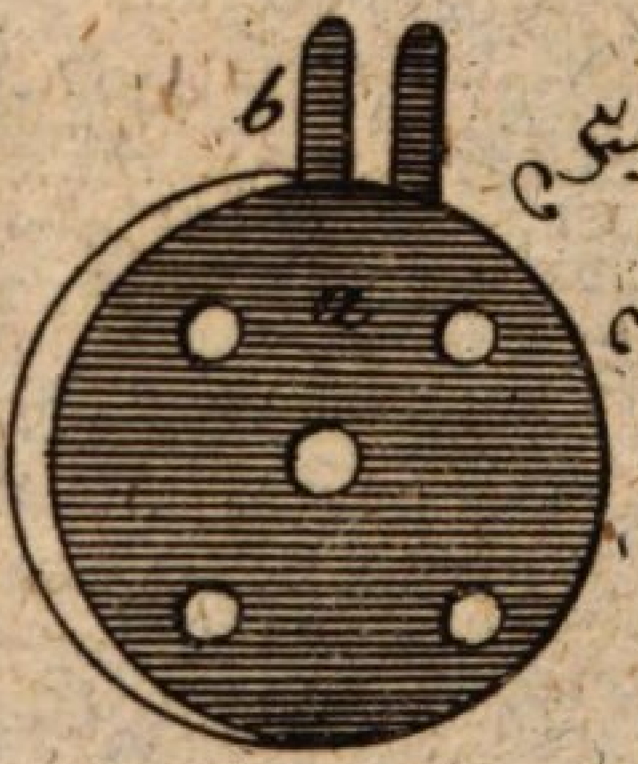
Oec. Er



Oec. Enc. LXXII Th.

Oec

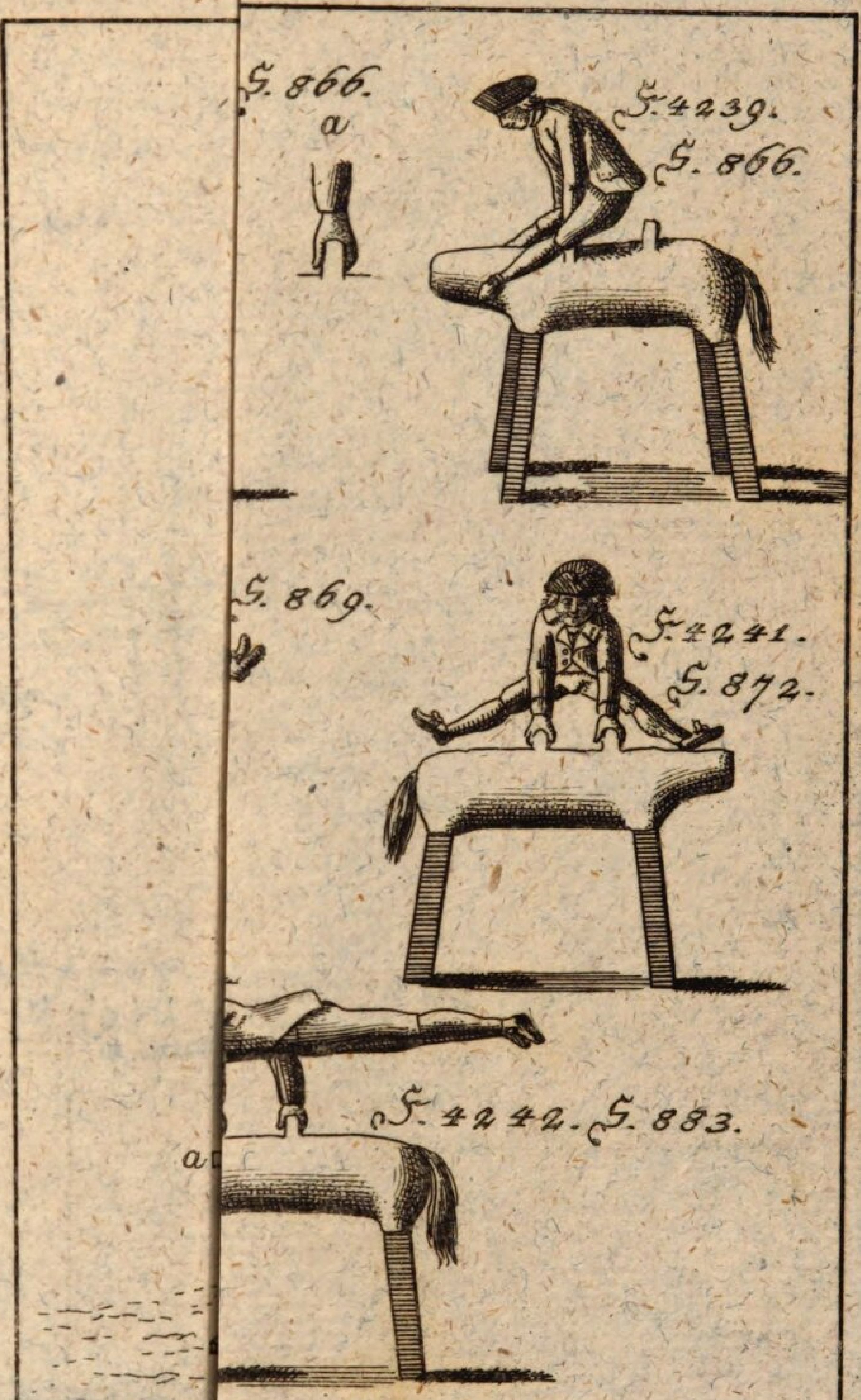
F. 4227.
§. 717.



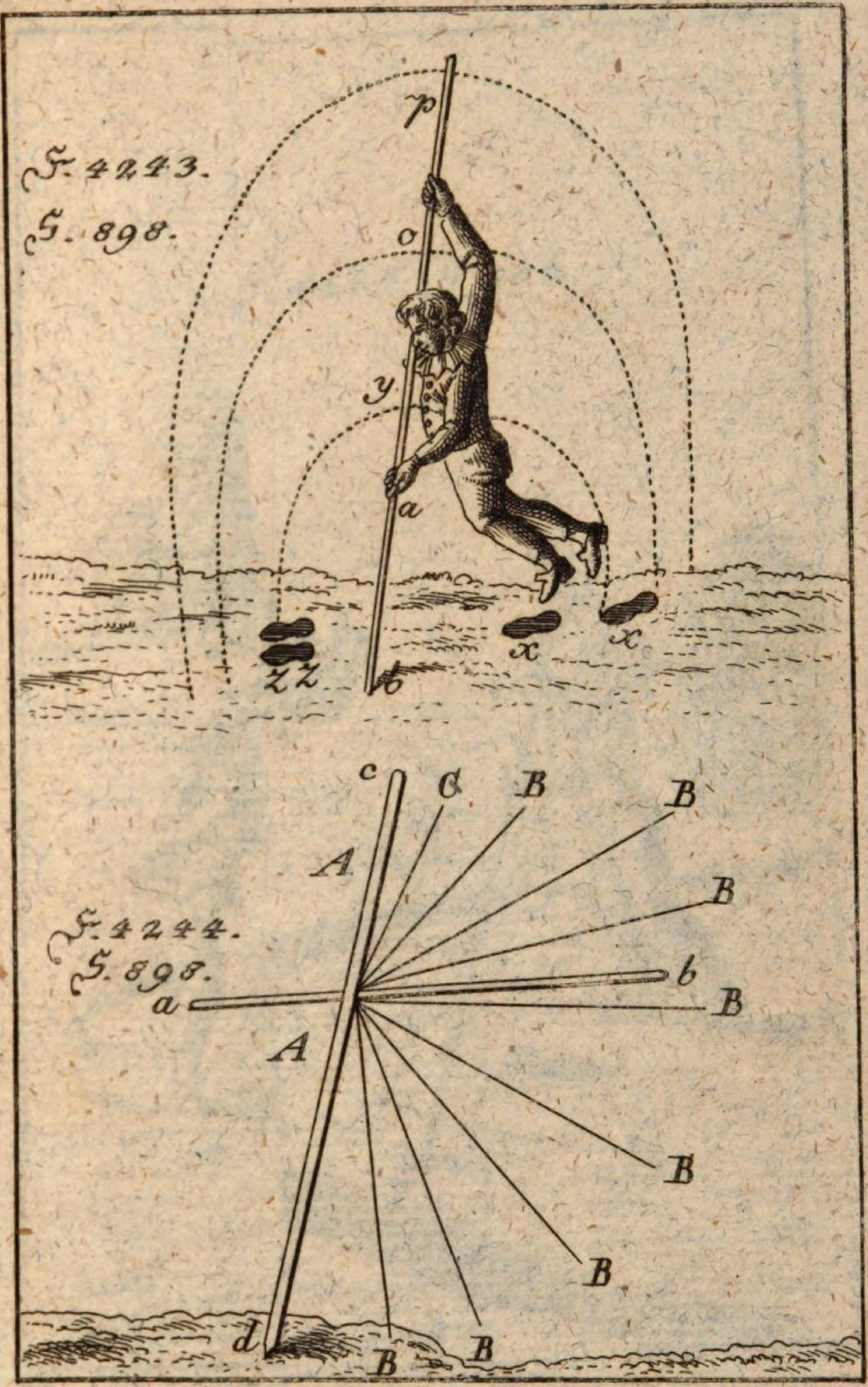
F. 4228.
§. 742.

F. 4230. S. 748.
F. 4229. S. 747.

Oec. Enc. LII Th.



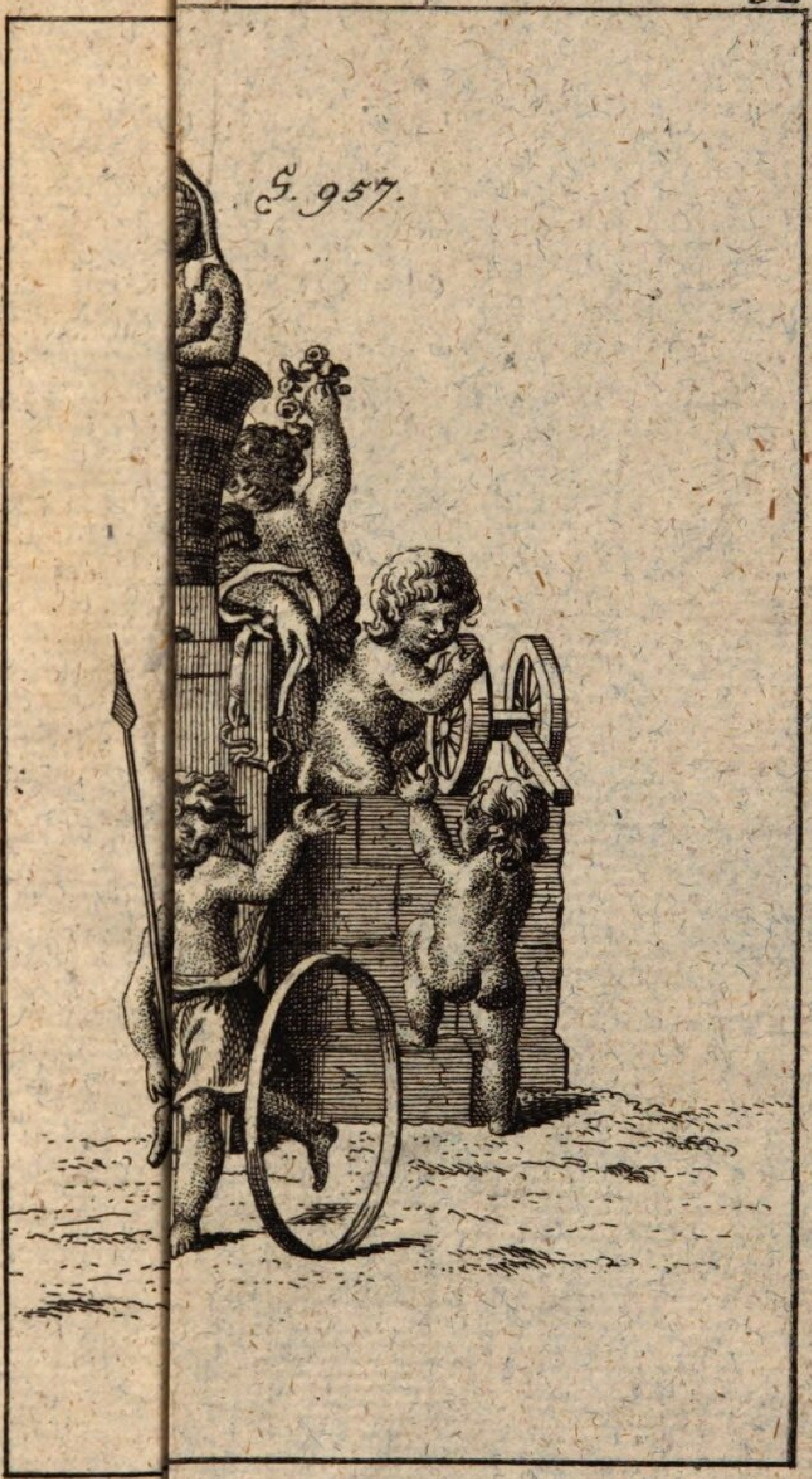
Oec. Enc.


F. 4243.
S. 898.
p
o
y
a
b
z z
x
x
F. 4244.
S. 898.
c
C
B
B
B
A
A
a
b
B
B
B
B
B
d
B

Oec. Enc. LX

Oec. Enc. LXXII Th.

32



Oec. Er

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg,

Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- u. Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung

Bd.: 72

Berlin 1805

Oecon. 1032-72
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296662-5
VD18 90038304